This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

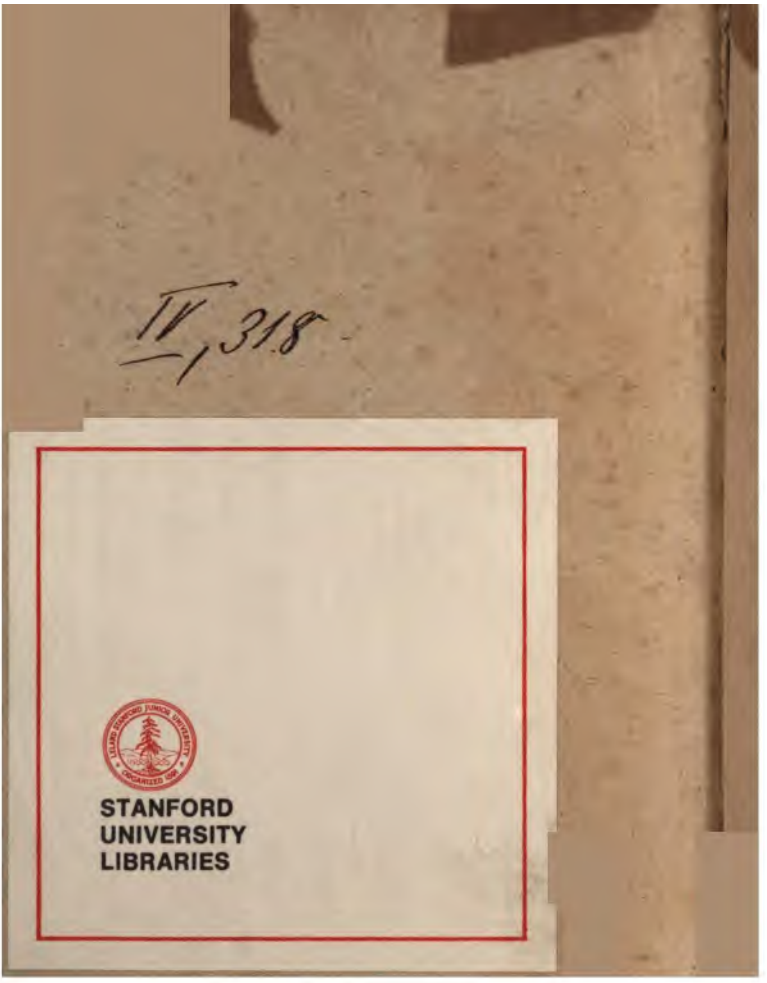
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


IV, 318

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

D. Johann Georg Krünitz
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft

wie auch

der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte

in alphabetischer Ordnung.

Fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Floerken.

Sechs und siebzigster Theil,

von Lein bis Leinzieher.

Nebst 15 Kupfertafeln auf 4 Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Kurfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1799.

In der Buchhandl. des königl. preuß. geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

AE27
K8
v.76
~~Locked~~
Stack

L. L.

Lein, (der) Flachs, Linum uſitatiſſimum, *Linn.* iſt dasjenige Gewächs, aus deſſen Baſt vorzüglich Garn geſponnen, und Leinewand verfertigt wird. Der Nahme Lein ſcheint ſehr alt zu ſeyn, und man will behaupten daß er aus ältern Sprachen auf uns fortgepflanzet worden, weil man ihn faſt in allen europäiſchen Sprachen findet. Im Niederſächſiſchen lautet er Lien, im Holländiſchen Lyn, (Vlas,) im Engliſchen Line, im Schwediſchen Lin; im Ital. Lino, im Slavoniſchen und Wendiſchen der Gegend, Len, Lan, im Wallachiſchen Llinu, im Albaniſchen Lli, u. ſ. w. (*). Das Griechiſche Λινον, lateiniſche Linum, ſpaniſche Lino, bretagniſche Llin, u. a. m. haben eben dieſe Bedeutung. Wir Deutſchen bedienen uns aber im Reden ſowohl, als im Schreiben, der beyden Wörter Lein und Flachs, und ſelbſt

(*) Im Tatian heißt das rauchende Docht Lin riohhenti, wahrſcheinlich, weil man es zu den Zeiten wohl mehrentheils aus Leinen bereitet.

Zuſammenſetzung dieſer Wörter mit andern, beſtimmet ſich der Gebrauch ganz beſonders, und der angeführte, und noch zu zeigende Unterſchied, wird von den Oekonomen allemahl beobachtet, und er ſcheint in der Etymologie ſelbſt ſeinen Grund zu haben. Daher nennet man die Samenkörner nicht Flachsſamen ſondern Leinſamen. Ohngeachtet die Leinewand nicht aus dem Lein, ſondern aus dem Flachs verfertigt wird, ſo ſagt man doch nicht Flächſenwand, ſondern Leinwand, von Lein und dem alten Worte Wand, wodurch man Zeug, oder eine gewiſſe Art von Zeug anzeigen wollte. Man ſagt nicht flächſen Geräthe, ſondern leinen Geräthe, und ſo wechſelt man nach dem Sprachgebrauche, welcher hier Regel ſeyn muß, und nach den Umſtänden ab.

Man verknüpfet ſogar beyde Wörter, und ſagt im gemeinen Gebrauche: flächſene Leinewand, oder nach niederſächſiſcher Mundart, flächſen Leinen, plattdeutſch fläſen Lin'n, wenn man ſie von der hanfenen, oder wergenen, (heeden) unterſcheiden will; ja, ohngeachtet die Zuſammenſetzung, hänfene Leinwand, eigentlich widerſprechend iſt, indem ein Wand oder Zeug, welcher aus Hanf gemacht iſt, nicht Leinen ſeyn kann, ſo wird doch dieſe Redensart durch den Gebrauch der lieben Damen gerechtfertigt; und Stoſch ſagt in dem Art. Lein, Flachs: der Gebrauch iſt ein Tyrann, welcher ſich an keine Geſetze bindet, ſondern einen blinden Gehorſam fordert.

Wenn von einem Reif, Seil oder einer Schnur die Rede iſt, ſo wird man nicht ſagen, eine leinene Schnur, ſondern eine flächſene Schnur; — und doch ſagt man eine Leine, eine Zeugleine, eine Pferdeleine, u. ſ. f. welches Wort ohnſtreitig von Lein abſtammet. Denn, würde ich z. B. eine Pferdeflächſe ſagen, ſo würde man darunter eine Sehne oder Spannader von einem Pferde verſtehen. Man ſehe hierüber im XIVten

Theil der Encyklopädie, die Artikel Flächse und Flächsen, S. 19, fgg.

Ehe ich nun weiter in das botaniſche, ökonomiſche und techniſche Fach dieſer edlen Pflanze mich vertiefe, ſo werden die Beſitzer der Encyklopädie mir es erlauben, Ihnen auch zuvor von dem hierüber bekannten Antiquariſchen einen kleinen Aufſchluß zu geben. Wir ſind nun einmahl dabey, und Gott weiß, ob ich in meinem Leben jemahl wieder Gelegenheit habe, öffentlich über dieſe Materie etwas zu ſagen, da alle die folgenden Materien und Artikel, wie ein reißender Strom mich dahin führen, daß ich kaum zurück ſehen kann — und nur immer zu thun habe, um der Fahrt nachzuſteuern, damit ich nicht auf Abwege und in Labyrinthe gerathe, die mich zu ſehr von dem Ziele entfernen.

Einer der erſten Uebergänge der Menſchen zur Vollkommenheit, war nächſt der Bekleidung von Thierfellen, die Anwendung verſchiedener Erzeugniſſe aus dem Pflanzenreiche zur Kleidung, und dieſes gab auch zur Verfeinerung des Lebens und der Sitten nicht geringen Anlaß. Die Alten hatten verſchiedene Arten von Zeug, über deren Beſtandtheile und Benennung man aber noch nicht völlig einig iſt. Die Römer nannten ſeidene und auch baumwollne Kleider Bombycina, aber dieſe Bombycina werden auch öfters mit den Biſſinis verwechſelt. Byſſus und Byſſina (ſ. Th. VII, der Encyklopädie, S. 489,) war aber auch nichts weniger der Nahme einer ſehr feinen und koſtbaren Leinewand, deren ſchon Plinius gedenkt, und welche man mit unſerm heutigen Batiſt füglich vergleichen kann. Der beſte Flachs zu dieſer Art Byſſus oder Leinewand, wurde bey Elis in Griechenland, nnd in Aegypten gezogen, und erſterer war bey den römiſchen Damen ſo beliebt, und dabey ſo koſtbar, daß ein zwey

hun-

hundert acht und achtzigſter Theil eines Pfundes, oder Scrupel (*) vier Denarien oder 48 Kreutzer koſtete.

Unter dieſe Art von Leinwandbyſſus, gehört beſonders auch die Carbaſus, woraus die Veſtes carbaſinæ gemacht wurden, welche bey den römiſchen Frauenzimmern ſo beliebt waren (**). Alle dieſe unter den allgemeinen Nahmen Bombycina oder Byſſina, begriffenen ſeidnen und baumwollnen Zeuge, wie auch die hierunter verſtandenen Arten von Leinwand, wurden öfters für die üppigen griechiſchen und römiſchen Damen auf eine unſerm Milchflor und dem Filet ähnliche Art gewebet. Sie machten daraus ganze Anzüge, welche auf eine reizende und überaus verführeriſche Art das Mittel zwiſchen der Kleidung und Nacktheit hielten. Solche die wollüſtigen Griechinnen und in der Folge die noch wollüſtigern Römerinnen bey ihrer Ausgelaſſenheit umfließende durchſichtige Gewänder waren eben das, was Petron einen gewebten Wind, oder leinenen Nebel nannte, wenn er bey dem Gaſtmahle des Trimalcions die ausgelaßnen Sitten ſeiner Zeit unter andern auch durch folgenden ſehr ſtarken Zug des Sittenverderbniſſes bey dem ſchönen Geſchlechte ſchildert: „*Aequum eſt induere nuptam ven-*„*tum texilem?* palam proſtare nudam *nebula lintea?*“ Von eben dieſen Kleidern ſagt der heilige Hierony-

(*) Scrupulus, Scrupulum. Scriptulum und Scripulum, war ein römiſches Gewicht, und zwar der dritte Theil einer Drachme, alſo der 24ſte einer Unze. War vom Gelde die Rede, ſo galt der Scrupel ohngefähr ſo viel als ein ſächſiſcher Groſchen. In Feldmaßen bedeutete Scrupel eine Fläche von 100 Quadratfuß.

(**) Carbaſus war eine Art ſehr klarer Leinewand, dergleichen beſonders ehedem in Spanien gemacht wurde, wie auch in Indien, woraus die Indianer ſehr koſtbare Kleider verfertigten. Hierüber kann man nachſehen: *Plin.* H. N. lib. XIX. c. 1. *Arian.* Peripl. ap. *Pitiſc.* in *Carbaſus*. *Lucan.* lib. III. v. 239. *Curt.* lib. VIII. c. 9. *Virg.* Aen. lib. XI. v. 775. *Valer. Max.* lib. I. c. 1. n. 7.

mus: „Man ſiehet dieſe aufgeputzten Opfer der Wolluſt „daher kommen, die alle Reize ihres in ein durch„ſichtiges Gewand verhüllten Körpers dem Auge vorle„gen.“ Ein ſolches Gewand läßt auch Apulejus in ſeinem Urtheil des Paris die Venus umfließen. Aehnliche Kleidungen erhalten ſich jetzt noch in den Serails der Türken. Die armen Schlachtopfer der Wolluſt ſind mit leichten und durchſichtigen Gewändern umgeben, ſo wie man ſie auf den antiken Gemählden ſieht, und welche man multicia hieß. Hieraus möchte erhellen, daß wohl nicht eigentlich die Noth, ſondern vielmehr eine gewiſſe Art Ueppigkeit Erfinderinn des Gebrauchs der Leinewand geweſen.

Nach dem Martian Capella ward die Iſis für die Erfinderinn der Kunſt, Flachs zur Bekleidung zuzubereiten, gehalten. Da nun dieſe ägyptiſche Göttinn von vielen Mythologen mit der Ceres, der Erfinderinn des Getraidebaus, für einerley gehalten wird, ſo würde dadurch der Flachsbau faſt eben ſo alt, als der Kornbau zu rechnen ſeyn. Die Prieſter der Iſis trugen Gewänder von Leinwand, und wegen dieſer Erfindung nannte man die Göttinn, auch Dea linigera.

Daß aber zu Moſes Zeiten der Flachsbau bey den Aegyptern und auch unter den Juden ſchon eine ſehr bekannte Sache geweſen ſeyn müſſe, erhellet aus 2 Moſ. 9, 31. und 5 Moſ. 22, 11. Ueberhaupt aber ward die Leinewand bey den Juden zur Bekleidung der Prieſter und Leviten gebraucht, und das davon verfertigte Gewand des hohen Prieſters am großen Verſöhnungstage war ſo prächtig und koſtbar, daß ſein Gewand, welches er frühe trug, auf 150 Rthlr. und die Abendkleidung auf 225 Rthlr. gekommen ſeyn ſoll. Die Leinwand zur erſten erhielten die Juden aus Aegypten, und zwar von Peluſium, die aber zur Abendkleidung aus Indien. Vielleicht kann dieſer letztere Zeug aber auch eine Art des Bombycinum geweſen

ſeyn,

ſeyn, (eine Art Seide oder Baumwolle,) oder nach einigen andern wieder Byſſinum, indem die alten Schriftſteller hin und wieder die Baumwolle der Indier auch Linum zu nennen pflegen.

Die Athenienſer erhielten den Gebrauch der Leinwand vom Cecrops, ihrem Stifter, einem Aegypter, und ſie bedienten ſich (nach dem Thucydides B. 1) lange Zeit derſelben zur Kleidung, und vertauſchten ſolche nicht lange vor dem peloponneſiſchen Kriege mit wollenen und andern Kleidern. Ueberhaupt aber diente bey den Griechen ſowohl als bey den Römern die ſchönſte und weißeſte Leinewand zur Bekleidung der Prieſter, die alsdann mit Purpur verbrämet wurde, wie dieſes Servius (ad Aeneid, 12, 170.) bemerkt. Nach dem Tacitus trug das vornehme Frauenzimmer der alten Deutſchen einen ähnlichen leinenen, mit Purpur beſetzten Anzug. Es iſt aber nicht zu vermuthen, daß zur damahligen Zeit ſchon Lein in Deutſchland geſäet, und Leinwand bereitet worden ſey; vielmehr glaube ich, daß die deutſchen vornehmen Damen, die zum Theil auch die Stellen der Prieſter vertraten, da Deutſchland durch Handel, Kriegsdienſte und Kriege ſelbſt mit den Römern in nähere Bekanntſchaft und Verbindung gerieth — den römiſchen Prieſtern in der prachtvollen Kleidung nichts haben nachgeben wollen, und alſo Gelegenheit zu treffen ſuchten, auch ſolche Kleider von dort her zu erhalten (*).

(*) Im Jahre 1499 war es in Augsburg Gebrauch — wenigſtens Kinderleichen, in Leinewand einzunähen, und damit zu begraben, obgleich die Lebendigen ſtark in Seide gingen. Den Beweis führe ich aus: Matthäus und Veit Konrad Schwarz nach ihren merkwürdigſten Lebensumſtänden und vielfältig abwechſelnden Kindertrachten, aus zwey im herzogl. Braunſchweigſchen Kunſt und Naturalien-Kabinette befindlichen Originalen, ausführlich beſchrieben, und mit Anmerkungen erläutert von Elias Caſpar Reichard, Magdeburg 1786. Hier beſchreibt der Verfaſſer ein Gemählde aus des Matthäus Schwarz Lebenslauf S. 19,

nus: „Man ſiehet dieſe aufgeputzten Opfer der Wolluſt „daher kommen, die alle Reize ihres in ein durch„ſichtiges Gewand verhüllten Körpers dem Auge vorle„gen.“ Ein ſolches Gewand läßt auch Apuleius in ſeinem Urtheil des Paris die Venus umſtießen. Aehnliche Kleidungen erhalten ſich jetzt noch in den Serails der Türken. Die armen Schlachtopfer der Wolluſt ſind mit leichten und durchſichtigen Gewändern umgeben, ſo wie man ſie auf den antiken Gemählden ſieht, und welche man multicia hieß. Hieraus möchte erhellen, daß wohl nicht eigentlich die Noth, ſondern vielmehr eine gewiſſe Art Ueppigkeit Erfinderinn des Gebrauchs der Leinewand geweſen.

Nach dem Martian Capella ward die Iſis für die Erfinderinn der Kunſt, Flachs zur Bekleidung zuzubereiten, gehalten. Da nun dieſe ägyptiſche Göttinn von vielen Mythologen mit der Ceres, der Erfinderinn des Getraidebaus, für einerley gehalten wird, ſo würde dadurch der Flachsbau faſt eben ſo alt, als der Kornbau zu rechnen ſeyn. Die Prieſter der Iſis trugen Gewänder von Leinwand, und wegen dieſer Erfindung nannte man die Göttinn, auch Dea linigera.

Daß aber zu Moſes Zeiten der Flachsbau bey den Aegyptern und auch unter den Juden ſchon eine ſehr bekannte Sache geweſen ſeyn müſſe, erhellet aus 2 Moſ. 9, 31. und 5 Moſ. 22, 11. Ueberhaupt aber ward die Leinewand bey den Juden zur Bekleidung der Prieſter und Leviten gebraucht, und das davon verfertigte Gewand des hohen Prieſters am großen Verſöhnungstage war ſo prächtig und koſtbar, daß ſein Gewand, welches er frühe trug, auf 150 Rthlr. und die Abendkleidung auf 225 Rthlr. gekommen ſeyn ſoll. Die Leinwand zur erſten erhielten die Juden aus Aegypten, und zwar von Peluſium, die aber zur Abendkleidung aus Indien. Vielleicht kann dieſer letztere Zeug aber auch eine Art des Bombycinum geweſen

ſeyn,

seyn, (eine Art Seide oder Baumwolle,) oder nach einigen andern wieder Byssinum, indem die alten Schriftsteller hin und wieder die Baumwolle der Indier auch Linum zu nennen pflegen.

Die Athenienser erhielten den Gebrauch der Leinwand vom Cecrops, ihrem Stifter, einem Aegypter, und sie bedienten sich (nach dem Thucydides B. 1) lange Zeit derselben zur Kleidung, und vertauschten solche nicht lange vor dem peloponnesischen Kriege mit wollenen und andern Kleidern. Ueberhaupt aber diente bey den Griechen sowohl als bey den Römern die schönste und weißeste Leinewand zur Bekleidung der Priester, die alsdann mit Purpur verbrämet wurde, wie dieses Servius (ad Aeneid, 12, 170.) bemerkt. Nach dem Tacitus trug das vornehme Frauenzimmer der alten Deutschen einen ähnlichen leinenen, mit Purpur besetzten Anzug. Es ist aber nicht zu vermuthen, daß zur damahligen Zeit schon Lein in Deutschland gesäet, und Leinwand bereitet worden sey; vielmehr glaube ich, daß die deutschen vornehmen Damen, die zum Theil auch die Stellen der Priester vertraten, da Deutschland durch Handel, Kriegsdienste und Kriege selbst mit den Römern in nähere Bekanntschaft und Verbindung gerieth — den römischen Priestern in der prachtvollen Kleidung nichts haben nachgeben wollen, und also Gelegenheit zu treffen suchten, auch solche Kleider von dort her zu erhalten (*).

(*) Im Jahre 1499 war es in Augsburg Gebrauch — wenigstens Kinderleichen, in Leinewand einzunähen, und damit zu begraben, obgleich die Lebendigen stark in Seide gingen. Den Beweis führe ich aus: Matthäus und Veit Konrad Schwarz nach ihren merkwürdigsten Lebensumständen und vielfältig abwechselnden Kindertrachten, aus zwey im herzogl. Braunschweigischen Kunst und Naturalien-Kabinette befindlichen Originalen, ausführlich beschrieben, und mit Anmerkungen erläutert von Elias Caspar Reichard, Magdeburg 1786. Hier beschreibt der Verfasser ein Gemählde aus des Matthäus Schwarz Lebenslauf S. 19,

im September reif. Von dieſer Sorte werde ich in der Folge weitläuftiger reden. Man ſehe Fig. 4451.

2. Linum (*Humile*) calycibus capſulisque mucronatis, petalis emarginatis, foliis lanceolatis alternis, caule ramoſo. Dies iſt nach dem Miller: Flachs mit ſcharf geſpitzten Kelchen und Kapſeln, gekerbten Blumenblättern, lanzenförmigen, wechſelsweiſe ſtehenden Blättern, und einem äſtigen Stängel. Linum ſativum humilius flore majore. *Robart. Boerh.* Ind. alr. p. 284. Niedriger gezogner Lein, mit einer größern Blüthe. Aus dieſer kurzen Beſchreibung wird man wahrnehmen, daß dieſe Sorte ſich von der erſten darin unterſcheidet, daß ſie ſtärkere und kürzere Stängel hat, die mehr Aeſte treiben; die Blätter ſind breiter, die Blumen größer, und die Blumenblätter ſind am Rande gezähnt. Die Samengehäuſe ſind viel größer, und die Stiele länger.

Miller behauptet, daß dieſer Unterſchied allemahl bleibe, und gründet ſeine Behauptung auf eine dreyßigjährige Erfahrung.

3. Linum (*Narbonenſe*) calycibus acuminatis, foliis lanceolatis ſparſis ſtrictis ſcabris acuminatis, caule tereti, baſi ramoſo, *Linn.* Sp. Plant. 278. Lein mit ſcharf geſpitzten Kelchen, rauhen, lanzenförmigen ohne Ordnung ſtehenden Blättern, die ſich mit ſcharfen Spitzen endigen, und einem kegelförmigen Stängel, der an der Baſis Aeſte treibet. Linum ſilveſtre, caeruleum, folio acuto. *C. B. P.* 107. Wilder blauer Lein mit einem ſpitzigen Blatt. Dieſe Sorte wächſt in dem ſüdlichen Theil von Frankreich, in Italien und Spanien wild. Sie wird einen Fuß bis 18 Zoll hoch, und treibet faſt bis auf den Boden hinab viele lange zarte Zweige. Die Blumen kommen am Ende der Zweige faſt in Geſtalt einer Dolde zum Vorſchein. Sie ſind kleiner, als die der gebaueten Sorte, und haben eine blaßblaue Farbe. Die

Sa-

Samengehäuſe ſind viel kleiner, und nicht ſo rund; ſie blühet und bringet mit der vorigen Sorte zu gleicher Zeit Samen.

4. Linum *(Tenuifolium)* calycibus acuminatis, foliis ſparſis linearibus ſetaceis retrorſum ſcabris. *Linn.* Sp. Plant. 278. **Lein, mit ſcharf geſpitzten Kelchen, und ſchmahlen borſtigen Blättern, die ohne Ordnung ſtehen, und an der äußern Seite rauh ſind.** Linum ſilveſtre anguſtifolium, floribus dilute purpurascentibus vel carneis. *C. B. P.* 214. Schmahlblättriger, wilder Lein, mit einer blaß purpurrothen, oder fleiſchfarbnen Blume. Dieſe Sorte wächſt um Wien und in Ungarn wild, ſie wird ſelten über einen Fuß hoch, und der zarte Stängel theilt ſich oben am Gipfel wieder in drey bis vier feine, nackende Stiele ab, deren jeder zwey bis drey Blumen hat. Die Blüthezeit und die Zeit der Samenreife iſt mit der vorigen Sorte gleich, aber bald darauf verwelkt auch die Pflanze. Von dieſer Sorte giebt es einige Varietäten, die ſich aber nur in Hinſicht der Blumenfarbe von einander unterſcheiden, indem einige purpurroth, andere blaßroth oder fleiſchfarben, und andere wieder blaßblau ſind.

5. Linum *(Anglicum)* calycibus capſulisque acuminatis, caule ſubnudo ſcabro, foliis acuminatis. **Lein, mit ſcharf geſpitzten Kelchen, einem faſt nackenden, rauhen Stängel, und ſtarf geſpitzten Blättern.** Linum perenne, majus, caeruleum, capitulo majore. *Mor.* Hiſt. 2. 573. **Größerer blauer bleibender Lein, mit größern Häuptern.** Dieſe Sorte findet man in einigen Theilen Englands, beſonders in Cambridgeſhire wild. Sie hat eine bleibende Wurzel, aus welcher drey bis vier ſich beugende Stängel kommen, die mit kurzen ſchmahlen Blättern gegen ihre Baſis zu beſetzt ſind, oben aber faſt gar kleine Blätter haben. Die Blumen kommen am Ende der Stängel

zum

Dieſe Leinſorte findet man in Spanien wild. Sie hat einen ſtaudenartigen Stängel, der etwa einen Fuß hoch wird, welcher viele Aeſte treibt, die mit ſehr ſchmahlen traubenweis wachſenden Blättern beſetzt ſind. Diejenigen Blätter aber, die an den Blüthe tragenden Aeſten ſtehen, ſind breiter und länger, und befinden ſich an jeglichem Gelenke wechſelsweiſe. Am Ende der Zweige kommen die Blumen heraus, und ſtehen auf ſehr zarten Stielen, ganz gerade. Sie haben ſcharf zugeſpißte Kelche. Die Blumenblätter ſind groß, ganz und weiß. Ehe ſich aber die Blüthen öffnen, haben ſie eine blaßgelbe Farbe. Dieſe Blüthen kommen im Julius zum Vorſchein, und bringen ſelten reifen Samen, wo nicht ein gelinder und warmer Herbſt einfällt. Die Blumenſtängel dieſer Sorte verwelken im Herbſt, — der untere ſtaudige Stängel aber, dauert mit den andern Zweigen das ganze Jahr hindurch.

12. Linum *(Nodiflorum)* foliis lanceolatis alternis, floribus alternis ſeſſilibus caule ſimplici. **Lein, mit lanzenförmigen Blättern, die wechſelsweiſe ſtehen, wie auch mit wechſelsweiſen Blumen, die dicht an den einzelnen Stängeln wachſen.** Linum luteum ad ſingula genicula floridum. *C. B. P.* 214. Gelber Lein, mit einzelnen Blumen, die aus den Gelenken hervor kommen. Auf den Alpen findet man dieſe Sorte wild. Sie hat eine bleibende Wurzel, die zwey bis drey zarte, ſteife Stängel treibet, die ſich wieder oben in zwey bis drey zarte Zweige theilen, welche die lanzenförmigen wechſelsweiſe ſtehenden Blätter tragen. Die gelben Blumen kommen einzeln an den Gelenken heraus, befinden ſich aber ganz dicht am Stängel. Ihre Kelche ſind in fünf zarte Abſchnitte getheilt, die länger ſind, als die Blumenblätter. Sie blühen mit der gemeinen Leinſorte faſt zu gleicher Zeit, und der Saame wird im Herbſt reif.

13.

men wechſelsweiſe; ſie ſind groß, und haben eine dunkelblaue Farbe. Zur Zeit der Blüthe unſerer gewöhnlichen Lein- oder Flachsblüthe, (hier pflegt man auch zu ſagen: der Flachs blühet,) blühet dieſe Sorte auch, und der Same wird im Herbſt reif.

10. Linum *(Strictum)* calycibus foliisque lanceolatis, ſtrictis mucronatis, margine ſcabris. *Linn.* Spec. Plant. 279. Lein mit lanzenförmigen Blättern, und Kelchen, die ſich mit ſcharfen Spitzen endigen, und rauhe Ecken haben. Paſſerina *Lobelii. I. B.* 3. p. 454. Dieſe zu dem Lein gerechnete Pflanze wächſt in Deutſchland, und in dem ſüdlichen Theil von Frankreich unter dem Korn wild. Es iſt eine jährige Pflanze, ſie macht einen geraden Stängel, der faſt anderthalb Fuß hoch wird, und mit lanzenförmigen, ſcharf zugeſpitzten Blättern beſetzt iſt, die am Rande rauh, und ein wenig breiter wie beym gemeinen Lein ſind, auch welchſelsweiſe ſtehen. Auch dieſe Stängel theilen ſich nach dem Gipfel zu in verſchiedene Zweige, und jeder hat zwey bis drey gelbe Blumen, die in lanzenförmigen, ſcharf geſpitzten Kelchen ſitzen. Dieſe kommen erſt im Julius zum Vorſchein. In England wird der Same ſehr ſelten reif, es müßte denn ein überaus warmer Herbſt einfallen. Bey uns ſcheint er öfter günſtige Herbſte zu haben, denn ſonſt würde die Pflanze vertilgt werden. Sehr wahrſcheinlich iſt ihre Wurzel aber deſto härter.

11. Linum *(Fruticoſum)* calycibus acutis, petalis integris, foliis inferioribus linearibus fasciculatis, ſuperioribus alternis, caule ſuffruticoſo. Lein mit ſpitzigen Kelchen, ganzen Blumenblättern, ſchmahlen untern Blättern, welche traubenweiſe wachſen, wechſelsweiſe ſtehenden obern Blättern, und einem ſtaudenartigen Stängel. Linum ſylveſtre acutis foliis fruticans. *Barrel.* Icon. 1008. Wilder Lein, mit einem ſtaudenartigen Stängel, und ſpitzigen Blättern.

ſehr ſtarke Abführung, wie auch häufig Erbrechen. Ich finde dieſe Pflanze aber nicht in Mönchs Arzneymittellehre, aufgeführt, und glaube daher, daß ſie für Menſchen eben nicht als heilſam angeſehen werden kann, obgleich die englichen Aerzte ſie beſonders bey Waſſerſüchtigen als Purgiermittel verſchreiben.

14. Linum *(Maritimum)* calycibus ovatis acutis muticis, foliis lanceolatis inferioribus oppoſitis. *Linn.* Spec. Plant. 280. Lein mit eyrunden ſpitzigen Kelchen, und lanzenförmigen Blättern, von denen die untern gegen einander über wechſeln. Linum maritimum luteum. *C. B. P.* 214. Gelber Seeflachs, oder Seelein. Dieſe Leinſorte findet man in einigen Theilen Italiens an der See wild; ſie macht einen geraden Stängel, welcher ohngefähr zwey Fuß hoch wird. Beſonders iſts an dieſer Pflanze, daß die lanzenförmigen Blätter oben an den Stängeln wechſelsweiſe, und unten gegen einander über ſtehen. Oben theilet ſich der Stängel in verſchiedene Zweige ab; die Gipfel derſelben ſind mit gelben Blumen beſetzt, welche ohngefähr die Größe der gemeinen Flachsblüthe haben. Die Blumen erſcheinen im Julius, und der Same wird im Herbſte reif.

Wenn der allgemeine Gebrauch, und die geſammte Nationalſtimme aller europäiſchen Staaten, den Werth eines Natur- und Kunſt-Products bis auf dieſe Stunde vortheilhaft entſcheidet, und bereits viele Jahrhunderte hindurch, ohne zu wanken, ohne ihm ein beſſeres Feldgewächs an die Seite geſetzt zu haben, entſchieden hat; wenn der Flachs wegen ſeiner ſehr dauerhaften Faſern, und langen Fäden, ſelbſt vor der Schafwolle, womit ſich wenigſtens ganz Europa zu bekleiden gewohnt iſt, den Preis verdient; ſo wird auch allemahl derjenige Schriftſteller, welcher ſich etwas weitläuftig über den Werth, Nutzen und Gebrauch dieſes Products einläßt, ſchon von ſelbſt gerechfertiget.

13. Linum (*Catharticum*) foliis oppositis ovato-lanceolatis, caule dichotomo, corollis acutis. *Hort. Cliff.* 372. Lein, mit lanzenförmigen Blättern, die gegen einander über stehen, einem paarweis abgetheilten Stängel, und spitzigen Blumenblättern. Linum pratense flosculis exiguis *C. B. P.* 414. Wiesenflachs mit kleinen Blumen, insgemein der Bergflachs genannt. Diese Leinsorte findet man nach dem Miller in England vorzüglich auf dürren Hügeln, bey uns aber auf feuchten Wiesen. Man nennt diese Pflanze auch Purgierlein oder Purgierflachs, wie auch Wiesenlein. In England treibet derselbe verschiedene ästige, zarte Stängel, die ohngefähr sieben bis acht Zoll hoch werden, und mit kleinen eyrunden, lanzenförmigen Blättern besetzt sind, welche gegen einander über stehen. Die Blumen sind klein und weiß, und stehen auf sehr langen Stielen, die neben an der Seite auf Zweigen herauskommen, und auch selbst dort, wo sie abgetheilt sind. Sie erscheinen im Julius. Auf sie folgen kleine runde Kapseln, die kleine flache Samen in sich enthalten, welche im Herbste reif werden. Es ist dieses eine von denen Pflanzen, welche sich durch die Cultur nicht wohl ziehen lassen wollen.

Der deutsche Wiesen- oder Purgierlein wächst auch 6 bis 8 Zoll hoch, hat auch weiße Blüthen, und die mit wenigen, länglichen, spitzigen Blättern versehenen Stängel theilen sich oben in viele Zweige. Auf die Blüthen folgen Knöpfchen, wie bey anderm Lein. Es hat dieses Gewächs einen bittern Geschmack, und hat eine abführende Kraft, weßhalb es dem Viehe gesund ist, von welchem es durchgängig ohne Schaden gefressen wird. Menschen gebrauchen diese Pflanze zuweilen auch als ein Purgiermittel, indem sie auf eine Handvoll von diesem Kraute, etwas weißen Wein gießen, dieses zusammen eine Nacht stehen lassen, und früh den Extract einnehmen. Es erfolgt darauf eine

Durch ihn werden wir für dieſe und jene Welt unterrichtet, wodurch ſich dieſe edle Pflanze unzertrennlich von unſerm Körper und unſerer Seele macht.

Es giebt außer dem Flachs und Hanf noch verſchiedene Gewächſe, welche ein dem Flachs ähnliches Geſpinnſt liefern. Noch hat man aber unter allen dergleichen keins gefunden, das unſerm Flachs in Allem gleich käme. Um aber den Oekonomen und Technologen auch mit dieſen Nebenbuhlern unſerer edlen Pflanze bekannt zu machen, will ich hier, ſo viel mir bekannt ſind, anführen: Die Weiber in Louſianne gehen in den Wald und ſuchen die aus den Stöcken der gefällten Maulbeerbäume hervor gewachſenen Sproſſen auf; ſie nehmen ſolche, die 4 bis 5 Fuß hoch ſind, ſchneiden ſie friſch ab, ziehen die Rinde davon, und laſſen dieſe an der Sonne trocknen. Iſt ſie trocken, ſo ſchlagen und klopfen ſie dieſelbe, damit der äußere Theil davon abfällt, der innere aber bleibt ganz. Sie ſchlagen darauf dieſen innern Theil nochmahl, um ihn noch feiner zu machen; alsdann legen ſie ihn in den Thau, und laſſen ihn bleichen; endlich ſpinnen ſie ihn, und verfertigen allerley Arbeiten, als dünnen Flor und Franſen davon; ſie ſchlingen ihn auch öfters, und machen ein Kreutzgewirk daraus (*).

Die wirklichen Vortheile, welche man aus den Samenfedern des Hundskrautes, oder der ſyriſchen Seidenpflanze, ziehen kann, wenn man ſie mit Seide oder Baumwolle vermiſcht, ſind bekannt, und wenn ſie bis jetzt auch noch nicht dahin gediehen, daß ſie dem Vortheile von dem Flachſe gleich kommen möchten, ſo ſind ſie in der Oekonomie dennoch ſchon beträchtlich. Man

(*) P. J. Buchotz ꝛc. Samml. auserleſener Briefe zur Erhaltung der Geſundheit, und durch den Bau und die Erziehung der Gewächſe ſich in kurzer Zeit zu bereichern, Nürnberg, 1774, Th. 3. S. 147, flg.

Durch ihn werden wir für dieſe und jene Welt unterrichtet, wodurch ſich dieſe edle Pflanze unzertrennlich von unſerm Körper und unſerer Seele macht.

Es giebt außer dem Flachs und Hanf noch verſchiedene Gewächſe, welche ein dem Flachs ähnliches Geſpinnſt liefern. Noch hat man aber unter allen dergleichen keins gefunden, das unſerm Flachs in Allem gleich käme. Um aber den Oekonomen und Technologen auch mit dieſen Nebenbuhlern unſerer edlen Pflanze bekannt zu machen, will ich hier, ſo viel mir bekannt ſind, anführen: Die Weiber in Louſianne gehen in den Wald und ſuchen die aus den Stöcken der gefällten Maulbeerbäume hervor gewachſenen Sproſſen auf; ſie nehmen ſolche, die 4 bis 5 Fuß hoch ſind, ſchneiden ſie friſch ab, ziehen die Rinde davon, und laſſen dieſe an der Sonne trocknen. Iſt ſie trocken, ſo ſchlagen und klopfen ſie dieſelbe, damit der äußere Theil davon abfällt, der innere aber bleibt ganz. Sie ſchlagen darauf dieſen innern Theil nochmahl, um ihn noch feiner zu machen; alsdann legen ſie ihn in den Thau, und laſſen ihn bleichen; endlich ſpinnen ſie ihn, und verfertigen allerley Arbeiten, als dünnen Flor und Franſen davon; ſie ſchlingen ihn auch öfters, und machen ein Kreutzgewirk daraus (*).

Die wirklichen Vortheile, welche man aus den Samenfedern des Hundskrautes, oder der ſyriſchen Seidenpflanze, ziehen kann, wenn man ſie mit Seide oder Baumwolle vermiſcht, ſind bekannt, und wenn ſie bis jetzt auch noch nicht dahin gediehen, daß ſie dem Vortheile von dem Flachſe gleich kommen möchten, ſo ſind ſie in der Oekonomie dennoch ſchon beträchtlich.

Man

(*) P. J. Buchotz ꝛc. Samml. auserleſener Briefe zur Erhaltung der Geſundheit, und durch den Bau und die Erziehung der Gewächſe ſich in kurzer Zeit zu bereichern, Nürnberg, 1774, Th. 3. S. 147, ſqq.

Man sehe hierüber im IIten Theil der Encyklopädie, S. 289, den Artikel *Apocynum* Es wird aber im Artikel Seidenpflanze dasjenige nachgeholt werden, was man seit 1782 von dieser merkwürdigen Pflanze noch entdeckt hat.

Ein gewisser Picardet der Aeltere hat am 2ten May 1766 der Akademie zu Dijon Samenfedern von der großen Chamänerion, *Chamaenerium*, oder Weidrichsröschen (*) vorgelegt; diese sind allenthalben bekannt, allein, ihr Nutze ist noch nicht ausgebreitet, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich nach den Versuchen welche ich damit in solchen Gegenden, wo diese Pflanze wächst, machte, mich nicht sehr von ihrem Nutzen zum Gewebe, überzeugen kann. Man findet sie auch auf Wiesen, deren Grund aus Torf besteht. Daß sie aber, um von den kurzen baumwollenartigen Fäden Papier zu machen nicht vortheilhaft seyn sollte, will ich nicht läugnen. Ich zweifle aber dennoch, ob solches Papier dem unsrigen von Leinenlumpen an Dauerhaftigkeit und Stärke gleich komme? Denn es ist zu besorgen, daß die Bestandtheile dieser Pflanze leichter als die des Flachses aufgelöset werden können.

Die Lindenrinde giebt gleichfalls, so wie die Maulbeerbaumrinde, eine Substanz, die man spinnen kann. Man gebrauchet zu Paris diese Rinde vorzüglich vor aller andern Materie zur Verfertigung der Stricke, und machet mehrentheils Brunnenseile

(*) Kleines Weiderichröschen, Sumpfweiderich, Epilobium palustre *Linn.*) wächst nur an feuchten Wiesen, Gräben und Ufern. Das Vieh frißt alle Arten Weiderichsröschen, diese aber fast am liebsten; sie wächst ein Elle hoch. Die Blätter sind länglich spizig, die kleinen rothen Blüthen sitzen auf dem langen und runden Samenbehältnisse. Es ist zur Fütterung grün am besten; wird es getrocknet, so kommt ein wollichtes Wesen (Pappus) aus den Samenbehältnissen, welches dem Viehe schädlich ist.

Unter den übrigen, theils jetzt schon zum landwirthschaftlichen Anbaue und zur Gärtney gezognen, theils noch bloß wild wachsenden Pflanzen geben nachstehende ebenfalls ein dem Flachs und Hanfähnliches brauchbares Gespinst.

1. Die in sehr vielen deutschen Gärten vorhandenen grossen Blätter der amerikanischen Aloe — Agave americana — enthalten eine Menge Fäden oder Fibern, welche nach der Reinigung von dem fleischartigen oder saftigen Wesen in Italien z. B. unter dem Nahmen Zapparas zu Strümpfen, Handschuhen, Tüchern, Blumen und Spitzen verarbeitet werden; auch Papier, Pferdezügel und Leinwand macht man in Spanien, und Tapeten in Neapel daraus (*).
2. Aus den frischen in Wasser eingeweichten, und dann so lange, bis aller Unrath heraus ist, geschlagenen Blättern der Ananas — Bromelia Ananas — wird auf den karaibischen Inseln ein vortrefflicher weißer, zwey Ellen langer Flachs bereitet, und zu Fischernetzen verarbeitet.
3. Der Stängel des kapseltragenden Corchorus — Corchorus capsularis — enthält ebenfalls hanfartige Fasern, welche in Kalk gekocht, und in der Sonne getrocknet, schön weißes und biegsames Gespinnst zur Verarbeitung liefern.
4. Das Spartgras, Pfriemengras, oder zähe Federgras — Stipa tenacissima — ist das Spartum der Lateiner, und wird wie der Hanf behandelt, und die dadurch erhaltenen Fäden verarbeitet man in Syrien und Spanien zu Schuhen und Schuhsohlen, die unter dem Nahmen Spartillen nach Indien verhandelt werden; die daraus verfertigten Halbstiefeln, Alpargattes genannt, tragen die Spanier selbst, sie halten aber kaum 14 Tage. Neuerlich hat man in Spanien nach Volkmanns Reisen durch Spanien, B. I. S. 16. zu Daymiel in La Mancha eine Spinn- und feine Leinwandmanufactur aus diesem Grase angelegt

(*) Ob man aber diejenigen Pflanzen, welche wir in Glashäusern ziehen müssen, deutsche einheimische Pflanzen nennen könne? — wird noch die Frage seyn. —

legt. Dillon in ſeiner Reiſe durch Spanien Th. II. S. 301 erwähnt 45 Arten von Arbeiten, die daraus verfertigt werden.

5. Auf gleiche Weiſe kann auch das pfriemenförmige Binſgras — Juncus Spartum — benutzt werden, woraus man beſonders grobe Leinwand zu Säcken, Strohſäcken u. ſ. w. weben kann.

6. Aus den Stängeln der weiſſe Feigbohne — Lupinus albus — macht man in Italien Seile, Stricke und Papier.

7. Aus den langen ſchönen und zweyjährigen Zweigen des ſpaniſchen Geniſtes — Spartum junceum — laſſen ſich nach dem Röſten ſowohl Schiffsſeile, als auch grobe Leinwand verfertigen. Hierzu dienen auch

8. die Beſenpfrieme oder das beſenartige Geniſte — Spart Scoparium — und

9. Die Ranken vom Hopfen, wenn dieſe nach dem Abpflücken der Fruchtköpfe wie Hanf behandelt werden.

10. Die Stängel des Kleinblümigten Hundskrauts — Apocynum cannabinum — liefern ein eben ſo feſtes Gespinnſt, wie Hanf (*).

11. Auch von der Feuerlilie — Lilium bulbiferum — können aus den Stängeln nach einer Hanf ähnlichen Röſte grobe Fäden zu Stricken und grobe Leinwand gewonnen werden. Durch eine Röſte wie man dem Hanf giebt, erhält man ein feines Gespinnſt für Schnüre, Seile und grobe Leinwand aus dieſer Pflanze; und

12. Der [illegible] — [illegible] —

13. Der [illegible] — [illegible] — und

14. [illegible] — [illegible] —

15. [illegible] — [illegible] — aus [illegible] Gespinnſt zu Zeugen, woraus man dann halb [illegible]

[illegible]

20. Das in Sümpfen, Teichen, und auf naſſen Wieſen wachſende Wolligras, Flachsgras, Binſenſeide, Moorſeide, Judenfeder, Junggras, — Eriophorum polyſtachium — liefert eine wollige Samenkapſel, welche mit einem Drittheil Schafwolle vermiſcht bey Hutmachern und andern Wollarbeitern, mit Vortheil verarbeitet werden kann. Eben ſo nutzbar iſt auch die in den Samenkapſeln befindliche Wolle
21. vom ſchmahlblätterigen Weiderichröslein, Bergſchattenweiderich mit langen Blumenſpitzen — Epilobium anguſtifolium — der in unſern Gärten als Zierblume gezogen wird; (Oben war von der wilden Gattung dieſer Pflanze die Rede —)
22. Von der Rohrkolbe, Teichkolbe, Lieſchkolbe — Typha latifolia und anguſtifolia — und von der
23. Seidenpflanze, ſpaniſchen Hundekohl oder Hundekraut — Aſclepias ſyriaca. — (Siehe Seidenpflanze.)

Wenn jeder Landmann alle die Gewächſe, welche ſeine Feldmark hervorbringt immer genauer unterſucht, und ſie gerade zweckmäßig anzuwenden ſich bemühet, ſo wird es gar nicht fehlen, daß man nicht noch außer dieſen vorhin angeführten Pflanzen einige finden ſollte, die einen eben ſo großen Werth in dieſer Abſicht auf die bürgerliche Geſellſchaft haben möchten. Der Flachs hat freylich den Vorzug vor allen, aber deßhalb dünkt mich, müßte man die übrigen nutzbaren Pflanzen dieſer Art, wenn ſie mit leichter Mühe zu haben ſind, nicht zurückſetzen, oder gar nicht bauen. Viele kleine Vortheile zuſammen machen doch endlich einen großen; und hätte ein Land auch wirklich den ſchönſten Flachsbau, ſo würde doch, wenn alle dieſe Producte genutzt würden, der Handel und das Manufacturweſen noch einmahl ſo glücklich von Statten gehen; mehrere Menſchen würden beſchäftigt werden und Brod erhalten, und alſo der Staat zuſehends gewinnen.

Wenn wir z. B. eine Gegend annehmen, die ganz und gar Sand iſt, wo der Pflug kaum 2 Zoll tief gehen

hen darf, um nicht die Fuchserde zu ergreifen — wo man mit vieler Mühe Rocken und etwas rau Haber bauet — wie es deren viele, nahe und giebet — — was geschieht hier? — — Sin Bauerdörfer, so wirthschaften die Bauern nach ih alten Schlage weg, das heißt: sie säen ihren Ro zum Theil sehr früh in der zweyten Fahre, denn können den Acker nicht mürbe machen, sonst geht Wind mit der Saat davon, — sie düngen zwar mit P gen, welche dem Sande noch etwas Haltung geben säen nur sparsam etwas Gerste, um Saat, und in Ländern, wo der Bauer nicht zu allen Zeiten bre darf, zum heimlichen Brauen etwas zu behalten, ches im Grunde aber sehr wenig ist — und be den rauhen Haber. An Leinsaat ist wenig zu den und man hat in solchen Gegenden kaum den Bed wogegen die Wolle und überhaupt Schafzucht wieder etwas besser ist. Das Vieh ist klein und schlecht, und baueten die Leute nicht die schmackha Erdtoffeln und etwas Buchweizen, welches Hauptbeköstigung in solchen Gegenden ist — so in ihren Gärten den großen Viehkohl, so würden noch schlechter fortkommen. Diese könnten ihren hä lichen Zustand ungemein verbessern, wenn ihnen leitung gegeben würde, auf ihrem schlechten Be solche Pflanzen zu säen oder zu pflanzen, welche ih in Hinsicht des Flachsmangels zu Hülfe kämen. werden sie solche, so würden sie der Klugheit ger handeln, den davon erworbnen Flachs, oder die W le mit dem gemeinen Flachs (wenn sie etwas bau mit der Schafwolle zu vermischen, und sich der Vermischung des Zeugs zu bekleiden. H durch vom Flachs und reine Wolle erspart, und vorzüglich, da diese Producte immer in gu preis stehen, daß sie durch den Verkauf derselben ansehnlich gewinnen werden.

In manchen ſolcher Gegenden befinden ſich unabſehbare Torfmohre, die ohnedies ſchlechtes Gras zum Heu und zur Weide geben. Hier wächſt vorzüglich gern die Wieſenwolle, Mohrſeide oder Judenfeder, und wenn zur Zeit der Reife dieſes Products auch nur alte Weiber und Kinder dazu gebraucht würden dieſe Wolle zu ſammeln, ſo wäre das ſauergraſige Mohr dadurch nicht allein einträglicher geworden, ſondern, man hätte auch das Product zu ſeiner Bekleidung vermehrt, und könnte vielleicht noch etwas davon gegen Geld oder Brodkorn umſetzen.

Der beſſere oder ſchlechtere Wohlſtand des gemeinen Landmannes hängt ſehr häufig von dem gerathenen oder mißgerathenen Flachsbau ab, weil er einer der wichtigſten Nahrungszweige vieler Gegenden iſt, und in manchen Städten wird die Armuth ſichtbar größer, ſobald der Flachs theuer iſt; iſt er aber gerathen, ſo nimmt dieſe edle Pflanze ſo vielen alten und ſchwachen Leuten den Bettelſtab aus den Händen — ſie haben Beſchäftigung, Brod und Wärme.

Es iſt wahr, die vielen mühſamen Beſchäftigungen, die der Flachsbau erfordert, und das öftere Mißrathen des Flachſes ſelbſt, welches, wo der Flachsbau noch nach dem alten Schlendrian getrieben wird, kein ſeltner Fall iſt, ſind hauptſächlich wohl die wichtigſten Urſachen, warum bisher ſo mancher wohldenkende Landwirth ſich abhalten läßt, den Flachsbau ins Große, und zum Verkaufe zu treiben. Er rechnet weit ſicherer auf den Kornbau, und begnügt ſich damit, nur allenfalls ſo viel Flachs zu gewinnen, als es der Hausſtand erfordert. Es giebt manche große Wirthſchaftshöfe, von denen öfters durchaus keine Riſte verkauft wird, wo nicht die Dienſtbothen und Käthner ihr Bischen zur Stadt bringen.

An denen Oertern, wo man frühen Flachs bauen kann, welches gewiß die mehreſten ſind, wenn man

nur von der alten Gewohnheit etwas nachlassen will, fällt die wichtigste Bedenklichkeit, daß man bey einem starken Flachsbau in der Aernte bey Mangel an Arbeitern, sich leicht den größten Schaden zufügen könne, weg, indem die wichtigsten und dringendsten Geschäfte, die der Flachsbau schleunigst erfordert, noch vor der Aernte geschehen können. Hat ein Landgut noch dazu nicht sehr viel Wiesewachs, womit sich mancher Oekonom auch schon bald nach der Saatzeit bis zur Aernte beschäftigen muß, so wird ihm die Flachswirthschaft desto weniger beschwerlich fallen. Wollte dieses aber dennoch nicht von statten gehen, so würde man lediglich die Ursache in der Einrichtung der Wirthschaft suchen müssen. Z. B. es giebt Wirthe und Wirthinnen, die die bravsten Männer und Frauen sind, und ihre Wirthschaft auch verstehen. Ihr Fleiß, und ihre Betriebsamkeit ist bewundernswürdig; sie arbeiten sich selbst fast zu Schanden, und doch haben sie oft nicht einmahl so viel, als andere, die nicht so arbeiten, und sich einen guten Tag zu machen scheinen. —

Diese Erscheinung unter den Landwirthen beruhet sehr häufig auf einem sehr großen ökonomischen Irrthum, der aus einer gewissen Art Geiz oder Furchtsamkeit entspringt. Sie wollen keinen Gesindelohn, Tagelohn und Kost anwenden — haben also nicht so viel Leute, als eigentlich zur Bestellung ihrer Wirthschaft nöthig wäre, und, um diesen Mangel zu ersetzen, geht der Herr mit seinen männlichen Arbeitern, und die Frau mit den weiblichen, und beyde arbeiten als Tagelöhner oder Dienstmagd, und haben zwar den Vortheil, daß sie beyde das Tagelohn verdienen, und daß sie die Leute immerwährend antreiben können; allein, was verlieren diese Leute dafür nicht auf der andern

dern Seite? Es ist nun unmöglich, daß der Herr sein Gut übersehen, und Unordnungen und Schaden in der Wirthschaf vorbeugen kann. (Ich rede hier nicht von den Bauern, deren allenfalsige Hufe bald zu übersehen ist. —) Die Wirthinn weiß nicht, was im Hause und auf dem Hofe passirt, ist am Abend manches Mahl froh beym Rückgange von der Arbeit, das Tagelohn erspart zu haben, und tritt sie auf den Hof und ins Haus, so ist drey Mahl so viel Schade vorhanden. Würden solche Leute nun einige Arbeiter mehr nehmen, sie vertheilen, damit jedes Ding zu seiner Zeit geschieht, und da keine Arbeiter ohne Aufsicht seyn können, häufig allenthalben seyn, um nachzusehen, dann würden sie auch nicht allein mehr ausrichten, sondern auch sichtbar mehr erwerben.

Ein solcher Fall kann auch bey der Flachswirthschaft Statt finden, und verhindern daß man auf einem Gute, wo sonst vortrefflicher Lein wachsen würde, dennoch keinen weiter, als zur höchsten Nothdurft nur säet, Wird aber der Landwirth nicht von jenem Irrthume beherrscht — berechnet er den Vortheil, welchen mehrere Hände zu gleicher Zeit an ihrem zweckmäßigen Orte und unter gehöriger Leitung bringen, und ist er nicht zu hart und zu geizig gegen die Leute, um immer welche erhalten zu können — ist dazu sein — seiner Frauen — des Schreibers — und der Ausgeberinn Auge allenthalben, so kann es ihm gar nicht fehlen, bey gehörigem Viehstande, auf einem kleinen Gute mehr zu gewinnen und besser zu leben, als etwa ein anderer auf einem großen Gute, wo aber so, wie ich vorhin anführte, gewirthschaftet wird.

Es ist daher auch immer möglich, wenn der Boden nicht zu kalt oder zu naß ist, den frühen Flachs zu haben. Dieser hat ohnehin vor dem spätern einen sehr großen Vorzug, so, daß ein Fuder gesunder, grü-

ner, früher Flachs, eben ſo viel innere Güte hat, als zwey Fuder noch ſo ſehr in die Augen fallender, ſpäter Flachs, beſonders, wenn dieſer in fruchtbaren Jahren auf geilem Lande gewachſen, und zu Lager gegangen iſt; nicht zu gedenken, daß bey einem ſtärkern frühern Flachsbau die großen Summen, die jährlich für Leinſamen aus dem Lande gehen, wodurch oft auch mancher Wirth großen Schaden leidet, dadurch vermieden werden könnten. Daß aber der frühe Flachs von einer weit beſſern Güte und Feinheit, als der ſpäte ſey, werden erfahrne Landwirthe ſo wenig, als daß der Leinſame von frühem Flachs weit vollkommner und ergiebiger iſt, in Abrede ſeyn können.

Viele Landwirthe ſind hiervon noch nicht völlig überzeugt, und ſie ſchreiben den guten oder ſchlechten Ertrag lediglich dem Wetter zu, worin ſie auch nicht irren; und, damit ſie gewiß auf eine Art eine Flachsärnte erhalten mögen, ſäen ſie, wenn ſie Leinſamen benöthigt haben, zu zwey bis drey verſchiedenen Zeiten, ſo daß ein Theil immer früher als der andre reif wird. Wenn bereits eine gehörige Kenntniß des Bodens geſchehe, ſo iſt es eine ſehr gute Vorſichtigkeit, und man kann auf den Fall, wo man wirklich Noth an Leinſamen leidet, denſelben auch der Flachsernte beylegen. In dieſer Hinſicht iſt alſo nochwendig, daß man die Eigenſchaft nach der Mischung, und Beſchaffenheit des Landes zu machen: daher muß in leichten und ſchlechten Boden nicht ſo viel gegen den Herbſt, als gegen Lenz geſäet, damit die zarte Pflanze noch vor der einfallenden Hitze hinlänglich erſtarken kann. Sonſt iſt das Ende des Lenzes die bequemſte Saatzeit.

Es ſey aber ferne von mir, eine gewiſſe Zeit für allen Boden und alles Wetter in Anſehung der Ausſaat des Leins angeben zu wollen. Das iſt unmöglich. Und, wenn ich auch mit den meiſten unſerer neu-

heutigen Oekonomen behaupte, daß die frühe Aussaat des Leins die beste sey, so muß diese Regel doch allemahl relativ genommen werden. Es giebt Felder und Gegenden, auf welchen der Landwirth manches Mahl schon spät im Frühling noch nichts anfangen kann, da hingegen man auf andern, wenn hier erst angefangen wird, schon weit mit der Feldarbeit vorgerückt ist. Wollte nun der Wirth bey dem spät brauchbar werdenden Acker, der im Frühlinge lange kalt, naß und sumpfig ist, und wo manches Mahl die Nachtfröste auch noch länger anhalten, nach dem Kalender verfahren, und glauben, er müsse gerade am vorgeschriebenen Tage säen, Wetter und Land mag seyn, wie es wolle, so würde er sich sehr im Wege stehen.

Man hat Gegenden, wo selten der Lein geräth, wenn er vor dem Petronellentage oder 31sten May gesäet wird, und dieses nicht wegen des Tages, (worauf in der Bauerwirthschaft leider noch sehr viel ankommt —) sondern wegen der Witterung, die gerade für solchen Boden noch nicht milde genug ist — einem hohen Sandlande hingegen sehr vortheilhaft seyn und viele Frucht geben kann.

Wiederum giebt es aber auch Gegenden, wo man den Lein eben so, wie jede andere Wintersaat behandeln will, und hierüber will ich Herrn Pratje reden lassen (*):

„Es geht allerdings an, daß man den Lein eben so „wohl im Winterfelde, als im Sommerfelde säen kann. „Denn das Leinkörnlein ist nur in den ersten Tagen, bis „es grüne Blätter auswirft, zärtlich, und so lange kann „es den geringsten Frost, und selbst den rauhen Wind nicht „vertragen. Hat es sich aber bis dahin gehalten, so steht

(*) Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes; Eine Wochenschrift von Joh. Heinr. Pratje, Pastor zu Steinkirchen, 1stes Quartal. Altona und Lübeck, 1768, S. 59, fgg.

„Schaden thut, und man hat weniger Unkraut, vielleicht „auch nicht so viel Seide zu befürchten. Im Frühjahr „kommt ihm die Winterfeuchtigkeit zu Statten, und der „Halm ist schon stark genug, die rauhen Winde zu über„stehen. Auch die Dürre beläſtigt ihn nicht, weil er vor „deren Eintritt, die gemeiniglich im Junius am beschwer„lichsten ist, schon mehrentheils ausgewachsen hat; man „kommt eher zur Erndte, und kann den Boden noch „einmahl benutzen, und abermahls besäen. Ja! der „Flachsbau selbst wird weniger mißlich, wenn man „eben so beherzt einen Theil über Winters als den Rok„ken, und über Sommers die sogenannte frühe und „späte Saat thun kann. Sollte zuweilen die Winter„saat wie bey dem durch schale und nasse Winter auswit„tern, so kann man in den Boden Sommerfrüchte bestel„len. Man verliert zwar den Samen, welches aber nicht „so sehr schmerzet, weil man nach der Bestellung von „Schleswig mit dem halben Samen, wenn er anders tüch„tig ist, auskommet". U. s. w.

In eben diesem Werke vom Herrn Prediger Pratje finde ich S. 304, fgg. ein Schreiben über den Vorschlag vor Winter Lein zu säen, welches ich einrükken will. Es heißt daselbst:

„Ich will so frey seyn, und es gestehen, daß ich nach meiner Liebe zu den väterlichen Sitten, nicht viel von dem Vorschlage gehalten habe, welchen Sie in ihrem Wochenblatte gethan: nähmlich den Lein oder Flachssamen vor dem Winter zu säen; und ich fürchte noch jezt, daß alle, welche in diesem Herbste (*) es haben versuchen wollen, und ihre Beeten nicht zugedeckt haben, (zugedeckt aber müßten sie nicht werden; denn wer wird ganze Morgen Landes bedecken können? —)

(*) Es ist wahrscheinlich dieses in den Jahren 1768 oder 1769 gewesen. Ich kann darüber jezt keine Nachricht ganz gewiß ertheilen, weil es mir an den seitherigen Wetterbeobachtungen fehlt, und ich selbst damahls erst 10 oder 11 Jahre alt war. Ich schließe dies nur nach dem Druckjahre des Buchs.

„Sehr

Mittel angewendet werden, wovon ich weiter unter handeln werde. Gemeiniglich geschieht solche Verfeinerung des an sich groben Flachses aber nicht ohne einigen Verlust, er bestehe auch worin er wolle, als z B. in den daran zu wendenden Kosten und der Mühe, oder in dem wirklichen Abgange u. dgl. mehr.

F.

(*) Wäre es einem Landmanne darum zu thun, seine Winterfrüchte besser zu rangiren, und wollte er in dieser Hinsicht auch auf den Flachs sein Augenmerk richten, so würde er in allem Betrachte viel vortheilhafter handeln, wenn er sich auf den Anbau des ächtrischen Leinsamens legte, bey welchem weniger Arbeit ist, und wovon ich in der Folge weitläuftiger handeln werde.

F.

„Schaden thut, und man hat weniger Unkraut, vielleicht „auch nicht so viel Seide zu befürchten. Im Frühjahr „kommt ihm die Winterfeuchtigkeit zu Statten, und der „Halm ist schon stark genug, die rauhen Winde zu über„stehen. Auch die Dürre beläſtigt ihn nicht, weil er vor „deren Eintritt, die gemeiniglich im Junius am beschwer„lichsten ist, schon mehrentheils ausgewachsen hat; man „kommt eher zur Erndte, und kann den Boden noch „einmahl benutzen, und abermahls besäen. Ja! der „Flachsbau selbst wird weniger mißlich, wenn man „eben so beherzt einen Theil über Winters als den Rok„ken, und über Sommers die sogenannte frühe und „späte Saat thun kann. Sollte zuweilen die Winter„saat wie bey dem durch schale und nasse Winter auswit„tern, so kann man in den Boden Sommerfrüchte bestel„len. Man verliert zwar den Samen, welches aber nicht „so sehr schmerzet, weil man nach der Bestellung von „Schleswig mit dem halben Samen, wenn er anders tüch„tig ist, auskommet". U. s. w.

In eben diesem Werke vom Herrn Prediger Pratje finde ich S. 304, fgg. ein Schreiben über den Vorschlag vor Winter Lein zu säen, welches ich einrükken will. Es heißt daselbst:

„Ich will so frey seyn, und es gestehen, daß ich nach meiner Liebe zu den väterlichen Sitten, nicht viel von dem Vorschlage gehalten habe, welchen Sie in ihrem Wochenblatte gethan: nähmlich den Lein oder Flachssamen vor dem Winter zu säen; und ich fürchte noch jezt, daß alle, welche in diesem Herbste (*) es haben versuchen wollen, und ihre Beeten nicht zugedeckt haben, (zugedeckt aber müßten sie nicht werden; denn wer wird ganze Morgen Landes bedecken können? —)

(*) Es ist wahrscheinlich dieses in den Jahren 1768 oder 1769 gewesen. Ich kann darüber jezt keine Nachricht ganz gewiß ertheilen, weil es mir an den seitherigen Wetterbeobachtungen fehlt, und ich selbst damahls erst 10 oder 11 Jahre alt war. Ich schließe dies nur nach dem Druckjahre des Buchs.

Nun liegt zwar Italien unter einem weit günſtigern Himmel, als unſer borealiſches Land; allein es frieret und ſchneiet doch auch in Italien; unſer Flachs aber kann, wenigſtens im Frühjahr, gar keinen Froſt, er ſey ſo geringe er wolle, vertragen. Wenn alſo der Lein in Italien den Winter über ſtehen kann, ſo iſt es vielleicht nicht unmöglich, daß er auch bey uns durch denſelben nicht getödtet werde. Nur dieſe einzige Frage kann ich mir nicht beantworten: Iſt der Italiäniſche Lein von eben der Art, als der unſrige, oder iſt es eine andere Gattung, etwa wie der Sibiriſche perennirende Lein, wovon man ſeit einiger Zeit benachrichtiget worden? Ich habe niemand in der Nähe, den ich hierüber befragen könnte, auch keine Reiſebeſchreibungen, die mir meine Zweifel aufzulöſen vermögend wären. Vielleicht haben Sie, mein Herr, Blainvill's, oder eines andern Neuere Reiſen nach Italien. Doch, dieſe Herren beſehen nur die Ruinen von Poſidonien und das Herkulanum; ſie werden ſich wohl wenig um den Flachs bekümmern.

Chriſtian Georges.

Zu obiger Stelle aus dem Virgil macht Herr Prediger Pratje folgende Anmerkung:

Columella und Palladius ſtimmen wegen der Saatzeit des Flachſes, mit dem Virgil überein. Jener ſagt, ſie ſey von dem erſten October bis zum ſiebenten December: Seritur a Calendis Octobris in ortum Aquilae qui eſt VII Decembris. Dieſer aber ſagt, die Saatzeit deſſelben ſey im October: Hoc etiam menſe lini ſemen ſeremus. Und unterm December ſagt er wieder Hoc etiam menſe adhuc lini ſemen ſpargi poterit usque ad VII Idus Decembris. Doch müſſen wir auch nicht unbemerkt laſſen, daß Plinius von ihnen abgehe. Er ſagt der Leinſame würde im Frühling geſäet: Vere linum, et avenam et papaver. Und an einem andern Orte ſchreibt er: Vere ſatum aeſtate vellitur. Dieſe Anmerkung haben wir D. Johann Martin in ſeiner Erklärung der Georgicorum Virgilii, S. 69. nach der Hamburgiſchen Ueberſetzung und Ausgabe von 1759 zu danken. Er ſetzet daſelbſt hinzu: daß der Leinſame in England im März ausgeſäet werde. Eine Vergleichung

chung des Virgils, Columella und Palladius mit dem Plinius bringt mich auf die Frage: Sollte man in Italien einen Winter- und Sommerflachs haben? Möchten die Italiener doch nicht blos Anbauer, sondern zum Theil auch Oekonomen ſeyn! —

Bewährte Verſuche in der Landwirthſchaft anzuſtellen, iſt das Geſchäft derjenigen, die etwas wagen, und ſich überwinden können, ihren geringern Mitbürgern die in der Ausübung bewährt gefundenen Vortheile zu zeigen; ſo wie dieſe auch die verſchiedenen, zum Theil ſehr mannigfaltigen Bearbeitungen dieſes oder jenes Products in fremden Ländern durch Bücher und Zeitſchriften kennen lernen, und darüber in Verbindung mit ihrer derzeitigen Wirthſchaft, Betrachtungen anſtellen können. Es kann einen jeden aber eine langjährige Erfahrung überzeugen, daß der geringere, mit Vorurtheilen und Eigenſinn behaftete Landmann zu richtigern Begriffen, und Verbeſſerungen ſeiner Geſchäfte, ohne allen Zwang gelenkt werden könne, wenn er vorher nur einige Verbeſſerungsgeſchäfte, ohne ſeinen Schaden ſiehet, und merkt, daß ihm dergleichen auch nützlich ſeyn könne. Gute Beyſpiele von den Gröſſern thun viel zur Aufklärung bey den Kleinern; aber doch währt es manches Mahl noch ſehr lange, bis er von ſeinen Irrthümern zurück tritt.

Ich kenne ein adliges Gut, welches mit einem daran ſtoßenden fürſtlichen Bauerndorfe gleichen Boden hat. Der Gutsbeſitzer, ein aufgeklärter, vortrefflicher Wirth, hat allmählich auch alle ſeine Bauern bekehret, und ſie auf jeden Vortheil, den ihnen ihr Boden gewähren kann, aufmerkſam gemacht — ſie behandeln alſo ihr Land vernünftig, und bauen nach Beſchaffenheit der Schläge einträglichen Rocken, weißen Haber u. dgl. Der Gutsbeſitzer läßt jetzt ſchon in den mehreſten ſeiner Koppeln nicht anders den Pflug

mehr

mehr kommen, als im erſten Ausbrauche des Ackers nach der Ruhe — und bedient ſich der Haken, um den Acker deſto lockerer zu machen — und auch ſeine Bauern haken ihr gutes feſtes Land, und pflügen den loſen Sand, um dieſen nicht zu loſe zu machen. Die benachbarten fürſtlichen Bauern hingegen, ob ſie gleich ſehen, wie ihre Nachbaren vor ihnen empor kommen, bleiben dennoch bey ihrer alten Gewohnheit. Mit dem Haken zu ackern wollen ſie nicht lernen, denn ſie behaupten, das verderbe ihr Feld — ſie ſäen alles nach dem Calender, das Wetter mag ſeyn, wie es will. Fängt gegen Jacobi hin das Brodkorn an bey einigen Bauern knapp zu werden, ſo überlaufen ſie den Schulzen. Sie ziehen einige reife Aehren von den ſandigen Höhen auf, bringen ihm ſolche, und dieſer muß damit zum Amte. Die Beamten entſcheiden in ihren Stuben über die Rockenreife des ganzen Feldes, nach den wenigen ausgerauften Aehren, und die Erlaubniß zum Anmähen iſt gegeben. Nun greift das ganze Dorf auf einen Tag zu den Senſen, und Prediger und Küſter ſind auch dazu gezwungen, weil ſie ihren Rocken ſonſt hüten laſſen müſſen, da ſogleich nach dem Rocken das Vieh über die Stoppeln geht. Hat jemand Flachs im Rockenfelde, ſo muß ers aufziehen, es mag reif ſeyn, oder nicht, wo er nicht will, daß es vom Viehe zertreten wird.

Man mähet jetzt den Rocken von den Höhen ſowohl als aus den Gründen, weg — und hieraus kann man auf ſeine allgemeine Reife genugſam ſchließen — — Schmachtkorn wird nun wieder geſäet, und auch ſolches dient dem Viehe zur Nahrung. Der ſaure, nicht mürbe und fett gemachte Akker in den Gründen, hilft dem ſchwachen, nicht zur Reife gekommenen Korn nicht auf, und daher geben die Gründe mehr Dreſp als Rocken; — der Bauer aber

ſieht

Solches Vergehen der Mahlzeit ist aber zu nichts nütze, und in der Wirthschaft mehr schädlich, als vortheilhaft; denn, wenn ein Vieh nicht sein gehöriges Futter hat, muß es natürlicher Weise schlecht werden, es kann seine Arbeit nicht gehörig verrichten, oder die Kuh giebt in solchem Falle fast gar keine Milch, oder sie bringt ein schwächliches Kalb — oder wird auch zum Verkauf und Einschlachten desto schlechter — welches eine schon längst bekannte Sache ist. Der Dung von solchem mageren, abgetriebenen Vieh ist kraftlos und schlecht, so daß man gewiß rechnen kann, daß der Dung von einer gut gefütterten Kuh, besser und kräftiger sey, als von drey schlecht gefütterten.

2. Der Acker wird schlecht gedüngt. Man nimmt in solchen Gegenden, weil man Mangel an Stroh hat, seine Zuflucht zu Moos und Tannennadeln, wenn man sonst kein Laub erhalten kann, oder man hauet auf den besten Weideplätzen Plaggen. Was man hiermit auf der einen Seite dem losen Sande allenfalls zu Gute thun möchte, und was dieses in Hinsicht des Kornes noch Vortheil bringen könnte, das wird alles wieder an der Weide verloren. Ein abgeplaggeter Ort trägt, wenn er so liegen bleibt, in einigen Jahren kein ordentliches Gras wieder; es wäre denn, daß er beackert, und mit Grassamen bestreuet würde, allein, das geschieht nicht.

Wenn nun gleich dieser Moos- Tannennadeln- Laub- oder Plaggendung immer dem Boden angemessen seyn mag, wenn er gehörig fett wäre, so kann solches doch hier der Fall auch nicht seyn, weil schlechtes Vieh schlechten Dung giebt — weil das Vieh im Frühling schon sehr zeitig ins Feld hinaus zur Weide, und im Herbst spät daselbst bleiben muß, folglich nicht viel Mist auf den Hof bringen kann — und weil man mit diesem wenigen und schlechten Dung ein zu großes

Feld

tet man sich vorzüglich davor, ein Feld mit Lein zu besäen, welches kürzlich erst Flachs getragen. Die Leinpflanze zieht so sehr ihre Bedürfnisse aus dem Acker daß in verschiedenen Jahren hernach kein Lein an dem Orte gedeihen will; es wachsen also die Hoffnungen zu einer guten Flachsärnte, je nachdem die Zwischenzeiten, zwischen der vorhergehenden und nachfolgenden Leinsaat größer sind. Man muß daher mit den Flachsfeldern, eben wie mit den Kornfeldern umwechseln, und, hätte man eine dreyschlägige und keine Koppelwirthschaft, so muß man doch den Ort genau behalten, wo seit geraumen Jahren her, der Flachs gestanden, um nicht ein Land zu treffen, welches von den Bestandtheilen, die die Leinpflanze braucht, entblößet ist. Hat man aber Gelegenheit Dresche aufzubrechen, und ihn locker, wie ein Gartenland zu machen, so kann man, wenn die Witterung begünstiget, eine gesegnete Flachsärnte hoffen.

In sehr vielen Gegenden wird fast immer der Lein in Brachland gesäet; dieses wird nach eines jeden Ortes Nothdurft und Gewohnheit alsdann für den Lein zubereitet, je nachdem das Land schwer, lose, leicht, mager oder fett ist. Wäre es aber gutes Land, so muß es den Herbst zuvor durch verschiedenes Haken oder Pflügen und Egen mürbe gemacht werden. Da man aber nicht an allen Orten einerley Boden hat, so ists auch unmöglich, eine allgemeine Vorschrift, die für alle Erdarten paßt, zu geben. Man nimmt daher das Land, so gut mans hat, und es schickt sich für die Leinsaat auch solches, worin Kohl, Rüben, Buchweizen, besonders aber Hanf vorher gewachsen. Dergleichen Acker wird gleich nach der Aernte flach umgestürzt, nach Michaelis geeget, einige Wochen nachher, wenn das Gras anfängt überhand zu nehmen, mehrmahlen tiefer gepflüget, und so über Winter gelassen.

deln, sondern der Grund liegt häufig in solchen Umständen, die immer abgeändert werden könnten.

Gerade solche Umstände können auch in vielen Gegenden die Ursache seyn, warum der Lein- und Flachsbau nicht von Statten gehen will. Der Lein ist eine Pflanze, welche zärtlich wächst, weil sie eine kleine Wurzel hat; und weil sie viele ölige Bestandtheile gebraucht, so sauget sie sehr bald das bischen Fett um sich herum weg, welches ohngefähr ein kleines Territorium von einem Kubikzoll Land ist. Weil sie aber kräftige Nahrung zu ihrem Wachsthume verlangt, so entkräftet sie auch in kurzer Zeit den fetteſten Boden, wofür sie aber den Oekonomen durch den guten Gewinnst völlig wieder schadlos hält. Je näher also ein Boden, durch verwitterten Thier- und Menschenmist, und eine Menge verfaulter Gewächse, der Gartenerde ähnlich gemacht wird, desto besser wird auch der Lein aufschießen. Ein neu aufgerissenes — nach Befinden des Bodens gepflügtes, oder gehaktes, oder gar umgegrabenes Land, welches Jahrhunderte noch nicht ausgesogen haben, bietet freylich der Leinpflanze die allergünstigsten Stoffe zum Wachsthume und Fortkommen an.

Wenn man die Wahl haben kann, so ist sonst ein fetter Lehmgrund für den Lein der anständigste, so wie ein eben urbar gemachtes Feldstück vor allem Saatakker in der That großen Vorzug hat, wenn gleich letzterer auch aufs beste gedüngt seyn sollte, weil die Leinwurzeln bloß die Oberfläche des Bodens flach bestreichen, ohne in die Tiefe einzudringen. Viele Landwirthe kümmern sich darum nicht, ob sie ein Brachfeld, welches ein Jahr geruhet hat, oder ein solches zur Leinsaat nehmen, das vorher Weizen oder Gersten getragen — manches Mahl sind sie aber gezwungen, ohne Auswahl des Landes den Lein zu säen, und haben daher wenig Nutzen. Kann mans aber zwingen, so hü-

In der Mark Brandenburg hat man häufig die Gewohnheit, den Kuh- oder Schafmist gegen das Ende des Februars auf den vorbereiteten Acker zu fahren, und sogleich ziemlich dick auszubreiten. Der darauf folgende Schnee und Regen lösen allmählig seine Theile auf, leiten diesen fetten Thierleim in die Oberfläche der Erde herab, und lockern diese selbst gegen die Empfängniß der Saat auf; dieses gedoppelte Auflockern ist jedem schweren Boden wesentlich nothwendig, um die zarte Wurzel willig einzunehmen, und in der Erde weiter zu verbreiten. Wollte man den aufgefahrnen Mist, bis zur Aussaat in Haufen liegen lassen, so würde sich derselbe auf der Stelle ins Land ziehen, und aus der Mitte erhitzen, und die flüchtigen Theile würden größtentheils verrauchen. Alle Gährungen zerstören die bindenden Kräfte der gebornen Materien, und entbinden die fixe Luft derselben.

Dies ist der Grundsatz unsers Herrn Professors Halle (*), und vieler Oekonomen; allein, ich glaube mit Gewißheit behaupten zu können, daß die vorher angeführte Methode, nähmlich den Mist sobald als möglich unterzubringen, ohnweit besser sey. Ich läugne nicht, daß Regen und Schnee nicht sollten den Mist auflösen, und in die Oberfläche des Bodens einige fette Theile leiten, allein, es ist auch ganz gewiß, daß Regengüsse die fetten Theile des Mistes von den Aeckern hinunter spülen, besonders in den Gegenden, wo man die Aecker in so hohen Rücken zusammengepflügt hat. (Ueberhaupt genommen, geben die so hoch zusammengepflügten Aecker, sehr ungleichen Flachs; bey nassen Jahren erkältet oder ertrinkt die Pflanze an der Fahr herunter, und nur die oben auf dem Rücken ge-

(*) Man sehe: Schauplatz der Künste und Handwerke ꝛc. von J. G. Halle, 16 B. S. 11.

hier schon etwas von seiner Kraft verliert, so ists doch lange nicht so viel, als wäre er gestreuet.

Man könnte mir hier den Einwurf machen, warum man Kleefelder, den sibirischen Lein, Spargelbeete u. dgl. mit Mist bestreuet, da dieses doch auch des Düngens wegen geschieht. Dies hat seine Richtigkeit, und da man dem Lande Dung geben muß, es aber nicht aufbrechen, und den Dung nicht unterbringen kann, so verfährt man socher Gestalt, ohne es verhindern zu können, daß die besten Theile von der Luft verzehrt werden.

Wenn es einem Oekonomen möglich wäre, daß er Leinland graben lassen könnte, so würde er sehr vortheilhaft handeln. Man sieht wie der Lein in den Gärten fortschlägt. Zwar macht der öftere Pflug das Land auch mürbe, und der Haken noch mürber, und man kann herrlichen Flachs bauen; allein, wenn die Aecker sehr krautartig sind, so nimmt so wenig der Haken als der Pflug solches hinweg, und nur mit dem Gräber in der Hand vermag man es am ehesten zu tilgen, da man alsdann fast jede Kraut- und Graswurzel hinauswerfen kann. Aber, leider, dies ist nur mehrentheils bey kleinen Wirthschaften, und bey weniger Aussaat möglich zu machen.

Wenn in leichten Boden Lein gesäet wird, so muß die Aussaat nicht zu dick oder dicht geschehen, damit die Stängel desto dicker und stärker werden; und in diesem Falle ist nicht zu befürchten, daß ein dickstängelichter Lein gröbern Flachs geben werde, nur muß man auch den Acker vom Unkraute rein halten. In schweren Boden säet man den Samen etwas dichter, weil manche Körner darin zurück bleiben. Zum Theil hat aber ein schwerer Boden auch mehr Kraft, und kann mehrere Pflanzen ernähren.

Das Jäten des Leins muß nach einem Regen, wenn der Boden wieder abgetrocknet ist, und so geschehen,

hen, daß die Leute beym Jäten entweder barfuß oder auch in bloßen Strümpfen gehen, und ſich mit dem Geſichte gegen den Wind ſtellen. Ein auf das Jäten folgender Regen befördert das Aufſtehen des Leins, und die Frucht erhebt ſich leichter, wenn ſie gegen, als mit dem Winde gebogen worden. Wenn die Leinfrucht vier Zoll hoch gewachſen, ſo iſts Zeit zum Jäten, wobey das Unkraut mit der Wurzel ſorgfältig herausgezogen werden muß.

In einigen Gegenden bedient man ſich beym Jäten des Leins Säcke, die mit Stroh angefüllt ſind, wodurch der Lein nicht ſo ſehr, als mit den Füßen zur Erde gedrückt wird. Aber das Lagern des Leins geſchieht alsdann am meiſten, wenn es dicht ſtehet und ſchwachſtänglicht iſt. Er ſtehet alsdann auch nicht ſo leicht wieder auf. Man kann dieſer Unbequemlichkeit am beſten durch das in den Niederlanden vorzüglich und in einigen andern Gegenden zum Theil ſchon gebräuchliche Strängeln zuvor kommen; da man das Feld nähmlich in kleine Beete zu fünf bis ſechs Fuß ins Gevierte abtheilet, an jeder Ecke derſelben ſchwache gabelförmige Stangen einſchlägt, und in jede eine Latte, eine Bohnen, oder Hopfenſtange legt, ſo wie mans mit verſchiedenen Sämereyen in den Gärten macht.

Ein Elend iſts aber, daß man in holzleeren Gegenden nicht immer dergleichen auf dem Felde veranſtalten kann, weil es doch, theils von Nothleidenden, und theils von ſolchen, die ſich Vorrath von Holz verſchaffen wollen, weggenommen wird.

Dies wäre dasjenige, was ich im Allgemeinen über den Leinbau ſagen könnte, weil ich durchaus keine Regel weiß, welche ſich zu allen Bodenarten, zu allen Witterungen, und zu allen Beſtellungsarten und Düngungsmitteln zugleich paßt. Meine geneigten Leſer

diese Bestellungsart des Ackers nothwendig mache, und daher will ich jetzt das Verfahren mit dem Leinsäen in verschiedenen Gegenden, zeigen.

Im dem sächsischen Erzgebirge ist der Erdboden äußerst ungleich; es giebt daselbst lehmige Striche, und diese bringen hier mehrentheils schlechten Flachs, weil die Saat in die bald zähe, bald hart gebackne Erde nicht einzudringen vermag. (Ich habe vorhin gesagt, daß der Lein vorzüglich Lehmboden liebe, ich verstehe aber nicht unter Lehm jenen strengen klebenden Thon, der durchaus mit Sand zum Fruchttragen erst gemildert werden muß, sondern denjenigen Lehmacker, der vorzüglich gern Weizen trägt, und welchen man beynahe mit dem Nahmen Kleiland belegen könnte.) Die übrigen kiesigen und bergigen Gegenden daselbst sind dem Lein auch eben nicht zuträglich. Die besten Ackerstücke dort bedeckt eine drey- auch wohl mehrere Zoll hohe schwarze Gartenerde; unter dieser aber befindet sich die rothe eisenhafte Ockererde, wie es an mehreren Orten dergleichen giebt, und man nennt sie an einigen Orten Uhr, an andern auch wieder Fuchserde. Wird diese in die Höhe gebracht, so verdirbt man dadurch nicht allein seinen Boden, sondern sie bleibt auch trotz aller angewandten Kunst dennoch unbändig und ohne Nutzen. Daher läßt man in dortiger Gegend die Felder sechs und manches Mahl noch mehrere Jahre brach liegen, oder nur Heu tragen. Dieses Brachland bricht man zum ersten Mahle mit dem Haken auf, darauf stürzt man es mit einer Ege von sieben Balken, deren jede sieben eiserne Zähne hat, mit Nachdruck nieder, wodurch die herausgehobenen Rasen zermalmet werden. Auf diese Arbeit folgt ein sechs Zoll breiter Haken, dessen Spitze abgerundet ist, und diese durchkreuzt die Bracheinschnitte mit rechtwinklichen Furchen, doch ebenfalls so, daß die Einschnitte nicht zu tief eindringen. Dieser neue Aufriß

muß

Blitz von einem Regen begleitet, so schade das Gewitter dem Gewächse nicht. — — Ich weiß nicht eigentlich, was hiervon mit Gewißheit zu halten sey. So viel ist gewiß, daß der Blitz dem Flachse allerdings schaden kann, wenn er ihm nahe genug ist, allein eine bloße trockne Erleuchtung des Blitzes kann unmöglich solche Wirkungen hervorbringen. Es ist mir nicht unbekannt, daß auch selbst die Gärtner solches an verschiedenen Gewächsen anderer Art bemerkt haben wollen; so wie auch die Hausmütter behaupten, daß die Leinwand auf der Bleiche, und der Flachs auf der Spreu nach trocknen Gewittern sehr mürbe werden soll. Ich kann mir den so großen Einfluß aber nicht gedenken, und vermuthe, daß bey dem Mürbewerden dieses Products, ganz andere Ursachen, die aber vielleicht überhaupt mit trocknen Jahrszeiten in sehr genauer Verbindung stehen, Ursache davon sind.

Das 49ste und 50ste Stück der gelehrten Beyträge zu den Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1782 liefern eine nachahmungswürdige Vorschrift beym Leinbaue von einem gewissen Herrn Siemens.

Im Hannöverischen Magazin von 1784, im 36sten Stücke, Col. 561 befinden sich gute Anmerkungen über den Flachsbau; so wie in eben diesem löblichen Magazin, von 1788 im 38sten Stücke vom Lein- und Flachsbau gehandelt wird.

Daß nicht alle Schriftsteller überein schreiben, habe ich schon gesagt, und dies können sie ihren Erfahrungen gemäß auch nicht, daher weise ich auch nach einer ziemlich vollständigen Abhandlung hin, welche sich im Hannöverischen Magazine von 1775 im 23sten Stücke, Col. 353, fgg. befindet.

Aus allem vorhergehenden wird man ersehen, daß die Verschiedenheit des Bodens auch oft eine verschie-

kommen, wobey aber wirklich viel Betrug vorgeht. Auch säet man selbst gebaueten Samen, der einige Jahre gelegen hat, wobey eben so viel Vortheil ist, wenn man ihn von Zeit zu Zeit nur umwechselt mit gutem Samen, der auf andern Feldern gezogen worden. Die Zeit des Aussäens wurde im Jahre 1771, noch von vielen Wirthen nach den berühmten Kalendertagen, als Philippi, Jacobi, Stanislaus, Sophia, Helena, Petronella, und endlich Vitus, bestimmt. Wenn nun gleich der blinde Oekonom vielleicht mit Aberglauben an diesen Tagen hängen mag, so geschieht dieses doch von den Aufgeklärten nicht. Der natürliche Grund dieser Bestimmung aber liegt in dem verschiedenen Klima und Boden dieses Landes, und man muß hier Früh- Mittel- und Spätlein, je nachdem die Gegend ist, aussäen; weil man weiß, daß an einigen Orten, ja in ganzen Kreisen eins besser fortkommt als das andere. Daher hat hier (aber gewiß auch an allen andern Orten,) ein Wirth sehr darauf zu sehen, welche Saat auf seinem Gute am besten fortkomme; obgleich auch hier keine Regel ohne Ausnahme ist, und also bey widriger Witterung die Leinsaat ebenfalls fehl schlagen kann.

Man hat daher auch hier die Regel, daß man besonders aufmerksam auf die Frühjahrswitterung seyn muß; welche aber überhaupt auch allen und jeden Wirthen anzuempfehlen ist. Ist die Witterung nicht darnach, so bringt ein vernünftiger Wirth seine Saat auch nicht in die Erde, denn die natürlichen Eigenschaften der Leinsaaten sind, daß sie nicht wohl strenge Kälte ertragen, und eben sowohl in anhaltender Dürre gar bald Schaden leiden. Das Leinkorn keimet eigentlich bey fruchtbarem, gedeihlichem Wetter schon in zwey Mahl 24 Stunden, und den 5ten und 6ten Tag kommt es schon zum Aufgehen. Es hat das Körnchen in sich selbst schon eine so treibende Kraft, daß es in dem Acker gleich wächset; kann es nicht über sich, so faßt es

muß eine Zeitlang an der Luft wittern; gegen die S
zeit und Düngung folgt der dritte Haken, nebs
dritten Egge.

In Schlesien, eins der vorzüglichsten Länd
die Flachswirthschaft blühet, rechnet man drey H
stücke, die erfordert werden, wenn man im Flachs
glücklich seyn will:

1) Ein sich dazu schickender Acker, der so, w
seyn soll, dazu zubereitet werde. Hier rechnet
zu einem guten Leinboden, daß er seinen Bestand
len nach mehr aus leichter und guter Erde, als aus
ken oder fetten Lehm bestehe, und ist daselbst ein g
er Boden mit etwas Sand vermengt, der aber
scharf ist, besser als starkes Land. Ueberhaupt ni
man hier am liebsten den Mittelboden zur Leinsaat.
Zubereitung des Ackers ist folgende: Es wird er
schon bey dem Aufführen des Schafmistes, oder
düngers darauf gesehen, wenn der Mist mit de
wöhnlichen Mistfuhren nach Pfingsten auf die
ker kommt, daß der feinste und beste Mist auf d
Lein bestimmten Aecker komme. Ein solcher
wird in seiner gehörigen Ordnung zu Rocken und
zen zugerichtet, und man säet dergleichen im
fetten Lande. Ist dieses Getreide im folgenden
ste vom Acker herunter, so stürzet man das Land
ne es zu düngen, und es bleibt den Winter über l
Im Frühling, sobald der Acker trocken ist, w
wieder gerühret, eben geeget, und Queken un
kraut herausgebracht. Nicht lange darauf bea
man den Acker wieder, reinigt ihn nochmahl und
ihn zur Saat geschickt.

2) Man bemühet sich, den Leinsamen zu
Zeit zu säen, und sich überhaupt nach der Himm
gend zu richten, in welcher man sich befindet.
Leinsamen läßt man in Tonnen aus Riga oder

Wenn daher der Flachs dort gerauft, oder aufgezogen wird, so spreitet man ihn handvollweise so, daß die Knoten an den gepflügten Ackerrücken immer bergan, und zwar so zu liegen kommen, besonders oben, wo die Knoten von der entgegengesetzten Seite auch auf der Spitze des Rückens liegen, daß die Knoten sich nicht unter einander verwirren können. Dieses geschieht, wenn zwey Personen gegen einander über den Flachs aufziehen, und jede Handvoll so legen, daß die Knoten sogleich neben einander, und die Wurzeln nach ihnen hin zu liegen kommen, z. B. so: ¹, ¹, ¹. — Ich glaube aber, daß solche Künsteley im Ganzen wenig fruchtet, und daß derjenige, welcher seinen Flachs nur so spreitet, daß die Bollen sich nicht unter einander verwickeln können, und der Flachs selbst nicht zu dick liegt, damit er unten nicht fault, eben so weit kommt.

Vier bis fünf Tage läßt man den Flachs nach dem Aufziehen liegen, hernach wendet man ihn, wenn er bey günstigem Wetter gut getrocknet, auf die andere Seite. Bey Regenwetter erfordert natürlich diese Wirthschaft mehrere Aufsicht und Handreichung.

Alles dieses bisher Gesagte bringt denjenigen, welcher aus dieser Abhandlung lernen will, noch nicht weiter, als bis zum Ausraufen oder Aufziehen des Flachses, und er hat nur noch sehr unvollständige Anleitungen. Es ist wahr; allein, wenn ich erst alle die verschiedenen Behandlungen dieses Products, in verschiedenen Provinzen und Gegenden gezeigt haben werde, worin hin und wieder immer etwas Gutes auch für uns zur Lehre stecken kann, wird auch dasjenige erfolgen, was bey jeder Lein- und Flachsarbeit besonders bey uns vorfällt, und vorfallen muß, wenn wir mit Vortheil handeln wollen, worüber die nachfolgenden Artikel noch besonders belehrend seyn werden.

Damit

Deutschland ist das Land, das dem Kaufmanne vorzüglich dies Product liefert, und in diesem steht Schlesien oben an.

Der Flachsbau und die Leinengarnspinnerey sind durch ganz Schlesien verbreitet, und man findet in einigen Gegenden des Morgens und des Abends von 6 bis 9 Uhr alles, jung und alt, von beyden Geschlechtern, auch selbst das Militär spinnen, da der höchstselige König von Preußen, Friedrich der Zweyte solches letzterm als ein für ihren Stand in Friedenszeiten nicht unschickliches Gewerbe hat anpreisen lassen, ja in mehreren Gegenden findet man, daß die angesehensten Frauenzimmer, wenn solches in Gesellschaft gehet, statt des Gestrickes die Spindel mitnimmt. Fast in ganz Schlesien macht die Spinnerey einen Theil der Dienste aus, die die Unterthanen der Gutsherrschaft leisten müssen, da sie entweder eine bestimmte Zeit spinnen, oder eine gewisse Anzahl Stücke Garn liefern müssen. Auf dem Lande erhält jeder Knecht oder jede Magd als einen Theil des Lohns, entweder gewisse Bunde bereits spinnbaren Flachses, oder, welches das gewöhnlichste ist, ein Stück Land, das bereits mit einer gewissen Quantität Flachs besäet ist, zu dessen Bearbeitung denn der Sonntag angewendet wird, daher man, wenn man um die Zeit der Flachsfeldarbeit den Sonntag in jene Gegend kommt, fast eben so viel Arbeiter im Felde sieht, als den Werketag. So allgemein der Flachsbau und die Spinnerey ist, so ist bey letzterer doch nach Verschiedenheit der Gegend ein sehr großer Unterschied. Im Fürstenthume Neiße wird das gröbste Garn gesponnen, das mit dem Nahmen der Packloden oder des Packgarns belegt ist, und welches einen flachen, hohlen, und schloddrigen Faden hat. Der Goldberghainaische Kreis, Liebenthal und Greifenberg, liefern das feinste Garn, das größtentheils nach Holland und Brabant zu der daselbst verfertigten Leinwand und den daselbst verfertigten Spitzen ausgeführt wird, das den Nahmen Lothgarn führt, und mit Recht diesen Nahmen verdient, da oft ein Stück kein Loth wiegt. In den übrigen Gegenden wird meist ein sogenanntes Weber- oder Mittelgarn, das zwischen jenen beyden die Mittelstraße hält, verfertigt, und das den Verordnungen nach, alles im Lande verwebt werden soll.

Der

Damit man aber eine vollständige Idee von der so sehr in der Welt berühmten schlesischen Flachswirthschaft habe, so will ich hier einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinwandmanufacturen, Bleichen, und über den Leinwandhandel in Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands, einrücken. Der Anfang dieser schätzbaren Abhandlung steht im neuen hannöverschen Magazin von 1792, im 48sten Stücke, und die Folge ist weiterhin in diesem vortrefflichen Werke zu finden. Der Herr Verfasser dieser Abhandlung nennt sich Hahn.

Man wird schwerlich ein Product der Kunst anführen können, das seit ein Paar Jahrhunderten einen solchen Verschleiß gefunden hätte, als die Leinwand. Keine Waare wird so allgemein von Menschen ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts, und zu so manchen Absichten gebraucht, als diese. Es wird schwerlich ein Land in Europa seyn, wo nicht wenigstens eine Art von Leinwand verfertigt wird, nur ist sie, was die Güte anbetrifft, sehr verschieden.

Kein Gewerbe kann daher auf einen so sichern Absatz rechnen, als die Leinweberey, und dies um so mehr, da der Tyrann der Mode noch nicht seine Macht bis auf die sogenannte Hausleinwand hat ausdehnen können, und daher bleibt der Debit derselben, auch wenn solcher nur auf das Land selbst, wo sie verfertigt wird, eingeschränkt seyn sollte, doch beständig gewiß. Allein, daß dieser letzte Fall je eintreten sollte, ist nicht leicht zu befürchten, da verschiedene Länder in Europa, z. E. Portugal, Italien, Spanien, und ein Theil der nordischen Reiche viel Leinwand verbrauchen, aber den Flachsbau aus Nachlässigkeit, oder wegen Beschaffenheit der Himmelsgegend wenig treiben, und daher ist die Leinwand in diesen Gegenden die gangbarste und beliebteste Waare. Dieses letztere gilt aber nicht bloß von Europa, sondern von allen 3 übrigen Welttheilen, da allenthalben, wo in jenen Gegenden europäische Schiffe hin handeln, der Leinhändler auf den gewissesten und geschwindesten Absatz rechnen kann.

Vorzüglich ist der Flachs, der dem Kaufmann verkauft, der Leinen liefert, nur in diesen sind Schlesien oben an.

Der Flachsbau und die Leinenmanufakturen sind durch ganz Schlesien verbreitet, und man findet in einigen Gegenden des Morgens und des Abends von 6 bis 9 Uhr alles, jung und alt, von beyden Geschlechtern, auch selbst das Militär spinnen, da der höchstseelige König von Preußen, Friedrich der Zweyte solches letzterm als ein für ihren Stand in Friedenszeiten nicht unschickliches Gewerbe hat anpreisen lassen, ja in mehreren Gegenden findet man, daß die angesehensten Frauenzimmer, wenn solches in Gesellschaft gehet, statt des Gestrickes die Spindel mitnimmt. Fast in ganz Schlesien macht die Spinnerey einen Theil der Dienste aus, die die Unterthanen der Gutsherrschaft leisten müssen, da sie entweder eine bestimmte Zeit spinnen, oder eine gewisse Anzahl Stücke Garn liefern müssen. Auf dem Lande erhält jeder Knecht oder jede Magd als einen Theil des Lohns, entweder gewisse Bunde bereits spinnbaren Flachses, oder, welches das gewöhnlichste ist, ein Stück Land, das bereits mit einer gewissen Quantität Flachs besäet ist, zu dessen Bearbeitung denn der Sonntag angewendet wird, daher man, wenn man um die Zeit der Flachsfeldarbeit den Sonntag in jene Gegend kommt, fast eben so viel Arbeiter im Felde sieht, als den Werkeltag. So allgemein der Flachsbau und die Spinnerey ist, so ist doch letztere doch nach Verschiedenheit der Gegend ein sehr grosser Unterschied. Im Fürstenthume Neisse wird das gröbste Garn gesponnen, das mit dem Nahmen der Packleden oder des Packgarns belegt ist, und welches einen flachen, breiten, und schleddrigen Faden hat. Der Glatzerische Kreis, [illegible] und Strehlenberg, liefern das feinste Garn, das gröstentheils nach Holland und Brabant zu der dortigen [illegible] Manufaktur und den dortigen berühmten Spitzen verarbeitet wird, daß der Nahmen Leinen nicht mehr zu Recht dieses Nahmens verdienet, da es oft so fein ist, als [illegible] Wolle. In den übrigen Gegenden wird mehr zu [illegible] Leinen, oder Nessel gesponnen, das [illegible] beyden der Webermeister hält, verdingt, und das [illegible] dann, wenn es [illegible] wird.

Der

Der Hauptſitz der Leinweberey und der damit verbundenen Bleichen, iſt das Gebirge, in welchem der Ackerbau nicht fortkommen will, und in welchem jeder unbedeutender Flecken, oder jedes unbedeutende Dorf mit Webern angefüllt iſt, die wöchentlich ihr Gewebe in die Gebirgſtädte zum Verkauf bringen. Die Regierung ſucht dieſe Leute auf alle Art zu ſchonen, und ſo wenig als möglich in ihrem Gewerbe zu unterbrechen; ſie geben daher nur ein geringes Schutzgeld, ſind von Frohndienſten und Einquartirungen, da das ganze Gebirge keine Garniſon hat, frey, und brauchen nur die Rekruten für die königliche Leibwache zu liefern, ſind auch an keine Innungen gebunden, ſondern können ihr Gewerbe treiben, wo ſie wollen. Indeſſen geben ſich doch die Bauern, die Feldbau treiben, ſelten mit der Weberey ab, ſondern dies iſt nur das Gewerbe derer, die ſolchen nicht haben.

In den meiſten Gegenden, wo der feinſte Flachs gebauet wird, wird der Acker dazu faſt gar nicht, wenigſtens in dem Jahre nicht gedünget, weil man glaubt, daß die Flachsſtängel ſonſt zu geil wachſen, und keinen guten Flachs bringen würden.

Zum Säethermometer dienen die ausgeſchlagenen Eichen, dies iſt von der Mitte des May bis gegen das Ende des Junius, weil man wegen der im Frühjahre nicht ungewöhnlichen heftigen Kälte, erſt die wärmere Witterung abwarten muß, wenigſtens verfährt man ſo, in den ſchönſten Flachsgegenden um Liegnitz, Jauer, und Glogau. In einigen Gegenden ſäet man den Leinſamen gegen Abend, läßt ihn die Nacht über offen liegen, und vom Thau feucht werden, und eget ihn des Morgens bey guter Zeit ein, damit er nicht von den Vögeln verzehrt werde.

Man wählt zur Saat den feinſten Rigaer Leinſamen, der aber in Schleſien ſehr theuer iſt, und womit der Landmann ſehr oft betrogen wird, da Stettin und Frankfurt auf dieſen Artikel das Stapelrecht haben, der Landmann ihn alſo beſtändig erſt aus der dritten Hand erhält, wodurch er oft um das Doppelte im Preiſe ſteigt.

Gewöhnlich wird der Flachs zwey Mahl gejätet, wobey ihn einige nach der zweyten Jätung ſtängeln, indem ſie an den Ecken der Felder hölzerne Gabeln ſtecken, und auf ſolche quer über Stangen legen. Sobald als er völ-

lig aufgeblühet ist, und grüne Knospen zu treiben anfängt, hält man ihn für reif, und rupfet ihn; hat sich der Same bereits wirklich angesetzt, so behauptet man; daß er zum feinsten Garn nicht mehr tauge. Auf demselben Felde wo er gewachsen ist, pflegt man ihn hierauf auszubreiten, und 14 Tage lang Luft und Wetter auszusetzen, nach Verlauf dieser Zeit macht man ihn in kleine Handstarke Bunde, und rüffelt ihn alsdann mit einem Rüffelkamme, der runde Zähne hat, weil die eckigen den Flachs zu leicht zerschneiden. Da man alle Jahr frischen Samen kommen läßt, so sind die Knoten ein Futter des Viehes, das sie sehr liebt. Nach dem Rüffeln breitet man den Flachs von neuem noch 5 bis 6 Wochen auf dem Felde aus, worauf er denn gebrochen wird.

Ohngeachtet die Thauröste in Schlesien die gewöhnlichste ist, so giebt es doch einzelne Gegenden, in welchen die Wasserrothen gebräuchlich sind. Welche Art die beste ist, ist im allgemeinen eine schwer zu beantwortende Frage; für Schlesien entscheidet die Thauröste, da alle die Gegenden, in welchen die Wasserrothe gebräuchlich ist, schlechten Flachs haben. Bey der Thauröste fängt der Flachs bereits an zu bleichen, welches der demnächstigen Bleiche des Garns oder der Leinwand zu gute kommt, allein theils erfordert solche sehr viel Zeit, Aufsicht und Wartung, theils muß man befürchten, daß der Flachs dadurch an seiner Güte Schaden leidet, denn an heißen Tagen wird der nächtliche Thau von der Sonne bald aufgeleckt. Die Maceration, die aber doch der Grund des Röstens ist, kann alsdenn in das Innere des Flachses schwerlich hineindringen, und folglich wird er ungleich geröstet, da die äußern Flachsfäugel zu stark angegriffen werden müssen, wenn die innern nicht zu wenig geröstet werden sollen, auch verursacht die öftere Abwechselung vom naß und trocken werden, daß der äußere Theil zu mürbe wird, daher die fernere Bearbeitung nicht ertragen kann, und zuviel in den Werg oder in die Hede geht.

Die Wasserrothe, ob sie gleich bey weitem geschwinder geht, und nicht die anhaltende lange Wartung erfordert, hat doch dem ungeachtet auch ihre Unbequemlichkeiten. Ein mit mineralischen salinischen Theilen zu sehr geschwängertes Wasser taugt nie zu einer guten Flachsrothe, weil ein hartes salziges Wasser die verlangte Fäulniß verhindert,

und

und mineralische Eisen und Kupfertheile den Flachs schwärzlich oder bräunlich färben, welche Farbe durch die nachherige Bleiche schwer ausgehet. Hierin liegt auch ein Hauptgrund, warum bey uns die Hausmütter, die zu ihrer Hausleinwand, sehr oft den Flachs oder das Garn bey einzelnen Pfunden auf dem Markte kaufen, der also in ganz verschiedenen Gewässern gerothet ist, demnächst von der Bleiche, statt weißer, grau gestreifte Leinwand erhalten, und mit Unrecht alsdann dem Bleicher die Schuld davon beymessen. Ueberhaupt haben die Bestandtheile des Rothewassers einen gar großen Einfluß auf die nachherige Weiße der Leinwand, und da mehrere Gewässer in Schlesien sehr mineralisch und hart sind, so liegt darin der Grund, daß man, um sicher zu gehen, sich lieber der Thauröste bedient.

Was die fernere Bearbeitung des rohen Flachses betrifft, so ist solche von der in den hiesigen Gegenden wenig unterschieden, außer daß man zur Dörrung des Flachses bey mehrern Dörfern einige Darrhäuser hat, wovon aber nach dem Spinnreglement bey jedem Dorfe eins seyn sollte, die aber erst bey Beschreibung des Flachsbaues in der Oberlausitz umständlich erwähnet wird, da solche dort häufiger und besser sind, und daß man außerdem noch in den meisten Gegenden einen Handgriff weniger hat, wie bey uns, indem das Bocken mit der gerieften Bockeschlage, das in einigen Gegenden, vorzüglich im Braunschweischen gebräuchlich ist, dort fast gar nicht geschieht, sondern der Flachs wird vom Trocknen oder Dörren, sofort mit der Breche gebrochen, dann geschwungen und geribbet, und endlich mehrere Mahle gehechelt.

In einigen Gegenden, in welchen man vorzüglich feines Garn spinnet, haben alsdann einige noch den Gebrauch, den sie als ein großes Geheimniß betrachten, den zum Spinnen fertigen Flachs noch vorher auf folgende Art zu beizen. Man legt in ein Bükefaß, oder wie es in Schlesien heißt, in eine Trübse eine starke Lage Stroh, hierauf ein grobes leinenes Tuch, und auf dieses den reinen Flachs Ristenweise dicht neben einander, doch so, daß jede Riste an beyden Enden etwas zusammengeknüpft ist, um das Verwirren zu verhindern. Hierüber wird wieder

ein Tuch gelegt, auf dasſelbe eine Lage Werdaſche geſt
wieder ein Tuch, alsdenn eine neue Lage Flachs, u
dieſe Art verfährt man, bis das Faß voll iſt, zu m
alsdenn die oberſte Lage Aſche iſt. Ueber dieſe ergie
ſe giebt man eine Lauge die aus zwey Theilen Wa
und aus einem Theile Kalk beſtehet, und läßt darü
Flachs 2 Tage in dieſer Beize ſtehen, doch iſt das n
nahen ſich ſammelnde Lauge beſtändig oben wieder
giebt, alsdenn wird der Flachs getrocknet, da er d
ſerm pflegt, etwas geſtäpft, gewaſchen, wieder getro
und nochmahls gehechelt, um ihn wieder in Ordn
bringen. Andere verrichten dieſes Beuen in einem
und laſſen den Flachs nachdem er einen Tag darin
den hat, eine Stunde mit der Beize kochen, verſ
aber, daß er nicht in Unordnung gerathe, welches leic
ſchieht, wenn zu viel Lauge im Keſſel iſt.

Das Spinnen geſchieht in den meiſten Gegenden
nigſtens im Allgemeinen auf die älteſte Art, nähmli
der Spindel (*), doch hat man unter der Regieru
Königs Friedrichs II. auch verſucht das Spinnra
zuführen, allein es ſcheint nicht allgemein zu werde
ſo lange ein gewiſſes Vorurtheil in Schleſien noch h
iſt auch zu wünſchen, daß es nicht allgemein werden
Es hatten nähmlich die Mannsperſonen, vorzügli
Mittäl das Spinnen mit der Spindel, für ferne
die unter ihrer Würde iſt da ſie den ſolcher ſtehe
auch abwechſels gehen können, wohl aber das Sitze
der dem Rade würde daher das Spinnrad allge
werden und die Spindel mehr vertreiben, ſie würde
lange dies Vorurtheil nicht gehoben iſt. Das Spinn
Manufakturwerken in gutem Verhältniß zu verringern
man ſich aber des Rades bedient, da es indeſſen
von dem mehrere unterſcheidet, daß das Rad ver
ſteht, die Spule ſtehet aber etwas ſchräge als b
iſt, und man bemerket, daß ſich hierauf in gleich
5 mehr Hunderte aufs Jahr den der aus gewöh

(*) Das eigentliche Werkzeug zum Spinnen des
iſt es, es beſteht aus einem Rocken, Spindel, Wirtel
und Trommel, Wirbel.

Rade, weil die Spule gegen die Peripherie des groſsen Rades ſich mehrmahls umdrehet (*).

Außerhalb Schleſien und der Lauſitz verwirft man allenthalben die Spindel, ob man hierzu im Allgemeinen Recht habe, das bezweifelt man, da die ſchleſiſche Leinwand und das damit geſponnene Garn, derſelben gewiß das Wort redet. Das iſt wohl ausgemacht richtig, die Spindel macht mehr Mühe, liefert einen loſen Faden, und erfordert mehr Geſchicklichkeit, allein dieſer Faden ſchickt ſich für die Lauge, das Weben und Bleichen ſehr gut. Das Spindelgarn iſt, obgleich von mehreren das Gegentheil behauptet wird, dauerhafter, ſchöner und egaler, und die daraus verfertigte Leinwand dichter und ſtärker. Das Spinnen auf dem Rade geht bey weitem geſchwinder, allein der Faden reißt leicht, wird zu drall, und nicht allenthalben gleich und eben, bey jeder Näſſe wird derſelbe dichter, welches ſogar bey dem Schichten zum Weben einmitt, wodurch er dem Reißen um ſo viel eher ausgeſetzt wird. Allein, wie bey allen Dingen es auf Geſchicklichkeit ankommt, ſo hat auch hier die Hand des Spinners auf beyde Arten des Geſpinnſtes groſsen Einfluß, und bey gleichen Umſtänden verdient die Spindel doch immer, in den Gegenden in welchen ſie nicht eingeführt iſt, zugleich mit dem Rade eingeführt zu werden, da Wächter, Schäfer und Hirten, mit ſolcher im Felde ſpinnen können, welches beym Rade der Fall nicht iſt, und dadurch vielleicht auch der Widerwille, den bey uns die Mannsperſonen gegen das Spinnen haben, allmählig gänzlich gehoben werden könnte.

Die ſtärkſten Flachsſpinnörter ſind Liebenthal, Goldberg, Zuckmantel, Ziegenhayn, Neiße und Brieg, woher das Garn durch eigene Garnſammler nach Breßlau, Schmiedeberg, Neuſtadt und Landshut, welches die Hauptörter ſind, die den Garnhandel treiben, geliefert wird. Der Grund zu dem jetzt ſo beträchtlichem Garnhandel in Neuſtadt in Oberſchleſien, iſt erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts, von einem aus Frankreich vertriebenen

(*) Hierüber wird weiter hin umſtändlicher geredet und gezeigt werden, welche Art von Spinnrädern die beſte ſey.

S.

es nicht zu Zwirn daselbst bereitet, die erste und zweyte Nr. der holländischen Leinwand verfertigt, indem daselbst bey der besten und feinsten Gattung der Einschlag schlesisches, der Aufzug aber holländisches Garn ist, die zweyte Nr. aber daselbst ganz aus schlesischem Garne gewirkt wird.

In neuern Zeiten hat man durch die Ermunterung des unvergeßlichen Königs Friedrichs des Zweyten gereizt, angefangen, selbst verschiedenes von diesem Lothgarne, theils zu verarbeiten, theils aber gebleicht als Garn oder Zwirn auszuführen. Man ahmt dabey das Verfahren der Holländer, in Absicht des Garns oder Zwirns nach, packt solches in dunkelblaues Papier bey halben und ganzen Pfunden, schreibt auf das Papier mit weißer Tinte die Nr. des Garns, wobey man sich mit ihnen gleiche Nummern, von 61 bis 300 bedient, und auch so wie sie mit der ungleichen Nummer bloß das Garn, mit der egalen aber nur den Zwirn bezeichnet, da also beym Garn und Zwirn jedes Mahl eine Nummer ausfällt.

Da die schlesischen Weber größtentheils nur rohes Garn verbrauchen so ist durch eine Verordnung vom 17ten Junius, 1790, alles gebleichte Garn, gegen einen Ausfuhrzoll von 1 Rthlr. 4 Ggr. auszuführen erlaubt, die Ausfuhr des rohen aber nur auf Pack- und Lothgarn eingeschränkt, wovon auch das gedoppelte auf der Zollstätte entricht werden muß.

Um allen Unterschleifen vorzubeugen, muß das Garn, dessen Ausfuhr erlaubt ist, den Zollbedienten erst gezeigt, und alsdenn in ihrer Gegenwart, oder von eigenen dazu bestellten Aufsehern, verpackt werden; die Contraventionsfälle hiergegen werden zum ersten Mahle mit Confiscation des Garns, und so immer mit einer ums duplum, quadruplum steigenden Buße bey jeder neuen Uebertretung gestraft, wovon der Denuntiant, wenn er ein herrschaftlicher Diener ist, den sechsten, sonst aber jeder andere den dritten Theil erhält.

Alle Webergarne, deren in Schlesien eine erstaunliche Menge gesponnen werden, werden also, das abgerechnet, was als Contrebande ausgehet, in dem schlesischen Gebirge verwebt, und alsdenn theils gebleicht, theils ungebleicht, über Hamburg, Altona und Amsterdam, nach Spanien, Portugal, Frankreich und in alle übrige Welttheile versandt.

ſandt. Vorzüglich viel geht für eigne Rechnung nach Spanien, woſelbſt die ſchleſiſche Leinwand nicht mehr Abgaben, als die franzöſiſche hat, nähmlich 17¾ Procent. Ueberhaupt rechnet man, daß Schleſien jährlich an Leinenwaaren im Durchſchnitt für 6 Millionen ausführt. Da die 6 Haupthandelsſtädte in dieſem Artikel, nähmlich Breslau, Schweidnitz, Landshut, Hirſchberg und Schmiedeberg; im Jahre 1789 allein 508003 Schock und 440742 Weben ausführten, und im Jahre 1786, die Ausfuhr aus Landshut allein 1,342,569 Rthlr. betragen hat. Beym Schluſſe des Jahres 1790, waren in dem ganzen Preußiſchen Schleſien 28,704 Leinenſtühle, die 50,553 Arbeiter beſchäftigten, im Gange, und hatten in dem Jahre für 7,990,114 Rthlr. Waare verfertiget, davon für 6,190,554 Rthlr. ausgeführt war.

Schleſien hat den Flor dieſer Manufactur in ſo fern ſolches die Hausleinwand betrifft, vorzüglich den Hamburgern zu verdanken, die, weil ſie fanden, daß die ſchleſiſche Leinwand von allen deutſchen die wohlfeilſte war, eigene Leute nach Schleſien ſandten, welche die Weber in der Zurichtung unterrichteten, ihnen die erforderlichen Muſter verſchafften, auch der von ihnen verfertigten Waare die italiäniſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Nahmen gaben, und worin man ſo glücklich war, daß man mehrere Arten der franzöſiſchen Leinwand am Ende ſo ſehr übertraf, daß die Franzoſen ſich genöthigt ſahen, einen Preis für den auszuſetzen, der Leinwand verfertigte, die in der Appretur gewiſſen Sorten der ſchleſiſchen gleich wäre.

Die Hauptproducte der ſchleſiſchen Leinwandsmanufactur ſind einfache oder Hausleinwand, Schleier, Bett- und Tafeldrell, anderer unbeträchtlicheren Artikel, die bloß von der Mode abhängen, nicht zu gedenken.

Die Hausleinwand hat nach der Breite und Länge der Stücke, nach der Feine, nach der Glätte und Appretur, wieder ihre gewiſſen Nahmen, wobey die Breite und ehemahls auch die Länge, geſetzliche Beſtimmung haben, wovon man unten ein mehreres anführen wird. Die Hauptgattungen der Leinwand ſind:

Weben, ſind 6½ Viertel breit, und 72 Ellen lang nach der Bleiche.

Schock

Schock, 60 Ellen lang, 6¼ Viertel breit. Hieraus wird die sogenannte Jauersche Leinwand verfertiget, da ein Schock in 4 Stücke, à 15 Ellen geschnitten, und 40 bis 44 Schock, oder 160 bis 176 Stück in eine Kiste gepackt und verschickt werden.

Platilles, sind $\frac{7}{8}$ Ellen breit und 5 Ellen lang, werden sehr weiß gebleicht, mit einem rothen seidnen Faden gebunden, mit einigen Goldflittern geziert, und über Spanien nach Amerika gesandt, da sie zu Hemden für die Neger dienen.

Hollandilles, sind $\frac{2}{3}$ Ellen breit, 10 Ellen lang, geglänzt, und von verschiedenen Farben, Güte und Feine, gehen größtentheils nach Frankreich, woselbst man sie in Rouen hat nachmachen lassen, welcher Versuch aber mißglückt ist.

Bretagnes, diese haben wieder nach ihrer Güte, Feine und Dichtigkeit viele Unterabtheilungen, als: extrafines, fines, premieres fines, secondes, superfines und premieres superfines, sie sind 36, 30 und 25 Zoll breit, und haben darnach wieder eigene Nahmen. Gewöhnlich unterscheidet man in Schlesien, wie bey uns, die Breite der Leinwand nach den Gängen; allein, bey dieser verfährt man wie in Frankreich, zählt die Faden der Breite, und nennt sie daher 1300ter, 1800ter ꝛc. Die schwerste Arbeit bey dieser Art Leinwand ist das Zusammenlegen, da ein Ballen, der gewöhnlich 60 Stück enthält, einen Arbeiter oft drey Wochen beschäftigen kann. Indessen gestehen die Schlesier selbst, daß die in Quentin und Uzel in Bretagne gearbeitete und gepackte Leinwand dieser Art, doch noch den Vorzug habe.

Dieses sind einige der Hauptarten, außer welchen es noch wohl 20 und mehrere Gattungen giebt, deren Nahmen, Länge, Weiße und Breite bestimmen, da Feinheit des Gespinnstes nicht so sehr Einfluß auf die Benennung hat, die man aber hier übergeht; und nur noch das anführt, daß die meiste schlesische Leinwand in Kisten und nicht in Ballen, wie in mehreren andern Gegenden geschieht, versandt wird.

Der zweyte Hauptzweig der schlesischen Leinenmanufactur, ist die Schleierfabrik; eine Anlage, deren Ursprung in Schlesien noch nicht in Dunkel gehüllt ist. Man verfertigt von diesen Schleiern drey Arten, nähmlich dichten,

der faſt ſo gut, wie der holländiſche Batiſt iſt, auch mit derſelben gleiche Länge und Breite hat; dünnen oder Nonnenſchleier, welcher ein ſehr dünnes und zartes Gewebe hat; und endlich gemuſchten Schleier.

Die Stücke von allen drey Gattungen, müſſen nach den deshalb erloſſenen ältern Verordnungen, nach der Bleiche entweder 8 Viertel, 7½ Viertel, 7 Viertel, 6½ Viertel breit und 58 Ellen lang, oder 5 Viertel und 6 Viertel breit, und 60 Ellen lang ſeyn; nach den neuern kommt es aber nur lediglich auf die Breite an.

Der Hauptſitz der Manufactur der dichten Schleier iſt Hirſchberg und Schmiedeberg mit der Gegend. Nach Hirſchberg iſt ſolche durch einen Schuhknecht, der eines Webers Sohn aus der Stadt war, Nahmens Joachim Grind, gebracht. Dieſer erbeutete im Jahre 1464 in Harlem, woſelbſt es ihm auffiel, daß man die feinen Garne, die man damahls in Schleſien noch nicht zu nutzen wußte, dort zu einem ſolchen feinen Gewebe zu verarbeiten verſtand. Er lernte hierauf daſelbſt bey einem Weber 5 Jahre, kam 1470 nach Hirſchberg zurück, ward Bürger, und trieb jene Weberey mit ſeinen Schweſtern bey ſeiner Schuhmacherprofeſſion als ein Geheimniß; da aber dieſe heyratheten, ſo wurde die Sache nach und nach bekannter und ausgebreiteter. Die dünnen Schleier wurden zuerſt 1624 auf Koſten eines Domherrn, von Frankenberg aus Breslau in Hirſchberg von einer Weberin, Nahmens Moaban, gemacht, und da dieſer Verſuch mit Hülfe ihres Lehrburſchen ſehr gut von Statten ging, und Abſatz fand, ſo legten ſich ganze Dorfſchaften auf dieſes Gewerbe. Die geblümten und gemuſchten Schleier ſind 1711, zuerſt von einem Weber, Nahmens Steimann zu Seydorf, nach franzöſiſchen und Schweizer Muſtern verfertigt, deſſen Sohn noch lebt; ſeit der Zeit, werden ſie aber auch in mehreren Gegenden von Schleſien gemacht.

Was das in Schleſien verfertigte Bettzeug, Drell und Leinendammaſt betrifft, ſo ſoll die Fabrikatur dieſer Artikel ſich in den letztern 20 Jahren, oder überhaupt ſeit der Zeit, daß das Land unter preußiſcher Regierung ſteht, ſehr verbeſſert haben; allein, dem ungeachtet, muß im Ganzen genommen, der Schleſier ſeinen Nachbar in der Oberlauſitz für den Meiſter erkennen. Einzelne Weber haben es

bereits weit darin gebracht, allein, die Rede ist vom Allgemeinen.

Der Handel mit Bettzeug ist vorzüglich in den Händen der Kaufleute in Breslau, und wird in Ballen die unter dem Nahmen der breslauer Ballen bekannt sind, versandt, wovon es vorzüglich vier Gattungen giebt, als Zwilligballen, welche in allen Farben auf Drellart verfertigt werden; Leinwandsballen, welche sich durch die farbigen Streifen von der Leinwand unterscheiden; Schürzenleinwandsballen, die gedruckt sind; und endlich Zeugballen, welche in allen Farben in Ruthen gewebt sind.

Der Drell und Dammast wird entweder als Gedecke, die aus einem oder mehreren Tischtüchern von 6 Ellen Breite mehr oder weniger, und einem oder mehreren Dutzenden Servietten bestehen, oder bloß als Servietten in Serviettenballen verkauft; sie haben alle nur erdenkliche Muster, und sind nach der Kunst derselben theurer oder wohlfeiler.

Von diesen Producten der Leinwandsmanufactur, geht sehr wenig ungebleicht aus dem Lande, da sie größtentheils erst im Gebirge gebleicht und appretirt werden. Hierin liegt die größte Kunst des Schlesiers, wobey sich auch der Nutzen und der Werth der Spindel vorzüglich zeigt, indem manche Art Leinwand vorher ehe einem Siebtuche, als Hausleinwand, ähnlich sieht, nach der Bleiche sich aber so verändert hat, daß man bezweifeln muß, ob sie eben die Gattung Leinwand ist. Indessen geht hierbey immer doch noch sehr viel Blendwerk, der nachdrücklichen Gesetze ungeachtet, vor, und der Leinhändler muß oft seine ganze Kunst aufbieten, um nicht hintergangen zu werden.

Was die Bleichen betrifft, so sind solche sehr oft das Eigenthum ganzer Communen oder Gilden, oft einzelner großer Entrepreneurs, sehr oft auch nur das, einzelner geringer Leute, wenn sie nur die erforderliche Geschicklichkeit besitzen, indem die Bleichmeister, oder auch die ersten Knechte, auf den Bleichen sich, ehe sie als solche angenommen werden, einer strengen Prüfung unterwerfen müssen. Meistentheils beschäftigen diejenigen, die sich mit dem Bleichen der Garne oder Zwirne abgeben, sich

nicht

sen hätten, worüber ihnen alsdann vom Gerichte unentgeltlich ein Attest ertheilt werden sollte. Eben so sollte es auch, was den letzten Punct anbetrifft, in Absicht der Knechte Dienstjungen und Mädchen gehalten werden, die die Spinnschulen besuchten, und die sämmtlich zu deren Besuch angehalten werden sollten. Damit auch die Spinnerey in Schlesien noch allgemeiner würde, so sollten auch die Gerichte darauf sehen, daß die Dienstjungen, die auf dem Felde das Vieh hüteten, dabey mit dem Rocken spännen. Damit man aber desto sicherer wäre, daß diese Anordnungen genau befolgt würden, so sollten auf dem Lande von den Pfarrern keine Knechte unter 30 Jahr eher getrauet werden, bis sie vor der Trauung einen von der Gutsherrschaft ihnen umsonst zu ertheilenden Schein geliefert hätten, daß sie das Spinnen erlernt, und nach Verlangen ihrer Gutsherrschaft solches bisher verrichtet hätten. Eben dieses sollte auch von den Mägdchen gelten, und sollten diese außerdem noch erweisen, daß sie entweder bereits ein Spinnrad hätten, oder doch Behuf der Anschaffung desselben bey den Gerichten 12 Groschen deponirt hätten. Was übrigens das in den Schulen zum Spinnen nöthige Geräthe und Flachs anbetrifft, so sollte sich jeder, der die Schule besuchte, solches selbst halten; und alsdann auch das Gespinnste sein Eigenthum seyn, sollte aber der Lehrer solches hergeben, so sollte demselben auch letzteres verbleiben. Dies Garn der Lehrlinge sollte aber bey 8 Ggr. Strafe für das Stück von Niemanden verkauft, sondern zu Hausleinwand verwebt werden. Die Aufsicht über die Spinnstuben sollten die Vögte, ein Gerichtsmann, die sämmtlich darauf beeidigt werden sollten, und wenn mehrere solche Spinnstuben im Dorfe wären, die allgemeine Aufsicht über solche, ein herrschaftlicher Bediente führen.

Alle Monathe sollte eine Hauptrevision sämmtlicher Spinnschulen im Beyseyn des herrschaftlichen Verwalters oder Gerichtsschreibers vorgenommen werden, die alsdann alle Unordnungen sofort abstellen, und vorzüglich darauf sehen sollten, daß Gesinde und Kinder nicht aus der Schule blieben. Bey dieser Gelegenheit sollten sie auch die gesammte Spinnerey im Dorfe, auch außer der Spinnschule untersuchen, denen, wobey sie schlechtes Garn fänden, Anweisung geben, wie solches zu verbessern, und wenn sie bey der nächsten Visitation fänden, daß solche nicht befolgt

wäre,

Das bisher Gesagte betraf nur das Technische dieses Manufacturzweiges in Schlesien, jetzt wird es nöthig seyn, auch noch etwas von dem zu sagen, was von Seiten der Oberlandespolizey zur Beförderung dieses einträglichen Nahrungszweiges geschehen ist, und geschieht.

In den ältesten Zeiten bauete Schlesien seinen Flachs, und verspann solchen bloß für die Oberlausitz, Holland und auch etwas für die Schweiz. Die östreichische Regierung verbot zwar zu verschiedenen Mahlen die Ausfuhr der rohen Garne, allein man hielt nicht auf die Befolgung dieser Verordnungen, und so waren sie ohne Wirkung. Kaum aber hatte sich der König von Preußen in den souveränen Besitz des Landes gesetzt, als man nicht nur Anfangs die Ausfuhr aller Webergarne, nachher aber auch die der sämmtlichen Garne verbot, welches letztere Verbot doch aber in der Folge wieder aufgehoben ist, sondern auch zur Verhütung von Betrug und Unterschleif beym Flachse, bey der Spinnerey, Weberey und bey dem Bleichen, zur Vermehrung des Flachsbaues, und zur Verbesserung aller dieser Artikel, mehrere Verordnungen erließ, und den Landräthen anbefahl, auf Befolgung derselben zu halten, ja sogar den Unterthanen, die sich hierbey am vorzüglichsten zeigen würden, Prämien versprach.

Da bisher fast in jedem Orte oder in jeder Gegend von Schlesien, ein anderer Haspel, oder Weife, wie man sie in jenen Gegenden nennt, gebräuchlich gewesen war, so wurden durch eine Verordnung vom 15ten Febr. 1746, nicht nur die einarmigen Handweifen, wobey der Unterschleif sehr leicht war, abgeschaft, und an deren Stelle die Kreuzweifen von 4 Armen anzuschaffen befohlen, sondern auch hierzu eigene Probeweifen gemacht, und für das ganze Fürstenthum nur 2 Arten von Weifen, nähmlich eine von 1½ breslauer Ellen für die Lothgarne, und eine von 2 Ellen für die Webergarne und Packloden erlaubt, die nach den Probeweifen gebrannt und gezeichnet werden mußten; und um hierbey desto sicherer zu gehen, wurde festgesetzt, daß von den Untergerichtsbedienten alle Monathe, sowohl in den Städten, als auf den Dörfern die Weifen visitirt, und nachgesehen werden sollten, daß in jedem Hause für jeden Spinner eine Weife, und das solche gehörig

sen hätten, worüber ihnen alsdann vom Gerichte unentgeltlich ein Attest ertheilt werden sollte. Eben so sollte es auch, was den letzten Punct anbetrifft, in Absicht der Knechte Dienstjungen und Mädchen gehalten werden, die die Spinnschulen besuchten, und die sämmtlich zu deren Besuch angehalten werden sollten. Damit auch die Spinnerey in Schlesien noch allgemeiner würde, so sollten auch die Gerichte darauf sehen, daß die Dienstjungen, die auf dem Felde das Vieh hüteten, dabey mit dem Rocken spännen. Damit man aber desto sicherer wäre, daß diese Anordnungen genau befolgt würden, so sollten auf dem Lande von den Pfarrern keine Knechte unter 30 Jahr eher getrauet werden, bis sie vor der Trauung einen von der Gutsherrschaft ihnen umsonst zu ertheilenden Schein geliefert hätten, daß sie das Spinnen erlernt, und nach Verlangen ihrer Gutsherrschaft solches bisher verrichtet hätten. Eben dieses sollte auch von den Mägdchen gelten, und sollten diese außerdem noch erweisen, daß sie entweder bereits ein Spinnrad hätten, oder doch Behuf der Anschaffung desselben bey den Gerichten 12 Groschen deponirt hätten. Was übrigens das in den Schulen zum Spinnen nöthige Geräthe und Flachs anbetrifft, so sollte sich jeder, der die Schule besuchte, solches selbst halten; und alsdann auch das Gesponnste sein Eigenthum seyn, sollte aber der Lehrer solches hergeben, so sollte demselben auch letzteres verbleiben. Dies Garn der Lehrlinge sollte aber bey 8 Ggr. Strafe für das Stück von Niemanden verkauft, sondern zu Hausleinwand verwebt werden. Die Aufsicht über die Spinnstuben sollten die Vögte, ein Gerichtsmann, die sämmtlich darauf beeidigt werden sollten, und wenn mehrere solche Spinnstuben im Dorfe wären, die allgemeine Aufsicht über solche, ein herrschaftlicher Bediente führen.

Alle Monathe sollte eine Hauptrevision sämmtlicher Spinnschulen im Beyseyn des herrschaftlichen Verwalters oder Gerichtsschreibers vorgenommen werden, die alsdann alle Unordnungen sofort abstellen, und vorzüglich darauf sehen sollten, daß Gesinde und Kinder nicht aus der Schule blieben. Bey dieser Gelegenheit sollten sie auch die gesammte Spinnerey im Dorfe, auch außer der Spinnschule untersuchen, denen, wobey sie schlechtes Garn fänden, Anweisung geben, wie solches zu verbessern, und wenn sie bey der nächsten Visitation fänden, daß solche nicht befolgt

wäre,

wäre, veranstalten, daß diese Leute, zur Erlernung einer bessern Spinnerey, die Spinnschulen besuchten.

Um ferner zu verhüten, daß die Garnsammler nicht schlechtes Gespinnste, und das in einem Stücke von mehreren Spinnern zusammengesponnen wäre, und nicht die erforderlichen Fäden ꝛc. hätte, einhandelten, so sollten die Landräthe alle mit Freyheitszetteln bereits versehenen Garnsammler prüfen, ob sie die für ihr Gewerbe nöthige Kenntniß hätten, und sich solche durch von ihnen eingekaufte Proben erweisen lassen, ihnen alsdann den Einkauf der schlechten Garne, bey Verlust ihres Erlaubnißzettels und 2tägiger Gefängnißstrafe bey Wasser und Brod verbieten, auch aufgeben, daß sie die Dörfer und die Spinner, die schlechtes Gespinnste lieferten, ihnen jedesmahl, wenn sie solches merkten, sofort anzeigen sollten, sich hierauf dies alles von ihnen, vermittelst Handschlages angeloben lassen, und sie sämmtlich aufzeichnen; auf gleiche Art sollte alsdann auch demnächst mit jedem neu anzunehmenden Garnsammler verfahren werden.

Außerdem aber sollten die Revisoren der Spinnerey, die sich zum Einkauf anfindenden Garnsammler öfters vernehmen, ob sie Unordnungen und Unrichtigkeiten bey dem Gespinnste bemerkten, und die Landdragoner und Polizeyreuter, die Garnsammler, die sie mit gesammleten Garne anträfen, besonders in Ansehung der Richtigkeit der Stücke nach der Weife examiniren, unrichtiges Garn ihnen abnehmen, und dem Landrathe zu fernerer Untersuchung übergeben, da denn der Garnsammler nicht nur deshalb nach der Vorschrift gestraft, sondern auch angehalten werden sollte, dem Denuncianten für jedes unrichtige Stück Garn 6 Ggr. und daneben noch die Kosten der Umweisung zu bezahlen. In den Städten aber sollten die Garnhändler ad protocollum, daß sie unterschreiben sollten, von der Obrigkeit gewarnt werden, von den Spinnern und Garnsammlern kein unrichtiges Garn zu kaufen, nicht weniger sollte dieses mit den Webern geschehen, auch ihr Vorrath, sowohl auf dem Lande, als in der Stadt, wenigstens alle Monathe revidirt werden. Ferner sollte der Magistrat das zu Markt kommende Garn, durch die Polizeybedienten visitiren, wegen Unrichtigkeiten die Spinner bestrafen, oder wenn sich das Garn bey einem Garnsammler fände, solches dem Landrathe anzeigen lassen, auch

werksſiegel des Orts beſiegeln, an beyden Enden ein L. (Leinwandblätter) und zwey römiſche Zahlen einbrennen, wovon die erſte die Breite der Leinwand, die darauf gewebt werden kann, die andere aber die Zahl der Gänge der Leinwand bezeichnet. Der Leinweber darf ſich keiner andern als dieſer Blätter bedienen, muß alle Gänge ausfüllen, und darf daher z. E. durch ein 42ger Blatt kein 28ger ꝛc. einſcheren. Findet man hiergegen Uebertretungen, ſo werden die Blätter confiſcirt, die Leinwand in Stücken, die zu einzelnen Hembden nur brauchbar ſind, zerſchnitten, und der Leinweber noch überdem geſtraft, und deßhalb von Zeit zu Zeit von den Gerichts- und Polizeybedienten Unterſuchungen angeſtellt.

Kein Leinweber darf bey Karrenſchieben- oder Halseiſenſtrafe ſeine Leinwand und Schleier, ehe ſolche geſchauet ſind, verkaufen, daher ſind in allen einigermaßen beträchtlichen Weberdörfern beeidigte Meſſer oder Schaumeiſter, die einen 3, zuweilen auch 6 Ellen langen und 2 Ellen breiten Meſstiſch, die nöthigen Stempel, eine Elle und die Maßen der in den Gegenden gewöhnlichen oder erforderlichen und geſetzlich beſtimmten Breiten der Leinwand haben, angeſtellt. Ehemahls war auch die Länge beſtimmt, allein, dieſe iſt jetzt unbeſtimmt, dagegen muß aber auch jeder Kaufmann ſeine Leinwand und Schleier mit einem ihm eignen aber ſelbſt zu wählenden Zeichen bezeichnen, und daſſelbe auch beym Eintragen der Waare in ſeine Handlungsbücher dabey ſchreiben, damit man, wenn von auſſen Klage, über untüchtige Waare entſteht, wiſſe, vom welchem Kaufmanne ſolche ſey. Jeder Schaumeiſter muß das Meſſen ſelbſt verrichten, und unterſuchen, ob die Leinwand durchgehends von gleicher Güte ſey, alsdann auf jedes Stück an beyden Enden die Breite, Länge, einen Adler und den Anfangsbuchſtaben des Nahmens des Webers, und eine jedem Weber beyzulegende Nummer drucken, weßhalb das Stück ſo viel länger ſeyn muß, als die Stempel Platz einnehmen. Auch muß der Schaumeiſter das Meſſen immer beym beſten Ende anfangen, damit, wenn der Weber Ueberellen hat, ſolche an dem ſchlechteſten Ende abgeſchnitten werden können. Iſt die Waare zu ſchlecht, vorzüglich, wenn ſie in der Mitte eingewirkt iſt, ſo muß er ſolche in Hembdſtücken zerſcheiden, und

Dorfes wurden alsdann unter mehrere Aufseher, die Garnsammler, Weber, oder auch gute Spinnerinnen waren, vertheilt, so, daß jeder etwa 20 unter seiner Aufsicht erhielt, und diesen war es zu Pflicht gemacht, alle Tage während der Spinnstunden, die ihnen zugetheilten Häuser zu besuchen, dahin zu sehen, daß alle, die in das Haus gehörten, spännen, und denen, die noch kein tadelfreies Gespinnste lieferten, die nöthige Weisung zu geben. Außerdem müssen sie aber jeden Abend noch einzelne Höfe außer der Reihe unverhofft visitiren, und ihr vorzügliches Augenmerk auf das Deputatspinnen der Unterthanen, und auf die Conservirung der zur Reinigung des Flachses nöthigen Werkzeuge richten. Diese Leute sind zugegen, wenn den Unterthanen der Flachs zum Deputatspinnen gegeben wird, auch wenn sie solches den herrschaftlichen Beamten wieder abliefern; sie müssen darauf achten, daß sämmtliches Garn eines jeden Spinners mit seinem Nahmen und mit dem ihrigen bezeichnet wird, da alsdann der Spinner, wenn er schlechtes Garn liefert, solches zurück erhält, nicht nur keinen Spinnerlohn empfängt, sondern auch der Herrschaft, was das beste Garn der Art kostet, bezahlen muß. Ein solcher Aufseher ist für seine Mühe von Flachsarbeiten und vom Spinnen, auch von einigen Abgaben frey, und erhält monathlich, nach der Größe der Dörfer, 16 Ggr. einen Thaler, auch wohl darüber.

So wie man aber von Seiten der Oberpolizey damit beschäftigt war, den Webern besseres Garn, und das richtig gehaspelt war, zu liefern, so suchte man zu gleicher Zeit auch den Betrügereyen der Weber durch Aufsicht und Schauordnungen vorzubeugen, wovon man jetzt noch etwas sagen will.

Der Weber ist nicht im Stande gute fehlerfreye Waare, die die erforderliche Breite hat, zu liefern, wenn er sich nicht auf die Blätter, die er zur Verfertigung desselben braucht, verlassen kann, und daher wurden den Blattmachern in Schlesien eigene gestempelte Maaßstäbe, wornach sie die Blätter verfertigen sollten, gegeben, ihnen auch befohlen, die Blätter durchgehends von gleicher Feine, und nicht, wie sehr oft der Fall gewesen war, in der Mitte höher, wie an den Seiten zu verfertigen. Außerdem muß aber jeder Blattmacher das Blatt mit dem Handwerks,

und es sofort der Obrigkeit anzeigen. Sowohl hierüber als über die schaufähige Waare, muß der Schaumeister mit Beschreibung des Nahmens des Webers, und einer jedem Weber beyzulegenden Nro., ein vollständiges Register führen, weßwegen auch der Weber nicht von einem Schaumeister zum andern Laufen darf, sondern beständig bey dem, der ihm am nächsten ist, bleiben muß. Für diese Arbeit erhält der Schaumeister von jedem Schock Leinwand 3 Pf. und von jeder Webe 4½ Pf., die der Weber zwar auslegt, die ihm der Kaufmann aber über den Kaufpreis der Waare jedesmahl baar bezahlen muß, und nie mit eingehandelt werden soll. Das so gestempelte Linnen muß wie ein Buch zusammengelegt werden, wozu man in einigen Gegenden eine eigene Maschine hat, und müssen die Stempelenden beständig, damit sie gleich in die Augen fallen, den Mantel ausmachen.

Nachdem man nun glaubte, alles gethan zu haben, was zur Aufnahme der Spinnerey und der Weberey dienen konnte, so richtete man sein Augenmerk auf die Bleichen, da, wie bereits oben gesagt ist, die Leinenbleicher in Schlesien ein eigenes Handwerk oder Gewerbe ausmachen, und erließ auch für sie unterm 24sten May 1766, ein eigenes Reglement.

Nach dieser Verordnung darf niemand eher zum Bleichmeister angenommen werden, der nicht von den Bleichmeistern, bey welchen er bisher in Arbeit gestanden hat, hinlängliche Atteſtate seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit beybringen kann, die er alsdann 2 oder 3 geschickten Meistern, die von der Kaufmannschaft in den Handelsstädten dazu bestellt werden, übergeben, und sich von ihnen förmlich über das Bleichen examiniren lassen muß. Diese ertheilen ihm alsdann ein Atteſtat darüber, doch muß solches, ehe er als Bleichermeister angenommen wird, von der Kaufmannschaft, und nachher von der Obrigkeit bestätigt werden. Geht hierbey Partheiligkeit vor, und es entsteht hieraus demnächst Schaden, so müssen die, welche solchen verursacht haben, ihn stehen.

Kein Bleichmeister darf dem andern das Gesinde laufbieten, bey 5 Thaler Strafe, und eben so wenig dürfen die Bleicherknechte von einem Meister zum andern laufen, sondern müssen die Zeit, auf welche sie sich vermiethet haben, aushalten, ist diese um, so können sie sich zwar nach

Vergütigung der Accise, eine eben so lange Befreyung von den öffentlichen Cassen, zum Baue der Gebäude etwas Holz und Steine, und außerdem noch für jeden Meister und Gesellen, den er aus der Fremde, Behuf der Manufactur anzieht, respective 20 und 10 Rthlr. erhält. Indessen ist dieser Nahrungszweig doch nicht mehr in dem vollen Flore, worin er vor dem amerikanischen Kriege war. In diesem Kriege stockte wegen Unsicherheit des Seetransports, da, wie bereits oben gesagt ist, der größte Theil der Leinenartikel nach Amerika geht, dieser Handel sehr, und alle Magazine wurden leer, es konnte daher der Friede nicht anders als sehr erwünscht seyn. Kaum war daher der Friede geschlossen, so wurden die Bestellungen sogleich so stark, daß man nicht allen vorkommen konnte, und die verschiedenen Artikel stiegen 20 bis 30 Procent. Der größte Theil dieser Bestellungen ging nach Amerika, allein hier wurden die Lager bald so überladen, daß man endlich die Leinwand wieder zurück kommen lassen, oder nach langer Lagermiethe und nach langem Zinsenverluste mit 50 bis 60 Procent Schaden verkaufen mußte, woraus in Cadix in kurzer Zeit über 3 Millionen Piaster Fallimente, die ähnliche von mehreren der angesehendsten Schlesischen Häuser nach sich zogen, entstanden, wodurch dann auf einmahl ein förmlicher Stillstand im schlesischen Leinenhandel entstand. Diesem Unglücke folgte ein Paar Jahre hintereinander Mißwachs im Flachse, und verursachte dadurch Theuerung desselben, man wollte nun wohlfeile Waare liefern, fing der Schauordnungen ohngeachtet an, den Flachs nicht recht rein zu machen, das Garn nicht richtig, fest und rund zu spinnen, die Blattmacher lieferten falsche Blätter, und folglich der Weber falsche Waare, und so sank der Credit der schlesischen Waare beträchtlich. Seit dieser Zeit hält man aber mit gedoppelter Sorgfalt auf die Beobachtungen der erlassenen Verordnungen, und der ungemeinen Thätigkeit des vorigen schlesischen Ministers, hat man es zu verdanken, daß die letzten beyden Jahre doch in Absicht der Ausfuhr, gegen die vorigen einen ansehnlichen Ueberschuß gegeben haben, und daß man hoffen kann, in Zeit von ein Paar Jahren, diesen für Schlesien so äußerst wichtigen Nahrungszweig wieder zu dem vorigen Glanze gehoben zu sehen, wenn nicht unerwartete Unglücksfälle solches verhindern.

Nächst

Nächſt Schleſien ſind die Oberlauſitz und das Erzgebirge die Provinzen Deutſchlands, die dem Kaufmanne die meiſten Leinenartikel liefern, vorzüglich gilt dieſes von der Lauſitz, die in Abſicht der künſtlichen und feinen Arbeit, es Schleſien noch in mehreren Stücken zuvorthut, da man z. E. was Zwillich, Dreil, und die ſehr feine einwand anbetrifft, es in Schleſien noch bey weitem nicht dahin gebracht hat, als es in der Lauſitz geſchehen iſt. Man rechnet hier über 3000 Menſchen auf die Quadratmeile, und man kann annehmen, daß im Durchſchnitte wenigſtens ⅛ ſich mit den Leinenmanufacturen beſchäftigen. Es wird im Lande ſelbſt, eine beträchtliche Menge Flachs gebauet, aber bey weitem nicht in der Maße, als die Fabriken verbrauchen, daher der größte Theil des Flachſes, und Garns aus dem Erzgebirge, aus Schleſien als Contrebande, aus Böhmen und aus mehreren andern Gegenden Deutſchlands dahin gebracht wird.

In den Gegenden im Erzgebirge und in der Lauſitz, wo leimigter Boden iſt, giebt es größtentheils ſchlechten Flachs, da die Saat in die bald zähe, bald hart gebackene Erde nicht eindringen kann, indeſſen kommt der rigaiſche Lein, wenn er durch eine Ausſaat naturaliſirt iſt, in ſolchem doch noch ziemlich gut fort. Kieſige und bergige Gegenden hält man zwar für eben ſo nachtheilig, als lein der Fleiß des Landmanns weiß letztere doch gut zu nutzen. Für die beſte Flachsgegend hält man die Ebenen an der Queis, die mehr ſandig als lehmig ſind, da im Sandboden der Flachs am beſten geräth. Das Gebirge beſteht größtentheils aus einer rothen eiſenhaltigen Erde, worunter nur 2 oder 3 Zoll hoch ſich gute Erde befindet, und doch wächſt hier durch Hülfe der Kunſt der beſte Flachs, der 2 Ellen lang, zuweilen auch noch länger iſt. Man hütet ſich ſo viel als möglich, dieſen Ocker in die Höhe zu bringen, der auch bey der beſten Düngung unfruchtbar bleibt, und wagt es überhaupt nur auf einem Felde alle 6 Jahr Flachs zu ſäen, weil man behauptet daß er ſich ſonſt verhohnt, das iſt, reth wird, und keine gute Bleiche annimmt. Den Brachacker, der für das nächſte Jahr zum Flachsbau beſtimmt iſt, bricht man das Jahr vorher zum erſten Mahle mit dem Haken auf, oder, wie man es nennt, man reißt die Brache, ſtürzt ſolche mit der Eye mit

Nach-

Jahre nicht den besten Flachs, weil er zu grobe Stängel treibt, desto mehr und bessern Samen aber, und der in der Folge den besten Flachs mehrere Jahre hintereinander liefert, wenn man ihn nur zuweilen 1 oder 2 Jahre ruhen läßt, und nicht säet. Den ächten rigaer Samen, wovon die Metze gewöhnlich 1 Thaler, mehr oder weniger kostet, kann man ohne Schaden auf 2 oder auch wohl auf 3 Jahre vertheilen, da er gleich gut bleibt, und rechnet man in einigen Gegenden auf den Acker von 120 rheinländischen Ruthen etwa 1¾ Scheffel, von dem neumärkischen oder selbstgezogenen Samen aber etwas mehr; in andern giebt man auf einen Acker der einen Scheffel Korn zur Aussaat verlangt, 6 bis 8 Metzen rigaer, und 9, 12 Metzen, ja wohl einen Scheffel, von dem übrigen, in der Niederlausitz rechnet man den rigaer Leinsamen dem Korne gleich, und säet von beyden gleich viel, vom naturalisirten aber ein beträchtliches mehr, das an einigen Orten bis auf das doppelte steigt (*).

Man hält überhaupt jährigen oder zweyjährigen Samen für den besten zur Aussaat, weil er, wenn er zu frisch und zu fett ist, vorzüglich wenn nach der Aussaat nasse Witterung eintritt, gern zurück bleibt, ferner hält man den, der in trocknen Jahren geärntet ist, für besser, als den aus nassen Jahren, daher man letztern, wenn ersterer nicht mangelt, zum Oelschlagen gebraucht. Auch säet man auf leichten Boden bey weitem nicht so viel Leinsaat, als auf festern, weil hier gewöhnlich viel zurückbleibt.

Was den Samen selbst anbetrifft, so hält man den für den besten, der gleich, grobkörnig, mehr gelb als braun, und glänzend ist, auch, wenn man ihn in der Hand drückt, durch die Finger witscht; andere thun, um den Samen zu probiren, einige Körner in einen Löffel, und halten solchen über das Feuer, da er, wenn beym heißwerden, alle Körner aus dem Löffel springen, für sehr gut gehalten wird. Viele benetzen auch einen halben Bogen Löschpapier mit Wasser, so daß er recht naß wird, und streuen etwas Lein darauf, rollen das Papier zusammen, und legen es in ein Gefäß nicht weit vom Ofen, wo alsdann der Sa-

(*) Ein dresdner Scheffel Korn hat 16 Metzen, und hält beynahe 3½ dieſige Himten.

Same, wenn er gut ist, und das Papier etliche Mahl angefeuchtet wird, binnen 48 Stunden keimt, und Wurzel schlägt. Glaubt man alsdann sich auf den Samen nicht ganz verlassen zu können, weiß aber keinen bessern zu bekommen, oder will das Geld nicht daran wenden, so nimmt man zu einem dresdner Viertel Leinsamen, 4 Kannen Bier, oder Lauge, sprengt damit den Samen an, rührt ihn zuweilen um, und läßt ihn alsdann noch zwey Tage stehen, ehe man ihn säet.

Wenn der Flachs 3 Zoll lang ist, wird er gejätet, gewöhnlich nur ein Mahl, und geschieht solches gegen den Wind, und barfuß, weil er alsdann am ersten sich wieder hebt.

Was das Raufen anbetrifft, so sind sie darin nicht in allen sächsischen Gegenden gleich, einige thun es, wenn der Stengel ins gelbliche spielt, der Bast sich von unten bis oben abziehen läßt, und nicht leicht zerreißt, und sortiren beym Raufen die kürzern Stängel sofort von den längern, in andern Gegenden, wie z. E. um Annaberg, wird er, ehe die Knoten reif sind, gerauft, und in noch andern Gegenden läßt man einen Theil so lange stehen, bis die Knoten reif sind, und braucht alsdann, den hieraus entstehenden schlechten Flachs für die Dienste.

Auch das Rüffeln geschieht nicht bey allen zu gleicher Zeit, einige binden den Flachs sofort nach dem Raufen in Bunde, die man Booßen heißt, und schaffen ihn sogleich auf die Schennen zum Rüffeln, andere breiten ihn erst nach 14 Tagen auf einer abgemäheten Wiese aus; und behaupten, daß durch den Saft, der sich alsdann in die Knoten aus den Stängeln zöge, solche noch nachreiften, legen ihn auch wohl bey Tage über einander, und breiten ihn gegen die Nacht wieder aus. Der Boden, worauf der Flachs gewachsen ist, hat aber hierbey großen Einfluß, denn z. E. um Pegau herum, muß der Flachs sofort nach dem Aufziehen gerüffelt und ins Wasser geschafft werden, weil man mit Schaden erfahren hat, daß dem, der dieses versäumt, und es ein oder zwey Tage aufgeschoben hat, der Flachs angelaufen, erhitzt, mürbe, ja wohl gar schwarz geworden ist.

Diejenigen, die den Flachs sofort nach dem Aufziehen rüffeln, ziehen ihn erst mit dem Samen, und dann mit dem Wurzelende durch den Rüffelkamm, um die Halme dadurch

gleich

gleich zu legen, das Laub abzustreifen, und die Erde von den Wurzeln abzubringen, von dem Flachse aber, den man erst auf einer Wiese abgethauet und getrocknet hat, werden die Samenknoten, Hülsen, Knutten oder Capseln, gewöhnlich abgedroschen; in beyden Fällen aber läßt man den Samen in den Hülsen oder Knutten erst nachtrocknen, und hebt ihn alsdann bis gegen die Saatzeit in Tonnen auf.

Da das Erzgebirge und die Oberlausitz bey der erstaunlichen Menge Flachs, die jährlich gebauet wird, bei weitem nicht hinlängliches Wasser haben, um solchen in denselben rothen zu können, auch die Wasser sehr mineralisch sind, so wird der Flachs größtentheils durch die Thauröste zur fernern Bearbeitung geschickt gemacht. Zu diesem Ende wird der Flachs bey einzelnen Risen, weil solches das demnächstige Verwirren und Zerreißen der Fasern sehr verhindert, auf bergigen abgemäheten Wiesen, so dünne als möglich, und so, daß die Spitzen bergan liegen, ausgebreitet, und wünschen sich alsdann diejenigen, die den Flachs grün gerüffelt haben, hierzu trocknes, hingegen die den Flachs bereits vor dem Abknoten gedörret haben, nasses Wetter, weil er in beyden Fällen sich besser anlegt, und den Winden nicht so ausgesetzt ist, und bleibt der Flachs so lange liegen, bis der Bast sich leicht vom Holze ablösen läßt, und er so viel möglich eine weiße Silberfarbe erhalten hat, wozu bey warmer veränderlicher Witterung 4, bey trockner aber wohl 8 Wochen erforderlich sind. Einige legen ihn auch, um dieses zu beschleunigen, ehe sie ihn auf dem Felde ausbreiten, vorher 24 Stunden in einen Mistphul. Die Wasserrothe ist in jenen Gegenden, vorzüglich in der Oberlausitz, wo die feinsten Gewebe gemacht werden, in einem solchen Mißcredit, daß die Garne aus der Niederlausitz, woselbst man sich der Wasserrothen bedient, beständig niedriger im Preise stehen, und nicht so gern genommen werden, weil sie gar zu leicht in der Leinwand, nach dem Bleichen, nach der Verschiedenheit der Gewässer, worin der Flachs gerothet hat, Streifen zurück läßt.

Nach der Röste muß der Flachs erst ganz trocken werden, ist er dieses, so wird er aufs neue in Boossen zusammengebunden, wovon eine solche wohl drey frische in sich begreift, und solcher zwey einen Kloben ausmachen, und

wird

wird alsdann in die Brechhäuser zum Dörren und Brechen geliefert. Bringt man ihn hin, ehe er recht trocken ist, so geht er zu sehr in den Werg, und zerreißt unter der Breche, doch können ihn in einigen Gegenden die ärmern Tagelöhner nicht so lange erhalten, sondern verkaufen ihn oft vor dem Brechen.

Die Brechhäuser sind eigene Häuser oder Scheunen, wovon nach der Größe des Dorfes mehrere oder wenigere, vor dem Dorfe, etwa zu desto mehrerer Sicherheit gegen Feuersgefahr, an einem Teiche angelegt sind, und das Eigenthum ganzer Gemeinen, oder einzelner Einwohner, die solche vermiethen, ausmachen, und oft so groß sind, daß 50 Schock Kloben auf einmahl darin gedörrt werden können. Jedes Gebäude ist in zwey Theile abgesondert, wovon der eine einen Raum für 20 bis 30 Personen zum Brechen, der andere aber die eigentliche Dörrstube ausmacht. In dieser steht ein leimener mit einem Mantel versehener Ofen, der, wo möglich, mit Buchenholz geheizet wird, weil die harzigen Hölzer, durch den Rauch oder Dunst, dem Flachse sehr leicht ihr Harz mittheilen, wodurch er klebericht wird. Um den Ofen, und durch das ganze Zimmer sind ½ Ellen von dem Fußboden ab, Stangen über einander befestigt, worauf die Bunde Flachs, nachdem sie etwas gelöset sind, locker neben einander gelegt werden, da alsdann der Flachs 18 bis 24 Stunden in dieser Stube bleibt, und wobey die Hitze in derselben, die nach und nach immer verstärkt wird, endlich so unerträglich gemacht wird, daß es nicht möglich ist, daß jemand sich in derselben aufrecht etwas verweilen kann. Wer aber dörrt, muß die ganze Zeit über eine Wache im Hause lassen, und da dieses immer mehrere sind, so ist man gegen Feuersgefahr hinlänglich gesichert. In einigen Gegenden wird der Flachs nach diesem Dörren erst gebocket, wozu man gewöhnlich in der Nähe dieser Häuser eigene Bockemühlen mit gereiften Stampfen hat, worunter alsdann der Flachs durch eine Person gehalten, und durch die Stampfe auf beyden Enden und auf jeder Seite einige Stöße erhält. Ist dieses geschehen, so wird er von verschiedenen Oekonomen über den Revelbock, der mit dem Stollen der Weißgerber viel Aehnlichkeit hat, und von hartem Holze oder Eisen ist, gezogen, um das Holz größtentheils abzustreifen, welches auch zuweilen ohne das

der Obrigkeit ihres Orts beeidigt werden, und ein Zeugniß enthalten, daß sie das Garn lediglich für sich und ihre Mitmeister, nicht aber für Krämer und Kaufleute in oder außer Land, einkaufen wollen. Dieses Zeugniß sollen sie an jedem Orte, wo sie Garn einkaufen wollen, von der Ortsobrigkeit unterschreiben, auch die Zahl der Stücke Garn, die von ihnen gekauft sind, darauf bemerken lassen, und solche demnächst mit der Angabe für wen sie das Garn gekauft haben, zurückliefern. Ohne einen solchen Paß soll kein Garnsammler auf dem Lande geduldet werden.

Die Churpfalz hat, was die Leinwandmanufacturen, die daselbst erst im Werden sind, und die Polizey derselben betrifft, nichts besonders, wohl aber unterscheidet sich der Flachsbau von dem, der in beyden eben beschriebenen Gegenden gebräuchlich ist, daher man von solchem hier ein Paar Worte sagen wird.

Zum Flachsbau nimmt man daselbst, wenn man die Wahl hat, einen Acker, der zwischen schwerem und leichtem Boden das Mittel hält, gewöhnlich ein Kleefeld oder Brachacker, und bestreuet solchen vorher sehr stark mit Asche, weil man glaubt, daß diese das Unkraut und das Ungeziefer vertreibt. In einigen Gegenden wird das Land im Herbste, in andern im Frühjahre gedüngt, da erstere alsdann das Land 2 Mahl im Herbste, und 2 Mahl im Frühjahre durchzupflügen pflegen. Die Saatzeit ist theils nach der Gegend, theils sehr oft nach bloßer Grille verschieden, fängt aber gewöhnlich in der Mitte des Aprils an, und dauert bis Johannis, gern wählt man die Zeit zur Saat nach einem Regen, und rechnet auf 160 rheinische □ Ruthen, gewöhnlich 5 Simmer (*).

Man wählt zur Saat dicken, schweren, braunen Samen, gewöhnlich rigaer, hat man aber solchen nicht, so vertauschen die Dörfer den selbstgeärndteten Samen dergestalt unter sich, daß man den in schweren Boden gezogenen, auf einem leichtern, und den von einem leichten auf einen schwerern versetzt.

Man

(*) 5 Simmer sind beynahe 4½ hiesige Simten.

deſto mehr prunken ſie alsdann aber mit der in ihren Gärten zum Bleichen ausgelegten Leinwand, die aber gegen die Heuärnte auch gewöhnlich fertig iſt.

In der Oberlauſitz iſt die Behandlung des Leinenwebens ganz anders, denn dort werden die Leinwandfabriken Jahr aus Jahr ein betrieben, und mehrere tauſende leben davon. Hausleinwand wird nur zum eigenen Gebrauch verfertiget, ſonſt aber werden alle die Artikel, wie in Schleſien, und zum Theil, vorzüglich was die feinen betrifft, noch in weit größerer Vollkommenheit gemacht, und die Garne dazu theils geſponnen, theils gekauft, daher man ſich hier nur auf das, was man davon bereits vorher bey Schleſien geſagt hat, beziehet. Außer jenen Artikeln, wird hier aber noch eine Menge feine Leinwand von gebleichtem Garne, das in Schleſien nicht geſchieht, gemacht; die erſt ſeit der Aufnahme der Hugenotten ihren Anfang genommen haben, und auf Verlangen der Hamburger verfertigt wurden. Man theilt ſie gewöhnlich in halbe Stücke zu 56 Ellen lang, und 5¼ Viertel breit, wozu das Garn ungebleicht meiſtentheils aus Böhmen und Schleſien kommt, und richtet ſich der Preis nach der Nummer der Feine, der überhaupt ſehr verſchieden iſt, weil man in der Lauſitz Leinwand macht, wovon die Elle gegen 2 Rthl. koſtet.

Auch die Art des Bleichens iſt in der Lauſitz, im Ganzen genommen, nicht ſehr von der in Schleſien verſchieden. Kenner ziehen indeſſen die ſchleſiſche Bleiche jener vor, da ein Stück, welches daſelbſt gebleicht iſt, ſich bey weitem beſſer und feiner, als jenes anfühlen läßt; doch hat man auch hier Waare geſehen, die ſchwerlich jener den Vorzug zugeſtehen wird. Daß ſie aber im Durchſchnitte nicht ſo gut als jene iſt, rührt wohl mit daher, weil man ſich in der Lauſitz zu häufig der Keſſelbleiche, und nicht, wie in Schleſien, der Trübs- oder Buttenbleiche bedient. Jene, wobey die Waare gekocht wird, beſchleunigt zwar mehr das Bleichen, allein, ſie wird nicht ſo gut und geſchmeidig. Um dieſem Uebel abzuhelfen, pflegen einige vorzüglich die Leinwand, ſo wie ſie aus der Büke kommt, zu trocknen, ſie alsdann mit Oel, Fett oder Butter, zu beſchmieren, ein Paar Tage einzupreſſen, und hierauf mit Seife und warmen Waſſer auszuwaſchen, und ſo zu bleichen.

An einigen Orten in Sachsen, hat man auch Versuche mit der neuen und geschwinden Bleichmethode, vermittelst des Braunsteins, der Salzsäure, und anderer dephlogistisirter Luftarten gemacht, allein man findet auch hier das wahr, was allgemein von diesen Anlagen des Bertholets, Valette, und Watt gesagt wird, nähmlich: daß die Weiße der gebleichten Waare, doch nie der schönsten holländischen und schlesischen Bleiche gleich kommt, und daß der Unterschied der Geschwindigkeit bey diesem Verfahren, gegen die mit mehrerer Sicherheit in Schlesien forcirten geschwinden Bleichen, nicht so beträchtlich ist, daß solcher die Anlagen und Kosten, und das Risico, hinlänglich vergüten sollte, da bey dem geringsten Versehen die Waare ganz verdorben werden kann. So verdarb z. E. ein angesehener Chymiker in einer beträchtlichen Stadt in Sachsen, der mit Hülfe seiner Frau mehrere Versuche mit dieser Bleiche unternommen hatte, und eine Anlage im Großen, die denen des Watt bey Grigor's Bleiche zu Glasgaw, des Walters zu Lille, und Hausmanns zu Colmar ähnlich werden sollte, zu machen sich vorgesetzt hatte, doch ein Stück Zeug von einer neuen Erfindung, das Ihrer Durchlaucht der Churfürstinn vorgelegt, und, um es geschwinde weiß zu bekommen, auf diese Art gebleicht werden sollte, bey aller darauf verwandten Vorsicht. Das Zeug erhielt nähmlich diejenigen gelben Flecken, die von den wärmsten Vertheidigern dieser neuen Bleichmethode, nur als zufällig von heterogenen Bestandtheilen der Salzsäure herrührend, angesehen werden, die aber, so lange die Wahrscheinlichkeit noch da ist, daß sie leicht entstehen können, immer die allgemeine Einführung derselben bey weißem Zeuge verhindern, und sie nur auf einige gefärbte einschränken werden, anderer Gründe, die ihrer allgemeinen Einführung entgegen stehen, nicht zu gedenken. Träten jene Umstände nicht ein, so könnte die Anlegung einer solchen Bleiche mit der Zeit ein sehr einträgliches Gewerbe werden, da die Salzsäure nicht bloß zum Bleichen der Zeuge, und wie auch bereits geschehen ist, zu dem des Wachses würde gebraucht werden können, sondern auch aus dem Residuo, woraus die Salzsäure gezogen ist, mit Vortheil ein sehr gutes glauberisches Salz sich würde ziehen lassen. Auch die Lauge, worin die Zeuge ausgewaschen werden, und die dadurch mit dephlogistisirter Luft aus der

Salz-

Salz- und Braunsteinsäure geschwängert wird, giebt ein Salz, womit die Chymisten zwar noch nicht zureichende Versuche gemacht haben, um dessen technischen Nutzen bestimmen zu können, das aber doch wahrscheinlich noch zu mancherley Gebrauch dienlich seyn, und einen 3ten Gewinnst aus dieser Bleiche verursachen kann. Indessen hat doch jene damahls fehlgeschlagene und mißlungene Bleiche, viel dazu beygetragen, daß diese Erfindung in Sachsen den Credit verloren hat.

Auch aus Sachsen wurde ehemahls ein großer Theil der gesponnenen Garne zum Nachtheil der einheimischen Weberey ausgeführt, daher unterm 17ten Sept. 1763, die Ausfuhr der Leinengarne in die Länder, aus welchen solche in die sächsischen nicht ausgeführt werden durften, oder in solche, wo die daraus in Sachsen verfertigten Zeuge verböten sind, untersagt, und befohlen wurde, daß die Garne nur in solche Oerter im Lande, die das Marktrecht haben, gebracht werden dürften, und daß bis 11 Uhr Vormittags die Leinweber den Vorkauf haben sollten; nach 11 Uhr sollte zwar jedem frey stehen, Garn zu verkaufen, doch sollten die Fremden, die alsdann Garn eingekauft hätten, solches jedesmahl bey der Accise des Orts melden, und zur Legitimation, daß sie die Garne nicht auf dem Lande, sondern in einer Stadt und auf dem Markte eingekauft hätten, einen Zettel erhalten, um solchen bey dem Gränzzolle wieder abzugeben, ohne welchen kein Garn, bey Strafe der Confiscation, selbst in die Länder nicht ausgeführt werden sollte, wohin die Ausfuhr sonst erlaubt ist.

Da diese Verordnung theils für die Spinner, theils auch für die Leinweber, die entfernt von den Städten wohnten, und nach derselben ihr Garn nur auf den Märkten verkaufen oder kaufen konnten, zu beschwerlich war, und Aufenthalt mancherley Art zum Schaden dieser Leute veranlaßte, so ist unterm 16ten Aug. 1778, diese Verordnung dahin abgeändert, daß den Leinwebern nachgelassen ist, ihre nöthigen Garne selbst auf dem Lande zu sammeln, doch sollen alle von den Handwerkern einer Lade, zum Einkaufe des Garns abzuschickende Meister nicht allein mit einem vom Obermeister unterschriebenen und mit dem Handwerkssiegel besiegelten Attestate, daß sie Innungsverwandte sind, versehen seyn, sondern sie sollen auch von

erste Mahl so flach als möglich ist, Furche an Furche. So läßt man es einige Wochen liegen, daß es recht austrockne, der Rasen vergehe, und die Queken und andere Unkrautswurzeln durch die Sonne zerstöret werden. Darauf fährt man mit der Ege darüber her, um theils die Klöße zu zerbrechen, theils die Unkrautswurzeln herauszubringen. Sollte die einfache Ege dazu nicht schwer genug seyn, so bindet man noch eine andere, und auf diese zuweilen noch ein gutes Stück Holz oben darauf, damit dieselbe tief und allenthalben gerade durch gehen könne. Man nennt solches mit der doppelten Ege egen.

Hierauf pflügt man es zum andern Mahle, also, daß man frische Erde mit heraufbringt, und solchergestalt bleibt es den Winter hindurch liegen.

Dem Kleylande ist nichts als besser, wenn es den Winter gut durchfrieret. Dadurch wird das Land kurz, lose und mürbe. Gegen den Ausgang des Aprils oder zu Anfange des Maymonaths eget man solches, wenn es nöthig seyn sollte, wieder mit der doppelten Ege; beobachtet die vorgedachte Vorsichtigkeit, und bringt die aufgeegeten Unkrautswurzeln sorgfältig vom Lande (*). Darauf pflüget man es zur Saat, in so kleinen Furchen, als immer möglich ist; eget es ganz klein, besäet sein Feld, ohne es gedüngt zu haben, mit gutem Leinsamen, und fährt sodann mit der Ege so lange überher, bis die Erde recht fein, ja so fein als Gartenerde wird. Sollte man dieses durch vieles Egen nicht erzwingen können so nimmt man eine Schlage oder Keule

(*) In einigen mageren sandigen Gegenden läßt man die Queken gern auf dem Acker liegen, damit die Sonne sie verbrenne, und sie hernach wieder dem Acker einige Haltung verschaffen. In andern Gegenden fährt man sie in die Schafställe, damit sie dort zu Miß werden; wieder in andern Gegenden werden sie auf den Aeckern in Haufen zusammengebracht, und wenn sie völlig trocken sind, verbrannt.

erſte Mahl ſo flach als möglich iſt, Furche an Furche. So läßt man es einige Wochen liegen, daß es recht austrockne, der Raſen vergehe, und die Queken und andere Unkrautswurzeln durch die Sonne zerſtöret werden. Darauf fährt man mit der Ege darüber her, um theils die Klöße zu zerbrechen, theils die Unkrautswurzeln herauszubringen. Sollte die einfache Ege dazu nicht ſchwer genug ſeyn, ſo bindet man noch eine andere, und auf dieſe zuweilen noch ein gutes Stück Holz oben darauf, damit dieſelbe tief und allenthalben gerade durch gehen könne. Man nennt ſolches mit der doppelten Ege egen.

Hierauf pflügt man es zum andern Mahle, alſo, daß man friſche Erde mit heraufbringt, und ſolchergeſtalt bleibt es den Winter hindurch liegen.

Dem Kleylande iſt nichts als beſſer, wenn es den Winter gut durchfrieret. Dadurch wird das Land kurz, loſe und mürbe. Gegen den Ausgang des Aprils oder zu Anfange des Maymonaths eget man ſolches, wenn es nöthig ſeyn ſollte, wieder mit der doppelten Ege; beobachtet die vorgedachte Vorſichtigkeit, und bringt die aufgeegeten Unkrautswurzeln ſorgfältig vom Lande (*). Darauf pflüget man es zur Saat, in ſo kleinen Furchen, als immer möglich iſt; eget es ganz klein, beſäet ſein Feld, ohne es gedüngt zu haben, mit gutem Leinſamen, und fährt ſodann mit der Ege ſo lange überher, bis die Erde recht fein, ja ſo fein als Gartenerde wird. Sollte man dieſes durch vieles Egen nicht erzwingen können ſo nimmt man eine Schlage oder Keule

(*) In einigen magern nordiſchen Gegenden läßt man die Queken erſt auf dem Acker liegen, damit die Sonne ſie verbrenne, und ſie hernach wieder dem Acker einige Nahrung wieder geben. In andern Gegenden fährt man ſie, bis die Scheidäpfel, damit ſie dort zu Miſt werden. Wieder in andern Gegenden werden ſie auf den Aeckern in Haufen zuſammengebracht, und wenn ſie völlig trocken ſind verbrannt.

Keule zur Hand, um vermittelſt derſelben die Erdklöße zu zertheilen (*). Zuletzt holt man die große Walze herbey, um damit das Land zu ebnen und zu zuſchlagen. Da jetzt die Queke und anderes Unkraut auf der Oberfläche des Landes liegen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, ſolches ſorgfältig abzuleſen. Zu dem Ende bedient man ſich wohl einer Harke, um ſich die Arbeit dadurch zu erleichtern, und ſolche deſto eher zu vollenden.

Zur Saatzeit wählt man einen ſchönen trocknen Morgen, weil alsdann die Arbeit deſto beſſer von Statten geht, und der Same nicht Gefahr leidet, aufzuplatzen und zu verderben. Dies iſt gemeiniglich die Folge des Regens, wenn er ſich bey, oder gleich nach der Ausſaat ergießen ſollte. Hätte man die Witterung in ſeiner Gewalt, ſo würde nichts beſſer ſeyn, als erſt einige Tage nach der Ausſaat regnen zu laſſen. —

Zur Saat wählt man hier gemeiniglich neuen Rigaiſchen, und beſondes den Pirnauiſchen Lein. Doch wird auch der davon erzielte einheimiſche Same viele Jahre nach einander geſäet, und geräth nicht ſelten beſſer, als der neue Lein. Vor der Ausſaat, ſowohl des ausländiſchen als einheimiſchen, iſt die Vorſicht nöthig, daß man den Lein von allem fremden Samen reinige. Dies kann am füglichſten vermittelſt eines feinen Drathſiebes geſchehen, und man erſpart ſich dadurch nachmahls bey dem Jäten viele Mühe.

(Eini-

(*) Dieſes Verfahren nennt man in Mecklenburg und verſchiedenen angränzenden Provinzen; das Klößeklopfen (Klütkloppen) und die Familien unterſtützen ſich zum Theil mit Leuten bey dieſer Arbeit. Jeder Arbeiter hat einen Klöpfer, welcher aus einem hölzernen Klotz beſteht, der an einem langen Stiel, wie ein Hammer befeſtigt iſt. Die Arbeiter gehen in einer Reihe die Ackerſtücken auf und nieder, damit kein Kloß übrig bleibe.

Arbeit, deſto eher wieder in die Höhe heben, und aufrichten könne.

Hier behauptet man, daß ſich zur Zeit der Blüthe der meiſte Baſt an den Halmen befinde, und viele halten dafür, jetzt den Flachs aufzuziehen. Man verliert dadurch zwar den Samen, doch möchte ſolches durch die Mehrheit und Güte des Flachſes leicht erſetzt werden. Wer aber reifen Samen erzielen will, der läßt den Flachs ſo lange ſtehen, bis die Knoten beginnen bräunlich zu werden, indem alsdann der Lein in den Samengehäuſen völlig ausgewachſen iſt. Dies trifft gemeiniglich in die zwölfte oder dreyzehende Woche nach der Ausſaat.

Alsdann zieht man den Flachs auf, welches mit dem geringſten Rucke geſchehen kann, da er nur leichte Wurzeln ſchlägt. In der Zwiſchenzeit des Jätens und Aufziehens iſt bereits manches Unkraut wieder aufgeſchoſſen, welches man, ſo viel geſchehen kann, zurück ſchlägt, und auf dem Lande ſtehen läßt, damit es entweder abgeweidet, oder abgemähet werde. Sobald eine Handvoll Flachs aufgezogen iſt, ſchlägt man die Erde von den Wurzeln; legt ſolche neben und übereinander ſchichtweiſe auf dem Lande nieder, und fährt ſo geſchwinde als möglich damit fort, bis zu Ende.

Nun bringt man die Schräpe zu Felde, um die Samenknoſpen von den Halmen abzuſondern (*). Dies iſt ein ohngefähr 8 Fuß langes, ſtarkes Brett, in deſſen Mitte ein Kloß genagelt iſt, auf welchem ein Fuß hohe, ſtarke, ſpitzige, eiſerne Nägel, in der Geſtalt

(*) Die Schräpe iſt eine Art von Repe oder Räpel. Einige Landwirthe bringen den Flachs gleich vom Acker nach Hauſe und repen ihn dann auf der Scheundiele, einige aber breiten den Flachs mit den Knoten, und repen ihn zu Hauſe dann erſt, wenn der Flachs ſchon ganz gelb wird. Ich werde weiterhin das Repen ausführlicher beſchreiben.

man es, daß der Flachs nicht unmittelbar in den Morast des Grabens zu liegen komme, und schwarz werde. Es wäre aber auch aus eben diesem Grunde zu wünschen, daß die üble Methode, den Flachs mit Grassoden zu beteichen, abgeändert würde; man ruiniret überdem auch die Grabenufer damit, und die Gräben werden verschlämmt. Wollte man aber doch die Wasserröthe beybehalten, so belege man den Flachs lieber mit Holz und Brettern, und beschwere solche noch mit Steinen; oder, da nicht an allen Orten gehörig Steine zu haben seyn möchten, nehme man Statt der Steine starke Holzklötze, und befestige solche am Ufer, damit sie den Flachs unter Wasser halten, aber auch nicht vom Wasser fortgetrieben werden. Es würde dann schon der bremische Flachs ungleich schöner und weißer ausfallen; allein noch weit besser, wenn man gänzlich die Waßerröthe unterließe, und dafür sich bloß der Thauröthe bediente. Der Vortheil dieser, und der Schaden der Wasserröthe ist vorhin, da von der schlesischen Flachswirthschaft geredet wurde, deutlich gezeigt worden. Wären nun zwar auch die schlesischen mineralischen Wasser von dem bremischen in vielen Stücken unterschieden, so ist doch auch so viel gewiß, daß es in den Marschgegenden viel morastiges Wasser giebt, welches mit allerley andern, der Weiße des Flachses, widrigen Theilen geschwängert ist.

In Hinsicht der Zeit, wie lange der Flachs in der Röthe liegen muß, zieht man hier verschiedene Umstände in Betracht. Man sieht nähmlich theils auf die Güte des Flachses, theils auf die Witterung, ob solche

aquatilis zu verstehen, welcher eine Wasserpflanze mit fein getheilten, linienförmigen Blättern ist, womit die stehenden Gewässer, Gräben und Teiche oft ganz angefüllt sind. Die kleinen weißen Blumen kommen zu Ende des Frühlings auf der Oberfläche des Wassers empor.

man es, daß der Flachs nicht unmittelbar in den S
raft des Grabens zu liegen komme, und schw
werde. Es wäre aber auch aus eben diesem Grun
zu wünschen, daß die üble Methode, den Flachs
Grasboden zu bereichen, abgeändert würde: man
unret überdem auch die Grabenufer damit, und die
ben werden verschlämmt. Wollte man aber doch
Wasserröthe beybehalten, so belege man den Fla
lieber mit Hol; und Brettern, und beschwere solche
mit Steinen; oder, da nicht an allen Orten gehö
Steine zu haben seyn möchten, nehme man Statt
Steine starke Holzklötze, und befestige solche am U
damit sie den Flachs unter Wasser halten, aber a
nicht vom Wasser fortgetrieben werden. Es wü
dann schon der bremische Flachs ungleich schöner
weißer ausfallen; allein noch weit besser, wenn m
gänzlich die Wasserröthe unterließe, und dafür
bloß der Thauröthe bediente. Der Vortheil die
und der Schaden der Wasserröthe ist vorhin, da
der schlesischen Flachswirthschaft geredet wurde, d
lich gezeigt worden. Wären nun zwar auch die sch
sischen mineralischen Wasser von dem bremischen
vielen Stücken unterschieden, so ist doch auch so
gewiß, daß es in den Marschgegenden viel morastig
Wasser giebt, welches mit allerley andern, der We
des Flachses, widrigen Theilen geschwängert ist.

In Hinsicht der Zeit, wie lange der Flachs in
Röthe liegen muß, zieht man hier verschiedene U
stände in Betracht. Man sieht nähmlich theils a
die Güte des Flachses, theils auf die Witterung,
sol

aquatilis zu verstehen, welcher eine Wasserpflanze mit f
getheilten, linienförmigen Blättern ist, womit die stehen
Gewässer, Gräben und Teiche oft ganz angefüllt sind
kleinen weißen Blumen kommen zu Ende des Frühlings
der Oberfläche des Wassers empor.

ſolche warm oder kalt ſey, und theils auf das Waſſer ſelbſt.

Je feiner der Flachs iſt, deſto längere Zeit gehört dazu, bis ſich der Baſt von den Stängeln löſet. Aus dieſer Urſache läßt man den feinern zehn, eilf bis zwölf Nächte im Waſſer liegen; dahingegen es bey dem gröbern genug iſt, wenn er ſechs, ſieben bis acht Nächte in der Röthe gelegen. Auch die Witterung hat einen nicht geringen Einfluß auf die Flachsröthe. Je wärmer und heißer das Wetter iſt, deſto geſchwinder röthet der Flachs, dahingegen bey kalter Witterung etwas mehr Zeit dazu erfordert wird. Das Waſſer, darin er gelegt wird, iſt ſehr von einander unterſchieden, und wirkt daher auch auf eine beſondere Art auf den Flachs. Es iſt entweder ſtehendes Waſſer in den Gräben bey dem Lande, oder Grabenwaſſer an den Bauerhöfen; oder fließendes Waſſer in den Laufgräben. In dem erſten röthet es langſam, und in ſolcher Zeit, als kurz vorher beſchrieben iſt; in dem andern geſchwinder, wegen des Laubes, das von den Bäumen in das Waſſer hinabfällt; in dem letztern aber, darein man ihn doch nicht gern legt, am geſchwindeſten. Wer dieſe Umſtände gehörig bemerkt, richtet ſich darnach, wie lange ſein Flachs in der Röthe bleiben kann.

Wenn dieſe Zeit verfloſſen, ſo nimmt man vermittelſt eines Miſthakens die Grasſoden wieder herunter, und ſetzt ſolche an ihren vorigen Ort (*). Hierauf fährt man mit den Flachsbunden im Waſſer langſam hin und her, um die Unreinigkeiten davon abzuſondern, welches man hier auswaſchen nennt, wirft ſie hinaus auf das Land, und läßt ſie alſo liegen, daß ſie etwas

(*) Man kann ſich aber denken, daß ſie ziemlich verkleinert wieder an ihren Ort kommen, da das Waſſer ihnen die Erde genommen. —

unter dieſem wiederum den thonartigen, ſchweren, feſten und mäßig feuchten vor, weil der auf mehr ſandigem Acker gewonnene Flachs nie die ſeidenartige Geſchmeidigkeit bekommen ſoll, welche man zur Feinſpinnerey ſo hochſchätzet. Auf trocknen, zum Kornbaue vorzüglich guten tieferdigen Aeckern, wenn ſie auch aus lauter Leimen und Dammerde beſtehen, hat der gewonnene Flachs mit dem auf ſandigen Boden erzeugten gleiche Beſchaffenheit, jedoch iſt er etwas beſſer. Allein dergleichen Felder können um vieles zum Flachsbaue dadurch geſchickter gemacht werden, ſobald man ſie bereits zu Michaelis zur Saat pflüget, und den Winter über in der Saatfurche liegen läßt, damit er ſich ſetzen und viele Feuchtigkeiten einſaugen kann. Dieſe Felder werden auch noch obendrein vor Winters im October gedünget.

Im folgenden Frühjahre zu Anfange des Märzes, zerſchlägt man die übrigen Erdklöße. Die hervorragenden Miſthäufchen bedeckt man mit Erde, und überzieht alsdann den ganzen Acker mit einer leichten Ege, worauf gegen den 25ſten bis 30ſten März hin der Acker beſäet wird.

Noch weit beſſer gedeihet aber der Flachs in ſolchem Boden, wenn man das dazu beſtimmte Land gräbt; denn wegen der tiefſaufenden ſpindelförmigen Wurzeln liebt der Flachs eine lockere Erde. Das Graben läßt ſich jedoch nur in volkreichen Gegenden anwenden, ſonſt leiden der Ackerbau und die übrigen Geſchäfte darunter.

Zwey Scheffel Saatland, in welches eine Tonne Leinſamen eingeſäet wird, erfordert bey der gewöhnlichen und wirklich hinlänglichen dreymahligen Bearbeitung der Erden 9 Pferden im Durchſchnitt auf einen halben Tag. Wenn eben dieſen Flächenraum in gleicher Zeit Menſchen mit dem Grabſcheit umgraben

ben sollten, so sind hierzu 30 bis 32 starke Menschen nöthig. Sobald nun ein einziger hiesiger Wirth 6 bis 11 Tonnen einsäen wollte, so würde es ihm entweder an Menschen fehlen, oder seine eben so nöthigen übrigen Geschäfte müßten liegen bleiben, und das Zugvieh im Stalle müßig stehen.

Beym Pflügen spannt man in der Grafschaft Ravensberg gewöhnlich vier Pferde an den Pflug, öfters auch noch mehr, und die Flachsländereyen, welche gewöhnlich schon drey Früchte auf die letzte Düngung getragen haben, werden durch dreymahliges tiefes Pflügen sehr vortheilhaft zubereitet. Denn eine mehrjährige Erfahrung hat uns bewiesen, daß der auf die gedachte Art benutzte und zubereitete Acker noch Nahrungstheile genug enthält, um bey günstiger Witterung einen beträchtlich langen Flachs hervorzubringen. Diese Eigenschaft erhält der Acker bloß durch das dreymahlige Pflügen, wo das Land dreymahl auf neuen Seiten der Luft ausgesetzt, von derselben locker und mürbe gemacht, und mit Salztheilen geschwängert wird. Allein weit sicherer ist der Erfolg, wenn man, wie oben bereits erwähnt wurde, den Acker mit wirklichem Dünger befährt.

Allein so vortheilhaft auch das Düngen des Flachslandes ist, so muß man doch den Leinsamen nicht in frisch untergepflügten Dünger wie anderes Getreide säen, sondern denselben entweder vor Winters unterpflügen, oder nur oben auf den Acker fahren, damit die fetten und salzigen Theile gleichsam nur als eine Lauge durch Regen und Schnee in den Acker eingeschwemmt werden. Denn die Wurzeln des Flachses können die rohen frischen Misttheile schlechterdings nicht vertragen, sondern gehen davon eben so geschwinde ein, als wenn man auf eine mit Leinsamen besäete Stelle Pferdeurin oder Pferdemist bringen wollte. Daher

den der groſse Nachtheil, daſs der Acker nicht allen Pflanzen hinreichende Nahrungsſäfte mittheilen kann, und die ſtärkern Pflanzen die ſchwächern unterdrücken, welche daher auch immer nur 4 bis 6 Zoll hoch wachſen und als unbrauchbar auf dem Felde gelaſſen werden. Dies bringt dem unredlichen Feldbeſitzer einen neuen Vortheil, indem dieſer Flachs umgepflügt wird, und den Acker eben ſo gut, wie Stallmiſt, dünget. Wenn hingegen der Erdfloh die nach oben angegebenen Regeln beſäeten Felder verſchont, ſo erhält der Flachs beym Aufwachſen gerade die ordentliche Weite, und keine Pflanze kann die andere unterdrücken.

In der Grafſchaft Ravensberg iſt eine frühe und eine ſpäte Leinſaat eingeführt. Zur frühen Leinſaat darf kein anderer als ſehr fetter Boden gewählt werden, weil dieſer nur allein dem Lein die nöthigen Kräfte mittheilen kann, welche er braucht, um der unfreundlichen rauhen Witterung zu widerſtehen. Aus dieſem Grunde wird hierzu kein Feldſtück, ſondern dasjenige Gartenſtück genommen, worauf das Jahr vorher Kartoffeln geſtanden haben, und Leinſamen ohne neue Düngung hineingeſäet.

Für die frühe Leinſaat iſt der heil. Ambroſius, der auf den 4ten April fällt, allgemein als Schutzpatron angenommen; allein ſeine Verehrer werden mit dem Zweifel gequält, ob der Ambroſius des neuen oder alten Kalenders der beſte ſey. Diejenigen, welche das Alter ehren, ſäen alſo den 15ten April, und diejenigen, welche mit der Jugend etwas wagen wollen, den 4ten April des neuen Kalenders. Allein die letztern verlieren ſehr oft ihre ganze Aernte. Denn es

in Sachſen, welche nur um Lohn ſich Lein ſäen laſſen. Da dieſe wiſſen, daſs ſie eigentlich zu wenig Flächenraum erhalten, ſo ſäen ſie z. B. nur Dreyviertel Scheffel Samen aus, wenn ſie ſchon für einen Scheffel bezahlen müſſen.

weit gewagter als die erste, und liefert noch obendrein nie so guten Flachs, als die beyden vorhergehenden. Daher wird sie auch bloß von solchen Wirthen gewagt, welche noch mehr Flachs zu erbauen wünschen, als die Hauptsaat liefern kann.

Uebrigens hat das Verfahren der hiesigen Ackersleute bey der Hauptsaat im Monath May zwar manche Vortheile vor der frühen, aber auch manche wesentliche Fehler. Denn

erstens, geschieht sie überhaupt genommen zu spät, daher auch der Flachs nie so fein wird, als er nach der Güte der Bodens wirklich werden könnte. Es dient zwar bey sorgfältigem Brechen und Hecheln, und bey genauer Auswahl ein großer Theil des durch die späte Saat gewonnenen Flachses schon zur Feinspinnerey, aber man würde ihn zur höchsten Vollkommenheit bringen können, wenn diese Gewohnheit außer Gebrauch käme.

Zweytens, säet man den Leinsamen bey der späten Saat in zu mageres Land, indem man ihn gemeiniglich in die vierte, selten in die dritte Frucht bringt.

Drittens, trocknet das zu zeitige Pflügen zur Saat nach dem Winter den Boden zu sehr aus, und veranlasset unendliche Beschäftigung mit dem Ausjäten des Unkrauts (*). Die gar zu große und schädliche Lokkerheit und Mürbigkeit des Bodens wird zwar durch das häufige Egen gehoben, aber gerade dies Egen verursacht doch deswegen dem Gespanne ohne Noth eine anhaltende Beschäftigung, daß man es zu keiner andern nothwendigen Arbeit unterdessen brauchen kann.

Vier-

(*) Wenn viel Unkraut im Flachse wächst, so liegt die Schuld allemahl an dem Landwirthe selbst, daß er entweder in den vorhergehenden Feldbestellungen zu nachlässig war, oder daß er den Leinsamen, besonders den Windauer, Rigaer ꝛc. nicht sorgfältig genug vor der Saat gereinigt hat. Beyde Fehler begehen auch manche obersächsische, lausitzer und schlesische Flachserbauer. P. L.

Viertens endlich sehen unsere Feldwirthe noch viel zu wenig in den vorhergehenden Jahren auf die Vorbereitung des Flachsackers (*) durch eine vernünftige Abwechselung mit den Früchten. Allein dieser Fehler wird nicht nur beym Flachsbaue, sondern auch überhaupt bey jeder andern Art von Feldfrüchten hier begangen. Gewöhnlich, und auch dies noch selten, nimmt der Ravensberger Landwirth nur auf die unmittelbar vorhergegangene Frucht Rücksicht, welches aber bey weitem nicht genug ist. Der Landwirth muß vielmehr bey Bestellung einer jeden Feldfrucht auf mehrere vorhergegangene und mehrere folgende Jahre Rücksicht nehmen, er muß nach einem auf Natur- und Pflanzen-Kenntniß sich gründenden Plan mit allen seinen Feldfrüchten richtig abwechseln, und hierüber sich ein ordentlich geführtes schriftliches Verzeichniß aufbewahren.

Noch mehr Schaden wiederfährt aber dem Flachse in der Grafschaft beym Jäten. Wenn der Keim gegen drey Zoll aus der Erde hervorgewachsen ist, so dinget man eine mit der Größe des Flachslandes im Verhältnisse stehende Anzahl Frauensleute, welche die Unkräuter ausjäten sollen. Diese legen sich nun alle in einer Linie auf die Kniee zum Ausjäten des Unkrauts, wodurch außerordentlich viel Halme zerbrochen und geknickt werden, die nachher nicht wieder wachsen. Besser wäre es, man ließe diese Arbeit stehend verrichten, wenn auch etwas mehr an Tagelohn bezahlt werden müßte (**).

Das

(*) Diese Klage muß ich auch über die Fel[illegible]wirthschaft im Fran[illegible]
ken, Obersachsen, Lausitz und Schlesie[illegible]führen; indem man
glaubt, genug gethan zu haben, wen[illegible]man auf die in der
neuen Düngung zu erbauenden Frücht[illegible]Wahl nähme, b
doch sowohl auf die vorhergegangen[illegible]Düngung, als au
auf die Früchte gesehen werden muß. P. L.

(**) Ueber eben diesen Fehler un[illegible]die ganze [illegible]Behandlung des F

Das Kennzeichen der Reife iſt die gut und vollkommen ausgewachſene Samenkapſel, oder Samenknoten, und das allmählige Gelbwerden des Stängels. Allein man nimmt ſich ſorgfältig in Acht, den Samen nicht ganz vollkommen reif werden zu laſſen, weil ſonſt am Stängel der Baſt gar zu hart werden, und nur grobes Geſpinnſte geben würde.

Bey guter Witterung erreicht hier der Flachs eine Länge von 30 bis 32 Zoll, und aus vieljähriger Erfahrung weiß man, daß der Flachs durch langes Liegen und ein mehrjähriges Alter zur Spinnerey vollkommener und beſſer wird; denn zwölf Pfund diesjähriger Flachs geben nicht mehr, nnd dabey noch gröberes Garn, als zehn Pfund von eben demſelben Flachſe, wenn er ein Jahr gelegen hat. Die Urſache hiervon iſt das Harz, oder die gummiartige Materie — Gluten — welche die Faſern des Flachſes zuſammenhält, aber durch das längere Liegen von dem Einfluſſe der Witterung nach und nach mürbe gemacht und aufgelöſt wird. Durch dieſe Auflöſung zertheilen ſich die einfachen Flachsfaſern des alten Flachſes mehr, als bey friſchem geſchehen kann, und das Geſpinnſte des alten Flachſes iſt deswegen viel beſſer und feiner.

Nachdem der Flachs reif geworden iſt, hat man hier zwey Arten eingeführt, den Samen von dem ſelbſt gezogenen Flachſe zu gewinnen, nähmlich:

1. durch das Riffeln, oder Riepen, der grünen Knoten, ſobald als der Flachs auf dem Felde ausgezogen oder geraufet iſt; und

2. durch

ſes habe ich bereits in meinen Ökonomiſchen Briefen, B. I. S. 81, zweyte Auflage, und B. II. S. 60. Leipz. bey Barth 1788 geklagt, und eine beſſere Art vorgeſchlagen, die auch von mehrern Landwirthen befolgt worden iſt.
P. L.

reif geworden, daß er an Vollständigkeit, Farbe, Glanz, Geschmeidigkeit im Anfühlen und an Schwere dem Windauer im geringsten nicht nachstand.

Der von gedachtem Landwirthe auf diese Weise erbauete Same, ward nun zu weitern Versuchen von demselben jedesmahl im nächstfolgenden Frühjahre wiederum bis zur fünften Generation gesäet. Da er nun in seinem Garten mit den Früchten nach einer festen und unveränderlichen Folge in einem Zirkel abwechselte, und daher zu dieser Probesaat jedesmahl das vorjährige Kartoffelfeld wählte, so ward er überzeugt, daß seine fünfjährigen Probesaaten nicht nur nach der Saatzeit, sondern auch nach den übrigen Eigenschaften des Ackers und der vorhergegangenen Gartenfrüchte von vielen Jahren her einander vollkommen gleich waren.

An der Güte des Samens, fand dieser lobenswürdige und patriotische Ravensberger Landwirth (*) in keinem Jahre etwas auszusetzen; nur gewann er nie mehr, als das Zwiefache der Einsaat. Im fünften und letzten Probejahre endlich theilte er sein an sich schon langes und schmahles Probestück nach der Länge in zwey gleiche Theile, und bestellte die eine Hälfte mit zwey Berliner Bocher selbst gewonnenem, und die andere Hälfte, mit eben so viel Windauer Samen. Das Aufgehen, der Wuchs, die Feinheit und das Ansehen waren einander völlig gleich; aber die aus Windauer Samen aufgewachsenen Leinstängel zeigten die ersten Blüthchen gerade vier und zwanzig Stunden früher, als die aus selbst erzogenem Samen erwach-

(*) Er war der 1790. verstorbene als Prediger und als practischer Oekonom berühmte Pastor Heydenreich zu Schildesche in der Grafschaft Ravensberg. S. mein Preuß. Brodersche. B. 4. Abthei. 2. P. 2.

wachſenen, und wurden im Durchſchnitte einen Zoll länger (*).

Dieſer nachdenkende Landwirth weiß die erſte Verſchiedenheit nicht zu erklären (**), aber wegen der größern Länge iſt er überzeugt, daß dieſe nicht allein dem Windauer Leinſamen, ſondern einem jeden Lein eigen iſt, der aus einer fremden Gegend, beſonders der aus kalten in warme verſetzt wird (***) und verſichert dabey, daß ſogar die fünfte Aernte des Ravensberger Leinſamens zu Windau den dortigen Samen an Güte übertreffen würde, wenn man ihn ausſäen wollte.

Die gewöhnliche Bearbeitung hat dem gewonnenen Flachſe eben die Feinheit, eben den Glanz, eben das ſanfte ſeidenartige Gefühl gegeben, welche der hieſige Flachs nach der Waſſerrothe nur immer erhalten kann; und das daraus geſponnene ſehr feine Garn iſt auch zu den beſten Sorten der hieſigen Leinwand wirklich verwebt worden. Allein man darf es nicht verſchweigen, daß der Flachs durch die Thau- oder Landrothe eine häßliche ſchwarze Farbe bekommt (****); und wenn der Lein gar vor, in und kurz nach der Blüthe durch ſtarken Regen oder andere Urſachen niedergedrückt wird, ohne ſich nachher wieder zu heben, daß

(*) Dies rührt außer dem andern Vaterlande auch von dem höhern Alter des Leinſamens her: denn ich habe aus ſächſiſchem dreyjährigen Samen eben ſo guten langen Flachs erbauet, wie aus Rigaer ꝛc. P. L.

(**) S. die vorhergehende Anmerkung.

(***) Eben dies habe ich 1775 zu Oelſa in der Oberlauſitz an Leinſamen erfahren, den ich aus Marienberg im ſächſiſchen Erzgebirge verſchrieb. P. L.

(****) Dies iſt nur der Fall, wenn entweder der Lein nach dem Raufen zu lange auf dem Felde auf einer Seite und zwar mehr in den Furchen, als auf dem Rücken der Beete liegen bleibt, und wenn man dieſe Roſte überhaupt nachläſſig treibt. P. L.

für möglich halte, ohne Nachtheil der hieſigen Feinweberey (*) den Windauer Samen zu entbehren, und die großen Summen Geldes im Lande zu behalten, wenn es nähmlich E. hochpreislichen Kammer gefallen würde, unter der Aufſicht ſachverſtändiger Landwirthe den Samenbau im Fürſtenthume Minden, wo keine Feinweberey getrieben wird (**), zu veranſtalten, um das Bedürfniß für die Aemter Schildeſche, Werther und zum Theil für Heepen zu gewinnen. Denn die übrigen Aemter der Grafſchaft und das Fürſtenthum Minden bedienen ſich einer ſolchen gröbern Sorte von Flachs zu ihrer Spinnerey, wie derjenige Flachs liefert, welcher 13 Wochen und darüber im Felde geſtanden, und deſſen Samen die vollkommenſte Reife erhalten hat. Hingegen in eben gedachten Aemtern der Grafſchaft Ravensberg kann der Samenbau ohne Nachtheil des feinen Flachsbaues nicht getrieben und eingeführt werden. Allein ich getraue mir

(*) Daß die Feinſpinnerey und Feinweberey gar wohl ohne ausländiſchen Leinſamen beſtehen kann, davon hat man in Meiſſen, Leuſitz und Schleſien die deutlichſten Beweiſe.

P. L.

(**) Bey einer Regierung, wie die Preußiſche, welche jedem Nahrungszweige, er ſey ſo gering als er nur wolle, ihre höchſte Aufmerkſamkeit ſchenkt, iſt an der Erfüllung dieſes Wunſches um ſo weniger zu zweifeln, weil die Weſtphäliſche Ackerbaugeſellſchaft zu Hamm, ſo viel einſichtsvolle und praktiſche Oekonomen in ihrer Mitte hat, daß hierzu kein beſonderes Perſonale erfordert wird. Ueberhaupt ſollten Preußen, Sachſen, und andere deutſche Lande, deren Manufactur und Fabrikhandel durch die ruſſiſche Regierung ſo gewaltſam durch Handelsverbote eingeſchränkt und faſt ganz zernichtet iſt, alle Einfuhre des in ruſſiſchen Provinzen erzogenen Leinſamens entweder ganz verbieten, oder auch mit 50 Procent Zoll belegen; und ich bin überzeugt, daß der Mangel von faſt einer Million baaren Geldes, den Rußland für ſeinen mit einer Menge Unkrautſamen vermiſchten Leinſamen zieht, die Regierung zu günſtigern Handelsgeſinnungen bewegen müßte.

P. L.

aus reifen Mindenschen Samen von Windauer Art (*) in den gedachten Aemtern eben so guten Flachs zu erziehen, als von Windauer Samen selbst, weil mir die mit fünfjähriger Geduld gemachten Proben hinreichend bewiesen haben, daß der Windauer Samen nicht ausarte, wenn ihm die Zeit zur Reife gelassen wird; und in dem Boden des Fürstenthums wird man eben so wenig Hindernisse zur Erreichung dieses Endzwecks finden, als ich in dem Boden meines Gartens angetroffen habe.

Mit der Wasserröste des Flachses hat es in der Grafschaft Ravensberg folgende Bewandtniß: Der Flachs wird ins Wasser gelegt, und mit Holz, Steinen oder Rasen so stark beschwert, daß er untersinket und nichts über dem Wasser stehen bleibt. Da die Beschaffenheit des Wassers und des Bodens der Röstgrube sehr großen Einfluß auf die Güte des gerotheten Flachses hat, so muß man hierbey die größte Vorsicht beobachten.

Helles und reines Wasser giebt sehr weißen Flachs; und eine Grube, deren Boden reinen Sand enthält, thut eben dasselbe. Mehr oder weniger eisenhaltige Wasser geben einen Flachs, der beym Herausziehen aus der Grube grünlich gelb ist, und wenig Minuten nachher an der freyen Luft eine fahle Farbe mehr oder weniger annimmt. Völlig verarbeitet und gehechelt hat dieser Flachs eine mehr oder weniger dunkle Silberfarbe, oder die Farbe des geschnittenen Bleyes. Eben diese Farbe giebt die mit eisenhaltigem Wasser angefüllte sandige Grube.

Hinge-

(*) Aus jedem Samen kann man langen schönen und feinen Flachs ziehen, wenn er vollkommen reif wird und einige Jahre liegen bleibt. S. meine oben angeführten ökonom. Briefe. P. L.

Hingegen die Gruben, deren Boden aus Letten, gelben Lehm, blauen Thon, oder gelblichen oder bläulichen sogenannten Senkel besteht, geben eine fahle Farbe. Und Gruben, auf deren Boden viel Teichschlamm sich befindet, geben einen vorzüglich sanften, sehr seidenartigen Flachs, auch noch alsdann, wenn wenig Wasser in denselben vorhanden ist, und der Flachs in den Schlamm getreten werden muß. Wahrscheinlich bringt die häufig im Schlamme befindliche brennbare Luft diese gute Wirkung hervor; zumahl, da die von diesem Schlamme kurz vor der Röste gereinigten Gruben diese gute Eigenschaft verlieren.

Ganz neu gegrabene Gruben endlich geben harten, spröden und groben Flachs; und stehendes, warmes, faules Wasser röstet den Flachs besonders in kleinen Gruben, weit sanfter und geschmeidiger, als frisches. Die weiße Farbe gefällt dem Auge, und dem Nichtsachkundigen am besten, obschon der weiße Flachs verglichen mit dem fahlen, hart, brüchig, spröde und sandhärig ist, und demselben das sanfte, seidenartige und fettige im Anfühlen fehlt.

Der fahle Flachs hat in allen guten Eigenschaften einen sehr großen Vorzug. Seine glänzende Silberfarbe wird dem Auge bey dem Andenken an seine vorzüglichen Tugenden noch angenehmer. Man wähle also zur Röste warmes stillstehendes Wasser in einer Grube, deren Grund blauen Thon, oder bläulichen Senkel hat, in welchen sich vieler Teichschlamm befindet, und vermeide, wenn es möglich ist, die hellen Wasser, und den sandigen Boden; es wäre denn, daß diese Wasser eisenhaltig sind; denn diese gerben den Flachs zu eben der Geschmeidigkeit und Stärke, als wie die eisenhaltige Lohe das Leder.

Die chemische Veränderung, welche der Flachs in der Röste leidet, besteht der Haupturſache nach in einer Gährung, wodurch die Verbindung seiner Theile, besonders seiner Salze und das in ihm befindliche Pflanzenharz aufgelöset wird. Nach drey, vier, sechs, acht, zehn bis zwölf Tagen, je nachdem das Wasser kalt oder warm, weich oder hart ist, wird diese Gährung so stark, daß sich die in den Theilen der Pflanze eingeschlossene Luft möglichst auseinander dehnt, entbindet, und über dem Wasser in weißen Blasen hervorkommt, wie bey dem gährenden Biere

Diese Ausdehnung der in der Pflanze eingeschlossenen Luft macht sie nach physikalischen Grundsätzen leichter als das Wasser; daher kommt es, daß der gesammte Flachs sich in diesem Zeitpuncte hebt, und ungeachtet der auf ihm liegenden Beschwerung über das Wasser empor steigt und schwimmet. In diesem Zustande der heftigen Gährung findet man den Flachs ungemein weich, schleimig und schmierig, und der seidenartige Bast oder die Schale, läßt sich ohne Mühe von dem hölzernen Stängel, (Ahnen, Grannen, Hacheln oder Scheve) abziehen. Allein demohngeachtet ist die Rothe noch keinesweges vollendet, sondern die Gährung muß so lange dauern, bis alle im Flachse eingeschlossene Luft vergohren ist, welches man daran erkennt, sobald sich der Flachs wieder auf den Grund der Grube senket. Nunmehr ist die Gährung vollendet, und der Eigenthümer muß von Zeit zu Zeit einzelne Büschel Flachs aus der Grube heben, sie zusammenbinden und ins Wasser werfen, damit er sieht, ob sie untersinken, um in diesem Falle den Flachs aus dem Wasser zu nehmen. In dieser Rücksicht muß man die französische Methode, den Flachs durch Queerbalken oder Staugen unter Wasser zu halten, mißbilligen, weil dadurch das Emporsteigen und Sinken des Flach-

ses

ſes, als das untrüglichſte Kennzeichen der höchſten Gährung und vollendeten Röſtung, nicht wahrgenommen werden kann.

Nachdem man den Flachs aus der Grube genommen hat, wird er in kleinen Haufen aufrecht neben die Grube einige Stunden auf das trockene Land geſtellet, damit das Waſſer abläuft und der Flachs etwas abtrocknet, und alsdann endlich auf eine Wieſe oder einen Stoppelacker acht Tage gebreitet, daſelbſt gebleichet, umgewendet, völlig getrocknet, und in die Scheunen gefahren.

Dieſer getrocknete oder umgerackte Flachs wird hierauf entweder in den Bockemühlen, oder mühſamer und mit größerm Zeitverluſte durch Handſchlägel im Hauſe gebocket, oder gebrechet, und auf das Brechen folgt das Ribben mit dem Ribbeeiſen (*). Der Zweck des Ribbens iſt theils die gänzliche Reinigung der Ueberbleibſel von Scheve, theils und zwar vornehmlich die Zertheilung des eigentlichen Flachſes in ſeine feinſten Faſern, welche im grünen Zuſtande als eine dünne Bedeckung der Länge nach, rund um den holzigen Stängel liegen, und mit dem gummiartigen Pflanzenharze gleichſam zuſammengekittet ſind. Je mehr Faſern demnach zuſammengekittet bleiben, deſto gröber iſt der Flachs, wenn er ſchon von Natur fein gewachſen iſt. Wenn alſo die Rothe nicht recht ſorgfältig und vollkommen gemacht worden iſt, ſo erhält man nie einen feinen ſeidenartigen Flachs, weil die Gährung das Pflanzenharz alsdann nicht völlig hat entwickeln können. Allein zu lang anhaltende Röſte oder Rothe würde im Gegentheile auch alle Feſtigkeit

(*) In der künftigen Michaelmeſſe bin ich im Stande jedem Liebhaber mit Modellen von Bockemühlen und Ribbeeiſen zu dienen, P. L.

nur 8 bis 9 Kloben täglich ribben; aber dieſe 8 bis 9 Kloben geben eben ſo viel gehechelten Flachs, als die 15 durch ſcharfe Eiſen verdorbenen Kloben. Mit einem Worte, das ſcharfe Eiſen giebt viel Werg und wenig reinen Flachs, und das ſtumpfe Eiſen viel Flachs und wenig Werg, und die darüber angeſtellten Verſuche haben bewieſen, daß der Unterſchied $\frac{2}{5}$ oder doch wenigſtens $\frac{1}{3}$ beträgt, und daher der Mühe werth iſt, daß die Landespolizey dieſen Gegenſtand in Erwägung zieht, und beſſere Maßregeln an die Hand giebt.

So ergiebig, nothwendig und vortheilhaft ein zweckmäßig betriebener Flachsbau auch iſt, und ſo ſehr allgemein der Nutzen deſſelben anerkannt wird — ſo giebts doch gelehrte Wirthe, die Urſachen zu haben glauben, wenigſtens für Niederſachſen den Flachsbau nicht vortheilhaft zu halten. Es heißt daher in einer Beantwortung der von der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen vorgelegten Aufgabe, auf den December 1781: **Welches Verhältniß zwiſchen Pflanzenbau, und Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beyden, in Niederſachſen ſowohl für den Staat, als für den Landmann das vortheilhafteſte ſey,** (Hannöv. Magaz. 1782, Col. 1444.) wie folget:

„Immer ſcheint es, daß Niederſachſen in Rückſicht auf die Bevölkerung, auf die Größe des ſchon „urbaren Bodens, auf den zum übrigen Pflanzenbau „erforderlichen Dünger, und auf die Arbeiten und Beſchäftigungen, die ſowohl dieſer als die Viehzucht erfordert, wenn beyde in ihren einzelnen Theilen, das „für Staat und Landwirth vortheilhafte Verhältniß „zeigen, und darin blühen ſollen, die gehörigen Gränzen überſchreite.

„Der Flachsbau nimmt den mehreſten und beſten Dün-

„Dünger für sich vorweg (*). Er eignet sich die vor„züglichsten Aecker zu. Er richtet den ansehnlichsten „Theil der Zeit und Kräfte auf sich. Bringt man dies „mit Blicken der Vergleichung in einen richtigen An„schlag, und sieht zurück, wie kraftlos und ausge„mergelt der beste Boden des Staats hinter ihm bleibt, „so zeigen sich seine Vortheile, wenn hier Vortheile „möglich sind, überaus geringe (**). Ja, wo die „Viehzucht blüht, und ein überflüssiger und fetter Dün„ger, und ein mehrjähriger Stand der Futterkräuter „den Boden unerschöpflich für ihn bereichern; wo er „nur die bey einem vollständigen Betriebe des Pflanzen„baues und der Viehzucht überflüssigen Stunden aus„füllet, und wo er alsdann nur die Hände des Volks „beschäftigt, wenn diese keine vortheilhaftere Beschäf„tigungen finden, da mögen sie größer seyn.

„Ist Irland selbst reicher und glücklicher durch „ihn geworden? Indessen bleibt Niedersachsen, unter „seinen gewärtigen Umständen, dieser übertriebene „Anbau des Flachses unentbehrlich. Nur von einem „ausgebreiteten allgemeinen Kleebau schimmert Hoff„nung herüber, ihn einmahl in seine rechten Gränzen „zurück gesetzt zu sehen, und vortheilhafter zu finden.“

Ueber

(*) Aus dem Vorherigen wird man sehen, daß der Lein keinen Dünger besonders erhält, sondern ganz ohne Dünger gesäet werden kann, wenn der Acker nur nicht zu schlecht an sich, oder schlecht bearbeitet ist. Vielleicht wohnt der Herr Verfasser in einer magern Gegend — aber da müßte doch Rücksicht auf andere Gegenden, und auf die Behandlung des Bodens selbst genommen werden. F.

(**) Der Herr Verfasser scheint kein Freund von weißen Hemden, reinen Tischtüchern, und saubern Bettlaken und Ueberzügen zu seyn; und es auch wohl nicht zu betrachten, daß auf dem Lande an den mehresten Orten die weiblichen Dienstboten mit dem Spinnen beschäftigt werden müssen. Unmöglich wird er verlangen, daß Niedersachsen diesen so großen und nothwendigen Bedarf für baar Geld kaufen, und die Leute des Abends mit dem Kopfe auf dem Tische gelegt, faullenzen lassen soll. — F.

hat man verſchiedene Arten von Klappern und Si womit man den Weizen hernach auf der Schem durch die Dreſcher, ohne ſo viele Koſten anzuwen vortrefflich rein machen kann. Daß unterm S ſich allenfalls etwas Kraut befindet, iſt in vieler ſicht gar kein Schade.

Wenn ein Landwirth nun ſogar auch 24 T für ein großes Kornſieb gäbe, ſo hätte er dennoch theil, wenn er überlegte, wie viel ihm die Jätewe koſten — und was er dadurch an andern nützlichen beiten mit ihnen wieder verliert. Hätte er nun F lein geſäet, ſo könnte der vielleicht ſtatt des Wei geſäet werden. Wenn er aber bey dem Glauben be, daß er auch ſein Korn jäten müßte, und die 9 Thaler für das Sieb ſcheuete — — ſo möchte lich der Flachs wohl hintenan ſtehen müſſen. bin wenigſtens der Meinung, daß ein Landw nicht zu viel jäte, welches alle Mahl zwar kleinliche, aber koſtſpielige Wirthſchaft in Hinſicht Ackerbaues iſt — er ſuche lieber bey der klugen weiſen Bearbeitung des Ackers dem Unkraute zu zu kommen; — giebts dennoch Sämereyen unt Korne, die man nicht haben will, ſo iſt dafür Sieb und die zweckmäßige Bearbeitung der Dreſc die doch ihren gewiſſen Lohn erhalten. Das Si aber, ſobald es nicht zum Decken, ſondern nur z ſtumm gebraucht werden ſoll, iſt ungleich beſſer f Sieb wenn es kräuterig iſt, als wenn es aus [illegible] neuen und dürren Haaren beſteht. Sei [illegible] aber, wie es ihr und jedem hergeh [illegible] Wirthſchaften — und wer [illegible] Leben große Unvollkommenheiten kennen gelern [illegible] im Allgemeinen geändert werden können, w [illegible] müſſen. —

Ein gewöhnlicher Fehler bey den Landwirthen iſt noch häufig der, daß ſie nicht gern von dem alten Schlendrian abgehen wollen, weil ſie theils eigenliebig, theils mißtrauiſch, und theils auch wohl zu ſchwach von Ueberlegung ſind, um nicht ihre wahren Vortheile einzuſehen, oft aber können ſie bey dem beſten Willen und Verſtande nichts anders, als bey ihrer Gewohnheit bleiben, weil ſie mit ihrer Wirthſchaft in Gemeinheit leben. — Solches alles ſollte aber keinen Schriftſteller reizen, daraus allgemeine Reſultate für die Oekonomie einer Provinz zu ziehen — zöge er ſie, ſo müßte er billig ſagen: — wir leben ſo — oder ſo — ſind in ſolcher Lage oder ſolcher Verbindung, und was dergleichen noch mehr iſt — und deshalb können dieſe oder jene heilſame Einrichtung oder Abänderung nicht Frucht bringen; dann könnte man ſolchem Manne glauben, ſonſt aber ganz und gar nicht.

Es iſt längſt erwieſen, daß der Flachsbau einem Staate außerordentlichen Vortheil bringet, wenn er nur auf die gehörige Art betrieben wird, und daher ſagt auch der Herr Geh. Rath Reinhard (*): daß der Anbau des Flachſes und Hanfes als eine unerkannte Goldgrube anzuſehen ſey. — Vorher aber, im 35ſten Stücke, S. 855, fgg. ſagt er: „Das Weißkraut iſt „unverbeſſerlich, und der Flachs ganz unvergleichlich, „und ſo, daß ich betheuern kann, in meinem Leben keinen beſſern geſehen zu haben, er iſt ſehr lang, von „ſchöner Farbe und zartem, auch dauerhaften Baſte. „Wir haben den Verſuch gemacht, Liefländiſchen Samen auszuſäen, und dieſer hat allda ſowohl, als auch „ſonſt überhaupt in der untern Markgrafſchaft Baden „ſehr

(*) Joh. Jac. Reinhards ꝛc. vermiſchte Schriften, Frankf. und Leipz. 1764, 41 St. S. 1104, fgg.

„ſehr gut gethan; nur das einzige wird dabey au
„ſetzet, daß er nicht ſo vielen Samen bringet, als
„ſer inländiſcher Flachs, welches uns Gelegenheit
„bet, mit Leinöle einen ziemlichen Handel zu treibe
„Schade, und tauſendmahl Schade iſt es, daß
„ſere Landsleute auf dem Schwarzwalde, eben ſo,
„diejenigen, ſo von demſelben an, bis an den R
„wohnen, die allerſchlechteſten Spinner ſind, w
„man nur erdenken kann. Unſer ſchöner Fl
„wird daher von unſern inländiſchen Spinneri
„entweder zu geringen Tüchern vertrollet, oder e
„het roh aus dem Lande.“ —

Eben ſo klagt in den Schriften der Leipziger
nomiſchen Societät, Th. 2. S. 125, fgg. der
Director Richter in ſeinen Anmerkungen über den
tauiſchen Acker- und Flachsbau, wenn er ſagt:

Was die Manufacturen anbelangt, ſo iſt bekannt,
der Leinwandhandel das vornehmſte Nahrungsgeſ
hieſiger Gegend ſey; die Leinwandwaaren aber ſelbſt b
hen in rohen, weißen, blauen und buntfarbigen Leinw
den, mit Fußwerk, als Trillig, Zwillig u. dgl.; den
verfertiget man in Waltersdorf feinen Zwillig, in G
Schonau auf niederländiſche Art gezogene Waare ode
nenen Damaſt, mit allerhand Blumenwerk, Hiſtorien, Ar
turen, Städten, großer Herrn Wappen u. ſ. w. In Ber
dorf, Johnsdorf, Seifenhennigsdorf, Reichenau,
feine und zum Theil ſehr klare Leinwand; in Herwigsd
Oderwitz, Eybau, Ebersbach, Gersdorf, weiße L
wand; in Hirſchfeld und daſiger Gegend zwar gleich
weiße Leinwand, aber auch viel bunte Waaren. In
tenau wird gut Beuteltuch gemacht, wozu die Wolle
aus Ungarn, ſeit dem Kriege aber aus Leipzig gez
wird (*). Was wäre alſo wohl nöthiger und vortheil

(*) Eine vollſtändige Nachricht von Verfertigung des harten
Beuteltuchs, findet ſich in den Michaelisanzeigen
p. 79. u. ſ. w.

Anmerk. des Verf.

ter, als daß man zu dieſen allhieſigen leinenen Waaren auch den Flachs ſelbſt erbauete, und ſolchen nicht erſt aus Schleſien und Böhmen kaufen müßte; welches durch ein dies- oder jenſeitiges Verbot gar leicht gehemmet werden könnte. Allein es iſt auch mit dem hieſigen Flachsbau nicht zum beſten beſtellt.

Erſtlich ſäet man Lengert, da doch bekannter Maßen der Klinger ein weit klärers Geſpinnſt giebt, und zwar einheimiſchen Samen, der gemeiniglich nicht viel taugt, weil man keinen Saatlein auf einen beſonders dazu beſtimmten Acker dazu bauet, damit der Same ſeine rechte gehörige Reife erlangt; den Samen aber ſelbſt läßt man nicht erſt, ehe man ihn ſäet, ein Jahr über ruhen.

Hernach werden die Flachsfelder nicht tief genug gepflüget, damit der Flachs ſeiner Natur nach recht tiefe Wurzeln ſchlagen, ſich ausdehnen, und genugſamen Saft ziehen könnte (*). Ferner macht man bey dem Säen keinen Unterſchied unter dem Flachſe, der zu einem klaren und ſaubern Geſpinnſte, und dem andern, der nur zur ordentlichen Leinwand genommen wird, daß man nähmlich die zu jener Arbeit, damit die Stängel zarter dünner, und nicht holzig würden, viel dichter ſäete, auch nicht gar reif werden ließe, damit er deſto eher röſtet, ſeine Haarfaden nicht zu grob werden, und auch die Leinwand ſich ſodann deſto eher weiß bleiche.

Oft iſt der Flachs auf dem Felde zweywüchſig, und man hält ihn ſodann für einen Flachs, welcher mißgerathen ſey, da man ſich doch in hieſiger Gegend, wo man ſo viel klares Geſpinnſt braucht, den größten Nutzen damit ſchaffen könnte, wenn man ſolchen zweywüchſigen Flachs von einander ſortiren, und die grünen die ſchwachen und dünnen Stängel in beſondere Bündlein binden wollte, damit dieſer als der zu dem klarſten und koſtbarſten Geſpinnſte allerbeſte Flachs, in der Roſte nicht verloren gehe, ver-

(*) Hier widerſpricht der Herr Verfaſſer dem allgemeinen Grundſatze der Oekonomen. Der Flachs ſchlägt keine tiefe Wurzeln, und man will es auch nicht gern zu befördern ſuchen, damit er dadurch nicht an dem Triebe des Stängels gehindert werde. Ueberhaupt aber habe ich im Vorhergehenden auch ſchon gezeigt, daß die Leinpflanze mehr ihre Nahrung aus der obern als untern Erde ziehe. S.

wenn man nur wollte. Die Wieſen habe
dieſe Zeit, wenn der Flachs geraufet wird
ein etwas langes Gras, und ſind feucht;
den Flachs nach der Raufe riffelte, und a
die Wieſen brächte; ſo würde die Röſte nic
niget werden, ſondern auch gerathen. J
noch hierbey den ſortirten dünnen und zar
ſonders breiten, denſelben bey Aufgang t
Tage, damit ihn die Sonne nicht trockne
er genug geröſtet, aufheben, und des Aben
breiten; ſo würde man gewiß das allerkl
daraus verfertigen können.

(Mit dieſem zuletzt geäußerten G
Herrn Verfaſſers bin ich nicht zufrieden,
meine Zweifel dagegen an den Tag legen
1) die mehreſten Landwirthe oder Gem
Zeit ihre Wieſen nicht miſſen, weil ni
Einrichtung bey ihnen iſt, daß das Vieh
Stoppeln übergegangen iſt, dort weiden n
lige dies Verfahren zwar nicht, allein e
einmahl ſo. Daß der Flachs aber auf
röſte, als auf trocknem Lande, beſtätigt ſ
bey uns und in andern Gegenden nicht.
der bey uns, wenn man kann, ſogar a
peln, weil dieſe noch oft kräuterig ſind,
für lieber die mit Heidekraut bewachſen
höhen, wo die ſogenannte Thauröſte od
immer am beſten geräth. 2) Es muß
und unbeträchtliche Flachswirthſchaft ſe
Oekonom im Stande ſeyn will, den Fla
gen von der Röthe wegzunehmen, und
wieder dahin ſpreiten zu laſſen Wo
Leute erhalten, da ſolches doch geraume
und wie außerordentlich koſtbar und the
der Flachs dadurch nicht kommen? D
ſo ſteigen, daß ihn niemand zu bezahl
wäre. Und dennoch iſt nicht erwieſen,

[illegible] und verschiedene Arten zu wirthschaften [illegible] haben, so möchte er auch wohl [illegible] haben. Weil er aber ver[illegible] [illegible] große Wirthschafts-fehler seiner Ge[illegible] [illegible], die sich vorzüglich auch auf den Flachsbau [illegible], und woran mancher Wirth Exempel nehmen [illegible], so habe ich das, was er gesagt, hier angeführt, und füge noch folgendes an:)

Sonst, wenn Gemächlichkeit und Eigensinn darin nicht entgegen stünden, so würde man sich selbst in hiesiger Gegend nicht nur mit Flachs, sondern auch mit dem allerbesten Flachs genugsam versorgen können, ohne nöthig zu haben, sich so ängstlich um fremdes, klares Gespinnst bekümmern zu dürfen.

Man könnte anbey, nach hiesigerjährlich meistentheils gewöhnlichen warmen und heißen Witterung mit dem ganzen Flachsbau, mit Raufen, Riffeln, (Repen oder Reepeln) Rösten und Dören längstens mitten im September certa seyn; dahingegen noch um diese Zeit viele ihren um Jacobi schon gerauften Flachs noch auf dem Felde liegen haben, und zum Riffeln erst einführen, da es dann öfters geschieht, daß, weil wieder einige Wochen mit der Röste gezaudert wird, sie hernach aus Besorgniß, daß nunmehr die üble Witterung bald eintreten möchte, sich wohl gar genöthiget sehen, den Flachs ungeröstet, bis aufs künftige Frühjahr in der Scheune aufzubehalten. Wer da weiß, was es physikalisch heißt: Flachs rösten und Flachs dörren, der wird auch leicht zu beurtheilen im Stande seyn, daß ein so gerösteter und hernach in hiesiger Gegend noch dazu in Backofen durchgängig gedörrter Flachs (— — —) unmöglich brauchbar werden, noch ein gutes Gespinnst, am wenigsten aber ein sehr klares Gespinnst geben könne.

Die mühsamen Niederländer verfahren wieder ganz anders mit ihrem Lein und nachmahligen Flachs. Ein ungenannter, aber achtungswerther Schriftsteller hat diese Verfahrungsart in den gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen, beschrieben;

wieder zähe, und zum Brechen untauglich wird. Es muß also der Flachs, wenn er in der Sonne gebrochen werden soll, [denn sonst sehe ich nicht ein, wie er gebrochen werden kann, wenn man auch kein Feuer und keinen Ofen dazu gebrauchen will,] doch alsdann immer wieder in die Sonne gebracht, und nachdem er heiß und spröde geworden, erst gebrochen werden. Auch dies wäre also unnöthige Arbeit! — Will man aber doch in der Sonne dörren, welches an einigen Orten des Holzmangels wegen sehr nöthig ist; so fähret man den durchaus ganz trocken seyn müssenden Flachs vom Felde nach Hause unter ein Dach, an einem trocknen luftigen Orte. Nun wählt man einen Ort auf dem Gehöfte, wo bey heißen und hellen Tagen die Sonne stark gegen eine Wand, oder Mauer scheint; dort bringt man die Brechen oder Braken hin, der Flachs wird dünne die Wand entlang gestellet, und sobald er heiß geworden, also auch spröde ist, gebrochen. Wer aber vorsichtig mit den Backöfen umgehet, damit der Flachs nicht roth werde, oder gar verbrenne, der bricht seinen Flachs eben so gut und noch weit sicherer daraus. Sonst hat man auch besondere Darröfen, die man auch zum Obstbacken gebraucht, welche gar kein Flachs verderben; und will man alles dies nicht, so sind die sogenannten Brechgruben, [im Niedersächsischen Brakkuhlen genannt,] bekannt genug, von welchem allen ich weiter unter umständlicher handeln werde. Verderben aber die Leute bey allen diesen Anstalten ihren Flachs, so liegt doch nur bloß die Schuld an ihnen, und nicht an der Anstalt selbst; denn der Beweis ist vorhanden, daß man in der Sonne, aus dem Ofen, und über den Gruben gleich schönen Flachs brechen kann, wenn nur Acht auf die Hitze gegeben wird, und der Flachs nur so viel davon erhält, als zum ordentlichen Brechen nöthig ist. Würde der Herr Verfasser die Landwirthschaft in ihrem Um-

tern Faden. Allein, die Aernte ist schlecht, und der Same artet in solchen magerm Lande schon, von dem ersten oder zweyten Jahre an, aus. Gegentheils trägt der Flachs auf einem fetten und etwas nassen Boden vortrefflichen Samen, und die Halme sind sehr fein.

Die Niederländer, deren blühender Handel ihre Geschicklichkeit in diesem Stücke zeigt, säen sehr wenig Flachs in der Provinz Holland, weil der Boden in derselben arm ist. In Seeland gegentheils, wo das Land außerordentlich fett und naß genug ist, ärnten sie den meisten Flachs ein, den sie in ihren Manufakturen brauchen. Den Lein- oder Flachssamen, der in dieser Provinz gezogen wird, verkauft man viel theurer, und hält ihn für viel besser, als den, der von der Ostsee gebracht wird. Dies scheint einer unläugbaren Wahrheit zu widersprechen, nemlich daß die Niederländer selbst jährlich den Leinsamen aus Riga kommen lassen. Allein dieser anscheinende Widerspruch ist leicht zu heben. Die Holländer bringen Leinsamen von Riga bloß zum Gebrauch anderer Länder. Und dies thun sie nicht deswegen, weil etwa ihr eigener Same ausartet, sondern weil sie keine so zureichende Menge haben, als von Fremden verlangt wird.

Ob ich gleich rathe, sehr fettes Land zum Flachse zu nehmen, so will ich doch nicht damit behaupten, daß nur in den fruchtbarsten Gegenden allein Flachs gesäet werden müsse; ich will nichts mehr damit sagen, als daß diese Gegenden einen Vorzug haben, und daß andere Ländereyen nach den Verhältnisse immer besser dazu sind, je näher sie der Beschaffenheit des fetten Landes kommen. Und ob ich gleich den Gebrauch eines leichten Bodens verworfen habe: so will ich mich doch keinesweges der Gewohnheit, zuweilen ein mageres Land mit Leinsamen zu besäen, entgegen setzen;

da

ben; und da alles dieſes Localumſtände betrifft, ſo bin ich auch gezwungen, (aber ich thue es auch ſehr gern, der Encyklopädie etwas einzuverleiben, was ihr immer mehr Glanz und Werth geben kann,) dieſes einzurücken, indem es natürlich iſt, daß ein Menſch nicht alles genau ſelbſt erfahren und wiſſen, und nicht allenthalben ſelbſt geweſen ſeyn kann (*).

Die Niederländer ſind ohne Widerſpruch die ſicherſten Handleiter, denen wir in dieſem Stücke folgen können. Die Schwierigkeit iſt nur, aus ihnen die nothwendigſten Anweiſungen herauszubringen. Denn ſie ſind mit einander, in Anſehung ihrer Geheimniſſe, ſehr haushälteriſch. Sie dürfen ſie auch, bey ſchwerer Strafe nicht verrathen. Vor allen Dingen machen ſie ein großes Geheimniß aus ihrer Kunſt, den Flachs zuzubereiten. Sehr wenige können Mittel finden, an die Oerter zu kommen, wo ſie ihre Flachsarbeiten vornehmen. Und von dieſen muß man noch dazu nicht im geringſten muthmaßen können, daß ſie durch irgend einen andern Bewegungsgrund, als durch bloße Neubegierde, hergezogen ſind. Kein fremder Kaufmann oder Fabrikant wird zugelaſſen.

Der Boden eines jeden Landes iſt nicht zum Flachſe gut. Er erfordert einen fetten Boden. Man kann nicht Sorgfalt genug in der Wahl des Feldes anwenden, wo man dieſe Pflanze ſäen will. Denn hiervon hängt die Güte des Samens, nebſt der Anzahl und Stärke der Halmen ab. In einigen Ländern verfährt man ganz widerſinnig. Man wählt einen leichten und warmen Boden. Es iſt zwar wahr, der Flachs, der darauf wächſt, giebt einen ſchönern, feinern und ſanf-

(*) Dieſes befindet ſich in den gelehrten Beyträgen zu den Braunſchweigiſchen Anzeigen von 1783, im 14ten und 15ten Stücke, Col. 105, ſqq.

da dieſes zu einem feinem Faden zuträglich iſt. Ja, es wird nicht ſelten vortheilhaft ſeyn, Land von verſchiedener Güte damit zu bebauen. Wir können dadurch Leinſamen von unſerm eigenen Anwachſe haben, und brauchen nicht zu demjenigen unſere Zuflucht zu nehmen, was die Holländer von Riga holen.

Nachdem wir ein bequemes Stück Landes ausgeſucht haben, ſo müſſen wir ihm erſt die nothwendige Bereitung wiederfahren laſſen, ehe wir es beſäen. In Flandern und Seeland ſtellen ſie es folgendermaßen an: Das Land fett zu machen, brauchen ſie den gewöhnlichen Dünger, oder Aſche, oder auch wohl Menſchenmiſt. Wiewohl ſie den letzten nur in kleinen Flecken von ſolchen Angern nehmen, die lange brach gelegen haben. Sie bedienen ſich auch wohl des Mergels, des Kalks, des Schlammes aus Teichen, der Späne von Horn. Am Meere ſammlen ſie zu gleichem Endzwecke Seekraut, das eine Art von Miſt auf der Fläche des Waſſers ſetzt, zuſammen. Die mancherley Arten von Düngungen, die nach der Verſchiedenheit des Bodens eine der andern vorgezogen werden, ſind zum Flachſe vortrefflich, und viel beſſer als der gewöhnliche Dünger. Denn wenn dieſer letztere nicht vollkommen alt und durchgefault iſt, ſo bringt er unter die Saat eine Art von Unkraut, das ungemein dicht aufſchießt, und dem Flachſe entſetzlichen Schaden thut; man mag es ſo fleißig ausreuten, als man will. Dieſe Unbequemlichkeit hat man bey Mergel, Kalk, Seekraut und Hornſpänen nicht zu beſorgen. Und ein ſolcher Vortheil verdient gewiß die ganze Aufmerkſamkeit des Landmanns. Unkraut ſtiftet bey allen Arten von Getreide, aber vornemlich bey dem Flachſe ſehr viel Unheil. Denn es verändert ſeine guten Eigenſchaften, und vermindert ſeine Menge.

In Anſehung der Bearbeitung ſchlägt man in Seeland, wo das Erdreich fett, ſchwer und naß iſt,

zween Wege ein. Die Seeländer pflügen das Land zwey, drey, viermal, ja zuweilen noch öfter, und lassen es den ganzen Sommer brach liegen. Sonst lassen sie es auch zuerst Getreide tragen. Und in diesem Falle verfahren sie folgendermaßen: Nachdem sie es zweymal gedünget und gewendet haben, säen sie das Getreide. Das folgende Jahr bepflanzen sie es mit Färberröthe oder Krapp, der zwey Jahre darauf bleibt. Im vierten Jahre säen sie erst ihren Flachs. Durch dieses Mittel haben sie gewiß ein mürbes Land. Denn außer der wiederholten Bearbeitung vor dem Säen des Getreides im ersten Jahre; außer der Gährung des Düngers, und der andern Bestellungen, die zuweilen fünfmal wiederholt werden, um es zum Krapp zuzubereiten, müssen sie beständig auf demselben mit der Ausreutung der Wurzeln dieser Pflanzen beschäftiget seyn.

Ein so wohl bestellter Boden, kann man denken, muß die Sorgfalt des Landmanns vollkommen belohnen. Nichts desto weniger ziehen die Seeländer selbst die erstere Methode vor, wenn sie gern eine reiche Aernte von Leinsamen haben wollen. Und die Wahrheit zu sagen, der Auffenthalt des Krapps auf zwey Jahre in der Aernte muß den Reichthum des Bodens sehr vermindern. Die Seeländer wählen die zweyte Methode aus keiner andern Ursache, als weil sie aus dem Krapp sehr viel Vortheil ziehen. Dieser Vortheil ist nebst dem übrigen Jahrwachs in den vier Jahren weit beträchtlicher, als wenn sie auf die erstere Art ihr Land nutzen.

In Flandern, wo kein Handel mit Krapp, und wo das Erdreich ungemein schwer ist, vornemlich in der Nähe von Corteyck, säen die Pächter keinen Flachs eher, als bis sie den Acker einen ganzen Sommer und Winter ruhen lassen, und ihn verschiedentlich nach einander bearbeitet haben. In den trockensten und höchsten

ſten Gegenden, die Flachs tragen können, wie die um Antwerpen, Gent und Brügge, halten es die Einwohner für nöthig, das Land dreymal umzuarbeiten. Sie ſäen auch nicht eher Leinſamen, als bis ſie das Land wenigſtens einen Sommer haben liegen laſſen. Wenn der Boden durch die wiederholten Umackerungen mürbe genug gemacht iſt, ſo iſt des Pächters nächſte Sorge, ihm die letztere Zubereitung zum Beſäen zu geben. In Seeland wird es in einförmige Felder, die durch kleine Graben von einander getrennt ſind, abgetheilt. Die Felder ſind 50 bis 60 Fuß breit, die Graben 2 oder 3 Fuß tief, und anderthalb Fuß breit. Dieſe Einrichtung erhält den gehörigen Grad der Feuchtigkeit im Lande. Die Breite und Einförmigkeit der Felder macht, daß ſie bey einer Dürre Waſſer genug behalten. Und die Graben, die in gehöriger Tiefe gezogen ſind, führen den Ueberfluß bey gar zu häufigem Regen ab.

Dieſe Einrichtung kann nicht genug angeprieſen werden. Ein Pächter darf bey derſelben ſich nicht bedenken, Leinſamen in einen fetten Grund zu werfen, wenn er ſchon ſehr naß iſt. Denn die Graben werden nicht nur das Erdreich von dem Waſſer befreyen, das ſonſt den Samen zur Fäulniß bringen würde, ſondern werden auch zum Wachsthum der Pflanzen Feuchtigkeit zurück laſſen. Die Einwohner von Flandern ſind ſo ſehr von der Nothwendigkeit eines gewiſſen Grades der Feuchtigkeit zum Flachsbau überzeugt, daß ſie in ihren leichten und trockenen Ländereyen gar keine Graben ziehen, ſondern vielmehr die Oberfläche der Felder ſehr eben und flach machen, damit ſie um ſo viel länger das Regenwaſſer bey ſich behalten mögen.

Wenn der Boden wohl zubereitet worden, ſo müſſen wir zunächſt den Samen ausſuchen, der zum Säen am beſten iſt. In dieſer Wahl kann der Landmann nicht ſorgfältig genug verfahren. Der kurze, rundliche, feſte, öhligte, ſchwere, glänzende und hellbrau-

Der Mangel oder die Wenigkeit des Samens, den man in einen Acker werfen, hat einen großen Einfluß auf die Ernte. Wenn wir weniger säen, als das Land auch recht tragen könnte, ſo wird dieſer Mangel am Samen Vortheil ſchaffen. Die Halme werden ſtark, und der Same vortrefflich ſeyn. Wird er dicker geſäet, ſo wird der Flachs zwar einen feinern Faden geben, und die Ernte reich ſeyn, aber der Leinſame ſelbſt wird ſchlechter werden. Die letztere Methode beobachten die Holländer, die wegen eines Mangels an Samen nicht in Sorgen ſeyn dürfen. Unterdeſſen iſt des Bauers Pflicht, die Eigenſchaften ſeines Landes zu kennen. Alsdann wird ihn ſein eigener Vortheil und ſeine Erfahrung ſchon recht leiten. Ein ſchweres Land kann eine größere Menge Samen vertragen, ohne daß der Güte der Frucht dadurch etwas abgeht. An der andern Seite wird auf einem Grunde, der nicht völlig ſo ſtark iſt, eben dieſelbe Menge von Samen nur mittelmäßig aufwachſen und wenig Nutzen bringen. Die Einwohner von Seeland nehmen ohngefähr 3 oder 4 Himten auf einen Morgen Landes.

Der Leinſame muß bey gelindem, trocknem Wetter geſäet werden. Der März iſt dazu am beſten, wenn die Witterung nicht widerſteht. Wenn er ſo früh geſäet wird, ſo wird er ſchon am Ende des Junius, oder auf höchſte im Anfange des Julius reif ſeyn, und der Landmann wird Zeit genug haben, den Flachs gehörig rösten zu machen. Dieſe Einrichtung wird auch noch einen andern Nutzen bringen. Nach der Flachsernte kann man Rüben, oder andere Früchte, wie die Art iſt, die mit Verwunderung noch gebauet, und das Land ſehr nützlich einnehmen werden. Dann würde doch in dem übrigen Theile des Jahres einen andern Vortheil ſchaffen, wenn der Flachs früh gewendet wäre.

Ich

den kann. Ein Landmann muß nie eine Gegend von dieser Gattung damit besäen, als bloß in der Absicht, seinen Flachs zu bekommen. Er wird sich allemal trügen, wenn er guten Samen davon erwartet. Die Regel bedarf also einer Erläuterung. Hier ist sie:

Unter den fetten Ländereyen sind einige, die mehr oder weniger fett sind, ohne daß sie den Anspruch auf diese Benennung verlieren. Damit man also immer guten Samen habe, muß man auf schweres Land denjenigen säen, der auf einen Boden von gleicher Art gewachsen ist, ob es gleich nicht völlig so schwer seyn muß. Gegentheils muß man in ein schweres Erdreich denjenigen Samen werfen, der auf einem noch schwereren Boden hervorgebracht ist. Die kleinste Verschiedenheit der Eigenschaften des Landes wird zureichend seyn, den Samen vor der Ausartung zu bewahren.

Wenn wir diese Regel beobachten, so werden wir uns nicht weiter gezwungen sehen, den Leinsamen, der von Riga gebracht wird, zu brauchen. Der Schade, wenn wir ihn von den Holländern, die uns damit versorgen, nehmen, ist größer, als man sich vielleicht einbilden möchte. Erstlich sind wir nicht sicher, daß sie uns den besten bringen. Zweytens laufen wir Gefahr, solchen Samen zu bekommen, der sich zu unsern Ländereyen nicht schickt. Wir kaufen ihn gleichsam im Dunklen, und können unmöglich wissen, von welch einer Art von Boden er eingeärntet ist. Folglich müssen wir befürchten, daß wir unsere Felder mit solchem Samen besäen, der auf einerley Gattung von Lande gewachsen ist. Und in diesem Falle haben wir gewiß eine sehr kärgliche Aernte zu erwarten. Denn Länder mögen in einer noch so großen Entfernung von einander liegen, so können sie doch ganz und gar von einerley Beschaffenheit seyn.

Die

Der Menge oder die Wenigkeit des Samens, den wir in einen Acker werfen, hat einen großen Einfluß auf die Aernte. Wenn wir weniger säen, als das Land sonst wohl tragen könnte, so wird dieser Mangel im Ganzen Vortheil schaffen. Die Halme werden stark, und der Same vortrefflich seyn. Wird er dicker gesäet, so wird der Flachs zwar einen feinern Faden haben, und die Aernte reich seyn, aber der Leinsame selbst wird schlechter werden. Die letztere Methode beobachten die Holländer, die wegen eines Mangels an Samen nicht in Sorgen seyn dürfen. Unterdessen ist des Pächters Pflicht, die Eigenschaften seines Landes zu kennen. Alsdann wird ihn sein eigener Vortheil und seine Erfahrung schon recht leiten. Ein schweres Land kann eine größere Menge Samen vertragen, ohne daß der Güte der Frucht dadurch etwas abgeht. An der andern Seite wird auf einem Grunde, der nicht völlig so stark ist, eben dieselbe Menge von Samen nur mittelmäßig aufwachsen und wenig Nutzen bringen. Die Einwohner von Seeland nehmen ohngefähr 3 oder 4 Himten auf einen Morgen Landes.

Der Leinsame muß bey gelindem, trocknem Wetter gesäet werden. Der März ist dazu am besten, wenn die Witterung nicht widersteht. Wenn er so früh gesäet wird, so wird er schon am Ende des Junius, oder aufs höchste im Anfange des Julius reif seyn, und der Landmann wird Zeit genug haben, den Flachs gehörig weiter zurecht zu machen. Diese Einrichtung wird auch noch einen andern Nutzen bringen. Nach der Flachsärnte kann man Rüben, oder andere Früchte von der Art säen; die mit Verwunderung wohl gerathen, und das Land sehr nützlich einnehmen werden. Denn es würde doch in dem übrigen Theile des Jahres keinen weitern Vortheil schaffen, wenn der Flachs später reif geworden wäre.

Ich

Ich habe bemerkt, daß etliche Pächter in Holland und Flandern einige Tage nach der Flachssaat auf daſſelbe Feld Gras säen. Dies Kraut ſchadet ſo wenig, daß es vielmehr den Wuchs der andern Pflanze ſehr befördert. Aller Wahrſcheinlichkeit nach, beſchützt das junge Gras die Wurzel des Flachſes vor der Kälte des Regens, und zugleich vor der Hitze der Sonne. Ich weiß nicht, ob dieſe Erklärung von der Verbindung der beyden Pflanzen gegründet ſey; das iſt aber noch bekannt genug, daß Flachs und Gras ſehr wohl mit einander aufwachſen, und daß eine recht gute Aernte des erſteren übrig bleibt, wenn das letztere zur gehörigen Zeit weggenommen wird.

Von der Art und Weiſe, Leinſamen zu ſäen, iſt wenig zu ſagen. Ich will nur anmerken, daß der Säemann in einer geraden Linie der Furche folgen, den Samen mit der rechten Hand auswerfen, und im Zurückkehren die linke Hand brauchen muß. Denn es iſt von ſtarken Folgen, daß der Same eben ausgeſtreuet werde. Einige Tage nachher, wenn es Zeit iſt, daß der Same bedeckt werde, wirft man den Heuſamen aus, wenn man ihn zugleich mit dem andern aufwachſen laſſen will. Beyde werden mit der Ege zugerichtet, und durch die Walze feſtgedrückt. Was die Ausgätung betrifft, ſo fängt die Arbeit an, wenn der Flachs zween Zoll hoch iſt; und wird ſo lange fortgeſetzt, bis er eine Höhe von 5 Zoll erreicht. Es iſt aber gefährlich, bey dieſer Ausreutung des Unkrauts die Schuhe anzubehalten, weil von den Abſätzen derſelben der Flachs oft Noth leidet.

Einige Pächter ziehen ihren Flachs auf, ehe er zur Reife gelanget iſt. Sie geben vor, der Baſt ſey feiner, ſo lange die Pflanze grün iſt. Allein ſie irren ſich, und verlieren den Leinſamen, ohne daß ſie ihn auf irgend eine Weiſe erſetzt bekommen. Denn die Pflanze hat den feinſten Baſt, und zwar in der größ-

ten

ders dazu beſtellten Leuten, und den Fabrikanten übergeben, die ihn weiter verarbeiten.

Der Flachs legt ſich leicht von Winden und Regen nieder, und da er zuweilen nicht wieder aufgerichtet werden kann; ſo zernichtet dieſer Zufall oft die ganze Hoffnung des Landmanns. Dieſem Uebel vorzubeugen, pflegen einige das Feld in kleine Beete von 5 Fuß zu theilen. Sie ſchlagen eine gabelförmige Stütze an jede Ecke derſelben ein. Wenn der Flachs anfängt aufzuwachſen, ſo legen ſie auf dieſe Stücken lange dünne Stangen, woran ſich die Pflanze lehnt. Allein, dieſe Vorſicht erfordert Unkoſten. Andre bedienen ſich, anſtatt der Stangen, Bindfaden; aber mit nicht ſo gutem Erfolge. Wenn man ſich in Acht nimmt, daß nicht zu dick geſäet wird, ſo ſind die Halme, die ausſchießen, für ſich ſchon ſtark genug, ſich ſelbſt zu halten; doch alsdann geben ſie auch nicht einen ſo feinen Faden.

In Preußen findet man ſchon wieder eine verſchiedene Behandlung des Flachsbaues, die faſt von allen übrigen, wenn man ſie genau betrachtet, für unterſchieden genommen werden kann; wenigſtens war vor dieſem die Wirthſchaft ſo, und ich zweifle, daß alle Hauswirthe ſchon nach einer allgemeinen anerkannten ökonomiſchen Regel ihren Flachs behandeln. Zum Leinacker wird im Sommerfelde ſolches Land ausgeſucht, welches weder zu ſtrenge, noch zu leicht, ſondern von ſolcher Würde iſt, daß weiße Erbſen darauf wachſen möchten; der Lein wird entweder früh oder ſpät geſäet, nachdem die Umſtände des Oekonomen es erfordern, die Flachsärnte vor oder nach der Getreideärnte vollführen zu können. Eigentlich aber beruhet ſolches auf beſondern Einrichtungen, und Ordnungen in der Wirthſchaft. Der frühe Lein wird dort nicht ſo häufig, als der ſpäte gebraucht, indem es manchen Wirthen zuträglich ſcheint, erſt nach verrichteter Getrei-

leichten Boden Flachs bauen, an die Gewohnheit anderer nicht kehren, die die Aernte aufschieben, bis die Pflanze ganz reif ist. Wenn der Flachs in Holland aufgezogen ist, so legen sie ihn in Bündeln, einer großen Hand voll stark, sanft auf die Erde, und der oberste Theil der Pflanze wird allemahl gegen Süden gerichtet. Verschiedene Bündel werden eins über das andre gelegt, bis der Haufe anderthalb Fuß hoch wird. Man muß ja allezeit die Knotenseite sorgfältig gegen Süden richten. Bey dieser Lage bekommt der Flachs noch von der Sonne den Grad der Reife, der ihm etwa fehlt; und ist zugleich vor dem Regen gesichert, der noch fallen möchte. Diese Einrichtung aber wird nur alsdann beobachtet, wenn die Witterung ungewiß ist. Denn wenn es trocken bleibt, so breiten sie nur den Flachs bey Handvollen auf dem Felde aus, und häufen ihn nicht, damit er desto eher eingefahren werden könne. Wenn das Wetter günstig ist; so reichen 12 oder 15 Tage zu, ihn vollkommen zu trocknen; ist aber die Luft feucht, so müssen sie zuweilen den Flachs in kleinen Haufen 8 bis 20 Tage liegen lassen. In windigen Gegenden nutzt diese Art zu verfahren nicht. In denselben muß der Flachs in Bündel gebunden, und auf die von einander gebreiteten untersten Enden gestellet, und der Sonne ausgesetzt werden, um ihn luftig zu erhalten, und zu trocknen. An einigen Orten wird er zusammen gebunden und eingefahren, ohne daß die Knoten vorher abgenommen werden, und auf diese Weise wieder bis in den December aufbehalten. Hierbey aber ist man in Gefahr, den Leinsamen einzubüßen. In Holland und Flandern gegentheils wird der Same ausgehülset, so bald der Flachs vom Felde kommt. Allein in diesen Ländern verrichtet auch der Pächter die übrige Arbeit an dem Flachse nicht, die zur völligen Zubereitung nöthig ist; sondern sobald er eingeärntet ist, wird er gleich beson-

vom Felde in die Röthe bringt, wird ihm der Same genommen. Dies geschieht auf dreyerley Weise: Wo viel Flachs gebauet wird, schneiden die Leute mit großen Messern, welche sie sich von alten Sensen machen, die Knoten auf dem Felde von den Flachsbunden ab, wickeln die geschnittenen Knoten mit Strohseilen an Stangen oder Spieße, und lassen solche auf dem Felde trocknen; andere hingegen, welche mehr um den Samen bekümmert sind, bringen den Flachs vom Felde in eine Scheune, und nachdem sie auf einem Blocke oder Stück starken Bauholzes eine Reihe von hölzernen Sprossen, welche einem großen Kamme gleichen, eingeschlagen, peitschen sie dasjenige Ende vom Flachse, wo die Knoten hangen, so lange auf diesen hölzernen Kamm, bis sich die Knoten abgestreift (*). Noch andere befestigen das Bund Flachs auf einer Bank, vermittelst eines starken Stricks, welcher um den Flachs gelegt, und mit einem Fußschämel angezogen wird, und reißen durch ein Instrument, welches einer kleinen eisernen Harke ähnlich sieht, die Knoten vom Flachse los, welche in diesen letzten beyden Fällen, auf trockne Boden, wo die Luft durchgehen kann, dünne von einander geschüttet, und getrocknet werden.

Nach abgenommenem Samen wird der Flachs, sobald es nur seyn kann, in die Röthekuhle gebracht. Hierzu wählt man weder Fluß- noch Springwasser, sondern stehende Pfützen. Man hält solche, welche weiches und faules Wasser haben, für die besten; man legt den Flachs hinein, bedeckt ihn oben mit Sträuchern, und darauf mit allerley schweren Sachen, damit der Flachs nicht in die Höhe schwimme, sondern beständig unter Wasser beibe. In diesem Zustande läßt man den Flachs

(*) Dies ist das eigentliche Reyen oder Riffeln, nur mit mehreren Umständen als nöthig wären.

treideärnte, die Flachsarbeit anzufangen. Bey klugen Wirthen kann hiervon der Grund aber auch in der gewöhnlichen Witterung ihres Orts, oder auch in dem noch nicht früh beſtellen zu könnenden Boden liegen. Wer bey aller Vorſicht aber dennoch den frühen Lein erwählet, ſucht ſolchen gleich nach der Erbſenſaat einfahrig in die Erde zu bringen.

Zum ſpäten Flachſe bleibt der Acker bis nach vollführter Saatzeit des Sommerkornes ungerührt liegen; und wird ohngefähr in der Mitte des Maymonaths ganz flach geſtürzt, darauf gut abgeeget, und Anfangs Junius zur Saat dergeſtalt gepflügt, daß der Lein um Viti zugeſäet werden kann. Die Proportion mit der Ausſaat wird dergeſtalt getroffen, daß dem Lande gegen Getreideausſaat, nur die Hälfte Leinſame gegeben, und, und wo zwey Scheffel Getreide einfallen müßten, nur ein Scheffel Leinſame ausgeſtreuet wird. Bey dem Egen ſind einige Landwirthe der Meinung, daß man den Lein nur bloß in die Länge herabegen — und gar nicht in die Queer — oder in der Runde herum egen müſſe; — dies ſcheint aber ein unnöthiger Zweifel zu ſeyn, da der, welcher Wirthſchaft verſteht, es ohne weitern Rath ſich zu holen, ſchon weiß, daß er, wenn er vortheilhaft egen will, zuerſt in der Runde herum, und zuletzt gerade auf und nieder eget, damit die aufgehende Saat nicht allein ein reguläres Anſegewinne, ſondern auch ſelbſt regulär ſtehe.

Gewöhnlich fängt ſich alſo in Preußen mit dem Anfange des Septembers die Flachsärnte an. Man wartet meiſtentheils die Reife des Flachſes ab, und dieſe erkennet man daran, wenn er anfängt die Hoſen (worunter die kleinen Blätter verſtanden werden, welche längſt dem Halme aufwachſen,) zu verlieren, und wenn der Same in den Knoten bräunlich wird; alsdann wird er gezogen. in ſolche Bunde gebunden, wie die Korngarben, und in Mandeln aufgeſetzt. Bevor man ihn

chen überein werden. Das Rollen des Flachs zwar denselben Endzweck, es unterscheidet sich vom ersteren dadurch, daß es nicht mit Druck sondern mit einer hölzernen Maschine geschieht, im Untertheile länglich ausgehöhlt und mit Deckel versehen ist. Der in die untere Höhlung weniger aber auf einem Ende mit einer Kurbel, stark mit dem Untertheile verbunden ist, daß Deckel auf und nieder bewegen kann. Vermöge dieser Maschine und der Flachs zwischen die mit gehörig gequetschte und murbe gemachte Hede unter die Brecht darauf zur Schwinge, und noch einige Male zur Hechel. Diese Maschine beschreiben, und führe nur noch das an, wenn der Flachs drey Mal gehechelt da jede folgende Hede immer feiner als die vor die Hede oder das Werk) grobe, mittlere, oder Hede nennet.

Eine Nachricht, wie man mit der Leinsaa dem Flachsbaue im Amte Liebstädt verfährt, wenigstens 1753 verfahren ist, findet man in der növerischen gelehrten Anzeigen vom Jahre 175 sollen Stücke.

Der preußischen Flachswirthschaft will ich je andere entgegen stellen, die wieder in manchen dern Stücken abweicht. Es ist der Leinbau u Flachsarbeit im Herzogthume Sachsen-Meini in der Gegend um Salzungen. Dieser Aufsatz von dem hier, die Medicin und Chirurgie studie Herrn Johann Valentin Winter, aus Sal gröningk, zugehändiget worden.

Man hat in dortiger Gegend zweyerley Flach hat auch zweyerley Samen; eine Sorte wird wild andere zahmer genannt.

Der sogenannte wilde Flachs wird daran erkan von dem zahmen unterschieden, 1. daß derselbe länger, derber, gröber und fester ist als jener, 2.

lachs bey warmen Tagen 8, bey kältern aber 10 Tage beharren; nach Verlauf dieser Zeit wird er aufgenommen, und an einem bequemen Orte, wo ihn das Vieh nicht verwirren kann, ausgespreitet, und dies nennt man auch hier die Spreite. Hier liegt er etwa 3 Wochen, oder so lange, bis durch eine Probe ausgemittelt worden, daß er sich schon abgelegen, und rein sey. Dies erkennet man hier daran, daß sich die Schoven in der Hand ausreiben lassen, und man den reinen Flachs davon absondern kann. Alsdann wird er bey einem trocknen und heitern Tage aufgesetzt, daß er nochmahls die Luft gut durchwehen und trocknen kann, nachher in große Bunde gebunden, und an einem trocknen Orte aufbehalten.

Einige Wirthe bedienen sich aber auch hier gar hier Wasserröthe, sondern der bloßen Thauröthe, und man bemerkt, daß diese einen bläulichen Flachs gewelchen man hier bey uns sehr schätzet,) aber auch der Flachs dort verderbe, wenn er nicht auf einem guten Wiesengrunde liegt. Ob dies bloß allein in Preußen der Fall seyn mag, kann und will ich nicht entscheiden. —

Hiernächst wird der Flachs in die Brachstube gebracht. Dies ist ein, wegen Feuersgefahr von den Häusern entferntes Haus, dessen Gelegenheit in einer geräumigen Stube mit einem Kachelofen, und gelassenen Vorhause besteht. In der Stube sind nach Proportion ihrer Weite viel oder wenig Gerüste aufgerichtet. Auf diese wird der Flachs dünne von einander aufgesetzt, und durch die Heitzung des Ofens so dürre und mürbe gemacht, daß er gebrochen werden kann. Damit dieses aber desto leichter und geschwinder gehehen könne, wird der bereits dürre gemachte Flachs, entweder gepucht, oder gerollet. Puchen heißt, den Flachs mit Dreschflegeln so lange zerschlagen, bis die inwendige Schove gänzlich zerknickt, und zum Bre-

sen Same nicht so wie bey dem zahmen, durch die Sonne ausgesprengt, (oder nach dortigem Ausdrucke zu reden, ausgeklängt) werden kann, sondern in der Scheune vermittelst der Dreschflegel ausgeschlagen werden muß; z. weil dessen Knoten, oder Samenbehältnisse fester als bey jenem sind.

An dem sogenannten zahmen wird gerade das Gegentheil bemerkt. Es ist dieser kleiner, kürzer, feiner, und trägt mehr Samen als der wilde. Bey diesem ist nicht nöthig die Knoten (oder Samenbehältnisse) mit Dreschflegeln auszuarbeiten, sondern es werden bey warmen Sonnenschein, Tücher, Bettlaken, und dergleichen unter freiem Himmel ausgebreitet, und auf diese die Knoten geschüttet und mit Harken, (oder nach dortiger Aussprache mit Rechen) so gleich wie möglich und eben auf diesen Tüchern ausgebreitet.

Nachdem nun diese Knoten eine kurze Zeit der Sonnenhitze ausgesetzt gewesen, öffnen sich dieselben; dieses Oeffnen geschieht auf eine sehr merkliche Art, indem jeder Knoten, so wie dieselbe sich öffnet, etliche Linien hoch, mit einem kleinen Knalle oder Ton in die Höhe springt; dieses Aufspringen und das Erhalten des Samens auf diese Art wird Klängen genannt. — Haben nun die Knoten einige Stunden an der Sonnehitze gelegen, und sind die mehresten aufgesprungen, dann werden dieselben durch ein besonderes Sieb, (welches Knotenritter genannt wird,) geschlagen, wo denn der Lein oder Samen durchfällt.

Auch ist zu merken, daß die Farbe des Leins vom sogenannten wilden Flachse mehr ins blüuliche und die des zahmen mehr ins gelbliche spielt.

Leute, denen nun sehr viel an der Flachsökonomie gelegen ist, lassen den Samen ein, zwey auch drey Jahre liegen, oder ruhen, ehe er gesäet wird; (daß keine Mäuse dazu kommen dürfen, versteht sich von selbst,) weil sie glauben, daß ein alter Same zur Aussaat nützlicher sey, als den sie im letztverflossenen Jahre eingeärntet. Daß dieses viel zum Nutzen und zur Vervollkommung des Flachsbaues beyträgt, weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung, indem ich mich in der Jugend mit der Hauswirthschaft beschäftigte.

Nunmehr wird der Flachs, um ihn von den gröbern Stängeln zu entledigen, wieder einige Stunden der Sonnenhitze ausgesetzt, (weil das Dörren im Backofen wegen Feuersgefahr von der Obrigkeit verbothen ist,) und mit dem bekannten Instrumente, welches Flachsblauel genannt wird, größtentheils durch Weibspersonen geschlagen oder geblauet, oder auch so wie Getreide mit Dreschflegeln gedroschen (*).

Nachdem diese Arbeit geendigt ist, wird nun das Brechen erfordert, wo aber vorher der geblauete Flachs wieder der Sonne ausgesetzt wird, und nachdem er dürre geworden, wird er an einem trocknen Orte, z. B. in eine Kammer auf einen Haufen gelegt, warm mit Betten zugedeckt und einige Tage stille liegen gelassen; nachdem nun der Eigenthümer viel oder wenig Flachs hat, gewinnt er viel oder wenig Weibspersonen, um mit dieser Arbeit in einem Tage fertig werden zu können. Eine jede Arbeiterinn muß ihr hierzu nöthiges Instrument (die sogenannte Breche) mitbringen.

Durch diese beyden letzten Arbeiten ist nun der Flachs von dem Unnützen gesäubert; will nun jemand seinen Flachs noch sauberer haben, so wird derselbe noch ein Mahl durch eine doppelte Breche gearbeitet. Diese doppelte Breche unterscheidet sich dadurch von der einfachen, daß anstatt in jener eine Zunge ist, in dieser zwey dergleichen neben einander angebracht sind

Nachdem diese Arbeit geschehen, geht es an eine andere, nähmlich an das Schwingen; hierzu werden wieder besondere Instrumente erfordert, nähmlich der Schwingestock und die Schwinge. Ersteres ist, so wie auch das zweyte, ein ganz simples Instrument. Es besteht aus einem festen Holze, welches 7— 8 Zoll breit, 1 Zoll dick, und ohngefähr 3 Fuß ohne den obern gekrümmten Haken, hoch seyn muß, welches am untern Theile mit einem Fuße versehen, und am obern Theile halbmondförmig ausgeschnitten ist, in welchen Ausschnitt der Flachs eingelegt, mit der linken

(*) Es ist im Meiningischen der Gebrauch, daß man flauen- und stachlichten Lein, da aber in vielen Gegenden der Ausdruck dieses Pflanzen Bauerwörter wird, so habe ich nicht Federlinen, sondern Flachsblauen gesetzet, und nicht mich überhaupt nach der allgemeinen Art gerichtet.

S.

ken Hand festgehalten, und der überhängende Theil mit dem andern Instrumente welches einem großen stumpfen Messer gleicht, der Länge nach geschlagen wird, wo sich denn die gröbern Theile absondern. Dieses Abgesonderte wird Schwingewerg genannt, und dient zu groben Garn woraus Sackleinwand verfertigt werden kann.

Nach dieser Arbeit folgt das Hecheln, welches ebenfalls zwey Mahl geschehen muß, wenn der Flachs fein werden soll. Erstlich durch eine gröbere, und dann durch eine feinere Hechel. Auf solche Behandlungsart erhalten die Leute dortiger Gegend einen sehr feinen Flachs, woraus das feinste Garn, mithin auch sehr feine Leinwand gemacht werden kann.

Das ganz grobe Garn, welches aus dem gröbsten Schwingewerg bereitet wird, kaufen besondere gemeine Handelsleute, welchen es nicht dick und grob genug gesponnen werden kann, und liefern es nach solchen Oertern hin, wo z. B. Zelte, Packtücher und dergleichen bereitet werden.

Aus allen diesen bisher angeführten und beschriebenen besondern Flachswirthschaften kann man folgende allgemeine Regeln ziehen:

1. Der Landmann, welcher mit Nutzen Lein säen, und Flachs bauen will, muß seinen dazu zu bestimmenden Acker auf alle Art prüfen; dahin gehöret, daß er wisse, von welcher Güte sein Acker sey, und daß in geraumen Jahren kein Lein darauf gestanden habe. Ist sein Boden lose und leicht, so bedarf er so vieler Bearbeitung nicht, als der schwere; dieser wird zwey bis drey Mahl den Herbst zuvor umgebracht werden müssen, da hingegen jener leichte Boden mit einer Umackerung vorlieb nehmen kann. Hat er altes Land, so kann er zuvor Hafer darauf säen, und dann das Jahr darauf den Lein. Der Lein wächst in solchem aber auch gleich, wenn das Land gehörig zubereitet worden, und zwar ohne Dünger. Man gebe also dem Leine ein gutes mürbes Land.

2. Der Dünger muß dem jedesmahligen Boden angemessen seyn. Heißer Boden verlangt zwar fetten

aber

aber kühlenden Miſt, kaltes Land hingegen will erhitzenden Dung haben. Der Lehm muß aufgelockert werden, und der Sand hat wieder bindende Theile nöthig. In manchen Gegenden erträgt der Lein gern ein friſches gedüngtes Land, und in andern wieder nicht, wo er die zweyte, ja ſogar die dritte Saat ſeyn muß, wenn er gerathen ſoll.

3. Die Bearbeitung des Leinlandes im Frühling richtet ſich nach der Himmelsgegend und dem Wetter. Iſt eine frühe Ausſaat möglich, ſo verſäume man ſolche nicht — muß aber des Bodens und des Wetters wegen, ſpät geſäet werden, ſo ſäe man nicht frühe, ſondern wähle die gehörige Zeit, den Anfang, die Mitte, oder das Ende des Aprils; ja es giebt Gegenden, wo man im May erſt ſäen kann. Die Erde muß vor der Einſaat wieder aufgelockert werden, und wenn man ſäet, muß ſie fruchtbar, nicht zu feucht und nicht zu trocken ſeyn.

4. In ein ſchwaches leichtes Land ſtreuet man den Samen nicht dicke, denn das Land hat nicht Kraft und Nahrung genug für alle Pflanzen. In ſtarkes fettes Land muß man dicker den Samen ausſtreuen, ſonſt würden die zu wenigen Pflanzen zu viel Nahrung haben, und auf verſchiedene Art verderben. (Vom Samen ſelbſt ſehe man den Artikel Leinſame.)

5. Wo Waſſerfurchen nöthig ſind, da verſäume man nicht, ſie aufgeräumt zu halten.

6. Das Jäten geſchieht ein oder mehrere Mahle, und muß gegen den Wind geſchehen, damit dieſer den Pflanzen wieder aufhelfen kann. Ich bin aber ganz der Meinung, wenn der Acker zuvor nur vom Unkraute gereiniget iſt, daß es gar nicht nöthig ſey; denn eines Theils, wo man die ſehr großen Flachsfelder hat, iſt es ſehr häufig ſchon nicht möglich, ſo viel Leute zu ſchaffen, daß der Lein völlig vom Unkraute geſäubert wer-

werden könnte; zweytens, ist es ausgemacht, daß bey dem Jäten eben so viele Leinpflanzen verdorben werden, als der Vortheil des Jätens bringen mag, daher lassen einige Wirthe ihren Lein gar nicht jäten. Soll und muß es aber geschehen, so verfahre man mit Vorsicht. Die Weiber müssen ohne Schuhe seyn, und diejenigen, welche schon wissen, daß sie sich dabey leicht erkälten, halten sich Söcklinge (*) welche sie bey diesem Geschäfte anziehen.

Da das Jäten nach einem Regen, wenn zwar das Land abgetrocknet, aber noch locker ist, geschehen muß, um das Unkraut mit der Wurzel ausziehen zu können, so läßt sichs denken daß unzählige Leinpflanzen auch zerquetscht und in die Erde gedrückt werden. Daher hat man also die Strohsäcke erwählt, worauf die Jäteweiber liegen müssen, und wovon ich im Vorigen schon gesagt habe. Allein auch hier muß man sich auf Händen und Füßen stützen, wenn man damit fortrutschen will, und man verdirbt doch viele Pflanzen. Als Unkraut unter dem Leine rechnet man alles, was nicht Lein ist, aber in verschiedenen Gegenden und auf verschiedenen Aeckern, findet sich immer eins mehr als das andere. Einige Wirthe, besonders die, welche noch sehr an der Bauernwirthschaft kleben, haben den besondern Glauben, wenn auch kein Unkraut unter ihrem Lein stehet, daß das Leinfeld doch überkrochen werden muß. — Die vernünftiger seyn wollen, sagen, es müsse deßhalb geschehen, damit der Acker fester werde, und die Pflanze mehr Haltung habe. Wenn nun eine alte Kathenfrau in dieser Absicht ihr Viertel Lein überkriecht, so sage ich dazu nichts, ob sie sich gleich Scha-

(*) Söcklinge sind in der Art unten abgeschnittene wollene Strümpfe, daß man diesen abgeschnittenen Theil als einen Schuh anziehen kann. Gemeiniglich nähen die Weiber sich dicke Sohlen von zusammengelegtem Tuche darunter.

„durch brechen könnte. Ich halte dieses Himmelbett „daher für nachtheilig, und man würde bey hohem und „ästigem Reisige, statt der Gabelstöcke, Stangen, und dich„ter Decke (*), seine Absicht einfacher und glücklicher er„reichen. Wenigstens scheint die dichte Einsperrung des „armen Flachses in seiner ersten Wiege, viel zu gezwun„gen zu seyn, ohne an die Fäulniß, und an das Stocken „desselben, unter einer solchen Reisermatte zu gedenken.“

Dasjenige was hier der Herr Professor Halle nach Seiferths Erfahrungen geschrieben hat, will ich nicht als eigentliche Gegenpartey bestreiten, aber ich glaube, daß die lesende Welt auch meine Grundsätze einer geneigten Aufmerksamkeit würdigen wird, da ich sie als ein Mann niederschreibe, der nicht allein Wirthschaften gesehen, sondern sich auch mit manchen bekannt gemacht hat, — und deßhalb habe ich Ursache, gegen das sogenannte Stängeln des Leins folgendes anzuführen:

Erstlich. Es haben nicht alle Gegenden Reisholz genug, um ihren Lein stängeln zu können, besonders wenn der Leinbau nur irgend etwas beträchtlich getrieben werden soll; man würde also entweder die Gabeln von entfernten Orten kaufen, oder seinen jungen Anwuchs an Holz und Busch ruiniren müssen, und ich glaube gewiß daß der Schade am Holze größer sey, als daß der Vortheil des Stängelns ihn ersetzen könne.

Zweytens. Wer steht einem in holzleeren Gegenden dafür, daß die Gabeln und übergelegten Stangen nicht gestohlen werden? Werden Zäune und Zaunpfähle gestohlen, so ist auch dies nicht unmöglich.

Drittens. Gesetzt nun, auch ein Wirth hätte auf seinem Gute so viel Reis- und anderes junges Holz, um Ga-

(*) Dieses soll wahrscheinlich heißen, daß die Stangen etwas dichter oder näher an einander gelegt werden. —

Gabeln und Stangen hergeben zu können, ohne ſich beträchtlichen Schaden in ſeinem Forſt zu thun, ſo bedenke man nur, wie ungeheuer man ſich die Flachsarbeit erſchweret, da zu einem Stücke Acker von 180 rheinländiſchen Quadratruthen, und in der Geſtalt von 4 Ruthen Breite und 45 Länge weit über 1000 Gabeln allein gehören; dieſe müßten erſt geſucht, abgehauen oder geſchnitten, ausgeſchnitten, geſpitzt, auf den Acker gebracht, und mit Stangen belegt werden; und nun iſt man noch nicht verſichert, ob ſich der Flachs auch wirklich niederlegen werde. — Käme aber Platzregen und Hagelſchlag, ſo wird der geſtängelte Flachs ſo gut zerſchlagen, als der ungeſtängelte. Wollte man aber alsdann erſt zu ſtängeln anfangen, wenn man merkt, daß der Flachs ſich lagern will, ſo würde man mehr guten Flachs dabey zertreten, als man vermittelſt des Stängelns retten wollte. Es bleibt hier alſo nur immer ein Verfahren für einige Wirthe, die Zeit, Leute, Holz, und ſehr wenig Lein ausgeſäet haben; und da der Landwirth auch vorzüglich darauf zu ſehen hat, ſich jede Arbeit zu erleichtern, und demnach ſeinen Zweck zu erreichen, ſo thut er am beſten, den gelagerten Lein aufzuziehen, und die allenfallſige Bollen- oder Knotenärnte zu verſchmerzen. Sehr ſelten lagert ſich der Lein von ſelbſt vor der Blüthe, und alsdann hat er auch ſchon Baſt.

8. Wenn der Lein anfängt am Stängel ins Gelbliche zu ſpielen, und ſich von der Wurzel bis zur Knoſpe abſchälen, auch der Baſt mit beyden Händen ſich ſchwer zerreißen läßt, dann kann man ihn mit Nutzen aufziehen, (ausraufen, oder rupfen, wie in einigen Gegenden geſagt wird,) und hierbey will ich nur kurz dieſes anmerken, welches auch ſchon vorhin geſchehen iſt, daß man den aufgezogenen Flachs ſo viel als möglich ſortire, damit der feine und grobe, lange und kurze, nicht un-

ter-

einander komme. Den Schaden davon habe ich vorhin auch ſchon gezeigt (*).

Jetzt verſchwindet der Nahme Lein in Hinſicht der Halme ganz, man ſagt nun Flachs, und er geht nun von der bloß ökonomiſchen — zur techniſchen Bearbeitung über. Die Erde ſowohl, als die übrigen Elemente ſcheinen ihm feind geworden zu ſeyn, und müſſen größtentheils wieder zu einer Art von Zerſtörung ſeines Weſens beytragen. Er hat nun ſeine erſte Epoche überſtanden, und dieſe wäre diejenige Zeit, in welcher er bloß als Pflanze, und noch nicht als Product betrachtet werden kann; ſobald er aber der Erde entriſſen worden, iſt er ein Product, und es geht für ihn eine neue Epoche an, in welcher der eigentliche Akkermann mit ihm nicht viel mehr zu ſchaffen hat.

Es folgt alſo jezt die Behandlung des Flachſes, nachdem er dem Erdboden als Pflanze entriſſen worden.

Aus dem vorhergehenden wird man die Beſchreibung verſchiedener Flachswirthſchaften geſehen haben, daß man ein und eben denſelben Zweck durch mancherley und ſehr von einander unterſchiedene Behandlungen, zu erhalten ſucht. Man wird bemerkt haben, daß man in einigen Gegenden den Flachs, ſo wie er ausgezogen worden, ſogleich auf denſelben Acker mit den Samenknoten ſpreitet, dieſe erſt reifen läßt, und dann erſt die übrige zweckmäßige Wirthſchaft

(*) An einigen Orten iſts Gebrauch, daß man dasjenige Stück Feldes, worauf Flachs geſtanden, nach dem Aufziehen des Flachſes, 14 Tage bis 3 Wochen ruhen läßt, und Gras trägt, daß kein Vieh darauf komme, und das Gras darauf ſich erhole; darauf mähet man das Gras ab, und macht es zu Heu. Es läßt ſich dieſes aber nicht allenthalben thun, beſonders wo das Vieh das Recht hat, über die Stoppeln zu gehen — oder, wo man ſeinem Viehe noch etwas mehr Gras gönnen will, oder wo Gemeinheiten ſind, und alle Wirthe gleiches Recht an der Stoppelweide haben.

vornimmt — andere bringen ihre Riffeln, Repen, oder Riffelkämme gleich beym Aufziehen zu Felde, sondern sogleich den Samen ab, und bringen den Flachs zur Wasserröthe — und noch andere fahren sogleich nach dem Aufziehen den Flachs in großen Bünden gebunden nach Hause, repen dort, und fahren alsdann den Flachs wieder hinaus, entweder zur Thau- oder Wasserröthe.

Hieraus folgt also, daß der erste Zweck, welchen man nach dem Aufziehen zu befördern sucht, sey, sich des Samens zu versichern, und daß die Spreite sowohl vor, als nach dem Riffeln geschiehet; ich werde daher zuerst von dem Riffeln handeln müssen.

Das Rüffeln, Riffeln, Repen, oder, wie man in Hollstein, Mecklenburg und Pommern auch spricht: Repeln, geschieht vermittelst einiger Instrumente, die in allem Betrachte den Kämmen ähnlich sind, so daß man, wenn es nur Sprachgebrauch wäre, auch eben so gut, statt riffeln, Knoten oder Bollen abkämmen sagen könnte; und diese hierzu bestimmten Instrumente heißen: die Rüffel, der Rüffelkamm, die Riffel oder die Repe. Sie haben, je nachdem es in verschiedenen Gegenden Mode ist, verschiedene Gestalten, und werden auch bald auf die eine, bald auf die andere Art befestigt, damit man den Flachs hindurch ziehen könne. Man hat hölzerne und eiserne Riffelkämme oder Repen. Die erstere Art, nähmlich die hölzernen, sind aus einer Bohle von hartem Holze, z. B. Pflaumenbaum, Büchen und dergleichen, zuerst in Form eines großen Waschholzes, oder einer Schwinge geschnitten, in welche etwa 8 Zoll lange Zähne gesäget, die oben gespitzt und übrigens so viel als möglich gerundet worden sind, damit sie durch keine scharfe Ecke dem Flachse schaden können. Einen solchen Riffelkamm, oder eine solche Repe zeigt die Figur 4453.

Es

Es ſind dieſe Repen nicht völlig ſo dauerhaft als die eiſernen, allein, da viele Bauern ſich ſolche ſelbſt machen, ſo erreichen ſie auch ihren Zweck damit. Man hat deren mehrere, und ſie werden in einen durchlochten Baum geſteckt, den man quer über die Scheundiele oder die Hausflur von einem Ständer zum andern befeſtigt, und leiſten dann ihre guten Dienſte, indem ſie mit einem Keile, der unter dem Repe- oder Riffelbaum in das mit x bezeichnete Loch hineingetrieben wird, befeſtiget werden.

Nach dem Herrn Profeſſor Halle iſt der Riffelkamm oder die Repe ein mit vielen ſtarken, ſehr langen eiſernen Zähnen, welche mit den Spitzen in die Höhe laufen, beſetzter Kamm auf einem langen ſtarken Brette, auf deſſen Mitte er befeſtiget wird. Man ſtellet dieſe Riffel, vermittelſt der an jedem ſeiner beyden Enden untergelegten Flachsgebünde dergeſtalt, daß auf jedem Ende eine Perſon ſitzt, welche den Lein büſchelweiſe, eine um die andere, durch den Kamm hindurchzieht; beyde ſchlagen ihre Handvoll ſtark hinein, und ziehen auch ſo die Knoten ab. Dieſe Art von Repen ſiehet man in der Figur 4454, und es kann ſelbige bey ſolchen Flachswirthſchaften, wo man die Knoten auf dem Felde abſtreift gebraucht werden. Der abgeriffelte Flachs wird wieder ordentlich zuſammengelegt, und in kleine Bunde gebunden.

Eine andere Art Riffelkämme oder Repen, die auf eine beliebige Art befeſtigt werden, findet man Fig. 4455 abgezeichnet. Auch befeſtigt man einige an den Wänden und Ständern, die in der Lage ſchräge in die Höhe ſtehen, wie in den Viehſtällen etwa die Heuraufen.

Wieder eine andere Art von Riffeln beſteht aus einem Kamme, der auf einer gerade in die Höhe ſtehenden Pfoſte befeſtiget iſt, welche unten auf einem Brette mit vier Klötzen ruhet, und in der Figur 4456 zu ſe-

[illegible] Dieſe Art Riffeln haben über meiner Me[illegible] nach die Beſchwerlichkeit an ſich, indem ſie doc[illegible] nicht immer ſo feſte ſitzen, als es nöthig iſt.

[illegible] gedacht [illegible] zu befeſtige[illegible] [illegible] vor[illegible] [illegible] hin[illegible] [illegible] und di[illegible] [illegible] ganz[illegible] [illegible] durch den[illegible] [illegible] ſo ver[illegible] [illegible] Baum [illegible] Eben[illegible] [illegible] nicht[illegible] [illegible] gemacht,[illegible] [illegible] Baume geſchla-[illegible] [illegible] Stamme nach[illegible] [illegible] zweyen[illegible] [illegible] Baum an [illegible] aus-[illegible] [illegible] herauf, und[illegible] [illegible] Baum wird nicht ho-[illegible] [illegible] Ende des Baumes dick[illegible] [illegible] der Baum, und der[illegible] [illegible] das andere Loch geſcho-[illegible] [illegible] bis der Baum[illegible] [illegible] Stamme in der Tenne angenom-[illegible] [illegible] ebenfalls durch ein-[illegible] [illegible]

[illegible] in einem Baume, von zehn[illegible] [illegible] Kämmen oder Riffeln ver-[illegible] [illegible] ſo wie auch[illegible] [illegible] Gegenden, wo man ſich[illegible] [illegible] jeden Kamm bedie-[illegible] [illegible] verſchiedene Perſonen, und[illegible] [illegible] hindurch. Wenn[illegible] [illegible] Flachs auch noch

ſo

Hecheln theilbarer ausfallen. Dieſes Röthen wird entweder unter freyem Himmel auf einem luſtigen Platze, vermittelſt des Thaues, Regens, der Luft und des Sonnenſcheins, oder durch das Einlegen des Flachſes in das Waſſer bewerkſtelliget (*).

(Hier muß ich noch anführen, daß einige ſtatt röthen oder rotzen, röſten ſagen, ich halte dieſen Ausdruck im Allgemeinen dieſem Flachsgeſchäfte nicht anpaſſend, weil der Flachs, welcher im Waſſer liegt, die Zeit über gewiß nicht röſtet. Es ſoll daher das Wort röſten wohl eigentlich das nachfolgende Geſchäft, nähmlich das eigentliche Dörren bedeuten. Wollte man aber dieſes Wort in Hinſicht der Röthe dennoch beybehalten, ſo könnte es nur die Thauröthe bezeichnen, indem hier die Sonne röſtet, dörret und ſpröde macht. Demnach aber iſt zwiſchen röſten und dörren auch noch ein Unterſchied, welches der Sprachgebrauch lehret, weßhalb man unter einem geröſteten Fiſche, einem geröſteten Stücke Brod u. ſ. w. ganz etwas anders verſteht, als unter einem gedörreten Fiſche, oder einem gedörreten Stücke Brod. Dieſes Dörren führt den Begriff des völligen Austrocknens mit ſich.)

Viele halten nach Gelegenheit ihres Orts die Thauröthe für die beſte, und ſie geräth auch ſehr wohl, wenn man vorſichtig damit verfährt, und die Witterung die Arbeit begünſtiget. Man nennet eben dieſes Geſchäfte auch die Spreite, weil der Flachs ausgeſpreitet wird. Es iſt im Vorhergehenden auch Verſchiedenes hierüber geſagt worden, ſo daß die eigentlichen Handgriffe hierbey, vollkommen verdeutlichet worden ſind, und daher will ich nur kürzlich einige beſondere hierzu bemerkende Regeln anführen.

1. Man

(*) Röthen, oder Rothen ſoll ſo viel als rotten, faulen, bedeuten.

und Gleichförmigkeit vollbracht werden könne. Indessen hat auch dazu nicht jeder Ort, in Rücksicht des erforderlichen reinen Wassers, die nöthige Bequemlichkeit. Denn außerdem, daß man das Einlegen des Flachses in das fließende Wasser deßwegen nicht erlaubet, weil man befürchtet, daß es die Fische tödte, und hierdurch veranlasset, daß derselbe in stehendes, sumpfiges, eisenschüssiges Wasser gelegt wird, so besitzen auch manches Mahl fließende Wasser eine solche harte und vitriolische Eigenschaft, daß sie wie die stehenden durch die zusammenziehende Wirkung der Ausscheidung des schleimigen, bindenden Wesens im Flachse, nicht nur hinderlich sind, sondern auch hierdurch sowohl, als durch die abgesetzten eisenschüssigen und vitriolischen Theile den Flachs zu bräunlich machen, daß die daraus zu verfertigenden leinenen Waaren, niemahls zu einer vollkommenen Weiße gebracht werden können.

Man hat den Glauben, daß die aus dem Flachse von dem Wasser gezogenen Theile, nicht allein die Fische tödten, sondern auch, so lange sie noch mit dem Wasser vermischt sind, jedem Viehe, besonders aber den Schafen schädlich seyn sollen. Hierüber ist viel für und gegen die Sache gesprochen worden, und es giebt Gelehrte, die die Schädlichkeit der Wasserröthe in Hinsicht des Viehes und der Fische gänzlich läugnen wollen; die Oekonomen aber behaupten solche dennoch. Ich will zwar kein Schiedsrichter seyn, allein man erlaube mir, meine Meinung zu sagen: Alle diejenigen, welche in großen Seen ihren Flachs röthen, können die Schädlichkeit dieses Verfahrens in Hinsicht der Wasserbewohner nie bemerkt haben, indem der kranke Fisch bald an diesem — bald an jenem Ufer, oder auch auf der Mitte des Wassers, von den Wasservögeln, oder andern Raubfischen immer als eine gute Prise hinweggenommen werden kann, ohne daß es je ein

Mensch

nicht ſchaden. Das iſt aber fehl geſchloſſen — dann müßte ihm auch das dumpfige Heu, und verdorbne Korn wohl bekommen, welches aber der Fall nicht iſt. Eben das was von dem Viehe geſagt worden, gilt noch mehr bey den Fiſchen; ſie, deren Hauptelement reines Waſſer iſt, wenn auch gleich mancher Fiſch dieſen, mancher wieder jenen Boden oder auch beſondere Gewächſe in dem Waſſer vorzüglich liebt, können nicht beſtehen, ſobald das Waſſer mit ſtrengen, verfaulten, aufgelöſeten und flüchtigen Theilen mancher Körper geſchwängert iſt. So gerne die Fiſche faules Fleiſch und Aas freſſen, ſo ſterben ſie doch in kurzer Zeit, ſobald ihr Waſſer ganz mit dieſen Säften angefüllt iſt; ſie können ſo wenig die Auflöſung des Kalkes, und die Lauge von Aſche, als die Lauge von der Gärberlohe ertragen; in ihrem eignen Unflath erſticken ſie eben ſo leicht, wenn ein Waſſerbehältniß damit angefüllt iſt, worin man Fiſche hält, und ſolchem kein reines Waſſer giebt, als wenn man einem Menſchen und einem Thiere keine friſche Luft giebet. — Wenn man einer Quappe, die doch eben ſo wie der Aal ſich im Moder aufhält, und dergleichen man in einigen Gegenden häufig in großen Zuckergläſern hält, um darnach das Wetter beſtimmen zu können, in einigen Tagen kein friſches Waſſer giebt, ſo wird ſie erſt unruhig, — wenn ſie kann, ſo ſpringt ſie aus dem Glaſe, iſt ſie aber nicht vermögend auf dieſe Weiſe ihrer Angſt zu entfliehen, ſo iſt ſie auch bald todt. Eben ſo lebt ein Waſſereimer voll Fiſche nicht lange, wenn man ihnen auch zum öftern friſches Waſſer geben wollte, weil das Waſſer dadurch, daß ſie es einſaugen und wieder von ſich ſtoßen mit von ihnen abgehenden Theilen geſchwängert wird, womit ſie auf eben die Weiſe getödtet werden, als wenn ein Zimmer voll Menſchen gepfropft, und keine Luft hinzu gelaſſen wird. Wenn es alſo auch bewieſen werden könnte, daß die Beſtandtheile

theile des Flachſes, faul, oder noch nicht von der Fäulniß angegriffen, den Fiſchen im Allgemeinen und überhaupt nicht ſchaden; ſo iſt dadurch noch nicht dargethan, daß ſie, wenn ſolche Theile ihr ganzes Element einnehmen, leben können. — Ich hatte im verwichnen Winter einige lebendige Stinte in einem Glaſe, und erhielte ſie geraume Zeit mit Semmelkrumen, wobey ſie ſehr vergnügt waren. Als ich ihnen aber des Morgens einſt recht etwas zu Gute zu thun glaubte, und das ihnen gegebene friſche Waſſer, welches ſie ſonſt alle Morgen erhielten, zu ſtark mit Semmelkruhmen anfüllte, ſo daß es von ſeiner Klarheit dadurch verlor, ſtarben ſie auch alle, wenigſtens lagen die mehreſten ſchon am Mittage in Ohnmacht und Kraftloſigkeit auf dem Rücken, und ſchwammen oben. Es gieng ihnen alſo vielleicht eben ſo, als es einem Menſchen geht, der in dicker Luft erſtickt. Ich glaube daher nicht zu viel zu thun, wenn ich jeden Landwirth warne, ſeinen Flachs wenigſtens nicht in kleine Teiche und Bäche zur Röthe zu bringen, wenn er Nutzen von ſeinen darin befindlichen Fiſchen haben will. Wenn die Fiſche in den Bächen auch nicht ſterben, ſo gehen ſie, wenn ſie entfliehen können, unterwärts, wohin die Flachsjauche fließt, und laſſen ſich nicht ehe wieder ſehen, als bis das Waſſer rein iſt, wodurch andere vielleicht gute Fiſchzüge haben; — in den Teichen aber, wenn ſie nur klein ſind, und von den abgegangenen Theilen des Flachſes, beſonders, nachdem der Wind das Waſſer in Bewegung ſetzt, und alles unter einander miſcht, angefüllt werden, kann der Fiſch nicht entfliehen; er erſtickt alſo darin auf eben die Weiſe als der Menſch in mephitiſcher Luft.

Es iſt im Vorhergehenden ſchon bey der Beſchreibung verſchiedener Flachswirthſchaften, die Verfahrungsart mit der Waſſerröthe beſchrieben worden; dennoch aber ſey es mir erlaubt, hier noch folgendes an-

anzuführen, welches dem Oekonomen nützlich seyn kann, und wodurch er sich an den Fischen und am Viehe nicht schadet. Ist er also gezwungen im Wasser zu röthen, so wird stehendes, klares und warmes Wasser seinen Zweck besser erfüllen, als kaltes Flußwasser; der Flachs wird vom erstern allezeit weicher, geschmeidiger und feiner. Man kann daher neben einem Teiche, oder See, oder auch an einem warmen Bache ein Loch oder eine Grube eingraben, welche sich mit Wasser hoch anfüllet; (und damit solche rein von Morast bleibe, so würde ich rathen, daß man sie ordentlich, wie einen Brunnen mit Steinen pflastere und aussetze) in solche Grube legt man den Flachs in kleinen, locker gebundenen Bünden, kreuzweise von unten bis oben, doch so, daß das Wasser darüber stehen kann. Oben darauf werden Bretter, Bohlen, und allerley anderes Holzwerck, (nur nicht von Eichen, gelegt, und dieses beschwert man mit Steinen. Solche Röthegrube hat daher das Ansehen, wie es die Figur 4458 zeiget.

Befindet sich nun solches Loch dem beständigen Sonnenschein ausgesetzt, so ist es um so viel besser. Ist das Wasser sehr warm, so muß man seinen Flachs früher untersuchen, sonst sind nach Befinden der Umstände, 9, 10, 11 und mehrere Tage nöthig, damit er gut werde. Man versucht nur, ob der Flachs von dieser Behandlung genug habe; und dies geschiehet, indem man den Flachs zwischen den Fingern reibt. Gehet nun der Bast wohl und leicht ab, so ist auch die Röthe hinlänglich gewesen, wo nicht, so läßt man ihn noch einige Tage liegen, bis er diese Eigenschaften zeigt. Man kann sich in diesem Stücke schon immer darnach richten, ob warme Tage und Nächte während deß einfallen, oder nicht, und es ist gewiß, daß in kalten Tagen und Nächten der Flachs nicht stark röthet.

Nach des Herrn Predigers Pratje Landwirthschaftlichen Erfahrungen, zum besten des Landmannes, hat

man

man eine andere Art den Flachs zu röthen, erfun
die ſowohl im Großen, als im Kleinen vort
haft befunden worden iſt. Man läßt demnach ſ
große ovale Zober, wie die gewöhnlichen Bauchzo
unten mit Zapfen, damit man das Waſſer daraus
laſſen kann, verfertigen, und ſtellet ſolche neben e
eingemauerten Keſſel. In ſolche wird der Flachs
dentlich, und mit möglichſter Gleichheit, jedoch
lange von dem kurzen abgeſondert, mit etwas St
ſchichtweiſe eingelegt. Immittelſt wird Fluß =
ein anderes weiches Waſſer im Keſſel laulich gema
und alſo über den eingelegten Flachs gegoſſen, ſo,
ſolcher völlig überſchwemmet iſt, alsdann mit Bret
zugedeckt, und ſo läßt man ihn die Nacht ſte
Tages darauf, wird das auf dem Flachs geſtand
Waſſer abgezapft, und mehrmahlen laulicht gemac
darauf geſchüttet. Dieſen zweiten Tag wird
Waſſer wärmer gemacht, doch nur ſo, daß man
noch an den Händen leiden kann; und iſt öfter
dem Aufſchütten und Wiederabzapfen des warm
Waſſers verfahren, wobey das Gefäß bedeckt wird,
läßt man den Flachs etwa 24 Stunden ſtehen.

Iſt nun der Flachs dünnſtängelig geweſen,
wird es mit dieſer Arbeit genug ſeyn; iſt er aber di
und ſtärker, ſo verfährt man auf dieſe Weiſe n
einige Mahl ſo, und wiederholt ſie ſo oft, bis ſich
gendes Merkmahl ereignet: Man nimmt aus
Mitte des Zobers eine Hand voll Flachs, ſchwe
ſolche in reinem Waſſer aus, trocknet, und reibet
Stängel; fällt nun das Holz leicht ab, ſo iſt es gen
geröthet, und dieſe Arbeit geſchehen. Alsdann w
aller Flachs ausgeſchwenket, nach und nach in
Luft, und endlich beſonders, wenn der Flachs re
rein werden ſoll, in der Sonne getrocknet, und mitt
einer flachen Klopfmaſchine geklopfet, damit hierdur
d

das mehreste Holz zerbrochen, mithin der Flachs leichter gebrochen (gebrachet, oder gebraket) werden könne.

Eine andere Verfahrungsart mit dem Flachse muß ich noch anführen; sie geschieht zwar nicht gleich nach dem Aufziehen des Flachses, allein, da es auch eine künstliche Art von Röthe ist, so findet sie auch hier ihren rechten Platz. Will daher ein Hauswirth bey der gewöhnlichen Röthe bleiben, und doch einen schönen und milden Flachs haben, so wird folgende, bereits im großen versuchte Art zu verfahren, vorgeschlagen. Man nimmt einen wohl gerötheten, getrockneten, gebrochnen und grob gehechelten Flachs, beobachtet aber dabey, daß dessen Knospenenden nicht zu den Wurzelenden gekehrt werden, weil solches in den folgenden Arbeiten eine große Verwirrung verursachet, leget den Flachs nach der bey der Röthe beschriebenen Art in die Zober, spannet über solche ein Aschentuch, leget etwas Stroh darauf, und auf dieses gemeine Holzasche, (auf zwey Centner Flachs, 30 bis 35 Pfund, wenn die Asche gut ist; wenn aber bey dem zweiten Ueberschütten des Wassers der Flachs nicht zwischen den Fingern schmierig, mithin die Lauge zu schwach gewesen ist, so muß mehr Holzasche, oder noch besser, ein paar Pfund Pottasche zugesetzt werden,) schüttet das laulich gemachte Wasser nach und nach auf die Asche, bis der Flachs überschwemmet sey, läßt es zwey bis drey Stunden stehen, zapft es ab, schüttet es in einen Kessel, macht es etwas wärmer, gießt solches mehr Mahle über, wieder durch die Asche, über den Flachs, wie vorher, läßt es wieder drey Stunden stehen, zapft die Lauge ab, macht sie heißer als das zweyte Mahl, schüttet sie noch einmahl durch die Asche über den Flachs, und nimmt sodann das Aschentuch samt der Asche herab; der Flachs aber muß die Nacht über bedeckt stehen bleiben. Tages darauf wird die Lauge abgelassen, heiß gemacht, und heiß über den

nach durch die fettigen Hände, doch ohne ihn zu verwirren; legt ihn in einen wohl schließenden Verschlag, und bewahret ihn wider Staub und Mäuse.

Eine noch künstlichere Flachsröthe findet man in den Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen von 1771; im 25sten Stück, Col. 193 fgg., wo man das Rösten und Kochen des Flachses als eine sichere Verbesserung der Bleichen angiebt. Hier heißt es:

„Wenn wir den Flachs rösten: so ist unsere Absicht, „vermittelst eines gehörigen Grades der Fäule die saftigen „zarten Fasern zu zerstören, welche den Flachs bedecken, „und ihn mit der Schale verbinden.“

„Die nöthige Zeit, diesen Grad der Fäule hervor zu „bringen, kommt hauptsächlich auf das Wetter an, nachdem es heiß oder kalt ist; und der Grad sollte dem Alter „oder der Stärke des Flachsstängels gemäß eingerichtet „werden. Also würde der zu den Leinstängeln nöthige „Grad, welche ausgerauft worden, ehe sie noch ganz reif „gewesen, die Härlein in den Stängeln nicht verderben, „welche so lange gestanden, bis der Leinsame vollkommen „reif geworden; und der in dem letzten Falle nöthige Grad „würde größtentheils die noch zarten Fäserchen in dem „erstern zernichten.“

„Wenn man die Zartheit der feinen geschmeidigen Fäserchen des Flachses betrachtet: so kann eine sehr kleine „Vermehrung des Grades der Fäulniß vielen Schaden „thun; nicht allein, weil es das Gewebe der feinsten Fäserchen des Flachses zerstören kann, sondern auch, weil „es das natürliche Oel der Pflanze, worauf die Dauer des „Flachses ankommt, in so weit verderben, oder zu Schaden machen kann, daß es entweder bey dem Bleichen „weggewaschen, oder, wie es bey allen faul gewordnen Oelen zu geschehen pflegt, so schwarz werden wird, daß „es nachher mit der größten Schwierigkeit zu einer guten Farbe zu bringen ist.“

„Damit man die Ungewißheiten und Unbequemlichkeiten vermeide, welche die gewöhnliche Methode, diese Arbeit zu verrichten, begleiten: so ist in einigen Ländern

„die Gewohnheit, die Leinſtängel auf dem Graſe au
„breiten, anſtatt ſolche zu röſten.“

„Weil die Leinſtängel frühzeitig im Herbſte ausge
„ſet werden: ſo ſprießet das Gras, wenn ſie auf de
„den ausgebreitet, und beſtändig naß gehalten wer
„bald dazwiſchen hindurch, und beſchirmet ſie nicht
„vor dem Trocknen, ſondern erhält ſie auch in einer
„von warmen Infuſion, welche bald den gehörigen G
„der Fäulniß hervorbringt, die Zuſammenhängung
„Theile aufzulöſen, welche nothwendig müſſen getr
„werden, ohne daß ſie das natürliche Oel verderben,
„auch dem Gewebe der zarten feinen Fäſerchen des F
„ſes ſchaden.“

„Da man zu den alſo ausgebreiteten Leinſtä
„leicht kommen kann: ſo können wir auch mit groſſer
„wiſſheit wiſſen, wenn die Flachshärlein von allen i
„anhängenden Häutchen, und von der Schale losge
„gen ſind. Wir müſſen alſo dieſe Art, den Flachs zu
„ſen, der gewöhnlichen und hier bekannten, gar weit
„ziehen, und ſie unſern Landwirthen und Leſern zur N
„ahmung angelegentlichſt empfehlen.“

„Die Scheidekunſt erweiſet, was man hier für an
„macht annehmen muß, nehmlich, daß in den Gewä
„ein Oel iſt, dem ſie hauptſächlich ihre Dauer und
„higkeit zuzuſchreiben haben, und welches von ihnen
„groſſer Beſchwerlichkeit abgeſondert wird, und daß,
„die Gewächſe dieſes Oels beraubet ſind, ſie leichtli
„Stand zerfallen; da ſie mehr oder weniger von di
„Oele bey ſich haben.“

„Es wird hier dienlich ſeyn, zu unterſuchen, wel
„Wirkungen die Subſtanzen, welche gemeiniglich bey
„Bleichen gebraucht werden, bey dieſem Oele in
„Flachſe, vermuthlich haben können, und in wie mei
„der gegenwärtigen Art, mit ihm umzugehen, gebi
„Vorſicht getragen werden, daß Oel nicht zu zerſtö
„auf deſſen Erhaltung der Dauer der Leinwand ſo
„ankommt.“

„Das feuerfeſte alkaliniſche Salz der Pflanzen, w
„aſche, iſt eine Subſtanz, der ſehr bey dem Bleichen
„braucht wird. Dieſes kann seinem Ursprung nach ſol
„der Betrachtung haben.“

„Man nehme zwey von irgend einem Gewächse, und „koche das eine in Wasser worin feuerfestes Alkali aufge„löset worden, und das andere bloß in Wasser. Das „Wasser, worin das Alkali ist, wird viel höher an Farbe „seyn, als das andere. Daher schließt man, das Alkali „helfe sehr zu Absonderung der Unreinigkeiten, oder was „sonst nothwendig hinweg zu nehmen ist, ehe das Leinen „seine gehörige Farbe bekommt.“

„Wir können an dem daraus gezogenen Schlusse nicht „zweifeln; weil man bey dem Versuche finden wird, daß, „wenn man eine gleiche Menge Alkali in das andere Wasser „thut, worin das Gewächs allein gekocht worden, nachdem „das gekochte Gewächs bereits herausgenommen worden ist, „das Wasser fast den Augenblick beynahe eben so hoch ge„färbet werden wird, als das Wasser worin das Alkali „ursprünglich aufgelöset worden.“

„Die hohe Farbe scheint daher die unmittelbare Wir„kung des Alkali auf das mit dem Wasser vermischte Oel „zu seyn. Seine scharfen Spitzen, die in das Oel ein„dringen, oder sich damit vereinigen; zernichten vielleicht „dessen Durchsichtigkeit, und machen dadurch, daß das „Wasser die Sonnenstrahlen weniger durchläßt, oder mit „andern Worten, daß es hoch gefärbet wird.“

„Seife ist ein Beweis von der genauen Vereinigung „dieses Salzes mit dem Oele, in welcher die eigentliche „Natur des Oels verloren zu gehen scheint.“

„Es findet sich in allen vegetabilischen Körpern ein na„türliches Acidum mit ihrem Oele vereinigt, welches viel„leicht zu der langen Dauer des Gewächses abzielet. Die„ses Acidum muß durch ein Alkali zerstöret werden, wel„ches an dessen Stelle tritt, und dadurch die Zähigkeit des „Oeles zernichtet. Der gar zu freye Gebrauch desselben „würde daher schädlich zu seyn scheinen; und es erhellet „solches noch wahrscheinlicher aus der Beschaffenheit des „Flachses, oder Leins, welches in einer starken alkalini„schen Lauge gekocht worden. Denn, wenn es trocken ge„worden, so fühlet es sich hart und rauh an; welchem ab„zuhelfen man für nothwendig gefunden hat, bey dem „Bleichen das Leinen, in milde öligte Substanzen, als „Milch, Kuhfladen u. dgl. einzuweichen, die ihm wieder „eine sanfte glatte Oberfläche geben.“

„Seife iſt die nächſte Subſtanz, welche in der anſehn„lichſten Menge bey dem Bleichen gebraucht wird. Aus „dem wollichten Anſehen der Oberfläche des in einer „ſtarken Auflöſung deſſelben gekochten Leins hat man Ur„ſache zu befürchten, daß das Oel in der Seife welches „ſich mit dem natürlichen Oel des Flachſes vermenget, „etwas von dem letztern wegführen könne.“

„Obgleich der Gebrauch des Kalkes bey dem Bleichen „verboten: ſo muthmaßen wir doch, daß der Schade, den „er gethan hat, einem unverſtändigen Gebrauche deſſelben „zuzuſchreiben ſey. Wenn er alſo weſentlich gebraucht „wird, ſo wirket er, als eine unendliche Anzahl der klein„ſten Meſſerchen, welche die Fäſerchen des Flachſes zer„ſchneiden, ſobald nur irgend eine äußerliche Stärke ſie gegen „einander drücket. Da er aus ſehr kleinen Theilen beſte„het; ſo iſt er nicht leicht aus dem Lein heraus zu waſchen; „wo der Gebrauch deſſelben, da er immer von einer kalkigten „Eigenſchaft bleibt, durch Zitronenſaft entdeckt wird (*).

„Nächſt dieſem ſcheint es, man müſſe ſich auf den Ein„fluß des Waſſers, des Thaues und der Luft am meiſten „verlaſſen. Waſſer und Luft ſcheinen dem Bleichen noch „vorzüglicher zu Ende des Frühlings und im Anfang des „Sommers beſonders günſtig zu ſeyn.“

„Die Urſache hiervon kann ſeyn, daß, da die Ober„fläche der Erde den Winter über durch den Froſt und die „Kälte verſchloſſen geweſen, die mineraliſchen Dünſte in „deren Eingeweide gleichſam gefangen gelegen; und dieſe „Dün-

(*) Eine, vielleicht noch weit ſicherere Probe iſt folgende: Man ſticht beym Kaufe der Leinwand dieſelbe mit der Nähnadel verſchiedentlich durch, fährt die Nadel leicht hindurch, ſo iſt kein Kalk in der Leinwand; allein, ſträubt ſie ſich, und geht ſie ſo ſtoßweiſe hindurch, als wenn man in Kreide ſticht, ſo iſts ein Zeichen, daß die Leinwand mit Kalk gebleicht iſt. Dies iſt die Beobachtung der Hausmütter und der Näherinnen, wovon ſie bis jetzt noch nicht abgehen wollen. Die Näherinnen verſichern, daß die Leinwand, welche mit Kalk gebleicht worden, im Gegenſatz der nicht mit Kalk gebleichten, außerordentlich ſchwer zu nähen ſey; dahingegen mit der Leinwand ohne Kalk man bald fertig werden kann. Dieſes merken die Näherinnen beſonders, wenn ſie in der mit Kalk gebleichten Leinwand Säume machen, wo ſie die Leinwand dreyfach durchſtechen müſſen.

F

„Dünste, welche durch die Hitze der Sonne so, wie der „Frühling fortrücket, in Freyheit gesetzt werden, steigen „überflüßig in die Luft."

„Das vegetabilische Reich ist um diese Zeit voller dün„nen säuerlichen Säfte, wovon ein Theil ohne Zweifel „nebst den wässerigen Dünsten ausdunstet, welche alsdann „von ihnen ausgeschickt werden. Weder Thiere noch „Pflanzen faulen schon in genugsamer Menge, flüchtiges „Alkali zu geben, welches diesen säuerlichen Dünsten das „Gleichgewicht hält, oder sie unkräftig machen könnte."

„Daß dieses in der Luft schwebende Acidum, etwas „ansehnliches zu dem Bleichen des Leins beytrage, scheint „wahrscheinlich zu seyn, weil das Bleichen mit nicht so „gutem Erfolge im Herbste geschieht (*), da die große „Menge des flüchtigen Alkali, welches zu der Zeit von der „beynahe unendlichen Anzahl der todten Thiere und ver„faulten Pflanzen aufsteiget, dieses Acidum bald in einen „neutralen Zustand setzet."

„Durch solche Vernunftschlüsse geleitet, versuchten wir, „der Natur in dem Gebrauche eines milden Acidi nachzu„ahmen. Alle mineralische Acida, als die durch Kunst „bereitet waren, schienen zu stark zu seyn. Weil wir nicht „bequem einige auserlesene vegetabilische Acida anschaffen „konnten, so bedienten wir uns des Weinsteines. Weil „aber nur eine kleine Menge vom Weinsteine im Wasser „aufgelöset bleibt, wofern er nicht durch den Zusatz eines „feuerbeständigen Alkali auflösbar gemacht ist: so thaten „wir zu einer Auflösung desselben in gekochtem Wasser et„was Pottasche, aber in einer so kleinen Menge, daß sie „nicht dessen Acidum zerstörte."

„In diese Auflösung thaten wir etwas Flachs, wel„ches wir den folgenden Tag darin kochten; und nachdem „wir den Flachs gewaschen, so thaten wir die eine Hälfte „desselben in eben die Art Lauge. Sie sah viel heller da„von aus, daß sie da hineingetauchet war. Die andere „Hälfte legten wir in Auflösung von Pottasche; das Was„ser wurde sogleich braun."

(*) Was obigen Punct betrifft, wird man im Art. Leinwandbleiche nähere Auskunft finden. F.

[illegible] dat Klaff ſteyt in de Struck, [illegible] der in der Stauche, und man kann ſich [illegible] der Figur 4459 einen deutlichen Begriff [illegible] machen.

In [illegible] andern Gegenden, und auch ſelbſt häu[illegible] in der Mark Brandenburg, bringt man den Flachs, [illegible] wie er aus dem Waſſer kommt, und nach[illegible] er nur das mehreſte Waſſer verloren, in ſeiner [illegible] Käſſe auf den Wagen, und zur Breite oder [illegible] auf die Stoppelfelder. Hier wird er ganz [illegible] ausgebreitet, ſo wie in der Thauröthe. Zur [illegible] warum man den Flachs ſo naß ausbreitet, giebt man an, damit er ſich durch die vom Waſſer erhaltene Feuchtigkeit, an die Erde ſchwiegen, und dadurch unter den Stoppeln, wie hinter Paliſaden, gegen den Wind verbergen könne. In dieſer Lage erwartet man, daß der Thau, die Luft und Sonne den Flachs halb ausſtrecken und halb nachrothen werden. Der Bewegungsgrund hierzu iſt ökonomiſch richtig, und man kann füglich hinzuſetzen, daß der Wind nun den Flachs auch nicht ſo leicht wegführen könne, da er ſich, wegen ſeiner erſten Biegſamkeit, ganz zwiſchen die Stoppeln hineinlegt. Es iſt aber auch ganz deutlich zu begreifen, daß ſehr viel Baſt an dem Flachſe, indem er ſo naß auf die Erde kommt, beſonders bey etwas ungünſtigen Wetter, durch wahre Fäulniß gänzlich verdorben werden müſſe.

Der Wind kann bey aufgeſtauchtem Flachſe freylich großen Schaden anrichten, allein man kann ihm auch zuvor kommen. Es iſt bekannt, daß bey Kälte und Wind, welcher das Waſſer bewegt und abkühlet, der Flachs nicht ſonderlich, oder ſehr ſchwer röthet, daher kommt es auch nicht darauf an, wenn der Flachs bey ſolchem Wetter einige Tage länger im Waſſer liegt, und man abwartet, bis ſtille und warme Tage wieder kommen. Wie lange aber der Flachs aufgeſtaucht

Ich kehre wieder zu den beyden vorher beſchriebenen Röthearten, nähmlich zur Thau- und Waſſerröthe zurück, um zu zeigen, wie man weiter verfährt, damit der Flachs mit Nutzen gebrochen werden könne. Bey erſterer, der Thauröthe iſt nichts weiter zu beobachten, als daß man, nachdem der Flachs einige Wochen gelegen hat, ihn an einem warmen Tage, wo er recht dürre und trocken geworden, mit Rechen oder Harken zuſammen nimmt, in große Bünde mit Strohſtrieln bindet und nach Hauſe fährt, wo er an einem trocknen und luftigen Orte ſo lange liegt, bis man ihn brechen kann.

Die Waſſerröthe erfordert aber jetzt noch einige Handgriffe, um den Flachs völlig gut zu machen. Wenn daher nach dem vorhin angegebenen Kennzeichen der Flachs lange genug im Waſſer gelegen hat, ſo bringt man diejenigen Sachen, womit man ihn beſchwert hatte, um ſtets unterm Waſſer zu ſeyn, wieder herunter; es ſteigen einige Leute ſelbſt in das Waſſer hinein, und ſo wie ſie von den kleinen Bünden welche herausholen, ſpühlen ſie ſolche auch gleich rein ab, und werfen ſie ans Land. (Daß dieſes Abſpühlen aber dort, wo man ſich in der Nähe eines Baches oder einer See beſondere Gruben zum Röthen gemacht hat, nicht in der Grube, ſondern in reinem Waſſer geſchehen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.) Wenn das Waſſer aus den Bunden abgelaufen iſt, ſo pflegt man die Seile etwas in die Höhe gegen die Spitzen hin zuſchieben, man zieht, oder theilt das Bund an den Wurzelenden etwas auseinander, und ſetzt die Bunde in die Höhe zum Austrocknen. Dieſes nennet man Stauchen, die Flachsſtauche; in Pommern und Mecklen-

ſen, da man ihm gewiß nicht alle Mühe und Koſten bezahlen würde.

staucht stehen müsse, beruhet auf der Witterung. Einige Wirthe lassen den Flachs, wenn er frühe morgens aus dem Wasser genommen worden, bis Nachmittags um ein Uhr stehen (*). Er kann aber auch schon früher genug haben, wenn die Sonne warm scheint. Alsdann löset man die Seile ab, da er noch nicht völlig ausgedörret ist, so kann man ihn dort, wo die Seile gesessen, und wovon er etwas eingeknickt worden, mit den Händen gerade biegen. Nun wird er erst gespreitet, und man läßt ihn in dieser Spreite einige Tage, oder so lange liegen, bis die vorhin angegebenen Proben anzeigen, daß er zum Brechen gut sey; da er alsdann zu diesem Behufe in große Bunde gebunden, und nach Hause gefahren wird.

Unser Herr Professor Halle beschreibt das Trocknen des Flachses nach der Röste oder Rothe mit einigen andern Umständen verknüpft, in seiner schon mehrmahls angeführten Abhandlung vom Leinbaue, die in einigen Wirthschaften Statt finden mögen, und auch von Nutzen seyn können, da nicht alle Wirthschaften überein eingerichtet sind — und es auch nicht seyn können, welches von der Sitte und Lage des Orts, von dem Mangel oder Ueberflüß der Menschen und der Zeit, und von den richtigern oder nicht vollkommnen ökonomischen Grundsätzen, die in dieser, oder jener Wirthschaft herrschen, abhänget.

Es heißt daher am angeführten Orte, S. 37, fgg. wo er von dem Flachse sagt, daß er, so wie er aus dem Wasser genommen auf die Spreite gebracht werde, zu welchem Ende man den Flachs lösen muß: „Vorher knüpft man die Wassergebünde von ihren Seilen los, und man schlägt diejenige Stelle mit der „Hand

(*) Es giebt aber auch Landwirthe die ihren Flachs beynahe 14 Tage so stehen lassen, wenn nicht der Wind sie zwingt, ihn wegzunehmen.

„Hand gerade, wo ſich der Knoten des Stiels eingedrückt hatte; dieſe werden ebenfalls zum künftigen „Gebrauche gerade getrocknet, wie der Rein (*). Ein „Vortheil bey dieſer Arbeit iſt es, wenn man die Spitzen des Leins derjenigen Gegend zukehrt, woher im „Sommer die meiſten Winde wehen, nähmlich der „Nord- und Weſtluft. Die breiten Wurzeln vermehren „die Verwüſtung vergrößern, der die dünnen Spitzen „weniger Fläche anbieten. In dieſem Geſchäfte erſchreckt auch der kleinſte Wind, und der Künſtler wird „müde

(*) Es wird mir erlaubt ſeyn, hier etwas anzumerken: Ich glaube nicht, daß die Strohſeile, nachdem ſie ſo lange im Waſſer gelegen, und dann wieder trocken geworden ſind, zu ſolchem Zwecke fernerhin brauchbar ſeyn werden, da es bekannt iſt, daß alles Stroh nach einer ſtarken Erweichung, ſehr ſpröde und gänzlich unbrauchbar wird, um etwas fernerhin damit zu binden. Einen Beweis hierüber können alle diejenigen führen, welche ſich der Strohарbeiten unterziehen, wozu ich noch einen bringen will: Diejenigen, welche die ſogenannten Fechtkörbe machen, bedienen ſich des Seibſtrohes, oder Seibeſtrohes, welches beym Brauen gebraucht wird, aber ſie können es nicht anders als gleich, da ſie es naß vom Küfen, oder von dem Brauzober empfangen, verarbeiten, hernach bricht es ihnen unter den Händen. Auch die Bienenkörbe, die Schauerwiepen, die Ofenwiſche, oder diejenigen ſtrohernen Beſen, womit man die Backöfen ausfegt, und die Keſſelkränze, oder diejenigen dicken großen Ringe von Stroh, worauf man die Keſſel ſetzet, damit ſie auf dem harten Boden keine Beulen erhalten und ſicher ſtehen, werden zwar von vorher naß geweſenen Stroh gemacht — aber es darf bey der Bearbeitung auch nicht trocken ſeyn, ſonſt bricht es ſogleich.

Aus dieſem Grunde geht man auch ſo vorſichtig mit dem Aufbinden der Gerſte um, beſonders wenn ſie ſchon etwas Regen erhalten hat, indem alsdann das Stroh an den Aehren ſo ſpröde am Tage iſt, daß alle Aehren abbrechen, man bindet ihn deßhalb früh am Tage auf, wenn er noch vom Thaue naß iſt, oder ſogar des Nachts beym Mondſcheine. Solches geſchieht auch beym Haſer, wenn er groß und ſtark gewachſen iſt. — Ich glaube daher ganz ſicher, weil ich dieſe Wirthſchaftsart nicht kenne, daß das mit in der Flachsröthe geweſene Seilſtroh, zu weiter nichts, als zur Streue, oder im Miſte zu gebrauchen ſey.

„würde die ganze Aernte ohnfehlbar weit wegſchleu„dern.

„An einigen Orten ſchicken ſich die Gehülfen an, „de im Waſſer geröſteten Lein, zu waſchen, ehe man „trocknet, aber die Thauröſte hat dieſe Wäſche nicht „von Röthen. Jeder zieht aus dem großen Röſte„bunde ein kleines Gebünde heraus.“ (Die Röthebünde ſind ſonſt nur klein, damit ſie deſto eher durchziehen, welches ganz natürliche Folge iſt, denn, ich glaube nicht, daß ein ordentlicher Wirth, der wenigſtens die Abſicht hat, mit Nutzen zu röthen, große Bünde nehmen wird, indem der Flachs inwendig im Bunde mehr verſtocken, als röthen würde. —) „in„dem ihrer zwey in das Waſſer geſtiegen, und die Ge„bünde der Reihe nach abgeſpült haben. Alsdann „breitet jeder das Spitzende in den Strom, indem „er das Wurzelende zwiſchen den Knieen hält, „und man ſchüttelt auf dieſe Art allen Schmutz und „Unflath im Waſſer ab. Eben ſo verfährt man mit „dem Wurzelende, indem man die Spitzen mit den „Knieen feſte hält; zuletzt wird jedes kleine Gebünde „noch einmahl im Waſſer bewegt, und ans Ufer hinge„worfen. Vom Ufer führen andere zwo Perſonen die „gewaſchenen Gebünde auf den Schiebekarren, denje„nigen zu, die Gebünde vor Gebünde auf dem Felde „aufſtellen.

„Zu dieſem Ende ſtaucht man die Wurzelenden „auf die Erde, um der daraus gebildeten Kegelform „eine weitere Grundfläche zu verſchaffen. Jedes Ge„bünde bekommt einen Raum von zween Fuß, und „erhält ſein Seil. Auf dieſe Art ſtehen nun die Lein„garben zehn bis zwölf Tage, und wenn der Baſt, „wegen der unvollſtändigen Waſſerröſtung noch zähe „am Holze hängt, ſo breitet man ihn, nach dem auf„rechten Stande von acht Tagen auf der Erde aus, „indem man die innern Halme nach außen bringt, und

„der

„der Sonne, der Luft, dem Thaue oder Regen das „noch Mangelhafte nachzuholen überläßt. Dergleichen Nacharbeiten erlauben kein nachmahliges Kam„piren mehr, weil er nicht mehr so geschmeidig, als „von der Wasserröthe, an der Erde anklebt, und sich „folglich nicht zum zweyten Mahle stauchen läßt, weil „ihn die Luft unbiegsam gemacht hat, und alle Wä„schen schon vom bloßen Waschen im Wasser härter „und steifer werden, ohne an den Holzleim zu gedenken, „der alle Pflanzentheile bindet. Endlich lüftet man „die Leinkegel einen halben Tag lang, und denn führt „man sie bey trocknem Wetter nach der trocknen Stelle „in die Scheune."

Wenn der Landwirth seinen Flachs zu Hause hat, so schreitet er bey der ersten bequemen Zeit zum Brechen desselben. Dieses Geschäft nennt man auch Braken, und Brachen, und es besteht vorzüglich darin, daß man die holzigen Theile der Flachsstängel von dem Baste abzusondern sucht, zu welchem Ende solche zerbrochen und zerquetscht werden müssen. Weil aber der Flachs, wenn er auch noch so trocken liegt, doch stets Feuchtigkeiten aus der Luft an sich ziehet, so ist es nothwendig, daß er, ehe man ihn bricht oder braket, zuvor vermittelst eines gewissen Grades von Wärme, oder gar Hitze, gedörret oder geröstet wird, und da muß ich zuvor von dem Dörren oder Darren des Flachses etwas anführen.

Man dörret oder darret den Flachs auf sehr verschiedene Art, und an dieser Verschiedenheit scheint theils die bloße Gewohnheit und Mode, theils die politische Einrichtung der Wirthschaft Antheil zu haben. Ich will die verschiedenen Arten den Flachs zu darren, die mir wenigstens bekannt sind, kürzlich beschreiben.

1. Arme Leute, die wenigen Flachs haben, auch so spät damit fertig geworden sind, daß sie ihn nicht mehr in der Sonnenhitze brechen konnten, auch keinen Back-

Backofen allein dazu heitzen können, setzen ihren Flachs in ihrer Stube um und neben den Kachelofen, und brechen täglich so viel, als es ihr Ofen erlaubt zu dörren, vor der Stubenthüre auf ihrer Hausflur, und verfahren damit so lange, bis sie mit diesem Geschäfte fertig sind. Ich muß hierbey aber auch zugleich anführen; daß dergleichen Flachsdörren an vielen Orten mit Recht, durchaus nicht gestattet wird, da solches die allererste Gelegenheit zu Feuersgefahren geben kann.

2. Es wird der Flachs in einem Backofen gedörret. In einigen Gegenden hat der Nachtwächter auf dem Hofe das Geschäfte, den Backofen zum Flachsdörren zu heitzen. Dies thut er um Mittag aus; gegen Abend kommt der Flachs in den Ofen, er muß die Nacht besonders auf den Ofen Acht geben, und am Morgen frühe fängt man an zu brechen. Hierzu wird der gemeine Backofen, oder auch ein größerer, nach Befinden der Umstände, und nachdem die Flachswirthschaft groß ist, angewandt, welcher nach der Heitzung und sorgfältiger Ausräumung aller Kohlen noch so heiß ist, daß die hineinkriechende Person, welche den Flachs darin schichtet, kaum vermögend ist, zu athmen.

Hierbey ist aber mancherley zu beobachten, und besonders, daß der Ofen nicht mit einem bloßen Besen, oder sonstigem Kehrinstrument vom Feuer gänzlich gereinigt werden könne, sondern solches hernach noch mit einem Strohwische geschehen müsse, welcher immerfort naß erhalten wird, und womit besonders die Ecken und Winkel, in welchen sich noch brennende Funken aufhalten können, bestrichen werden.

Aus dieser Ursache, nähmlich um Feuersgefahr vorzubeugen, verfahren einige Oekonomen, die nicht viel Flachs zu dörren haben weit sicherer, wenn sie in ihrem Backofen nach dem Brodbacken das Darren

dere, in die Sonne geſetzte wieder brechbar iſt. Eigentlich iſt dieſes wohl die beſte Art den Flachs zu brechen, denn er verbrennet nie, und ſcheint auch immer den weichſten Flachs zu geben.

5. Man hat auch beſonders erbauete Darren, vermittelſt welcher man ſowohl ſein Obſt backet, als auch den Flachs darret. Der Bau derſelben iſt ſehr verſchieden, und man hat ſie einfach, oder auch künſtlicher errichtet. Ueberhaupt aber ſollen alle Darren durch Mauerwerk feuerfeſt gebauet ſeyn, daß, wenn der Flachs in Brand gerathen möchte, das Gebäude, oder der Ort, an welchem ſolche erbauet iſt, nicht mit in Flammen geſetzt, und größerer Schade daraus erwachſe. Das Feuer muß ſo angebracht werden, daß es durchaus nicht zum Flachſe kommen könne, ſey es auch durch die allerkleinſte Ritze. Auch muß der Ort, wo der Flachs liegt, ſo beſchaffen ſeyn, daß man ihn ohne Beſchwerde einſetzen und herausnehmen könne. ſiehet man dabey noch auf die Holzerſparniß, ſo muß der Ort, an welchem das Feuer brennt, einen Roſt haben, damit der freye Beytritt der Luft ſolchem mehr Nahrung gebe.

Ein ganz einfacher und gewöhnlicher Darrofen beſteht aus einem aufgemauerten Zimmer, an deſſen Fußboden ein langer liegender Ofen ſich befindet (*), doch ſo, daß man auf beyden Seiten gehen und ſich bewegen kann. Auf der einen Seite wird von außen eingeheizt, und an dem andern Ende ſteht der Rauchfang. Beym Obſtbacken iſt das ganze Zimmer mit Hürden oder Horden verſehen, worauf ſolches zum trocknen liegt; beym Flachſe und Hanfe aber werden dieſe ſo lange herausgenommen, indem alsdann die Horden nur hinderlich ſind.

Die

(*) Solchen Ofen nennet man gewöhnlich einen Wolf.

will ich nicht behaupten, weil ich glaube, daß der Flachs von dem Qualme gefärbt, oder gar gebeizt werde, welches in der Bleiche sehr schwer herausgehen muß. Es ist aber bis jetzt vielen, die Flachs bauen, noch nicht möglich anders zu verfahren, indem sie bey den Wohnhäusern nicht braken dürfen, und auswärts noch keine Back- oder eigentlich dazu bestimmte Darröfen haben.

4. Der Flachs wird auch in der Sonne gebrochen. Dieses geschieht auf folgende Weise: Man setzt so viel Flachs, als die Leute ohngefähr ausbraken können, des Morgens sogleich, wenn kein Thau und Nebel mehr fällt, und bey einem heitern Tage an solchen Ort hin, wo die Sonne stark scheint. Gewöhnlich nimmt man Mauern, oder Wände der Gebäude, die gegen Mittag liegen. Hier stellt man den Flachs auf das Wurzelende stehend so an, daß er sich an die Mauern lehnet, und gegen den schon angelehnten Flachs stellet man wieder eine neue Reihe. Wer aber die Gelegenheit nicht hat, stellt den Flachs nur bloß an einen Ort hin, wo kein Wind ihn kühlen, die Sonne ihn aber sehr erwärmen kann; und hat man hier keine Wände, so staucht man ihn wie kleine Kornmandeln, oder Stiege, oder, wie man in Mecklenburg sagt, Hocken, zusammen, oder man legt ihn sogar auch platt auf die Erde, als wenn er gespreitet werden sollte. Gegen drey Uhr Nachmittags wissen die Brechweiber ohngefähr schon, wie viel sie wohl brechen können, ehe die Sonne ihre Kraft verliert und der Flachs wieder kühle und zähe werden möchte; daher wird alsdann in einigen Wirthschaften derjenige Flachs, den man nicht glaubt brechen zu können, entweder in Betten oder in Strohsäcke gepackt, damit er bis zum folgenden Tage warm und spröde genug zum Brechen bleibe. Mit diesem Flachse fängt man wieder an, bis der an-

dere, in die Sonne geſetzte wieder brechbar iſt. gentlich iſt dieſes wohl die beſte Art den Flachs zu chen, denn er verbrennet nie, und ſcheint auch in den weichſten Flachs zu geben.

5. Man hat auch beſonders erbauete Da vermittelſt welcher man ſowohl ſein Obſt backet, auch den Flachs darret. Der Bau derſelben iſt verſchieden, und man hat ſie einfach, oder auch k licher errichtet. Ueberhaupt aber ſollen alle D durch Mauerwerk feuerfeſt gebauet ſeyn, daß, der Flachs in Brand gerathen möchte, das Geb oder der Ort, an welchem ſolche erbauet iſt, nich in Flammen geſetzt, und gröſſerer Schade darau wachſe. Das Feuer muß ſo angebracht werden, es durchaus nicht zum Flachſe kommen könne, auch durch die allerkleinſte Ritze. Auch muß der wo der Flachs liegt, ſo beſchaffen ſeyn, daß man ohne Beſchwerde einſetzen und herausnehmen k ſiehet man dabey noch auf die Holzerſparniß, ſo der Ort, an welchem das Feuer brennt, einen Ro ben, damit der freye Beytritt der Luft ſolchem Nahrung gebe.

Ein ganz einfacher und gewöhnlicher Darrof ſteht aus einem aufgemauerten Zimmer, an deſſen boden ein langer liegender Ofen ſich befindet (*), ſo, daß man auf beyden Seiten gehen und ſich ben kann. Auf der einen Seite wird von außen heizt, und an dem andern Ende ſteht der Rauch Beym Obſtdacken iſt das ganze Zimmer mit H oder Horden verſehen, worauf ſolches zum tro liegt; beym Flachſe und Hanfe aber werden di lange herausgenommen, indem alsdann die H nur hinderlich ſind.

(*) Solchen Ofen nennet man gewöhnlich einen Wolf.

Die Zugdarre iſt aber in vieler Hinſicht vollkommener, und man kann ſeinen Zweck auch mit weniger Holze erreichen. Eine Art davon will ich hier z. B. aus J. G. Angermann allgemeiner practiſchen Civil-Baukunſt ꝛc. anführen. Man ſehe die Figur 4460, welche die Darre von außen vorſtellet, bey welcher ſowohl die Seitenmauern etwas ſtark ſeyn müſſen, als auch der Giebel ausgemauert ſeyn muß. Man ſiehet daher die Thüren a. welche die Horden verſchließen, und ſolcher ſind auf jeder Seite drey Stück über einander. (Es iſt dieſe Darre vorzüglich, ſo wie man ſie hier abgezeichnet findet, zum Obſttrocknen eingerichtet. Sie braucht aber zum Flachsdarren auch keine weſentliche andere Einrichtung zu haben; nur nimmt man, wie ich ſchon oben geſagt, die Horden ſo lange heraus, als man Flachs darret, und dann iſt die ganze Einrichtung getroffen.) Es würde zwar eine Thüre auf jeder Seite ſolches auch verrichtet haben; weil aber dadurch die Darre auf einmahl zu kalt wird, ſo iſt es mit drey Thüren beſſer, damit die Wärme nicht auf einmahl verfliege.

Ueber dem Ofen, in dem Gewölbe der Darre, ſind noch zwey Horden zum Obſtbacken angebracht, welche auch ihre Thüre a. haben; b iſt die Ofenthüre; und c die Thüre zum untern Zuge und Aſchenloche.

Die Figur 4461 zeiget ſolche Darre ohne Thüren, damit man die innerliche Einrichtung ſehen kann, als a. die Stärke der Seitenmauern; welche etwas ſtark ſind, weil ſolche alsdann die Wärme deſto länger erhalten; b. der Zwiſchenraum der beyden Stellungen zum Ofen, welche aber aber vorn an der Darre gleich eine Mauer haben, durch welche das Ofenloch c. und das Aſchenloch, oder der Zug d. gehet; e. das Gewölbe der Darre, in welchem einige Löcher f. befindlich, damit der Dunſt vom Obſt herausgehen kann. Beym

mit dieſem Verfahren zufrieden zu ſeyn, indem man behauptet, daß ſolches Verfahren dem Brechen ſo ſehr zu Statten kommen ſoll. Eben dieſerwegen hat man auch an einigen Orten beſondere Stampfmühlen, die zum Brechen des Flachſes eingerichtet ſind, wovon ich unten mehr ſagen werde.

Was das Beueln betrifft, ſo hat man dazu Inſtrumente, die einem Waſchholze gleichen; ſie ſind aber noch etwas ſtärker, und es haben einige Reifen, einige aber auch nicht. Die Geſtalt einer Beuel ſiehet man in der Figur 4464. Hiemit klopfet man den Flachs, um ihn vor der Breche noch erſt zu zerknikken, damit er leichter gebrochen werde. Ein anderes Inſtrument, zu eben dieſem Zwecke, iſt auch in manchen Gegenden ſehr im Gebrauche, welches man aber nicht Beuel, ſondern Bake nennet, und dieſes ſtellet die Figur 4465 vor. Es iſt ſolche ein Kloß, oder eigentlich ein Stück von einem dicken Baumzweige, der der Länge nach durchgeſäget worden, und wo man auf deſſen breiten Seite der Länge nach ſtarke Reifen gemacht hat; oben, auf der runden Seite, befindet ſich ein ſchräge angebrachter Stiel, der ſo lang iſt, daß ein Menſch im Stehen mit der Bake an die Erde ſchlagen kann. Der Arbeiter tritt auf den Flachs, der auf einem harten Boden liegen muß, um ihn mit dem Fuße feſte zu halten, und ſo ſchlägt er mit dieſem Inſtrumente ſo lange auf den Flachs, bis die in der Bake befindlichen Reifen ihn zerknicket haben.

Auch ſchlägt man den Flachs mit geraden und glatten Prügeln auf einer harten Unterlage, ſo wie man ihn auch auf der Scheune ausbreitet, und dann mit einer ſchweren Walze darüber her fähret. Alles dieſes ſind Vorbereitungen, die in einer mit nutzbaren Brechen wohl eingerichteten Wirthſchaft ſehr überflüßig ſind; denn, iſt die Breche zweckmäßig eingerichtet, ſo bedarf man alles deſſen nicht.

Die

Die Flachsmühlen sind Puchwerke, oder Stampfmühlen, womit man in einigen Ländern, und vorzüglich im Hannöverschen, den getrockneten Flachs, statt ihn zu brechen, oder ihn mit Bläueln (dieses sind die vorher genannten Beueln, und es ist dieses aus dem allgem. Real-Wörterbuche genommen) auf einen Kloß zu schlagen, mürbe stößet. Die Flachsmühle bestehet aus einer Welle, welche an einem Wasserrade angebracht ist. Die Länge dieser Welle richtet sich nach der Anzahl der Stämpel, welche man anbringen will. Nach dem Umfange dieser Welle setzet man für jeden Stämpel drey Hebarme ein, aber nicht in gerader Linie, sondern jeden einen halben oder einen Fuß höher, damit der Stämpel nicht auf einmahl, sondern zu verschiedenen Zeiten nieder falle. Die Stämpel müssen eine ansehnliche Schwere haben, und der Boden, worauf sie fallen, muß fest seyn. Bey dem Gebrauch dieser Maschine wird unter jedem Stämpel ein Flachsgebund geworfen, und wenn dieses auf einer Seite genug geklopft ist, umgewendet. Eine Person kann drey Stämpel versehen, und in einem Tage mehr als zehn Personen mit Schlägeln ausrichten. Bey Ermangelung des Wassers, kann man sie auch an einer Windmühle anbringen.

Daher findet man im Göttingischen, im Fürstenthum Minden, in der Grafschaft Ravensberg, und dergleichen bergigen Gegenden, wo die Gewässer einen starken Fall haben, viele solche Mühlen, welche man Bakmühlen nennet, worauf man den Flachs, nach dortiger Aussprache baket, und es ist dieses Flachsbaken von den oben beschriebenen, in aller Hinsicht verschieden. In der Grafschaft Hoya hingegen, wo die Flüsse kein starkes Gefälle haben, baket man mit der Hand, und mittelst ausgekerbter Bretter, welche man dort Treuten nennet.

mit dieſem Verfahren zufrieden zu ſeyn, indem man behauptet, daß ſolches Verfahren dem Brechen ſo ſehr zu Statten kommen ſoll. Eben dieſerwegen hat man auch an einigen Orten beſondere Stampfmühlen, die zum Brechen des Flachſes eingerichtet ſind, wovon ich unten mehr ſagen werde.

Was das Beueln betrifft, ſo hat man dazu Inſtrumente, die einem Waſchholze gleichen; ſie ſind aber noch etwas ſtärker, und es haben einige Reifen, einige aber auch nicht. Die Geſtalt einer Beuel ſiehet man in der Figur 4464. Hiemit klopfet man den Flachs, um ihn vor der Breche noch erſt zu zerknikken, damit er leichter gebrochen werde. Ein anderes Inſtrument, zu eben dieſem Zwecke, iſt auch in manchen Gegenden ſehr im Gebrauche, welches man aber nicht Beuel, ſondern Bake nennet, und dieſes ſtellet die Figur 4465 vor. Es iſt ſolche ein Klotz, oder eigentlich ein Stück von einem dicken Baumzweige, der der Länge nach durchgeſäget worden, und wo man auf deſſen breiten Seite der Länge nach ſtarke Reifen gemacht hat; oben, auf der runden Seite, befindet ſich ein ſchräge angebrachter Stiel, der ſo lang iſt, daß ein Menſch im Stehen mit der Bake an die Erde ſchlagen kann. Der Arbeiter tritt auf den Flachs, der auf einem harten Boden liegen muß, um ihn mit dem Fuße feſte zu halten, und ſo ſchlägt er mit dieſem Inſtrumente ſo lange auf den Flachs, bis die in der Bake befindlichen Reifen ihn zerknicket haben.

Auch ſchlägt man den Flachs mit geraden und glatten Prügeln auf einer harten Unterlage, ſo wie man ihn auch auf der Scheune ausbreitet, und dann mit einer ſchweren Walze darüber her fähret. Alles dieſes ſind Vorbereitungen, die in einer mit nutzbaren Brechen wohl eingerichteten Wirthſchaft ſehr überflüßig ſind; denn, iſt die Breche zweckmäßig eingerichtet, ſo bedarf man alles deſſen nicht.

Die

Die Flachsmühlen sind Puchwerke, oder Stampfmühlen, womit man in einigen Ländern, und vorzüglich im Hannöverschen, den getrockneten Flachs, statt ihn zu brechen, oder ihn mit Bläueln (dieses sind die vorher genannten Beueln, und es ist dieses aus dem allgem. Real-Wörterbuche genommen) auf einen Kloß zu schlagen, mürbe stößet. Die Flachsmühle bestehet aus einer Welle, welche an einem Wasserrade angebracht ist. Die Länge dieser Welle richtet sich nach der Anzahl der Stämpel, welche man anbringen will. Nach dem Umfange dieser Welle setzet man für jeden Stämpel drey Hebarme ein, aber nicht in gerader Linie, sondern jeden einen halben oder einen Fuß höher, damit der Stämpel nicht auf einmahl, sondern zu verschiedenen Zeiten nieder falle. Die Stämpel müssen eine ansehnliche Schwere haben, und der Boden, worauf sie fallen, muß fest seyn. Bey dem Gebrauch dieser Maschine wird unter jedem Stämpel ein Flachsgebund geworfen, und wenn dieses auf einer Seite genug geklopft ist, umgewendet. Eine Person kann drey Stämpel versehen, und in einem Tage mehr als zehn Personen mit Schlägeln ausrichten. Bey Ermangelung des Wassers, kann man sie auch an einer Windmühle anbringen.

Daher findet man im Göttingischen, im Fürstenthum Minden, in der Grafschaft Ravensberg, und dergleichen bergigen Gegenden, wo die Gewässer einen starken Fall haben, viele solche Mühlen, welche man Bakmühlen nennet, worauf man den Flachs, nach dortiger Aussprache baket, und es ist dieses Flachsbaken von den oben beschriebenen, in aller Hinsicht verschieden. In der Grafschaft Hoya hingegen, wo die Flüsse kein starkes Gefälle haben, baket man mit der Hand, und mittelst ausgekerbter Bretter, welche man dort Treuten nennet.

In einigen Gegenden der Mark Brandenburg aber, ſo wie auch in Pommern, in Mecklenburg, in Holſtein und in Sachſen-Lauenburg, weiß man nichts von dem Baken, weder durch Mühlen, noch mit der Hand, ſondern es wird ſogleich nach der gehörigen Darre des Flachſes zur Brake, oder Breche geſchritten, welche, wenn ſie gehörig eingerichtet iſt, auch gewiß ihre Dienſte bey einer arbeitſamen Hand, genugſam verrichtet.

Anſtatt daß anderswo die Scheiden an den Hanf- oder Flachsbraken gerade ſind, hat man im Lauenburgiſchen, und ſchon in mehreren andern Gegenden ſolche Braken, mit eingekerbten Scheiden, und dieſe erſpahren gänzlich alles Baken, Beueln und Klopfen.

Hierauf iſt üblich, daß nach der erſten Breche der Flachs geſchwungen, oder wie in der Grafſchaft Hoya zum Theil gebräuchlich iſt, mit einer mit Eiſen beſchlagenen Brake nochmahls gebraket wird. Dieſe Brake wird an einigen Orten die Schlepp- auch wohl die Fickbrake genennet. Durch das Schwingen wird viele Hede weggeſchlagen, und da grobe und gute Hede durch einander fällt, ſo ſteht die Schwingelhede nicht gut zu gebrauchen. (*)

Durch das Schleppbraken, bleibt die Hede reiner, indem vorher mittelſt einer groben Hechel die Hackhede vom dem Flachſe gezogen wird, und giebt ein gutes Garn. Da nun im Amte Neuhaus ſolche Schleppbraken noch nicht gebräuchlich waren, ſo ließ der dortige Hr. Amtsvogt Milz im Jahr 1773 eine dergleichen ver-

(*) Unſere Seiler wiſſen die Schwingelhede ſehr gut zu gebrauchen. Bey groſſen Stricken bringen ſie ſolche inwendig an, und bey kleinen vermiſchen ſie ſolche mit der Hanfhede, welchen Betrug beſonders an den Kuhreifen, man nicht wohl ehe merkt, als bis der Reif entzwey iſt, welches aber auch nicht lange währet.

verfertigen. Der Arbeiter hatte ſich aber nicht genau nach der Vorſchrift gerichtet, daher gerieth dieſe Brake zwar nicht ſo, als ſie ſeyn ſollte, allein, ſie gab zu einer neuen Erfindung von Braken Gelegenheit. Nähmlich mittelſt dieſer Brake ließ ſich der Flachs beſſer, als auf anderen bekannten Arten von Braken, ohne Baken und Bläueln, braken, mithin dieſe mühſame Arbeit erleichtern. Eine Perſon beſchickt zum Tagewerk damit mehr, als auf anderen Braken, indem ſelbige zur Zeit ſo viel Flachs in die Hand nimmt, als ſie nur umfaſſen kann, und es eben ſo geſchwinde durchſtößt, wie auf den kleinen hölzernen Braken geſchieht. Dieſe Braken ſind hoch, und die Arbeiterinn ſteht dahinter, folglich hat ſelbige auch mehrere Gewalt im Arme bey dem Niederſtoßen, als im Sitzen hinter den kleinen Braken, woher eine Perſon doppelt ſo viel Flachs mit dieſer hohen, als mit der niedrigen Brake, zum Tagewerk bearbeitet.

Hiernächſt kommt der Flachs auf die Schleppbrake, welche feiner als die erſte Brake iſt. Hat der Flachs zu ganz feinen Sorten Anlage, alsdann wird er gerieben, (geribbet, wie man es an einigen Orten nennet, ſo wie andere dieſes Geſchäfte wieder ſtreichen nennen,) und darauf durch die feinen Hecheln gezogen. Von dem Ribben mit dem Ribbeeiſen, ſehe man S. 135 fgg.

Das Reiben oder Streichen des Flachſes iſt eine ſehr mühſame Arbeit. Dieſer Beſchwerlichkeit wird abgeholfen, wenn man noch eine feinere Schleppbrake, als die zweite iſt, verfertigen, und den Flachs damit braken läßt. Wird der Flachs aber nur gut geröthet, gut gedörret, gut auf einer zweckmäßigen Breche gebrochen, und darauf gut geſchwungen, ſo ſind ſo viele Künſteleyen nur überflüſſig und zeitverderbend, wovon ich hernach weiter reden werde. Denn, wenn man das beſchwerliche Flachsribben oder reiben, dort, wo

es

„genden zwey Arbeiterinnen zur Schleppbrake ab„geben.“

„Hiedurch bleibet die Hede beſſer beym Flachſe„wird rein und zu Bettlaken für das Geſinde gut„Noch einen Umſtand haben wir zu melden nicht un„terlaſſen wollen, nähmlich, an den mehrſten Orten„iſt gewöhnlich, die grobe Hede mit der Gaffel auf„und die Scheve daraus zu ſchütten. Weit beſſer ge„ſchieht die Action, man legt die Hede auf eine Diele„nimmt einen dünnen Stecken, lockert die Hede eine„nach dem andern dadurch auf, nach Art, wie die„Wollarbeiter auf den Flachten die Wolle locker ma„chen, und windet ſolche gewehnter Maßen auf.“

Aus dem bisherigen wird man erſehen, daß es verſchiedene Inſtrumente und Methoden giebt, den Flachs zu zerquetſchen, und weil man in vielen Gegenden nicht auf die Verbeſſerung der Brechen ſelbſt dachte, ſo entſtanden ſo viele andere hernach noch vorzunehmende Arbeiten mit dem Flachſe. Man ſehe die Figur 4466 welche eine ſehr einfache Breche vorſtellet, und gewißer Maßen nichts mehr bewerkſtelligen kann, als daß ſie den Flachs nur etwas zerſtampfet, denn ſie beſteht aus einem etwa drey bis viertehalb Fuß langen Kloß, oder Stücke Holz, welches auf vier Füßen ruhet; es iſt äußerlich vierkantig behauen, und hat oben der Länge lang eine Rinne, die etwa viertehalb Zoll tief und drittehalb Zoll breit iſt. In dieſe Rinne paßt ein anderes Holz, welches an der einen Seite einen Griff zum Anfaſſen hat. Dieſes Holz iſt hinten mit einem Niete verſehen, welches beyde Hölzer miteinander, doch ſo verbindet, daß das obere Holz auf und nieder geſchlagen werden kann.

Eine ähnliche Breche, oder Brake ſtellet die Figur 4467 vor. Sie iſt aber von der vorigen dadurch nur bloß unterſchieden, daß die in dem untern Holze befindliche Rinne ganz durch das Holz geht, und es

kann

kann alſo die Scheve ſogleich unten heraus fallen, da hingegen bey der andern alle Augenblick die Rinne gereinigt werden muß. Die in der vorigen Figur beſchriebene Breche ſcheint mir aber noch faſt beſſer zu ſeyn, als dieſe letztere, weil bey derſelben der Flachs nicht allein gebrochen, ſondern auch geſtampft wird; doch ſind beyde Arten noch immer ſehr unvollkommen, und der Flachs kann mit ihnen nicht gereinigt werden, woher man noch immer viele andere Arbeiten nöthig hat.

Andere bedienen ſich einer Brake, deren unterer Theil aus zwey Seitenbrettern beſteht, die etwa vier Zoll hoch ſind, und zwiſchen welchen ſich ein ähnliches Brett befindet. Das obere Holz, womit der Flachs auf dieſer Breche zerquetſchet wird, iſt ein oben runder und inwendig hohl ausgemeißelter Deckel. Dies ſind die gewöhnlichſten Brechen, und es wird der Flachs damit, wenn man einmahl niederſtößet, dreymahl durchgebrochen.

Noch giebt es Brechen, die zwey Außenbretter, und inwendig auch wieder zwey Zungen oder Bretter haben. Zu dieſen iſt das obere Holz, oder der Deckel ſo ausgehöhlt, daß in der Mitte, längſt der Aushöhlung auch wieder eine Leiſte hervorraget, die zwiſchen die beyden Zungen hinein fällt, woraus abzunehmen iſt, daß der Flachs auf ſolcher Breche mit jedem Stoße viermahl gebrochen wird. Man hat hiebey aber noch eine Veränderung, und dieſe beſteht darin, daß der Deckel drey hohe Leiſten inwendig zwiſchen ſeinen beyden äußern Seiten hat, die in die drey Zwiſchenräume der untern Zungen oder Bretter fallen, und wobey die Seiten des Deckels die ganze Unterlage überfaſſen. Dieſe Art von Brechen durchſtoßen neun Mahl mit einem Stoße, und eine geſchickte Hand, die die Flachsriſte unter ſolcher Breche gehörig zu wenden

weiß, kann hiemit die Scheve so gut heraus bringen, daß der Schwingeblock wenig zu thun hat.

In anderer Hinsicht sind auch noch einige Veränderungen nach Sitte der Oerter zu bemerken. Es sind nähmlich die Brechen manches Mahl an Wänden und Ständern mit ihren Hinterseiten befestigt, so daß sie hinten keinen Fuß gebrauchen; manches Mahl aber sind sie auch doppelt, so daß an dem hintern Ende, wo der Deckel befestigt ist, sogleich noch ein Deckel seine Haltung hat, der hinterwärts wieder mit allem Zubehör seine Dienste thut, und wobey zwey Personen brechen können. An manchen Orten aber ist an diesen doppelten Brechen die eine nur mit einer, und die andere mit zweyen Zungen versehen, und die beyden Brechweiber arbeiten sich den Flachs einander in die Hand; das heißt, die eine bearbeitet den Flachs aus dem Groben, und giebt dann ihre Risten der andern, die die Scheve mit der zweyzüngigen Breche völlig herausbringet.

Wie allenfalls eine solche Brake, oder Breche gekerbt — oder wie sie eigentlich eingerichtet ist, sieht man in der Figur 4468. Dem Aeußern nach ist solche Breche eben so gestaltet, als andere gewöhnliche mit einer Zunge, nur daß der Deckel über die beyden untern Seitenbretter greift. Die angezeigte Figur stellet aber die Breche im Durchschnitte vor, als ob man sie quer durchgesäget hätte, und da ist a. der Deckel mit seinen drey inwendigen Reifen und b. die Seitenbretter und den inwendigen zwey Zungen. Es läßt sich, wer diese Brechen auch nicht kennt, denken, daß der Flachs hiemit sehr gereinigt werden müsse.

Man fängt mit dem Brechen bey dem Wurzelende des Flachses an, und fährt so bis zur Spitze fort den Flachs zu zerknicken, wärend daß man die Hand voll auch zum öftern durch die Breche zieht, damit sich das Holz abstreife. Aber auch aus eben dieser Ursache

darf

darf man zu einer Breche kein weiches Holz nehmen, welches ſich in kurzer Zeit wegſchleifen würde, man nimmt daher gewöhnlich Büchenholz dazu. Wären aber die Reifen im Deckel und die Zunge der Breche von Eiſen, welches ſeiner Stärke wegen feiner gearbeitet ſeyn kann, ſo kann man dadurch, wie ſchon oben geſagt worden, die Brechen ſo verbeſſern, daß man keiner Schwinge bedarf.

Vom Gebrauch der Scheve zu Lehmziegeln oder Lehmpatzen, und ein Königl. Preuß. Circulare darüber, vom 7ten Aug. 1790, ſehe man in der Encyklopädie Th. 70. S. 100 fgg.

Nach dem gewöhnlichen Brechen folgt die Arbeit mit der Flachsſchwinge. Man nennt das Inſtrument, worauf der Flachs geſchwungen wird, den Schwingeſtock, oder Schwingeblock, und die Inſtrumente, womit man ſchwinget, heißen die Schwinge, das Schwingeblatt, Schwingebrett, oder auch Schwingeblech, und alles dieſes ſiehet man in der Figur 4469 mit *a.* und *b.*

In der That erfordert das Schwingen mehr Handerfahrung, als das Brechen. Der Schwingeſtock iſt an ſich ein Brett von hartem Holze, viertehalb Fuß hoch, etwa funfzehn Zoll breit, und anderthalb Zoll dick, welches man unten an einen vierſeitigen Klotz befeſtiget, oder welches man auf eine andere beliebige Art mit einem Fuße verſieht, damit es in die Höhe ſtehen könne. In die eine ſcharfe Seite des Bretts, und zwar oben, einen halben Fuß unterhalb ſeines Wipfels, wird ein Einſchnitt gemacht, welcher überzwerch, bis gegen die Mitte in das Brett, hinein läuft, und hernach mondförmig oberwärts ausgeſchnitten iſt. In dieſen Einſchnitt hält man den Flachs hinein, den man ſchwingen will. Die Schwingerin ſitzet bey der Arbeit, und hat den Schwingeſtock zwiſchen den Knieen, der bey einigen ſo ſteht, daß der Einſchnitt der

Schwingerinn entgegen, bey andern aber wieder so, daß er von ihr abgekehrt steht, so wie es ihnen am bequemsten ist. Der gebrochene Flachs pflegt zur linken zu liegen, von diesem nimmt man die Risten, so wie sie gebrochen sind, welches etwa eine Handvoll ausmacht. Man faßt den Flachs mit beyden Händen, und zieht ihn auseinander, damit der kurze Flachs herauskomme, und der lange zusammen bleibe. Nun hält die Schwingerinn den Flachs in dem Ausschnitte, etwas über die Hälfte der Riste und schlägt ihn mit der Schwinge oder mit dem eisernen Schwingeblatte an dem Schwingeblocke herunter, wodurch viele Hede und Scheve durch einander abfällt.

Es ist unmöglich dieses Verfahren so deutlich und mit allen dabey zu beobachtenden Kleinigkeiten zu beschreiben, daß es ein der Sache nicht kundiger vollständig begreifen könnte, und daher muß, wer dieses vollkommen kennen und lernen will, zu der Wirthschaft und den Hausmüttern selbst hingehen, und sehen und lernen.

Die Schwingehede oder das Schwingewerk ist nicht gut sonst als für Seiler und in der Papiermühle zu ganz groben Papiere zu gebrauchen. Indessen, um sie doch noch mehr von den Scheven zu befreyen, und sie also dadurch nutzbarer zu machen, so haben einige Hauswirthe einen viereckigen Rahmen, der theils ganz mit langen hölzernen feinen Sprossen ausgelegt ist, die etwa zwey Zoll auseinander liegen — oder es ist auch dieser Rahmen mit starkem eisernen Draht kreuzweise überflochten, so daß jede Raute zwey Quadratzolle groß ist. Dieser Rahmen liegt wie ein Tischblatt auf einem vierfüßigen Gestelle, man bringet die Schwingehede darauf, klopft sie etwas mit einem Stocke, rührt sie um, und sucht die darin enthaltenen Holztheilchen noch mehr zu lösen, welche nun unten durchfallen. Ein solches Instrument, nähmlich mit

Draht

Draht beflochten siehet man in der Figur 4470 mit dem Stocke c.

Nach dem Schwingen des Flachses folgt die Arbeit mit den Hecheln. Dieses Verfahren will ich kürzlich nach der Angabe einer Hausmutter niederschreiben, welche in der Prignitz bey der Flachswirthschaft erzogen ist, und sich Charlotte Flörken, geborne Rhau, nennet.

„Der Flachs, welcher gehechelt werden soll, muß „zuvor gebrochen und geschwungen seyn. Je nachdem „er gut gebrochen oder geschwungen ist, wird das „Werk oder die Hede gut, oder schlecht; der Flachs „an sich verliert zwar nicht an seinem Gewicht, wohl „aber an seiner Güte. Nach solcher, und oft auch „anderweitiger Vorbereitung, deren es mancherley, „theils gute, und theils schlechte giebt, bedienet man „sich der Hecheln, welche man von verschiedenen Gattungen hat, je nachdem man den Flachs fein, oder „nur grob bearbeitet haben will. Gewöhnlich hat man „vier verschiedene Hecheln, als die Hinterhechel, die „grobe, die mittel- und die feine Hechel. Erstere ist „die allergröbste Art von Hecheln, und sie sind bey den „Hechelhändlern, unter diesem Nahmen schon zu erhalten.“

„Zu diesen Hecheln hat man besondere Gestelle, „(doch nicht allenthalben, sondern nur an einigen Orten,) die man Hechelstühle nennet. Sie sind bald „wie ein kleiner Tischfuß geformt, haben aber oben „zwey gespaltene Leisten, in welche Spalten man die „Hecheln hinein schiebt, und befestigt. Man kann „sich aber in Ermangelung eines solchen Stuhles, „eines ordinairen Stuhles bedienen, welchen man niederlegt, und auf dessen Füße man die Hecheln feste „bindet, wobey die Lehne mit Steinen beschweret wird, „um desto sicherer zu liegen.“

„Man legt ſogleich zwey Hecheln auf, vorn
„grobe, und hinten die Hinterhechel, welche le
„dazu dient, die Hede von einander zu ziehen, d
„ſie nicht kloßig, oder wie man beym Flachſe ſpr
„Klümperig, werde. Den Flachs, der gehechelt we
„ſoll legt man ſich zur linken, und zwey Mulden ſ
„man ſich zur rechten Hand, um den Flachs nach
„ner Güte darin zur vertheilen. Hierauf faßt
„eine Handvoll Flachs mit der Rechten ſo in der M
„daß beyde Spitzenenden gleich lang werden, un
„chelt auf der vorderſten groben Hechel die Spitzen
„Dieſes Werk oder Hede nennet man die Steißh
„(Steerthak,) und wird beſonders auf eine Seit
„worfen, um das Geſpinnſt davon zu Sackleinwa
„gebrauchen."

„Sind die Spitzen gereiniget, ſo zupft ma
„Handvoll Flachs auf beyden Enden gut aus, w
„ſich das eine Ende bis beynahe zur Hälfte um
„drey hinterſten Finger der rechten Hand, und
„ihn auf dieſe Weiſe behutſam durch die Hechel,
„nicht ſo ſtark, daß die Spitzen der Hechel über
„Flachs zu ſehen ſind. Mit dem andern Ende
„fährt man hernach eben ſo. Iſt dies geſchehe
„breitet man den Flachs auf dem Schoße ause
„der, oder, man theilt ihn vielmehr ſo, daß das
„wendige der Handvoll nun auswendig, und die
„ge äußere Seite nun wieder in die Mitte ko
„So hechelt man noch einmahl, wie zuvor."

„Ein Vortheil hiebey iſt, damit man nicht mit
„Flachſe zu tief hinein ſchlage, und zu viel Flachs
„liere, daß man die linke Hand an die vorderſte
„chel hält, und zwar ſo hoch an den Hechelzähnen,
„der Flachs tief hineinfallen ſoll."

„Das hechelnde Frauenzimmer kann nun be
„len, ob dieſe Handvoll Flachs zum groben,
„nern Geſpinnſte tauglich iſt, und demnach lag

„in eine von den Mulden. Eigentlich aber ſollte der „Flachs ſchon vorher längſt ſortirt ſeyn, und zwar „kann ſolches vorzüglich beym Pflücken geſchehen; „denn es trifft ſich beym unſortirten Flachſe oft, daß „beym Hecheln eine Handvoll halb weich, und halb „ſpröde iſt, welche die Hechelfrau dann theilen und jede „Art beſonders legen muß.“

„Der weiche Flachs wird noch zwey Mahl, nähm„lich durch die Mittel- und feine Hechel auf die vorbe„ſchriebene Art gezogen. Der mittelmäßige Flachs er„hält mit der Mittelhechel allein genug. Würde die„ſer durch die feine Hechel gezogen werden ſollen, ſo „würde nicht allein viel Flachs verloren, und in die „Hede gehen, ſondern es würde der übrig gebliebene „Flachs ſeines groben Weſens halber dennoch nicht „zum feinen Geſpinnſte gebraucht werden können, weil „er beym Spinnen abſpringet. Der ganz harte und „ſtörrige Flachs aber hat ſchon von der groben Hechel „genug, und das Geſpinnſt hievon wird zu Geſinde„laken oder ſonſt grober Leinwand verarbeitet.“

„Iſt der Flachs nun auf vorbeſchriebene Art gehe„chelt, ſo wird er zu vier bis fünf Riſten zuſammen „gedrehet, in Knocken (Knoppen oder Klocken) gebun„den und auf einen Bindfaden gezogen, zu zehn und „zehn Pfund gewogen, und zum Spinnen weggehän„get. Das Werk oder Hede wird mit einem dünnen „Stocke aufgeſchüttet, auf einen Tiſch gebreitet, und „locker zuſammen gewickelt, welchen Wickel man einen „Dunk, auch eine Dieſe nennet. Dieſe Dünke wer„den in Strohbände gebunden, und nach ihrer Güte „und Feine geſponnen.“

Einige andere Arten, die Hecheln zu befeſtigen, als hier eben beſchrieben worden, ſiehet man in den Figuren 4471 und 4472. In der erſten Figur ſtellt Nr. 1 die grobe, Nr. 2 die Mittel- und Nr. 3 die

feine Hechel vor. Uebrigens aber ſehe man auch in der Encyklopädie Th. XXII. S. 576 fgg. Art. Hechel.

Ueberhaupt aber kann man vom Lein- und Flachsbaue nachſehen:

Allgemeine kurze Anweiſung zum Flachsbaue. Hannöv. Anzeigen, 1764 Col. 1503.

Verſuch mit amerikaniſchem Flachs, Hannöv. Anz. 1765 Col. 395.

Vom Flachsbau an der Wolga. Bemerkungen einer Reiſe im ruſſiſchen Reich im Jahr 1772 von Joh. Gottl. Georgi ꝛc. Petersb. 1775. 1 B. S. 896.

Ein Mittel, daß die Erdflöhe dem jungen Flachſe nicht ſchaden. Hannöv. Magaz. 1790 Col. 1311. Wie auch in eben dem Werke von 1791 Col. 369.

Eine allgemeine Zubereitung des Flachſes. Nützliche Sammlungen Th. 1. Col. 141. 1062. und 1605.

Einige durch vieljährige Erfahrungen bewährte Regeln in Behandlung des Rigaer Leinſäens, und des davon erbaueten Flachſes, Oekonomiſche Hefte für den Stadt und Landwirth. May 1796 Nr. 1.

Wie man den Flachs der Baumwolle gleich und weiß macht. Hannöv. Magaz. 1777 Col. 877. Auch ſehe man Gelehrte Beyträge zu den Braunſchweigiſchen Anzeigen, 1773. Col. 221.

Den Flachs wie Seide zuzubereiten. Hannöv. Magaz. 1770 Col. 1211.

Jetzt werde ich dasjenige nachholen müſſen, was ich S. 15. verſprach, nähmlich eine nähere Beſchreibung von dem Sibiriſchen Lein zu geben, deſſen ich S. 14 in Nr. 6 gedacht habe. Dieſe Pflanze gehört mit zu den Leinpflanzen; ſie hat aber vor vielen andern dieſer Art großen Vorzug. Wir haben den Samen aus Sibirien erhalten, und man hat nicht nöthig, ihn alle Jahre zu ſäen, folglich darf man auch das Erdreich nicht jährlich umarbeiten, um dadurch den Wachsthum neuer Körner zu befördern. Wenn dieſe

Saat

Saat einmahl aufgegangen iſt, ſo erfordert ſie faſt gar keine Wartung, da man alles nöthige gethan hat, wenn man ſie nur einmahl jätet. Die Beſtellungsart iſt einerley mit dem ordentlichen Leine, aber, ſie kommt in ſandigem Erdreich auch ſehr wohl fort, und erfordert wenig Düngung. Sie treibt aus einem einzigen Stängel unzählig viele Sproſſen, die alle recht guten Flachs geben; und man hat deren an einem Stängel ſchon zwanzig bis dreißig gezählt.

Dieſer Lein wächſt ſehr gut und hoch, auch in unſern hieſigen Gegenden, und übertrifft in Hinſicht ſeiner Höhe, oder eigentlich zu reden, Länge, ſehr oft allen unſern hieſigen Lein, da ihm der Froſt, Schnee, und Reif der Wintertage keinen Schaden thut. Die neuen Sproſſen, welche hervorſchießen, nachdem man ihn im Auguſt geſchnitten hat, erhalten ſich den Winter hindurch vollkommen gut; ſie bleiben unter dem Schnee und Eis ſo grün, wie in den Sommertagen; nur verſteht ſichs, daß ſie in der Art grün ſind, wie alle andere Winterpflanzen, und alſo zu der Zeit nicht wachſen können. Indeſſen, ſie haben ſo wie der Rokken und Weizen die Kraft, der Kälte zu trotzen. Es verdiente gewiß dieſe Pflanze mehr Aufmerkſamkeit von Seiten der Landwirthe. Man will, daß ſie der Ritter Linné zuerſt entdeckt, und in ſeinem *Hort. Upſal.* beſchrieben habe. Nach ihm führte ein berühmter Pflanzen- und Kräuterkenner, Herr von Bielke dieſe Pflanze in Schweden ein, wo ſie ſehr gut fortkam. Hierauf wurde im Hannöverſchen, und in vielen andern Ländern Verſuche gemacht, und auch dieſe gelangen ſehr wohl. Ich ſelbſt habe vor etwa 14 Jahren in Pommern Verſuche damit angeſtellt, die ſehr gut ausſchlugen. Ich würde mich der Sache mehr unterzogen haben, und gewiß auf den Anbau dieſer Pflanze auch jetzt alles nur Mögliche wenden, wenn es nur Ort und Zeit erlaubten.

Wenn man dieſe Pflanze ziehen will, ſo muß man ein Erdreich dazu wählen, das etwas mit Sand vermiſcht iſt. Solches wird alsdann mit zweymahligem Umackern zubereitet. Kann mans aber haben, ſo nimmt dieſer Lein auch ſehr gern recht mürbes Land, und den Herbſt vorher fetten Miſt. Sollte dieſes aber nicht ſeyn, ſo iſt er auch mit allem übrigen Acker zufrieden, den ſonſt der gewöhnliche Lein erhält, wenn er nur nicht von einer Leinart ausgeſogen, und gut dabey bearbeitet iſt. Man ſäet den Samen im April ganz flüchtig, und zwar alſo, daß man von dieſer Gattung zur Ausſaat ein Drittheil weniger als von dem gemeinen Leinſamen nimmt. Das Einegen geſchieht wie gewöhnlich, doch aber leicht.

Dieſer Lein bleibet ohngefähr drey Wochen in der Erde, ehe er aufgehet. Wenn er anfängt gut zu wachſen, ſo muß man das Unkraut, welches ihn erſticken könnte, eben ſo, wie bey dem gemeinen Lein ausjäten. Vielleicht aber iſt ſolches Jäten auch nicht nöthig, ſobald nur der Acker an ſich ſelbſt rein iſt, denn dieſer Flachs wächſt ſehr ſtark heran. Indeſſen da ich den Verſuch, ihn nicht zu jäten, nicht ſelbſt gemacht habe, ſo überlaſſe ich ſolches den Landwirthen zum Verſuche, beſonders, da nicht aller Boden und alle Bearbeitung überein iſt.

Dieſes iſt alle Bemühung, welche er, bis er reif wird, erfordert. Wenn er völlig reif iſt, welches man leicht an dem Stängel, der gelb wird, und an den Blättern, die anfangen abzufallen, erkennet, ſo ſchneidet man ihn mit der Sichel ab, ausraufen aber darf man ihn nicht. Sieht man nicht auf den Samen, ſo kann man ihn früher abſchneiden, wodurch man einen deſto feinern Flachs erhält. Der Stängel oder Stock treibet im folgenden Jahre wieder aufs neue. In dieſem Jahre jätet man ihn wieder, wobey man aber nur halb ſo viel Mühe, wie im vorigen Jahre, aufwenden darf, weil der Lein

ſchon

ſchon ſtark genug wird, um über die andern Pflanzen die Oberhand zu behalten. Und, darin beſteht die ganze Wartung dieſer Pflanze ſowohl in dieſem, als in den folgenden Jahren. Hauptſächlich muß man Bedacht darauf nehmen, daß das Erdreich, worin man dieſen Lein ſäet, recht aufgelockert ſey, und ſich keine Raſen darin befinden, die man, wenn welche vorhanden ſind, zerſchlagen muß. Wenn das Erdreich gar zu trocken und mager iſt, ſo kann man etwas Miſt, aber ganz wenig darauf führen.

Man kann ſich nicht beſſer von dem weſentlichen Vortheile dieſer Pflanze überzeugen, als wenn man ſie mit dem gemeinen Leine in Vergleichung bringet. Der jährige Lein wird gewöhnlich in zwey Monathen im April und May geſäet. Der von der erſten Saat ſtehet öfters der Gefahr bloß, im May zu verderben, indem er nicht länger als eilf Tage in der Erde bleibet, bevor er aufgehet. Den ſibiriſchen Lein aber kann man zu Ende des Märzes ſäen; dieſer geht erſt im Anfange der vierten Woche auf, und man hat hierbey nichts wegen der Frühlingsfröſte zu befürchten, weil er aus einem viel kältern Lande, als das unſrige iſt, kommt, und folglich den Froſt und die rauhe Luft gewohnt iſt.

Der jährige Lein erfordert ein fettes und wohlgedüngtes Erdreich. Der ſtets währende Lein kommt hingegen in einem ſandigen Erdreich faſt ohne alle Düngung fort, und erfordert, wie oben ſchon erwähnt worden, bey der Saat ein Drittheil Samen weniger, als der ordinäre Lein. Der jährige Lein hat eine einfache Wurzel und bringt einen einzigen Stängel, und verdirbt nach der Aernte. Die Wurzel des ſtets währenden Leins, hat hingegen mehrere Zweige, und treibet alle Jahr neue Sproſſen. Man ſiehet dieſe Pflanze mit Vergnügen wachſen, wenn die Wurzel anfängt Sproſſen zu treiben; indem ſie in ganz kurzer Zeit ein kleines

nes Gebüsche bildet. (Man kann den Unterschied des Gewächses in Hinsicht des äußern Ansehens in den S. 12 und 15. schon angeführten Figuren 4451 und 4452, sehr deutlich bemerken.)

Der sibirische Lein muß zwar auch im ersten Jahre von allem Unkraute gereinigt werden, welches ihn ersticken könnte, und ist in so fern von dem jährigen Lein, welcher diese nähmliche Vorsicht erfordert, in nichts unterschieden, doch geschieht diese Arbeit bey dem perennirenden Lein mit halb so vieler Mühe, als wie bey dem jährigen. Den sibirischen Lein kann man nicht leicht mit der Wurzel ausreißen, weil er viel stärkere und tiefere Wurzeln hat; welches hingegen bey dem jährigen Lein sehr oft geschieht, da man vielfältig bey dem Ausjäten des Unkrautes, die ganze Pflanze zugleich mit ausreißet. Wenn man den stets währenden Lein im ersten Jahre von allem Unkraute wohl gereinigt hat, so findet man in den folgenden Jahren sehr wenig Unkraut mehr; bey dem jährigen Lein hingegen, muß man diese Arbeit jedes Mahl mit neuen Kosten wiederhohlen.

Wenn bey dem gemeinen Leine die Pflanze lebhaft ist, und breite Blätter bekommt, so hat man Ursache, sich eine gute Aernte zu versprechen. Dieses nähmliche Kennzeichen findet auch beym sibirischen Leine statt, nur hat dieser noch überdies den Vorzug, daß er den gemeinen Lein in der Höhe ein Drittheil übertrifft. Dieserhalb aber hat auch der Stängel des stets währenden Leins mehr Härte und Holz, als die von dem gemeinen Lein, aber dennoch ist der Faden, welchen man von den sibirischen bekommt, eben so gut und wird auch eben so weiß, als der vom gemeinen Leine, wobey man von dem sibirischen Lein noch weit mehr Flachs, als von jenem erhält.

Aus diesem Vergleiche kann man wahrnehmen, wie vieler Vortheil der Anbau des sibirischen Leins gewähret

währet, und wiewohl sich eine Landwirthschaft dabey stehen würde. Man erspart in der Wartung, in der Erziehung und in der Saat viele Kosten; man erhält viel mehr Materie, um Faden daraus zu machen; man darf den Frost nicht befürchten; man braucht sehr wenig Düngung, und vermittelst dieses Anbaues kann man schlechten Acker besser als sonst nutzen. Man will bemerkt haben, daß sogar die Sandschollen, welche kaum die Saat vom Rocken wieder geben, sehr gut den sibirischen Lein tragen. Vielleicht möchten wir unsere öden Felder, unsere Sandberge, von denen der Wind so vielen Sand wegtreibt, und gutes Land damit verdirbet, unsere Steppen und Dünen damit vortheilhaft besäen können. Welchen Vortheil hätten wir nicht, wenn wir den fliegenden Sand in ein festes grünes Feld verwandelten, und von denjenigen Oertern, auf welchen nicht einmahl das elende Heidekraut wächst, den kostbaren Flachs zu unserer Bekleidung und zum Verkauf abschneiden könnten!

Es ist freylich wahr, daß auch dieser sibirische Lein nach Beschaffenheit des Bodens stark oder schwach wächst, daß er also auf einem durchaus dürren Flugsande wegen Mangel der Nahrung nicht völlig so lang wird, und auch nicht so dicke Stängel treibt, als dort, wo er mehr Nahrung hat. Indessen er wird doch immer groß genug, und größer als mancher gemeine Leinstängel. Kommt man ihm aber nur etwas dabey zu Hülfe, und giebt ihm im Herbste, wenn die Stängel abgeschnitten worden, nur sehr wenigen kurzen Mist, welcher nur darüber her gestreuet werden darf, so wird man im folgenden Jahre schon eine merkliche Verbesserung an der Pflanze wahrnehmen.

Die übrige Bearbeitung dieses Leins ist völlig gleich mit derjenigen der gemeinen Sorte, und daher will ich solche nicht wiederhohlen, sondern nur dies noch anmerken, daß

daß man bey der Röthe und nachmahligen Bearbeitung darauf Rückſicht nehmen müſſe, daß dieſe Stängel dicke ſind, und mehr Holz haben. Wenn nun zwar der Faden und die Leinwand, welche man bisher von dem ſibiriſchen Leine erhalten hat, zuweilen nicht gänzlich ſo fein ausgefallen iſt, als der von dem gewöhnlichen Lein, welches theils an dem Boden liegt, nach deſſen Güte er ſtarke oder ſchwache Stängel treibt, theils aber auch an der Bearbeitung des Flachſes ſelbſt, indem man ihn nicht genug von dem Holze gereinigt und die zuſammenklebenden Häutchen nicht genug getheilt haben mag; ſo iſt hieran im Ganzen ſo viel nicht gelegen, weil die feinſte Leinwand nicht die unentbehrlichſte iſt, ſondern meiſtentheils nur zur Vermehrung des Luxus dient. Die mittelmäßige Leinwand iſt aber die beſte und nützlichſte. Sobald uns der ſibiriſche Lein dergleichen Leinwand liefert, ſo können wir wohl damit zufrieden ſeyn, indem wir hierbey nicht nur in Anſehung des Anbaues und der Pflege viele Koſten erſparen, ſondern auch vielen Flachs von dieſer Pflanze erhalten.

Der bekannte, und um die ökonomiſchen Wiſſenſchaften ſehr verdiente Dr. und Profeſſor Daniel Gottfried Schreber hat im Jahre 1754 ſchon eine Abhandlung über den Nutzen und Anbau des perennirenden ſibiriſchen Leins geſchrieben, welche hernach, damit ſie gemeinkundiger würde, den Hannoveriſchen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1754 einverleibet wurde (*). Auf dieſe Abhandlung wurden viele Oekonomen aufmerkſam, und beſonders ein gewiſſer Herr v. W. im Hannöv. Er ließ ſich die Sache ernſtlich angelegen ſeyn, ſchaffte ſich dieſen Leinſamen an, machte viele Verſuche damit, und übergab im Jahre 1767 dem Hannoveriſchen Magazine von eben dem Jahre ſeine

(*) 40tes Stück, Col. 657 flg.

seine ökonomischen Bemerkungen. Diese findet man also dort im 59sten Stücke mit der Ueberschrift: Nachricht von einem im kleinen gemachten Versuche mit dem perennirenden sibirischen Lein, dessen Fortsetzung im Großen viel Nutzen zu versprechen scheint.

Ob nun gleich unsere Landwirthe sich es noch bis diese Stunde nicht angelegen seyn lassen, diese so sehr vortheilhafte Pflanze anzubauen, so zweifle ich nicht, daß sie es gewiß thun werden, wenn diese edle Pflanze nur erst mehr bekannt seyn wird. Um dies zu befördern, rücke ich des Herrn v. W. Nachricht hier ein, und ich wünsche herzlich zum Besten des Staates und aller Bewohner desselben, daß endlich einmahl diese Pflanze im Großen gebauet werden möge.

Der Herr Professor D. Schreber gab im Jahre 1754 wie er seine dero Zeit in Halle zu lesenden Collegia anzeigte, eine Nachricht von einem kleinen Versuche, den er mit dem sibirischen perennirenden Lein gemacht hat. Dieser Versuch verdiente die Aufmerksamkeit des Publici, und veranlaßte einige Hoffnung zur Verbesserung eines wichtigen Nahrungszweiges. Die vorhin gemeldete Nachricht wurde im 48sten Stücke der Hannoverischen gelehrten Anzeigen v. J. 1754 in der Absicht abgedruckt, um solche bekannter zu machen, und auch denen in die Hände zu bringen, welche die kleinen akademischen Schriften zu lesen nicht Gelegenheit haben. Seit der Zeit habe ich gewünschet, perennirenden Leinsamen zu erhalten, um durch eig. Versuche mich zu überzeugen, in wie fern man von dem daraus zu bauenden Flachse sich wirkliche Vortheile versprechen könne. Meine desfalls angewandten Bemühungen aber waren vergeblich, und so sehr ich dadurch von dessen durch den Herrn Professor Dr. Schreber bereits angemerkte Seltenheit überzeugt wurde, so wahrscheinlich schien mir der Schluß, daß die durch denselben schon im Jahre 1754 angepriesenen Versuche nicht fortgesetzt seyn müßten, weil dieser Same sonst ohne Zweifel bekannter und häufiger geworden wäre. Endlich hat der patriotische Herr Verfasser der schweizerischen Briefe nebst mehr andern Sämereyen auch einen kleinen Vorrath von sibirischen

ſchen Lein dem hieſigen Intelligenzcomtoir zugeſchickt, um ſolchen den Liebhabern der Oekonomie, um damit Verſuche anzuſtellen, unentgeldlich zukommen zu laſſen. Ich habe davon etwa ein halbes Quentin in meinem Garten geſäet, und da bisher noch niemand gemeldet, wie ſein Verſuch ausgefallen iſt, ich aber vermuthe, daß es einen wichtigen Nutzen ſchaffen könne, wenn dieſe perennirende Pflanze im Großen gebauet wird; ſo will ich meine Bemerkungen mit allen dabey vorkommenden Umſtänden anzeigen.

Mein Garten beſteht aus Sandland, welches mit weniger ſchwarzer Erde vermiſchet, und zur Hervorbringung recht guter Küchengewächſe, bey nicht gar zu trocknen Jahren vorzüglich tauglich iſt. Ein Theil davon liegt ſo niedrig, daß ſelbiges im naſſen Winter oft unter Waſſer ſtehet, oder doch ſehr eingetränkt iſt, daß man daſelbſt nicht wohl gehen kann. Dieſe Näſſe ſchadet jedoch der Fruchtbarkeit im Sommer nicht. Um dem Wachsthum des vom ſibiriſchen Leine herkommenden Flachſes im trocknen und feuchten Lande zugleich zu verſuchen, ſäete ich den Samen zur Hälfte auf vorhin gemeldete niedrige Stelle, welche eingeſchloſſen und der freyen Luft nicht völlig ausgeſetzt iſt. Die andere Hälfte wurde auf höher belegenem ſtets trocknem Lande, ausgeſäet. Auf beyde Plätze war in 5 bis 6 Jahren keine Düngung gebracht, und ich wählte dieſelbe mit Vorbedacht, um zu erfahren, ob ein mageres Land den ſibiriſchen Lein hervorbringen könne Da ich bey der Gartenbeſtellung die Eintheilung ſo viel möglich dergeſtalt zu machen pflege, daß ein jeder Platz wenigſtens zwey Mahl im Jahre genutzet wird, ſo haben auch dieſe beyden Stellen faſt jährlich zwey Mahl Gartengewächſe in die Küche liefern müſſen. Es iſt daher leicht zu erachten, daß dieſe magern Plätze dem Leine keinen außerordentlichen Trieb von der im Lande vorhandenen Düngung geben konnten. Am 25 April 1765 geſchah die Ausſaat, und etwa nach 14 Tagen oder 3 Wochen fing der Lein an, ſich mit beyden erſten Blättern eben ſo zu zeigen, wie man es bey dem hierſelbſt gewöhnlichen Lein ſiehet. Beydes, ſowohl dasjenige, was auf dem hohen als feuchten Lande geſäet war, kam in gleicher Menge hervor, doch ſchien das letztere anfänglich etwas geſchwinder und munterer zu wachſen, wurde aber von dem andern bald eingeholet. Kurz nachdem

der

der erſte Halm etwa eines Fingers lang ſeyn mochte, zeigten ſich Nebenſproſſen aus der Wurzel. Dieſes continuirte den ganzen Sommer durch, ſo daß im Auguſt bereits aus jedem Samenkorn ein Buſch von 10, 20 bis 30 Halmen entſtanden war, von denen einige die Länge eines Fingers, andere aber einer Elle hatten; alle waren nach dem Verhältniſſe, wie ſie früh oder ſpät aus der Wurzel ſproſſeten von verſchiedener Länge. Einige blüheten, und es zeigten ſich noch immer neue Sproſſen, die aus der Erde hervor kamen. Die Blüthe war theils bläulich, wie bey unſerm gewöhnlichen Flachſe, theils ganz weiß, überhaupt aber größer, als unſer Flachs ſie hervorzubringen pflegt. Sie dauerte den ganzen Sommer durch, bis nach Michaelis, in der Maße, wie die Halme heranwuchſen, und es entſtanden einige wenige reife Samenknoten. Der längſte Halm war kaum einer Elle lang, und wegen Verſchiedenheit des Flachſes und deſſen ermangelnder Reife konnte man ſich davon nichts zu Nutze machen. Ich fing demnach an zu glauben, daß hiervon nichts erſprießliches zu hoffen ſey, und achtete nicht darauf. Mein Gärtner war jedoch begierig; zu wiſſen, was aus dem Flachſe werden könnte, und ſammlete die wenigen Knoten, die zu einer Reife gekom[illegible] waren, ſchnitt auch die längſten Halme des Flachſes ab, und weil er kein anderes Waſſer hatte, ſo legte er ſolche im November in eine Miſtpfütze, um darin zu rotten. Hierſelbſt lagen ſie, bis das Eis die Pfütze überzog. Sie wurden endlich herausgenommen, und bis zum Frühjahre verwahret. Man erachtet leicht, daß dieſes Rotten mit wenigem Nutzen geſchehen können. Indeſſen wurden die Halme gebrochen, und gaben etwas Flachs, welches nichts weiter bewies, als das man wirklich Flachs aus dieſer Pflanze erhalten könnte.

Die Stoppeln, wovon die Halme abgeſchnitten waren, blieben, nebſt den kleinen aus den Wurzeln geſchoſſenen Sproſſen ſtehen, und letztere hielten den Winter aus, welcher einige Wochen bey trocknem Froſte mit ziemlicher Heftigkeit anhielt, bisweilen mit Thauwetter abwechſelte, und zuletzt die Erde mit vielem Schnee eine Zeitlang bedeckte. Die Sproſſen waren aller rauhen Witterung ohnerachtet nicht verſehrt, ſondern wuchſen im Anfange des Frühlings ganz munter auf, und ſobald der Froſt aus

der Erde war, kamen deren noch eine groſse Anzahl aus der Wurzel von neuem hervor. Alle Halme ſchoſſen ſo friſch, munter und geſchwind in gleicher Länge auf, daß es ohne Vergnügen nicht geſehen werden konnte. Gegen die Mitte des Maymonaths, war der Flachs ſchon über eine Elle lang; im Junio fehlte wenig mehr an zwey Ellen. In der Mitte des Julius fing er an zu blühen, und nahm an der Länge eine halbe Elle zu. Ich ließ die Knoten, ſo auf die Blüthe folgten, ſorgfältig reif werden, weil mir für daßmahl mehr an dem Samen, als an dem Flachs gelegen war. Gegen das Ende des Auguſtmonathes ſchoſſen aus vielen Halmen eine Menge Nebenzweige. Ich urtheile hieraus, und weil der Samen in den Knoten ſchwarz zu werden anfing, daß ich nunmehr von deſſen Reife verſichert ſeyn könne, und den Flachs ärnten müſſe, wenn er nicht durch die vielen Nebenzweige zum Gebrauche ganz untauglich werden ſollte, ließ alſo denſelben abſchneiden, und nachdem die Knoten abgeſtreift waren, durch gütige Vorſorge eines patriotiſchen Gönners, der damahls auf einem Landgute ſich aufhielt, in die Rotte bringen, wozu ich ſelbſt keine Gelegenheit hatte. Meine Aernte betrug vier kleine Bunde, wovon ich beynahe zwey Pfund rei[illegible], doch ungehechelten Flachs erhielt, den ich nachhe[illegible]heln ließ, und faſt ein Pfund an ganz reinem Flachſe bekam.

Dieſer Flachs bleibt, wenn er ganz rein gemacht iſt, ſehr viel länger, als derjenige, welches man hier gewöhnlich bauet. Er iſt ſehr ſtark, hat aber das Unbequeme, daß er bey weitem nicht ſo weich und fein, wie der gewöhnliche, gemacht werden kann; dem Anſehen nach ſollte man ihn für Hanf halten, und ich glaube, daß er alle deſſen Eigenſchaften hat. Vielleicht iſt der meinige ſo ſtraub geblieben, weil ich ihn gar zu lange auf dem Halme ſtehen laſſen. Es iſt bekannt, daß unſere Hausmütter, wenn ſie recht feinen Flachs zu bekommen wünſchen, die Reife des Samens nicht abwarten, ſondern den Flachs ſchon aufziehen laſſen, ſobald er Knoten angeſetzt hat. Vielleicht aber wird auch derſelbe im zweyten und folgenden Jahre ſtärker, als wenn man im erſten Jahre eine Aernte thun kann. Die Folge zeigt, worauf ich meine Vermuthung gründe. Bey dem frühzeitigen und ſchnellen Wachsthume des perennirenden Flachſes könnte

könnte man davon eine doppelte Aernte hoffen, wenn man denſelben zum erſten Mahle am Ende des Maymonaths ſchneidet, da er die Länge des hierſelbſt gewöhnlichen Flachſes erreicht, und die nachher erfolgten Ausſchößlinge im September zu einer abermahligen Einſammlung groß genug geworden. Wäre dieſes, ſo würde der Vortheil noch größer ſeyn. Geſetzt aber, daß auch nur grober und ſtarker Flachs aus dem perennirenden Lein geärntet werden könnte, ſo würde derſelbe deswegen nicht zu verwerfen ſeyn, da man in einer Haushaltung mehr grobes und ſtarkes Leinen, als feines gebraucht, und der perennirende eine weit größere Menge mit geringerer Mühe hervorbringt. Der Same iſt ganz ſchwarz, und viel dünner, auch leichter, als der gewöhnliche Lein. Es möchte folglich zum Oelſchlagen davon wohl kein vortheilhafter Gebrauch gemacht werden können.

Ich machte mancherley Verſuche, die auf die Vermehrung des Flachſes abzielten. Wegen der im abgewichenen Herbſte eintretenden langwierigen Dürre, geriethen dieſelben zwar nicht alle; ſie verdienen jedoch erzählt zu werden, damit mein Verfahren beurtheilet, und andere bewogen werden mögen, dieſelben entweder nachzuahmen, oder zu verbeſſern. Mein Gärtner hatte die wenigen Anno 1765 aufgenommenen Samenkörner an einem Orte im Garten ausgeſtreuet, der ſehr trocken war, und den der Regen faſt gar nicht treffen konnte. Die Ausſaat mochte im Monath May geſchehen ſeyn. Sie liefen auf, und wuchſen ſehr kümmerlich und langſam, indeſſen erreichten die zuerſt aufgeſchoſſenen Halme die Länge einer halben Ele, und aus der Wurzel ſchoſſen einige Ausſchößlinge hervor, welche nach dem Verhältniß der Zeit ihres Wachsthums länger oder kürzer waren. Die Dürre des Orts, deſſen Unbequemlichkeit, und die Begierde den Erfolg zu ſehen, veranlaßten den Entſchluß, dieſe ſämmtlichen Pflanzen an eine andre Stelle zu verſetzen. Es waren 90 Pflanzen, die ich bekommen hatte. Dieſelben ließ ich im Auguſt ausnehmen, und nach der Linie einen Fuß weit auseinander neben dem Flachſe hinpflanzen, welches ich auf der feuchten Stelle des Gartens im April 1765 geſäet, und 1766 zum erſten Mahl geärntet habe. Alle Pflanzen ſchlugen recht gut an. Sie trieben aber wenig, woran die Dürre Schuld ſeyn mochte. Von denen Hal-

men, aus welchen viele Nebenzweige geſchoſſen waren, ließ ich einige auf der Wurzel ſtehen, umbeugen, und der Länge nach mit Erde bedecken. Einige ließ ich abſchneiden, und gleichfalls in die Erde legen. Meine Abſicht war, zu verſuchen, ob die ausgeſchoſſenen Nebenhalme Wurzel ſchlagen, und beſondre Pflanzen erzeugen würden. Sie wuchſen würklich hervor, vertrockneten aber allmählig. Doch blieben diejenigen, ſo von den Halmen, die ich auf der Wurzel hatte ſtehen, umbeugen, und mit Erde bedecken laſſen, länger grün, wie die übrigen, ſo abgeſchnitten waren. Ich zerriß eine Wurzel in 8 Theile, pflanzte jeden Theil beſonders, um zu verſuchen, ob jede ſolcher zerriſſenen Wurzeln ſich beſonders beſtauden würde. Die kleinen Haarwurzeln, haben eine Menge kleiner Knoten. Ich legte dieſe Haarwurzeln, beſonders in die Erde, in der Hoffnung, daß die Knoten Halme treiben ſollten. Die große Dürre des Herbſtes vom 1766ſten Jahre ſcheint dieſe Verſuche fruchtlos zu machen. Bis hieher ſchrieb ich im November des 1766ſten Jahres. Nunmehr kann ich den Erfolg von einigen Verſuchen anzeigen. Im verwichenen Winter hatten wir bekanntlich ſehr heftigen Froſt, welcher auf eine lange ganz außerordentliche Dürre folgte. Die Erde war in der heftigſten Kälte mit Schnee bedeckt. Ich muß dieſe Witterung bemerken, weil ich glaube, daß ſie in meine Verſuche Einfluß habe. Der Flachs, welcher auf dem zu Anfang bemerkten feuchten Platze ſtehet, verſpricht in dieſem 1767ſten Jahre eine abermalige reiche Aernte. Die Halme ſind jetzt, da ſie in voller Blüthe ſtehen, meiſtens an die zwey Ellen lang. Die Blüthe wird einzeln, aber nicht häufig von den Bienen beſuchet. Von dem Flachs, welcher auf der dürren Stelle ſtehet, ſind über die Hälfte der Pflanzen zurückgeblieben. Er ſtehet ſehr dünne, und es ſind ganz bloße Stellen auf dem Lande. Die meiſten Pflanzen, welche noch aufgekommen ſind, haben ein mattes und ſchlechtes Anſehen, bleiben auch kurz, und es ſcheint, daß ſie allmählig vererocknen werden. Nur ſehr wenige hiervon ſtehen friſch und gut. Am beſten und längſten ſind die Halme des Flachſes, ſo im vorigen Jahre verpflanzt worden. Man muß ſie etwas näher zuſammen pflanzen, wie die meinigen ſtehen, wenn man dieſes nachahmen will. Sie ſtehen jetzo zu dünne, welches daher kommt, weil ſie

nicht

nicht so viel Halme aus der Wurzel treiben, als die Pflanzen thun, die aus dem Samen aufwachsen, und auf der Stelle stehen bleiben. Aus denen Halmen, die ich in die Erde legen lassen, imgleichen von den Haarwurzeln ist nichts aufgekommen. Ich weiß nicht, ob die Natur der Sache solches mit sich bringet, oder ob die große Dürre im vorigen Herbste den Wachsthum gehindert habe. Von den zertheilten Pflanzen sind fünf ausgeschlagen. Der Flachs aber ist in Verhältniß gegen den übrigen kurz, und kaum 1½ Ellen lang, ob er gleich ein frisches Ansehen hat. Diese Verrichtung ist also ohne Nutzen. Weil ich den Flachs allein der Natur überlassen wollte, habe ich so wenig in der anhaltenden Dürre denselben begiessen, als die Stellen, worauf er befindlich ist, mit einigem Dünger belegen lassen. Weil vorhin gemeldeter Maßen der Flachs, wenn die Aussaat im Frühlinge geschiehet, im ersten Jahre keine Aernte giebt, so fiel ich auf die Gedanken, vor dem Winter ein wenig Lein zu säen. Ich ließ auf mittelmäßig feuchtem Lande, welches etwa im Mittel zwischen dem dürren und feuchten Lande, so ich im 1765sten Jahre besäen lassen, stehen mag, am 5ten September 1766 zwey kleine neben einander liegende Stücke Land, mit meinem in solchem Jahre selbst geärnteten Leinsamen besäen. Das eine Stück hatte in dem vorhergehenden Sommer Kartoffeln, und das andre weissen Kohl getragen. Das erstere war in vier Jahren gar nicht, das letztere aber in dem nächstvorhergehenden Jahre stark gedünget. Etwa 14 Tage nach der Aussaat regnete es ganz wenig. Der Same lief sofort auf. Weil aber hiernächst in einigen Monaten kein Regen folgte, blieben die Pflänzchen ganz klein, und erreichten kaum die Länge eines halben Fingers. In dieser Länge haben sie den Winter ausgehalten. Ich befürchtete, durch dessen Strenge um destomehr alles verloren zu haben, da ich zweifelte, ob die zarten Pflanzen solche ertragen könnten, freuete mich aber sehr, wie ich im Februar dieselben noch grün fand. Sie wuchsen heran, so wie die Wärme zunahm, und im Anfang schien es, als wenn unter dem Flachse auf dem gedüngten Lande kein Unterschied seyn würde. Allmählig bekam jedoch der letztere den Vorzug, welcher zwar merklich, doch nicht ausnehmend ist. Der Flachs ist jetzt von der Länge, wie der gewöhnliche Flachs zu seyn pflegt. Er stehet in voller Blü-

the. Die Halme sind von einer ziemlich gleichen Länge. Sie sind zarter, als diejenigen, so im zweyten und dritten Jahre empor kommen. Ich hoffe also hiervon eine Aernte von recht gutem Flachse zu thun, und ich sehe hieraus, daß es vortheilhafter sey, den sibirischen Lein im Herbste, als im Frühlinge zu säen, weil sodann gleich im ersten darauf folgenden Sommer geärntet werden kann. Bey diesem Versuche ließ ich es nicht bewenden, sondern ich säete am 5ten Februar dieses Jahres neben dem Flachse, so aus dem im vorigen September gesäeten Lein aufgegangen war, ein Stück auf magern, und ein Stück auf dem gedüngten Lande. Beydes ist gut gelaufen, aber bis jetzt weit kürzer als dasjenige, so im Herbste gesäet ist. Weil es jedoch im Wachsthum stehet, und nicht blühet, so wird es zu einer mehrern Höhe vermuthlich gelangen, aber später reif werden. Es verspricht ebenfalls eine Aernte im ersten Jahre, und hat folglich den Vorzug vor demjenigen, so im April oder May gesäet wird. Der Vorzug des Flachses, so von dieser Aussaat auf dem gedüngten Lande stehet, ist gegen den, so auf magerm Lande gesäet ist, ungleich größer, als bey dem, so vor dem Winter gesäet worden. Ein Theil dieses Flachses stehet unter einigen Obstbäumen. Dieser ist gegen den übrigen merklich zurück, und es scheinet aus diesem Umstande, daß er in freyer Luft besser, als im Schatten, gerathen werde. Aus den Stoppeln, von denen im vorigen Jahre der Flachs abgeschnitten wurde, trieben sofort wieder eine Menge Zweige, die auch vor dem Winter zu einiger Länge gediehen. Sie sind aber sämmtlich im Winter vergangen, und die diesjährige Aernte von dem 1765 gesäeten Lein bestehet völlig aus Ausschößlingen, die von neuem aus der Erde gekommen sind. Das Austreiben aus den Halmen der Stoppeln macht mir Hoffnung zu einer zwiefachen Aernte in einem Jahre, wenn man den Flachs früh abschneidet. Ich habe solches aber in diesem Jahre nicht versuchen mögen, weil ich noch zu geizig auf die Vermehrung des Samens bin, wovon ich in diesem Jahre wohl ein Pfund zu ärnten hoffe; vielleicht aber möchte auch meine Hoffnung zu einer doppelten Aernte fehlschlagen, wenn nemlich der Bast noch nicht reif genug seyn sollte, um einen Flachs zu geben. Der Same vermehrt sich ziemlich stark. Aus einem halben Quentchen, so im April 1765

gesäet

gesäet war, bekam ich in demselben Jahre zwar nur soviel, daß daraus 90 Pflanzen gezogen wurden. Im Jahre 1766 aber bekam ich von dem im zweyten Jahre geärnteten Flachse über ein halbes Pfund Lein. Ich habe gehört, daß an ein und anderm Orte Versuche mit dem sibirischen Lein im Großen angestellet sind. Insonderheit ist mir gesagt, daß solches in Sachsen geschehen sey. Mir ist aber davon mit Zuverlässigkeit nichts bekannt geworden. Da ich in dem 44sten Stück des beliebten Leipziger Intelligenzblattes, so am 11ten October des vorigen Jahres ausgegeben worden, S. 393. die Anfrage finde:

„Weiß man keinen Ort in hiesigen (den sächsischen) Landen, wo der in Schlesien bekannte perennirende Lein gebauet wird? Diese Sorte von Flachs wird vier Jahr hinter einander abgeschnitten, ohne in dieser Zeit von neuem gesäet werden zu dürfen."

So vermuthe ich, daß solcher in Sachsen noch nicht sehr bekannt seyn müsse. Man würde es mit Dank erkennen, wenn jemand, der damit Versuche im großen gemacht, davon und von dessen Erfolge in diesen Blättern Nachricht zu geben belieben wollte. Nach meiner kleinen Erfahrung urtheile ich, daß dieser Lein am vortheilhaftesten

1) Im Herbste,
2) Auf etwas feuchtes, und im vorhergehenden Jahre mäßig gedüngtes von Bäumen nicht beschattetes Land gesäet wird.

Nächst dem schlesischen und lüneburgschen Flachs ist bey uns auch noch der liefländische sehr berühmt, dessen man unterschiedene Sorten in den Seestädten in ganzen Schiffsladungen zu empfangen pflegt, und dessen Preis aus dem gedruckten Preiscourant alle Mahl zu ersehen ist. Der beste unter solchen ist der Rigische, Rakitscher Flachs, nach diesem kommt der sogenannte Paternoster; hierauf der geschwungene; ferner Piek-Kaufmannsgut, alsdann Mittelkaufmannsgut; endlich Dreyband, und letztlich Brack. Der rigische Flachs, von welcher Sorte er auch sey, wird darum dem andern in Lief- oder Curland fallenden Flachse von gleicher Sorte vorgezogen, weil in

Bauerband, der in Rollen von acht Lieſpfunden herauskommt, wird darum ſo genannt, weil er ſo, wie ihn die Bauern zur Stadt bringen, unſortirt wieder verſandt wird. Man muß ſich aber ſehr in Acht nehmen, daß er von den Bauern nicht verfälſchet, und mit Steinen, Aſche oder Graus, damit er ſchwer falle, vermengt ſey. Memeliſcher Flachs kommt in Säcken von halben Schiffspfunden, auch wohl in Rollen von acht Lieſpfunden, und wird beſſer als Curiſch Dreyband gehalten. Pernauiſcher Flachs iſt gemeiniglich in Knoten gebunden, aber ſehr ſchlecht, und mehrentheils Hede. Narviſcher Rheinflachs, iſt ſchön und gut, kommt aber wenig heraus, außer einer Sorte von 9 Knoppen in einem Bunde, die aber ſchon etwas geringer iſt. Flachs-Doß, nennt man dasjenige, was vom Flachſe verwirrt iſt, und keine Harrlen hat, iſt gemeiniglich in 9 Docken gebunden. Viele Flachshändler wiſſen den Flachs dergeſtalt zu ſortiren, und auswärts einen ſchönen Spiegel zu geben, daß man ſelten unbetrogen wegkommt. Indeſſen iſt die Hechel die beſte Flachsprobe, wodurch man ſeinen innern Werth erfahren kann.

Alles was nun noch von dieſer Materie geſagt werden mag, findet man in nachfolgenden beſondern Artikeln; und ich führe nur noch an, daß im XXVten Theil der Encyklopädie, S. 170, fgg. ſich die Nachricht befindet: wie man aus Hopfenranken einen guten Flachs bereiten könne.

Man kann außer den von mir ſchon angeführten Schriften über den Lein- und Flachsbau noch ferner nachleſen:

Gedanken von Verbeſſerung des Flachsbaues, vorzüglich im Mecklenburgiſchen, 1769, 8.

Oekonomiſch practiſche Anleitung zum Flachsbaue. Wien, 1767, 8.

Nachricht von Erbauung und Zurichtung des feinen Flachſes, wie ſolcher zu den Battiſten, brabanter Spitzen, und der feinen Leinwand in Holland, Flandern und Frankreich gefertiget und gearbeitet wird, aus engliſchen Urkunden geſammelt von Joh. Gottfried Seifahrt. Dresden 1786.

J. G. Lehmann Anweiſung zum Anbau und Zubereitung des Flachſes, 8. Leipzig, 1788.

Anweiſung zum Flachsbau und Erzeugung des Leinſamens. 4. Duisburg, 1789.

Ladislaus Reichsedeln von Stoixner, Abhandlungen vom Seiden- Flachs- und Hanfbau, 8. Nürnberg, 1788.

Practiſche Anweiſung, wie der Landwirth den Flachs- Hanf- und Hirſenbau mit mehrerem Vortheile, als zeither bauen könne, 8. Leipzig, 1788.

Oekonomiſche Weisheit und Thorheit, 2ter Theil, Erfurt, 1789. Hiſtoriſche Nachrichten über den Flachsbau in verſchiedenen Ländern. Eben daſelbſt: Anweiſung zu einer beſſern Erbauung und Zubereitung des Flachſes; — und im erſten Theile: Strumpfs kurze Erläuterungen über den Anbau und Behandung des Rheinhanfes und Rheinflachſes.

Gothaiſch gemeinnütziges Wochenblatt vom Jahre 1782, 18ſtes Stück. Sichere Methode, den Flachs in ſeiner Güte zu verbeſſern, und ihn zum Feinſpinnen tüchtig zu machen.

Lunders Beſchreibung vom Leinbau. Flensburg, 1770.

Hermanns Beſchreibung des Flachsbaues im Churfürſtl. ſächſ. Erzgebirge, 8. Leipzig, 1786.

Roſchier, von der Verbeſſerung des Flachsbaues in Sachſen. gr. 8. Zittau, 1787.

Meh-

Mehrere Schriften dieſer Art kann man in Joh. Heinrich Ludwig Bergius Kameraliſten-Bibliothek unter dem Worte Flachs finden.

Lein, iſt ein kleiner Fluß, der im Würtembergiſchen ohnweit Murrhard entſtehet, durch das Ritterſchaftliche unterhalb Gmünd fließt, und an den Ellwangiſchen Gränzen in den Kocher fällt.

Lein, Leun, iſt ein fürſtlich Solms-Braunsfelſiſches Städchen, in der Wetterau, im Amte und bey Braunfels, an der Lahn, mit einem adeligen Gute.

Leina, ein churſächſiſches Dorf im Thüringiſchen Kreiſe, im Amte Freyburg, nach Wengelsdorf gehörig.

Leina, ein herzoglich Sachſengothaiſches Dorf in Thüringen, im Fürſtenthum Gotha im Amte Tenneberg an der Leine, eine Stunde von Waltershauſen.

Leinach, iſt ein biſchöflich Würzburgiſches Dorf in Franken, im Amte Lauringen, eine Meile davon.

Leinach, (Ober-) iſt ein Dorf im Centamt Veits-Höchheim.

Leinach (Unter-) iſt ebenfalls ein Dorf ohnweit des vorigen.

Leinahre, iſt eine Gattung von Ahorn, welche man norwegiſchen Ahorn, oder Platanblätterigen Ahorn zu nennen pflegt. Man ſehe Theil I. der Encyklopädie, S. 242, fgg. im Art. *Acer*, n. 7.

Leinbach, S. Leimbach und Limbach.

Leinbach, iſt ein kleiner Fuß in Schwaben, bey Schwaigern.

Leinbaum, ſ. Leinahre.

Leinblatt, ſ. Leinkraut.

Leinbödig, iſt ein Adjectivum und Adverbium, welches nur im gemeinen Leben, beſonders der Zeugfabriken, üblich iſt. Ein leinbödiger Zeug, der einen leinenen Boden oder Aufzug hat.

Leinbollen, ſind die Samenknoſpen am Leine, wovon im Art. **Lein** gehandelt iſt, und noch unter **Leinſame** mehr vorkommen wird.

Leindotter, Flachsdotter, Seſam, Butterſame, Schmalz, franzöſiſch Seſane, iſt eine Pflanze, die zum Geſchlechte Myagrum gehört, und daher auch Myagrum ſativum, *Linn.* genennet wird. Die Kelchblätter dieſes Geſchlechts ſind eyförmig länglich, ſtehen auseinander und ſind gefärbt; die Blumenblätter rundlich, die Nägel ſchmahl, die ſechs Staubfäden ſind ungleich, indem zwey kürzer als die übrigen ſind; der Eyerſtock eyförmig; der Griffel ſo lang als der Kelch; die Frucht herzförmig zuſammengedrückt, und mit dem kegelförmigen Griffel beſetzt. Die Sorte, von welcher hier die Rede iſt, unterſcheidet ſich von den minder bemerkenswerthen ihres Geſchlechts dadurch, daß ſie längliche, wechſelsweiſe ohne Stiel am Stängel ſitzende Blätter hat; die gelben Blumen ſitzen einzeln an kurzen Stängelchen, die länglichen zweyfächerigen Kapſeln oder Schötchen enthalten mehrere Samen.

Dieſe Pflanze wächſt auf den Kornfeldern des ſüdlichen Frankreichs und Italiens wild. Sie treibet einen runden Stängel 1½ bis 3 Fuß hoch, und theilt ſich oben in Nebenäſte. Man braucht davon das Geſäme, welches dem Rübſamen in Allem gleich kommet, nur daß er kleiner iſt. In einigen Gegenden kommt der Leindotter oft und häufig mit der Leinſaat zum Vorſcheine, und blühet auch zugleich mit demſelben. Vermuthlich iſt er in einigen Ländern z. B. im Würtembergiſchen mit dem Leinſamen ſchon angekommen, und es iſt ſchwer ihn gänzlich wieder zu vertilgen. Aus dem Samen wird Oel geſchlagen, welches recht gut brennt, und für gemeine Leute beſſer zum Verſpeiſen iſt, als das Rüböl.

Ueber-

Ueberdieß kommt der Dotter in Sand- und Heidegenden beſſer fort, giebt auch weit mehr aus als Rübſen, und ſein Stroh fault nicht ſo ſchwer, als Rübſenſtroh. Deswegen wird er in manchen Gegenden mit Mühe angebauet. Gegen die Kälte iſt er nicht empfindlich. Man ſäet ihn daher ſchon im April in wohlgedüngtes Land, welches vor der Saat fleißig geeget werden muß, damit die kleinen weiß gelben Samen nicht verderben. Wenn die Schoten gelb ſind, ſo iſt der Same reif. Dann kann man die Stängel aufziehen wie den Lein. Man läßt ſie etliche Tage in Schwaden liegen, worauf mit dem Dreſchen gerade wie beym Rübſen verfahren wird. Das Dotteröl wird auf eben die Art wie jenes geſchlagen. Friſch ausgepreßt ſchmeckt es etwas bitter.

Diejenigen, bey welchen er häufig unter dem Flachſe wächſt, mögen ihn fleißig ausjäten, wenn ſie Leinſamen zum Flachsbau ziehen wollen, damit ſie in der Folge nicht mehr Dotter als Flachs erhalten. Weniger genau dürfen die es nehmen, die den Leinſamen eines gewiſſen Stückes Land zum Oelſchlagen beſtimmt haben. Uebrigens kann der Leindotter noch als ein gutes Futter für Canarienvögel, Finken, Stiegelitze, Hänflinge u. ſ. w. genutzt werden.

Leindrucker, iſt ein Handwerker, welcher bunte Figuren auf Leinwand druckt, und vollſtändiger Leinwanddrucker genannt wird. Man ſehe alſo dieſen Artikel. Indeſſen wurden ehedem auch die aus den Faſern dieſer Pflanze zubereiteten Dinge, beſonders aber die Leinwand überhaupt Lein genannt, dieſes iſt noch in Pommern, Mecklenburg, Hollſtein und Lüneburg gebräuchlich, und man ſagt dort, um die Leinwand von der Pflanze zu unterſcheiden: das Lein, im Platten, dat Linnen. Aus dieſer Urſache ſagt man dort auch nicht Leinwanddrucker, ſondern Leindrucker.

hat man auch noch Ochſenleinen, und mehrere andere.

Von den Zeltleinen ſehe man in der Encykl. Th. LI. S. 84. fgg.

Leine, (die), ein Fluß der auf dem Eichsfelde entſpringet, aber ſeinen Lauf größtentheils im Fürſtenthume Calenberg hat. Alle Bäche, Auen nnd kleine Flüſſe dieſes Fürſtenthums, ergießen ſich entweder in die Leine, oder in die Weſer; jene fließt an der Oſtſeite, und dieſe an der Weſtſeite des Fürſtenthums. Bey Nordheim wird die Leine vorzüglich durch die Ruhme verſtärkt. Unter Einbeck im Fürſtenthume Grubenhagen, nimmt ſie die Ilme auf, und im Bisthume Hildesheim die Innerſte. Sie iſt von Hannover an, durch Aufräumung des Bettes, Einſchränkung der Ufer und einige Schleuſen, ſchiffbar gemacht worden, ſo, daß man von Hannover auf derſelben in die Aller, aus dieſer in die Weſer, und alſo nach Bremen, Güter und Waaren verſenden, und zurück bekommen kann.

Leine, (die neue), iſt ein Canal der aus der rechten Leine, von welcher die Stadt Göttingen über hundert Ruthen entfernt lieget, nach der Stadt geführet worden iſt, die Altſtadt von der Neuſtadt und Marſch trennet, eine gute Viertelſtunde oberhalb der Stadt anfängt, und ohngefähr eben ſo weit unterhalb derſelben, wieder in die rechte Leine fällt.

Leine, iſt ein churbrandenburgiſches adliches Dorf in Hinterpommern, im Pyritziſchen Kreiſe.

Leine, (Gros:) ein churſächſiſches Rittergut und Dorf in der Niederlauſitz, im Lübbenſchen Kreiſe, eine Meile von Lübben.

Leine, (Klein) ein dergleichen Dorf bey dem vorigen, zur Herrſchaft Leuthen gehörig.

Leineberg, das Landgericht auf dem Linneberg bey Göttingen, oder das Leinebergiſche Gericht. Es iſt dieſes ein Ueberbleibſel von der ehemahligen Pfalz zu Grone,

Grone, und man hat bisher daſſelbe zuerſt in einer Urkunde von 1241, die Poppo, edler Herr von Pleſſe ausgeſtellt hat, erwähnet gefunden. Heutiges Tages erſtrecket es ſich nur über die Pfarrdörfer Grone, Roſtorf, (woſelbſt die edeln Herrn von Roſtorf ihre Burg gehabt haben, deren Güter Herzog Otto der Quade 1330, wegen eines von Chriſtoph von Roſtorf an ſeinem Bruder Friedrich ausgeübten Mordes, als ein verwirktes Lehn eingezogen hat;) Oberjeſa, Settmarshauſen, und die Dörfer Ellershauſen und Holtenſen, und wird ſeit 1743 zu Grone im Nahmen des Landesherrn, von dem Gerichtsſchulzen zu Göttingen, unter dem Nahmen eines Grefen, gehalten; doch hat das Amt Münden concurrentem jurisdictionem in demſelben. Es iſt auch das landtags fähige adelige Gut Ohlenhauſen darin belegen, welches der adeligen Familie der Götzen von Ohlenhauſen zugehöret, die das hier befindliche unfreye Gut Heſſenthal, von der Stadt Göttingen zu Lehn hat.

Von der ehemaligen Pfalz zu Grone, iſt noch folgendes zu bemerken. Auf der Feldmark der Stadt Göttingen, gegen Weſten der Stadt, beym Einfluſſe des Bachs Grone in die Leine, befindet ſich ein Hügel oder kleiner Berg, der auf dem Hagen genennet wird, und er iſt deshalb merkwürdig, weil auf demſelben vor Alters die kaiſerliche Burg und Pfalzſtätte Grone geſtanden hat, die die älteſte und erſte Pfalzſtätte der ſächſiſchen Kaiſer geweſen iſt, auf der ſie ſich von Otto dem Großen an, mehrentheils aufgehalten haben, und wo ein Pfalzgraf oder Hofrichter das höchſte Gericht gehalten hat. K. Heinrich der Erſte verſchrieb ſie im Jahr 929 ſeiner Gemahlinn Mathildis zum Leibgedinge, und dieſe ſchenkte die daſige Kapelle dem Kloſter Pölde, K. Konrad der dritte aber gab ſie 1146 dem Kloſter Fredesloh, bis ſie endlich einging, und die Güter davon kamen.

Die kaiſerliche Burg iſt endlich an die Stadt Göttingen gekommen, die ehedem vom Kaiſer und Reiche mit derſelben belehnet worden iſt, ſich aber in neuern Zeiten aus erheblichen Gründen der Lehnsempfängniß geweigert hat, als ſie ihr angemuthet worden. Hievon ſtammet alſo eigentlich das Landgericht auf dem Leineberge her.

Leinefeld, iſt ein churmainziſches Dorf im Obern Eichsfelde, im Amte Scharfenſtein, unweit Heiligenſtadt.

Leineck, ein markgräflich Baireuthſches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannſchaft Baireuth, eine Stunde von Baireuth.

1) **Leinen**, (Verb. regulare act.) welches in einigen oberdeutſchen Mundarten für Lehnen üblich iſt; man ſehe dieſes Wort.

2) **Leinen**, (Verb. regul. act. et neutr.) welches im letztern Falle das Hülfswort haben bekommt, und gleichfalls nur in den oberdeutſchen Mundarten für thauen, aufthauen üblich iſt. Die Sonne leinet das Eis auf, thauet es auf. Es leinet, es thauet. Im Niederſächſiſchen lautet es lênen, lênen, welches das Stammwort zu ſeyn ſcheinet, von welchem das oberdeutſche leinen, vermittelſt des Suffixi — nen gebildet worden. Die Sonne lênet ſtark, ſchmelzet den Schnee. Der Schnee lênet weg, ſchmilzt weg. Es ſcheinet zu len, und mit demſelben zu linde, Schwed. len, Angelſächſ. lith, dem latein. lenis und Griech. λυειν auflöſen, zu gehören.

Leinen, iſt ein Adject. und Adverb. und kommt von dem Worte Lein wahrſcheinlich in derjenigen ältern Bedeutung, da man alles Geſpinnſte und Gewebte von der Leinpflanze, Lein zu nennen pflegte, (Man ſehe den Art. Leindrucker.) zum Unterſchiede des wollenen und ſeidenen Zeuges. Ein leinener Zeug. Leinenes Garn. Leinene Strümpfe, wofür das zwi-

nene im Hochdeutſchen üblicher iſt. Am Werth oder Eintracht (Eintrag) es ſey leinen oder wollen, 3 Moſ. 13. v. 48. Imgleichen aus Leinewand verfertiget; Leinwanden. Ein Kleid es ſey wollen oder leinen, 3 Moſ. 13, v. 47. Ein leinenes Kleid, leinene Beinkleider, ein leinener Kittel.

Das Beywort wird im gemeinen Leben häufig verkürzt gebraucht, als wenn es unabänderlich wäre, in welcher Geſtalt es auch häufig in der deutſchen Bibel vorkommt. Und ſollt ihnen leinen (leinene) Niederkleider machen, 2 Moſ. 28, v. 42. Der Prieſter ſoll ſeinen leinen (leinenen) Rock anziehen, 3 Moſ. 6. v. 10. Und ſo in andern Stellen mehr. Leinen Zeug, Leinen Geräthe.

In weiterer Bedeutung bedeutet es in der deutſchen Bibel auch aus rohen, ungeſponnenen Fäden des Flachſes oder Hanfes bereitet. Leinene Seile, Eſther 1, v. 6. Eine leinene Schnur, Ezechiel 40, v. 3. wofür aber im Hochdeutſchen Flächſen oder Hänfen üblich iſt. Bey dem Ottfried heißt dieſes Wort linin, (mit lininemo duache); bei dem Winsbeck heißt leinen Zeug, linin tuoch; im Tacian findet man lininu lachan, leinene Laken; im Angelſ. ſagt man linen, und im Engliſchen und Niederſächſiſchen, Linnen.

Leinen; (das;) hierunter verſteht man die Leinwand. Man ſehe dieſen Artikel. Im Niederſächſiſchen heißt dieſes auch Linnen.

Leinen, Waſchleinen, auch Waſch- oder Zeuglinien genannt, ſind lange hänfene rein zuſammen geſponnene Stricke, (obwohl man ſie auch von Flachshede hat, die aber nicht ſo dauerhaft ſind,) welche die Hausmütter und Wäſcherinnen auf den Trockenplätzen und Trockenböden aufziehen, um die

Wäſche darüber zu hängen und trocken werden zu laſſen. Man beſtellt ſie bey den Seilern nach Klaftern, und wenn man ſie erhält, werden ſie Pfundweiſe bezahlt. Einige ſparſame Hauswirthe ſammeln die Schwingehede ſorgfältig zuſammen, und übergeben ſie dem Seiler, wenn er dergleichen machen muß. Es iſt aber kein Vortheil dabey, indem, wenn man auch gleich den Hanf erſpart, man doch deſto früher wieder Arbeitslohn für eine neue Zeugleine ausgeben muß. Hat man nun noch dazu ſorgloſe Leute, die die Waſchleinen nicht einmahl trocken werden laſſen, ſondern ſie naß in einen Knauel winden, ſo muß ſie natürlich bald ſtocken und alſo unbrauchbar werden, ehe ſie einmahl das eingebracht hat, was ſie bloß zu verfertigen koſtete. In großen Städten, ſo wie hier in Berlin, kann man die Zeugleinen und die Trockenböden, wenn man dergleichen nicht hat, gemiethet erhalten.

Wenn man im Sommer auf einem freyen Platze ſeine Wäſche trocknet, ſo können die Zeugleinen nicht wohl das Zeug tragen, wo ſie nicht häufig unterſtützt werden, und, um das zu bewirken, hat man Stangen von jungen Tannen- oder anderm Holze, welche rein abgeſchält ſind, und einige Enden von Zweigen, die ohngefähr eine Hand breit vom Stamme abgeſchnitten werden, behalten haben. Dieſer bedient man ſich zu Stützen, da alsdann an den Zweigen die Leine nach Gefallen hoch oder niedrig aufgeſtützt werden kann. Damit nun aber der Wind mit der aufgehängten Wäſche nicht fortgehe, ſo bedient man ſich gewiſſer hölzerner Kneipen, welche über das Zeug auf die Leine gedrückt werden, und dann ſo lange feſt ſitzen, als es nöthig iſt. Dergleichen kauft man ſchockweiſe von den Landleuten.

Conſt

Sonſt verſteht man unter **Waſchleinen** auch noch dieſenige Leinwand, welche mit Waſchfarben gefärbt worden; man gebraucht ſie zu Fenſter- und Bettgardinen, Ueberzügen über Stühle, Sofas u. d. gl. ja ſogar auch zu Kleidungen; und ſie hat dieſen Namen daher, weil man die Farbe, wenn ſie nicht mehr gefällt, oder das Zeug ſchmutzig geworden iſt, auswäſcht, und der Leinwand ſchnell andre beliebige Farben in der Wäſche geben kann.

Leinenfürſt, iſt ein ſchwäbiſches Dorf im Stifte Ellwangen, und gehört zum Theil Ellwangen.

Leinengarn, (zum Unterſchiede vom wollenen Garne oder Zwirne,) beſteht aus den einfachen Fäden des Flachſes, ſo wie ſie von den Spinnrädern oder von den Spindeln kommen. Das Spinnen geſchieht bekanntlich entweder mittelſt eines Trittrades, oder der Spindel. Man iſt darin noch nicht allgemein einig, ob man dem Rade, oder der Spindel den Vorzug einräumen müſſe. Jedes Nationalvorurtheil findet ſeine Verehrer, und Schleſien ſpricht ohne Zweifel ſeinem Spindelgarne die Prämie zu. (Man ſehe hierüber, was oben im Art. **Lein**, wo von der ſchleſiſchen Flachswirthſchaft die Rede war, geſagt worden, beſonders S. 70 fgg. von der ſchleſiſchen Spinnerey.) Es iſt wahr, daß die Spindel mehr Mühe macht, und einen loſen Faden liefert; aber dieſer Faden ſchickt ſich für die Lauge, das Weben, und Bleichen ſehr gut, und die ſchleſiſche Leinwand empfiehlt ihren Spindelwerth überall. Mit dem Rade geht das Spinnen geſchwinder, allein in den Gegenden, wo es noch nicht allgemein eingeführt iſt, die Leute alſo nicht ſo, wie bey uns darauf geübt ſind, macht es noch immer Schwierigkeiten. Einer ungeübten Spinnerinn entſchlüpft der Faden zum öftern, wo er alsdann zu

ſehr

ſehr gedrehet und ungleich wird; (*) eine geübte Spinnerinn aber ſpinnet ſo wenig zu ſehr gedrehet, welches man drell oder drall nennet, als feſt, und in dieſer Hinſicht iſt denn das Garn, welches auf dem Rade geſponnen iſt, eben ſo gut als das Spindelgarn. Ein ſolches Garn überhaupt aber, hat nicht allein der Weber viel lieber, weil er dabey nicht ſo viel anſchlagen darf, denn es reihen ſich die Fäden mit weniger Mühe — ſondern es giebt auch weit beſſere Leinwand. Daher liefern andere berühmte Flachsprovinzen, als Lüneburg, Braunſchweig, Weſtphalen, Hannover von dem Rädergarne eben ſo ſchöne Leinwand, als Schleſien; und die geſchätzten Manten von Mecheln, und Spitzen von Brüſſel entſtehen aus dem feinſten und feſteſten Zwirne des Rädergarns.

Obgleich in den Artikeln Spinnen und Spinnerey ausführlicher von allen Arten zu ſpinnen gehandelt wird, ſo ſehe ich mich doch gezwungen, auch hier ſchon eine vorläufige Beſchreibung von den dazu gehörigen Maſchinen zu geben, weil kein Garn ohne dieſelben entſtehen kann.

Man ſehe die Figur 4473. Dieſe ſtellt das gewöhnliche Spinnrad vor, welches Bockrad, gemeines Trinrad, auch Wocken genennet wird. (Eigentlich aber iſt der Wocken oder Rocken dasjenige kegelförmige Holz, um welches der Flachs gewunden wird.) Dieſe Art von Spinnrädern trifft man überall in den Provinzen der Mark Brandenburg, im ſchwediſchen Pommern, in Mecklenburg, Holſtein und einigen Hannoveriſchen Provinzen auf den Jahrmärkten zum Verkaufe ausgeſtellt. Es iſt ein ſolches aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt

(*) In Weſtphalen hat man gar einen ungeſchickten Ausdruck, beſchreiet, wenn die Kinder in dem Garne machen die feinſten Spinnengewebe. —

und beſteht aus dem **Wocken** oder **Rocken** mit ſeinem **Arme**, dem **Spulengeſtelle** mit ſeiner **Spule**, dem **Rade** mit ſeinen **Armen**, der **Bank**, dem **Tritte** und den **Füßen**.

Nach Halle Schauplatz ꝛc. beſteht dieſes gemeine Spinnrad aus dem Geſtelle des Spinnwockens, aus dem Rade und dem Fußgeſtelle. Zum Fußgeſtelle wird das ſchiefliegende, langvierſeitige Brettchen gerechnet, welches die Bank heißt und einen rheinländiſchen Fuß zwey Zoll in die Länge, vier und dreyviertel Zoll in die Breite beträgt, und einen guten Zoll dick iſt, und welches alle Theile der ganzen Maſchine in ſich nimmt, und zu einem ganzen vereinigt. Das gegen das Rad zugekehrte Ende dieſer Bank enthält zwey runde, zollbreite Löcher, worin das ſchiefe Radgeſtelle, Stützen oder die **Träger**, ſtecken, zwiſchen denen das Rad eingehängt iſt. Hinter dieſem liegt, mitten auf der Bank, (bey vielen Spinnrädern,) eine tiefe, runde **Werk**- oder **Hedebüchſe**, die etwa drey Zoll im Durchmeſſer hat. Hinter dieſer hat man in der Bank ein vierſeitiges Loch ausgeſtämmt, ſo drey Zoll lang, und anderthalb Zoll, alles nach rheinländiſchem Maße, breit iſt, worin der Fuß des Spulengeſtells ſchief eingeſenkt iſt, und worin das Spulengeſtelle, vermittelſt einer, hinten an der Bank angebrachten Stellſchraube, und des hohlen Spielraumes, vom Rade entfernt, oder demſelben näher gerückt werden kann, um die Schnur ſtraff oder loſe zu ſpannen, damit der Flachsfaden weder zu ſchief fortgeriſſen, noch zu langſam von der Spule aufgenommen werde. Endlich ſteckt der Träger oder Arm des Rokkens (*) in der einen Ecke der Bank. Unten ſte-

(*) In der Prignitz ſagt man auch ſtatt: Rocken oder Wocken, Wöchſel.

cken noch in dieser Bank die zwey schiefen Vorderfüße und der längere Hinterfuß des Fußgestelles.

Von dem Hinterfuße, der senkrecht gemessen 1 Fuß $4\frac{1}{2}$ Zoll hoch ist, und in der andern Ecke hinten in der Bank steckt, läuft, bis zu einem der beyden Vorderfüße, deren jeder senkrecht gemessen zehn Zoll von der Erde hoch, an sich aber einen Fuß und einen Zoll lang ist, ein Brettchen, woran der Tritt mit ledernen Riemen befestigt ist, an dessen Enden der senkrechte Trittstock steht, welcher 1 Fuß $1\frac{1}{2}$ Zoll lang ist. Dieser verbindet das Rad mit dem Tritte mittelst eines oben angebrachten Ausschnittes, welcher den Kopf der eisernen Kurbel des Rades aufnimmt. Das Rad hat gewöhnlich 1 Fuß $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser; allein man fängt jetzt an, die Räder größer zu machen, indem solche bekanntlich die Spulen geschwinder treiben, und überhaupt das Spinnen erleichtern. Acht Speichen befinden sich in dem Rade, und in den Rand, oder in die Dicke seiner Peripherie hat man eine drey linien tiefe Rinne eingelassen, worin die Schnur gehet. Die Achse oder Welle des Rades läuft in den Einschnitten der Radträger oder Arme, welche löcher haben, worein man kleine Stöcke steckt, damit das Rad nicht hinaus flieget.

Das Spulengestell ist, im Betreff seiner zwey senkrechten Säulen, acht Zoll hoch, und es ist von einer Säule zur andern achtehalb Zoll Abstand, und dieses ist zugleich die länge der Spule mit allen dazu gehörigen Theilen, woran die eisern Achse horizontal läuft, und mit ihren beyden Enden in zwey starken ledern spielt. An sich besteht die Spuhle aus einer kleinern und größern Scheibe welche beyde durch einen hölzernen Cylinder verbunden werden. Mitten durch die ganze länge der

Spule

Spule, geht die gedachte eiserne Achse, deren gegen die Spinnerinn gekehrtes Ende, oder weite hohle Röhre im Leder spielt, und die Absicht hat, den fertig gedreheten Flachsfaden durch ein Seitenloch der Röhre auf die Haken der beyden Flügel zu leiten.

Der Flügel ist eine halbe Ellipse von einer gekrümmten Ribbe, die gröstentheils mit auswärts gewandten eisernen Haken von Draht besetzt ist, und es dienen diese Flügelhaken dazu, den Spinnfaden mittelst der Haken auf die Spule ordentlich hinab zu leiten. Wenn von dem einen Haken sich der Faden eine Zeitlang um den Cylinder der Spule gewunden, so legt man den Faden über den zweyten, und eben so immer weiter bis die Reihe zu Ende ist; darauf gehet man eben so mit dem Haken wieder zurück und fährt damit so lange fort, bis die Spule voll ist. Die Zahl der Haken an den Flügeln ist nicht gleich. Es giebt Spinnräder, die nur zu dem Groben bestimmt sind, und diese haben manchmal nur 6, 8 oder 10 Haken; andere die überhaupt nur kleine Spulen und also kleine Spulenflügel haben, sind auch mit weniger Haken versehen; da hingegen die großen Flügel, und auch die Flügel an solchen Spinnrädern, die für sehr feines Garn gebauet sind, haben an jedem Flügel wohl 16 Haken.

Hinten auf der eisernen Achse wird der Wirbel oder die Schnurscheibe (in vielen Gegenden Soll genannt,) mit einer verkehrten Schraube aufgeschroben; gewöhnlich hat der obere Rand zwey Schnurrinnen, so wie auch die Spule hinten an ihrer größten Scheibe eine dergleichen hat, über welche die Schnur eben so wie über den Wirbel zugleich läuft. Der Arm des Rockens oder Wockens

ſteckt beweglich in der Bank. Um den kegelförmigen Rocken befeſtigt man den Flachs mittelſt eigentlich dazu gemachter breiter Binden, welche Rockenbänder genannt werden.

Man hat die Spinnräder von allerley gutem aber auch ſchlechtem Holze, obgleich der Wirbel faſt ſtets von Büchenholz gemacht iſt. Ein ganz gewöhnliches Rad koſtet jetzt hier auf dem Markte 20 gr., beſtellt man aber eins beym Drechsler, ſo muß man 1 rthl. 4 gr. geben.

Die Figur 4474 ſtellt das hohe Rad oder das Altrad vor. Die Benennungen der Theile ſind eben ſo, wie beym vorher beſchriebenen. Das Rad ſtehet hier gerade unter der Spule. Von der Erde bis zur Bank, die hier horizontal liegt, oder die ſenkrechte Höhe der Füße, beträgt 5½ Zoll, und die mit einer Art von Gallerie umgebene Bank iſt 1 Zoll dick. Der Halbmeſſer des Rades beträgt gewöhnlich 6½ Zoll. Das Spulengeſtelle ſteht von der Bank 16 Zoll hoch. Die ganze Länge oder Abſtand des Spulengeſtelles, von einem Pfeiler zum andern, macht unten 12 Zoll, oben 7½ Zoll Diſtanz. Die Spule mit ihrem Zubehör iſt eben ſo wie beym vorigen Spinnrade; aber in Hinſicht des Wockenarmes findet ſich eine Veränderung, ſo wie auch in der Zuſammenſetzung der Maſchine, die man aus der Zeichnung wahrnehmen wird.

Die franzöſiſche Spinnmaſchine ohne Tritträder von der Erfindung des Andre des Aeltern, in denen Maſchinen und Erfindungen, welche von der ehemahligen königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris den Beyfall erhalten haben, und von Gallon herausgegeben worden, hat die eigentliche Abſicht, das ermüdende Treten für die Spinnerinn zu erſparen, und iſt in der Figur 4475 abgebildet.

Die

Die Sehne oder Schnur ohne Ende, läuft über die beyden Räder A und B, wovon das erſte Rad A durch die Kurbel C, welche von einem Gehülfen umgedrehet wird, eine Bewegung erhält. D, E, F, iſt die Spindel, auf welcher die Spulen für eine jede ſpinnende Perſon ſtecken. Bey dieſen Garnſpulen befinden ſich die zwey gewöhnlichen Spulenflügel mit den zweyen Reihen der drähternen Hacken. G. G. G. ſind die Rocken, (Flachsträger, die Kunkel.) I. I. I. iſt die kleine hölzerne Rolle, welche ſonſt bey andern Spinnrädern der Wirbel oder das Soll iſt, und ſich an dem Ende der Achſe jeder Spule befindet, und dieſe Rolle ſtreicht und reibet ſich an der Schnur ohne Ende. L. L. L. iſt ein kleiner ſenkrechter Rahmen, welcher ſich hoch und niedrig in ſeine laufende Fuge ſtellen läßt, die in jedem Pfoſten M und N angebracht iſt, er dienet, die Spulrahmen, wie in X zu ſehen iſt, in die Höhe zu ſchieben. O. P. iſt der Tritt, womit man jedes Spulgeſtelle hoch oder niedrig ſtellen kann; er wird mittelſt eines Gelenkes, mit dem Brettchen P. Q. zuſammengehängt. Wenn er ſich bis zu dem Puncte R nähert, ſo wird das Spulengeſtell genöthiget, bis zum Puncte S. zu ſteigen, und alsdann verläßt die Rolle, oder Wirbel die Schnur. (Am beſten aber wäre, wenn die Schnur einmahl um jede Rolle gewickelt wäre, indem ſie alsdann gewiß die Spule triebe. —) Wenn kraft einer gegenſeitigen Bewegung, das ſchiefe Trittbrett, vom Puncte R nach P zurück bewegt wird, ſo fällt der Spulrahmen gegen die Schnur wieder zurück.

Das zweyte Rad Y. liegt auf der Achſe des Rades B, über welches die Schnur geht, und dieſe ſetzt ein anderes kleines Rad für den Haſpel Z. zugleich in Bewegung.

Statt

Statt der Wirbelrolle, oder des Rades Y könnte man ein Getriebe anbringen, und dieſen Einfall äußerte der franzöſiſche Erfinder ſelbſt vor den akademiſchen Commiſſarien. Da er aber die Sache nicht weiter entwickelt hat, ſo iſt die Maſchine auch bloß nach ſeiner erſten Angabe gezeichnet worden, und jeder Sachverſtändige hat viele Mittel, den zu erzweckenden Arbeiten gemäß, allerley paſſende Aenderungen damit vorzunehmen. Der Bericht von dieſer fabrikmäßigen, und für Spinnſchulen ſehr nützlichen Maſchine, an die Akademie, ſchreibt ſich ſchon von 1745, und dem Heklot, und Montigny her. Man kann darauf nicht nur Flachs, ſondern auch Hanf, Floretſeide und überhaupt alle zum Verſpinnen ſich qualificirenden Materien verarbeiten.

Man erſieht ſchon zum Theil aus der Beſchreibung und der Zeichnung, daß eine, über zwey Räder gewor-fene, und gehörig geſpannte Schnur, ſo viele bewegliche Spulen bewegt, als man in der Fabrick auf einmahl anzuſetzen Willens iſt. Die mit ihren Spindeln und Hakenflügeln verſehenen Spulen liegen alle horizontal, und unter ſich parallel.

Am Ende jeder eiſernen Spulenachſe ſteckt eine kleine Wirbelrolle von Holz, über die man die Schnur, damit ſie ſich bewege, kreuzweis ſchlinget. Dieſe Achſe und alles übrige, was zur Spule mit gehöret, iſt in einen kleinen, ſenkrechten Rahmen eingehängt, den man in der Nuthe des Pfeilers hoch oder niedrig ſtellen kann; ſchiebt man dieſes Spulengeſtelle in die Höhe, ſo verläßt die Rolle die Schnur, und die Spule ſteht ſogleich ſtille, ohne in den umlaufenden Spulen der übrigen Spinnerinnen die mindeſte Unordnung anzurichten.

Auch

(Auch dieſe Beſchreibung iſt aus des Hrn. Prof. Halle's Schauplatz der Künſte ꝛc. und ich muß hier einige Zweifel, die mir hierbey aufſtoßen, anführen: Iſt die Rolle, welche man auch Wirbel nennt, und mit T bezeichnet iſt, von der Schnur umſchlungen, ſo kann ja die Rolle beym Hinaufſchieben des Spuhlenrahmens ſich nicht von der Schnur entfernen — ſie zieht alſo die Schnur mit hinauf; — ferner liegt nach der Zeichnung die Schnur unter der Rolle, — es wäre aber vielleicht beſſer, wenn die Rolle unter der Schnur läge, und in ihrer ruhigen lage die Schnur nicht berührte, dann aber an die Schnur mittelſt des Trittes gebracht würde, wenn die Spule ſich bewegen ſollte. Auch iſt hier noch anzuführen, daß nach dieſer Beſchreibung die Schnur bloß den Wirbel berühre; — wer aber den Mechanismus des Spinnens kennet, wird wiſſen, daß auch die Spule getrieben werden müſſe. Wäre nun die Spule feſt auf ihrer Achſe, ſo würde ſie keinen Faden aufnehmen, eben ſo wenig als da ſie loſe ſteckt und nicht unmittelbar auch von der Schnur getrieben würde — ſie würde nun eine entgegengeſetzte Bewegung annehmen, oder ſich auch nur ganz langſam mittelſt des Reibens der Achſe umdrehen. Ich muß daher bekennen, daß ich glaube, es ſey in der Beſchreibung ein Verſehen vorgegangen, oder die Erfindung war noch nicht reif, als ſie publicirt wurde. Im Ganzen macht dieſes aber nichts für den, der die Sache verſteht, und es läßt ſich beym Bau einer ſolchen Maſchine, deren allgemeine Structur man in der Figur doch wahrnimmt, ſolches ſehr gut abändern, oder beſſer anlegen. Ueberhaupt hat man jetzt ſchon mehrere ähnliche Maſchinen bey den Zeugmanufacturen im Gange, die ſehr vortheilhaft für die Spinnerey ſind.)

Der Hauptvortheil von dieser Spinnmaschi
welche so zu sagen, ein Mittelding zwischen
Spindel und dem Spinnrade ist, weil sie vom R
die Flügelspule, und das Drehen des Garns
borgt, beruhet eigentlich darin, daß man zu gleic
und in eben derselben Zeit einer ganzen Gesellsch
von Spinnerinnen die Mühe erspart, ein Rad
aufhörlich mit den Füßen zu treten, — eine Arb
welche in die Länge, oder zu ganzen Tagen lang
Füße ungemein ermüdet, und das Gliederreißen
der Zeit hervorbringet. Durch diese Erfindung w
den sie für ihre Person freyer, sie sitzen, und hab
mehr Bequemlichkeit, den entstehenden Faden
dem Gesichte und den Fingern zu verfolgen,
drehen, und ins Reine zu bringen, den die S
le, ohne ihre Beyhülfe, horizontal, und alsdann a
nimmt, wenn er seine ganze Vollkommenheit
reicht hat.

Da die am Schwungrade sitzende Mannsp
son allen fliegenden Spulen einerley Tempo v
schreibt, so wird dadurch das Gespinnste der gan
Spinnversammlung viel gleichartiger, als wenn j
für sich, ihr Rad nach ihrer Laune tritt, weil
Spulen mit einerley Grade der Geschwindig
herum getrieben werden, und also der Faden ei
jeden Person einerley Wendung annimmt.

An denjenigen Orten, wo man Gelegenh
hat, statt der Kurbel, welche diese Maschine tre
ein Wasserrad in einen Strom zu hängen, k
man mit einem Mahl eine große Menge Spu
laufend machen; man kann dabey Haspeln, Sch
rahmen zur Kette, Pochwerke, und mit ein
Worte, fast alle zur Flachsbearbeitung gehörigen
strumente und Maschinen anbringen, wovon die L
wandmanufacturen ansehnliche Vortheile ziehen,
bes

beſſere Waare liefern, als ſonſt, da jede einzelne Behandlung des Flachſes und des davon gemachten Garns, unter einer andern Hand nichts als Mängel nach einem ſtets veränderten Maßſtabe, hervorbringen muß. Man kann mittelſt ſolcher Kraft, die von einem Waſſerrade herrühret, auch noch Zwirnmühlen und dergleichen mehr treiben laſſen.

Die Figur 4476 ſtellet das hohe zweiſpulige Rad vor. An dieſem Trittrade, welches beyde Hände einer Spinnerinn beſchäftiget, laufen die zwey etwas kleinern Spulen neben einander parallel, und nicht über oder hinter einander. Es gehört ſorgfältige Uebung dazu, die zwey Fäden aus dem Wocken zugleich, mit beyden Händen heraus zu ziehen, und beſonders iſt dazu Fertigkeit nöthig, wenn die eine Hand der andern zu Hülfe kommen muß, um die Flocken im Flachſe zu zerfaſern, damit ein gleichartiger Faden geſponnen werde. Damit aber dieſes erleichtert werde, ſo gehört nicht allein ein ſehr gut gehechelter Flachs dazu, ſondern es muß auch dieſer nicht feſt, ſondern nur bloß nach der Länge um den Wocken gelegt werden. Einige wollen aber verſichern, daß ohnerachtet aller Mühe ſelten die rechte Hand einen ſo feinen Faden ſpinne, als die linke. Ob nun dieſes Grund habe, und woran es liege, will ich den Hausmüttern zur Entſcheidung überlaſſen. Die Einrichtung des Rades kann man aus der Figur ſelbſt erſehen.

Ein anderes Doppelſpinnrad ſtellet die Figur 4477. vor. Es iſt dieſes nach der Erfindung eines gewiſſen Herrn Trefurt (Predigers im Kirchſpiel Riede im Hannoveriſchen,) gebauet. Der Rand des Rades ſelbſt iſt breiter als ſonſt, und der Umkreis hat nicht bloß einen Schnurgang, ſondern zwey Rinnen. Der Damm zwiſchen beyden Rinnen

ruhet auf folgenden Puncten. Der Spinnrocken enthält ein Wockenholz, oder eine Kunkel, welche auf dem Stocke beweglich ist, und Flachs, Werk oder Hanf zum Verspinnen trägt. Der Stock hat unten einen Fußtritt. Das Spinnen selbst verrichten die Finger der linken Hand. Die Spindel ist ein langes, an beyden Enden spitz gedrehtes, am dritten Theil seiner Länge etwas dickeres Stäbchen, durch dessen kräuselförmiges Umdrehen die rechte Hand den gemachten Faden, der lang herunter hängt, auf die mittlere Dicke der Spindel aufwickelt. An der unteren Spitze ist ein runder, schwerer Ring befestigt, um die leichte Spindel bequemer zu kräuseln. Den Spinnrocken bauet man stark und groß, oder klein, nachdem das Gespinnste grob oder zart werden soll. In Schlesien giebt es die hurtigsten und geübtesten Spindelspinner und Spinnerinnen.

In der Oberlausitz spinnen die Viehhirten an den beschriebenen Spinnrocken entweder grobes Werk, oder das gekratzte Werk der Wurzelenden, welches sie in die Kratze oder den Hechelkamm stekken, der aus einem leichten, dünnen Brette besteht, welches ein Loch in der Mitte, und Drahtzähne hat. Man hängt diese Kratze in das Wockengestelle ein, an welchen ein dünner Reif befestiget ist, welchen man um den Leib wirft. Auf solche Art verspinnt der Schäfer seine Spinnmaterie stehend, oder fortschreitend an der Spindel.

Das Garn des zerkratzten Werks giebt ein feines Gespinnst zur Leinwand, welche aber an Dauer und Schönheit der flächsenen nicht gleich kommt, ob sie gleich von den Garnhändlern öfters mit untergeschoben wird.

Noch eine andere Art von einem zweyspuligen Spinnrade zeigt die Figur 4480, woraus man sich einen

3½ Zoll. Bey jedem Ende des Rahmens ist eine kurze Säule aufgerichtet, mit einer eisernen Spindel, so in die Säule fest eingeschlagen ist. Auf diesen Spindeln laufen die Spinnräder, welche 3 Fuß, 6 Zoll im Durchmesser, und eine Schnur auf ihrem Umkreise haben, wodurch die Spulen, Flügel u. dgl. in Bewegung gesetzt werden. Die Räder werden durch Handhaben getrieben, welche einen bequemen Halbmesser für die Höhe der Kinderhände haben. Die Pfosten, welche die Räder tragen, stehen 3 Fuß 5 Zoll von den Enden des Rahmens ab, und sind daran mit Stützen befestigt. Die Spinner oder Spinnerinnen sitzen, drey einander gegenüber, in einer Reihe an beyden Seiten des Rahmens. Jeder kann mit einer, oder beyden Händen spinnen, und es wird ihm leicht, die Spule nach Gefallen zu stellen, oder anzuhalten, ohne die Nebenspinner in ihrem Geschäfte zu stören. Dieses leistet er bloß durch den Druck des Fußes, auf seinen Trittschämel, den jeder Spinner unter sich hat. An dem Obertheile der Maschine, zwischen den zwey Spulenreihen, sind in einer senkrechten Lage, sechs in einem hölzernen Futterale eingeschlossene, gewundene Spiralfedern befestigt. Dieses Federgehäuse erstrecket sich von einem Querrahmen (des ganzen Rahmens) zum andern, und ist daran mit Holzschrauben befestiget. Diese Federn stehen mit den Trittschämeln im Zusammenhange, und halten ihre Bewegung auf, wenn man mit dem Fuße auf dem Schämel tritt. Die großen Schwungräder, als die ersten bewegenden Kräfte der Spinnmaschine, werden bequem von zwey Kindern, mit der Hand umgetrieben.

Das Spinnen an der Spindel, Figur 4479, oder dem Spinnrocken, oder der Kunkel, denn dieses sind Ausdrücke von einerley Bedeutung, be-

ruhet auf folgenden Puncten. Der Spinnrocken enthält ein Wockenholz, oder eine Kunkel, welche auf dem Stocke beweglich iſt, und Flachs, Werk oder Hanf zum Verſpinnen trägt. Der Stock hat unten einen Fußtritt. Das Spinnen ſelbſt verrichten die Finger der linken Hand. Die Spindel iſt ein langes, an beyden Enden ſpitz gedrehtes, am dritten Theil ſeiner Länge etwas dickeres Stäbchen, durch deſſen kräuſelförmiges Umdrehen die rechte Hand den gemachten Faden, der lang herunter hängt, auf die mittlere Dicke der Spindel aufwickelt. An der unteren Spitze iſt ein runder, ſchwerer Ring befeſtigt, um die leichte Spindel bequemer zu kräuſeln. Den Spinnrocken bauet man ſtark und groß, oder klein, nachdem das Geſpinnſte grob oder zart werden ſoll. In Schleſien giebt es die hurtigſten und geübteſten Spindelſpinner und Spinnerinnen.

In der Oberlauſitz ſpinnen die Viehhirten an den beſchriebenen Spinnrocken entweder grobes Werk, oder das gekratzte Werk der Wurzelenden, welches ſie in die Krahe oder den Kirchelkamm ſtecken, der aus einem leichten, dünnen Brette beſteht, welches ein Loch in der Mitte, und Drahtzähne hat. Man hängt dieſe Krahe in das Wockengeſtelle ein, an welchen ein dünner Reif befeſtiget iſt, welchen man um den Leib wirft. Auf ſolche Art verſtrickt der Schäfer ſeine Spinnmaterie ſtehend, oder fortſchreitend an der Spindel.

Das Garn des zerkratzten Werks giebt ein feines Geſpinnſt zur Leinwand, welche aber an Dauer und Schönheit der flächſenen nicht gleich kommt, ob ſie gleich von den Garnhändlern öfters mit untergeſchoben wird.

Noch eine andere Art von einem zweyſpuligen Spinnrade zeigt die Figur 4480, woraus man ſich einen

einen vollständigen Begriff von solcher Maschine, und wie darauf gesponnen wird, machen kann.

Die Tartarinnen von Astrachan spinnen nach dem Gmelin (s. dessen Reise durch Rußland,) die Baumwolle so fein, daß ein Pfund des feinsten Garnes drey bis vier Rubel im Preise ist. Das Rad dazu ist sehr einfach, und besteht aus einem groben Kreuze von vier Brettchen, welche die mit Zwirnschleifen ausgefüllte Reifen zusammen halten. Mit der rechten Hand drehet man die Kurbel des Rades um, dessen Schnur aber bewegt nicht etwa einen Wirbel, wie an unsern Spinnrädern zu Baumwolle, sondern die Radschnur wickelt sich unmittelbar auf die dünne Spindel auf, und drehet diese um. Die Figur 4480 A. ist das astrachanische Baumwollenrad nebst der Spindel. Figur 4480 B. stellet ihre Hechel nebst dem Schnellbogen vor. Figur 4480 C. ist eine vollgesponnene Spindel, wobey G. noch drey ledige Spillen bezeichnet.

Noch eine Art von Spinnmaschine ist hier anzuführen, welche man das Damenspinnrad nennet. Man sehe die Figur 4480 D. Dieses wird am Leibe fest geschnallet, und so kann man im Gehen, Stehen und Sitzen spinnen. Einige befestigen es auch mittelst einer Brustschärpe.

a. ist das Holz oder der Schieber, welchen man in die Brustschärpe schiebet, um den Fuß der ganzen Maschine, unter der Brust zu befestigen.
b. Der hölzerne Träger.
c. Eine kleine Kugel von Messing, in welcher der Flügelzapfen d. ist, der eine kleine unbewegliche Rolle hat, worüber eine Schnur bis zum Spulenwirbel geht.

Die Weiber auf dem Lande, vielleicht aber auch in mancher Stadt haben den Aberglauben, daß aus demjenigen Flachs oder Werg kein gutes Leinen werde, welches am Sonnabend nicht vom Wocken abgesponnen worden, folglich den Sonntag über noch darauf geblieben ist. Hierüber erklärt sich der Verfasser der gestriegelten Rockenphilosophie, S. 201 fgg. folgender Maßen:

„Ich habe nicht gewust, wie es doch komme, daß „in mancher Leinwand solche graue Streifen sind? „Aber hier werde ich davon benachrichtiget, daß es „Garn von solchem Flachs, der des Sonntags über „auf dem Rocken geblieben ist. Dieses soll sich nim„mermehr weiß bleichen, auch sonst an sich selbst we„nig taugen. Nun wundert mich aber gleichwohl „auch, wie es doch die Weiber können über ihr Herz „bringen, und wider sich selbst reden. Denn, wenn „jemand ihnen Leinwand abkaufet; darin graue Strei„fen und Fäden sind, so sprechen sie: Die streifigte „Leinwand sey die beste. Dieses aber reimet sich mit „jenem gar nicht, denn schlecht Garn kann keine gu„te Leinwand geben. Daher achte ich dafür, es sey „die Sache folgender Maßen beschaffen: Wenn eine „gute Wirthinn Mägde und große Töchter hat, so „siehet sie nicht allein gern, daß des Sonnabends „fein aufgeräumet, und die häusliche Arbeit voll„bracht werde; sondern sie will auch gern, daß der „auf den Spinnrädern und Rocken liegende Flachs „vorher abgesponnen sey, damit solcher nicht irgend „des Sonntags von Ratzen und Mäusen, oder auch „von Kindern, verderbet und verzauset werde, und „hernach kein gutes Garn daraus zu spinnen sey. „Um dieses desto besser zu befördern, hat eine Frau „einmahl aus Scherz den Mägden weiß ge„macht, als ob sich das Garn von dem des Sonn„tags auf dem Rocken gelegenem Flachse nicht weiß „bleiche, auch sonst nicht gut würde. Und, solches „Vorgeben ist hernach mit der Zeit fest geglaubet „worden, daß es nun wirklich zu einem philosophi„schen Glaubensgrund (mancher Weiber) geworden „ist. Das lasse ich zwar passiren, und glaube wohl „daß zuweilen des Sonntags der Flachs auf den

„Rok

Maſchine ſelbſt noch nicht geſehen habe. Indeſſen, ſo viel iſt gewiß, daß man ſich wenigſtens doch einen äußern Begriff von dieſem Damenſpinnrade machen kann — und vielleicht ergänzt ein geſchickter Künſtler das mit der That, was ich mit Worten nicht vermochte. —. —

„Das Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode. Jahrgang 1798. October. S. 347, giebt von einer neuen Erfindung eines Spinnrades Nachricht. „Joſepha Sedelmeyer in Brünn, „welche ſich bereits durch die Erfindung eines Spinn„rades mit zwey Spulen bekannt gemacht, hat „eine Maſchine und die Manipulation erfunden, „vermittelſt welcher das Grobe vom Flachs abfal„lende Werg, Potzen genannt, welches gewöhnlich „weggeworfen wird, auf eine ſehr leichte Art mit „Baumwolle vermengt, und ſodann mit großem „Vortheil zu allerley Waaren und Stoffen verwen„det werden kann. In Mähren ſind bereits 131 „lehrlinge beyderley Geſchlechts zu dieſer Bearbeitung „abgerichtet worden, und die Niederöſterreichiſche „landesregierung zu Wien hat durch eine Publica„tion vom 7ten Aug. die Webereyunternehmer ein„geladen, eine ſolche in Wien angelegte Maſchine in „Augenſchein zu nehmen.“

Ein Muſter von ſehr feinem Geſpinnſte iſt im königl. privilegirten preußiſchen Volksfreunde, 1798, 8tem Stücke, S. 981 angeführt, wo es heißt: Zu Bielefeld, Rheda und Gütersloh in Weſtphalen, liefert ein geübter Spinner aus einem Pfunde Flachs, 64 Stück Garn; das Stück hält 20 Gebind, das Gebind 60 Faden, der Faden 6 Fuß. Folglich wird aus einem Pfunde ein Faden geſponnen, der 460,800 Fuß lang iſt. 320 Gebind können durch einen Fingerring gezogen werden.

Die Weiber auf dem Lande, vielleicht aber auch in mancher Stadt haben den Aberglauben, daß aus demjenigen Flachs oder Werg kein gutes Leinen werde, welches am Sonnabend nicht vom Wocken abgesponnen worden, folglich den Sonntag über noch darauf geblieben ist. Hierüber erklärt sich der Verfasser der gestriegelten Rockenphilosophie, S. 201 fgg. folgender Maßen:

„Ich habe nicht gewust, wie es doch komme, daß
„in mancher Leinwand solche graue Streifen sind?
„Aber hier werde ich davon benachrichtiget, daß es
„Garn von solchem Flachs, der des Sonntags über
„auf dem Rocken geblieben ist. Dieses soll sich nim-
„mermehr weiß bleichen, auch sonst an sich selbst we-
„nig taugen. Nun wundert mich aber gleichwohl
„auch, wie es doch die Weiber können über ihr Herz
„bringen, und wider sich selbst reden. Denn, wenn
„jemand ihnen Leinwand abkaufet; darin graue Strei-
„fen und Fäden sind, so sprechen sie: Die streifigte
„Leinwand sey die beste. Dieses aber reimet sich mit
„jenem gar nicht, denn schlecht Garn kann keine gu-
„te Leinwand geben. Daher achte ich dafür, es sey
„die Sache folgender Maßen beschaffen: Wenn ein
„gute Wirthinn Mägde und große Töchter hat, sie
„siehet sie nicht allein gern, daß des Sonnabends
„fein aufgeräumet, und die häusliche Arbeit voll-
„bracht werde; sondern sie will auch gern, daß de
„auf den Spinnrädern und Rocken liegende Flach
„vorher abgesponnen sey, damit solcher nicht irgen
„des Sonntags von Ratzen und Mäusen, oder au
„von Kindern, verderbet und verzauset werde, u
„hernach kein gutes Garn daraus zu spinnen sey
„Um dieses desto besser zu befördern, hat eine Fra
„einmahl aus Scherz den Mägden weiß g
„macht, als ob sich das Garn von dem des Sonn
„tags auf dem Rocken gelegenem Flachse nicht wei
„bleiche, auch sonst nicht gut würde. Und, solche
„Vorgeben ist hernach mit der Zeit fest geglaub
„worden, daß es nun wirklich zu einem philosoph
„schen Glaubensgrund (mancher Weiber) geworde
„ist. Das lasse ich zwar passiren, und glaube woh
„daß zuweilen des Sonntags der Flachs auf de
„Rol

„Rocken von Kindern verderbet und verzauſet wird, „daß daraus kein gutes Garn zu ſpinnen iſt; daß „aber ſolches Garn ſich nicht ſollte weiß bleichen laſ„ſen, iſt wider die Vernunft und Wahrheit. Denn, „eben wie ſich das am Sonnabend geſponnene Garn „bleicht, alſo bleicht ſich das am Montag darauf ge„ſponnene auch, ſo ferne es nur von einerley Flachs „iſt. Daß aber Leinwand oft ſtreifig wird, geſchieht, „wenn zuweilen grauer Flachs unter den weiſſen „kommt, und mitgeſponnen wird, ſo bleiben alsdann „ſolche Fäden immer in der Leinwand grau, wenn „die Leinwand naß wird.“

Es giebt aber auch noch eine andere Urſache, weßhalb zuweilen viele Fäden in der Leinwand grau, oder ſchwarz ſind, und, nach aller angewandten Mühe, doch nicht anders werden, und dieſe iſt folgende: die unkundigen, unachtſamen und ſchläferigen Spinnerinnen laſſen beym Spinnen zuweilen den Faden von der Spule ab, und auf das Eiſen laufen; dieſes iſt mit Baumöhl eingeſchmiert, und durch das immerwährende Reiben haben ſich ſehr feine Eiſentheilchen uud Fett mit einander verbunden, und das Fett iſt daher ſtark gefärbt worden. Kommt nun der Faden darein, ſo wird er gewiſſer Maßen gebeitzt, und kann, ohne zerſtört zu werden, keine Weiße erlangen.

Leinengarnbleiche oder Garnbleiche. Obzwar ich im Art. **Lein** ſchon von den ſchleſiſchen Bleicherenen gehandelt habe, wo auch verſchiedenes von der Garnbleiche mit vorkam, ſo muß ich auch der ſo ſehr berühmten holländiſchen Bleichen, beſonders aber der dortigen Garnbleichen gedenken, und hierzu geben mir beſonders **Evermann's technologiſche Bemerkungen auf einer Reiſe durch Holland**, (Freyburg und Annaberg, 1792,) Gelegenheit.

Eine halbe Stunde von Haarlem, auf der Weſtſeite, fangen die ſo genannten **Duinen** oder **Dennen** an, die ſich auf einmahl erheben, eine

Stunde breit sind und sich darauf wieder an der See verflächen. Sie bestehen aus einer großen Kette wüster Sandhügel, die ohne Ordnung und Zusammenhang durcheinander liegen. Hinter ihnen nach Südwesten zu sieht man die lang sich wegziehende Küste von Holland und die See, und gegen Morgen blitzt über Haarlem das weite Haarlemer Meer hervor, und Amsterdam zeigt sich in einer blauen Ferne. Der Sand ist mit einer dünnen Mooslage überzogen, die wenig Festigkeit hat, und durch welche man bald hindurch tritt; auf derselben wachsen mancherley Kräuterarten, unter andern eine Sorte wilden Rosmarins, der niedrige höchstens 1½ Fuß hohe Sträucher bildet, und einzelne gelbe Beeren trägt, wie auch eine hellgrüne Distel, die einen grünen stacheligen Apfel trägt, der aber im August noch in der Blüthe war. Hin und wieder steht ein einzelnes Stiefmütterchen, allerhand kleine andere Blumen, auch die Zinnia uniflora, und der wilde so genannte Seekohl (Choux marin), den man in England in den Gärten als Gemüse zieht, und der leichten, hohlen, geschwänzten Samen trägt.

Der Sand ist mit kleinen Schnecken und Muscheln bestreuet. Das häufige Regenwasser verursacht in den Niedrigungen der Dünen zuweilen kleine stehende Gewässer, die sich nach und nach in den Sand ziehen, allein in den Bleichquellen ganz und gar keine Veränderung hervorbringen. Zwischen diesen Sandbergen, von denen die höchsten wohl zwey bis drittehalb hundert Fuß hoch seyn mögen und Haarlem, sind, wie durch Holland, Wiesen mit Gräben durchschnitten, voll Vieh, und dicht unter den Dünen liegen dann hin und wieder der Länge nach hin die Bleichereyen, die aus einem Wohn-

Wohnhause des Bleichers, den Bleichhäusern, und da herum liegenden Bleichfeldern bestehen.

Um Haarlem herum sind überhaupt acht Leinenbleichen und zehn Garnbleichen, davon keine für eigene Rechnung bleicht, sondern die Garnbleichen machen Garn für die Kanten- und Bandmanufacturen, und Zwirn für die Mühlen weiß. Die Leinwandbleicher machen Leinwand aus allen Orten der Welt weiß, besonders aus Jülich, Berge, Ostfrießland, Bielefeld und Schlesien, und Batiste aus Flandern, Creyfeld u. s. w. Besonders ward zur Zeit des Friedens viel für England gebleicht; der Engländer, der sehr auf weiße Leinwand sieht, verlangt gern Haarlemer Bleiche.

Auf jeder Leinwandbleiche werden ohngefähr im Jahre weiß gemacht 6000 Stück Leinwand, das Stück zu 50 Ellen, dies machen auf die acht Bleichen 48000 Stück; von jedem Stück wird im Durchschnitt verdient 5 Fl. 10 Stbr. — Es macht also das Capital, das dadurch umgeschlagen wird, jährlich 264,000 Fl. Von Stücken, die die Breite der schlesischen und bergischen Leinwand haben, wird nur 5 Fl. 5 Stbr. bezahlt, die breiten aber, als die ostfriesischen, geben 6 Fl. Vor einigen Jahren ist ein Stück nach Spanien gesandt worden, das in der Gegend von Cambray gewebt war, und worauf 34 Fl. Bleicherlohn verdient wurde; es hielt 4 Ellen in der Breite und 75 in der Länge, und war von außerordentlicher Feinheit.

An Garn rechnet man auf jede Garnbleiche im Jahr 200 Küpen, jede Küpe zu 300 Pfund, macht 60,000 Pfund. An Milch wird jährlich ohngefähr für jede Garnbleiche verbraucht 1666 Tonnen, macht für alle zehen Bleichen 16660;

die Tonne zu 30 Stbr. Holl. macht 24,990 Fl. im Jahr, die allein der Landmann in der Nachbarſchaft verdient. Die Anlage einer Bleiche koſtet an 30 bis 40,000 Fl. Die Bleicher ſind faſt alle Deutſche, aus Lingen, Weſtphalen, Osnabrück, außer einige aus Herzogenbuſch. Sie verdienen ſich wöchentlich 5, 7 bis 8 Fl., und gehen, wenn die Bleichzeit vorbey iſt, wieder nach Hauſe, welches ohngefähr in die Mitte des Novembers fällt; im Monat März kommen ſie wieder an. Sie wohnen in den Häuſern der Bleichherrn auf den Böden; die Koſt iſt ihnen ſonſt gereicht worden, jetzt bekommen ſie aber dafür außer ihrem Lohne noch täglich 1 Schilling oder 12 Stbr. Kleviſch und frey licht und Feurung. Der holländiſche gemeine Mann taugt zu dergleichen ſchweren Arbeit nicht, auch will man behaupten, daß er zu faul dazu ſey.

Das eigentliche Verfahren bey dieſen Garnbleichen iſt folgendes: Es wird das rohe Garn in einen kupfernen Keſſel, wo ohngefähr 300 Pfund (ſo viel als zu einer Küpe vonnöthen iſt) hineingehen, eingelegt und gelaugt; zu dem Ende wird bis auf $\frac{1}{3}$ des Keſſels Waſſer, das bis zur Wärme des Kochens gekommen iſt, eingelaſſen, und ein Netz von Stricken hineingehängt, ohne vorher ein von Weidenholz geflochtenes Gitter auf den Boden zu legen, wie ſolches im Bergiſchen geſchieht, weil das Netz die Stelle deſſelben vertritt; darüber her wird eine lage geſtampfter und geſiebter Waidaſche geworfen, auf dieſelbe wieder eine lage Garn, und ſo Garn und Waidaſche abwechſelnd, bis 300 Pfund Garn und ohngefähr 60 Pfund Waidaſche auf ſolche Weiſe in den Keſſel eingelaſſen ſind.

(Nach Hrn. Kreesmanns Angabe werden auf ein Pfund Garn durch den ganzen Bleichproceß $\frac{1}{4}$

Pfund

Pfund Waidasche gerechnet, und darnach bestimmt sich der jährliche Gebrauch auf 75,000 Pfund für eine Bleiche. Die Consumtion der Asche hängt auch sehr viel vom Wetter ab; denn bey nassen Jahren, wo das Wasser die Lauge bald vom Garne abspühlt, ist der Verbrauch ansehnlicher. „Es „kann seyn, [sagte zu Hrn. Eversmann ein Blei„cher zu Oberveen] daß ein Regen auf einer Blei„che einen Schaden von 50 Fl. auf einmahl ver„ursacht.)"

Das Netz wird sodann oben über dem Garne zugemacht, eine doppelte Lage Dielen darüber gelegt, und dieselben mit Gewichten beschweret. In dem Zustande muß das Garn drey Stunden stehen bleiben und gelinde kochen; sodann wird es durch Hülfe des Netzes mit einem Mahl herausgenommen, auf eine Karre gesetzt, herausgefahren, auf der Karre mit Wasser übergossen, von derselben abgeworfen, umgedreht und mit Wasseraufgießen fortgefahren, bis das, was abläuft, von dem im Garn stehenden Unrath nicht mehr gefärbt ist; es wird alsdann hingelegt, und nach dem Erkalten kommt es in die Tubben zum Büken. Hier weicht die hiesige Einrichtung schon ganz von der deutschen ab; denn, statt daß man im Bergischen, in der Grafschaft Mark und in Schlesien nur einen Bükzober hat, so sind hier vier kleinere, jeder zu 300 Pfund Garn, wovon zwey durch einen Laugenkessel (laugenpott) und einen Büker bestritten werden.

Nach der Bergischen Manier wird das Garn, nachdem die Sortirung geschehen, in einer gewissen Quantität, je nachdem die Einrichtung der Bleiche und das Capital es erlauben, mit einer verhältnißmäßigen Menge von Pottasche, z. E. 4 Cent. mit

60 Pfund Pottaſche zwölf Stunden lang eingeweicht. Das Garn wird ganz loſe zuſammengedrehet, und ſchichtweiſe in einem beſondern großen hölzernen Gefäße mit warmen Waſſer eingeweicht, und die Pottaſche ebenfalls in ein kleineres eingelegt, und mit warmen Waſſer überſchüttet, verſchiedene Mahl umgerührt, damit ſie klein werde und ſich mehr mit dem Waſſer vereinige, und zur Lauge gemacht. In den großen Bleichkeſſel wird ſodann auf dem Boden ein Roſt oder Gitter von Weidenholz gelegt, und das Garn darauf gethan, damit es nicht unmittelbar auf dem Boden zu liegen komme. Die Lauge wird nun aufgeſchüttet, und, wenn man nicht zulauget, mit Waſſer verdünnet, Feuer untergemacht, und das Garn mit der Lauge 12 Stunden lang gekocht.

Zu vier Centnern Garn gehört ein Keſſel von ohngefähr 700 Kannen. Beym Kochen muß man ſehr dahin ſehen, daß das Garn im Keſſel immer mit Lauge überdeckt ſey; denn ſteht die Lauge nicht darüber her, und es wird trocken, ſo bekommt es Brandflecke, die im Anfange, wenn das Garn noch grau iſt, ſchwärzlich ausſehen, auf der Bleiche aber ſich in eine roſtgelbe Farbe verwandeln, und nie wieder vollkommen ausgehen. Um das zu verhindern, geht oben im Keſſel eine eiſerne Stange quer herüber, welche feſt gemacht werden kann, und das Garn auf die Art niederhält *).

Ehedem waren die Keſſel von Kupfer, da man aber das Garn mit einem eiſernen zugeſpitzten Pfeil her-

(*) Es wäre allemahl beſſer, wenn die Stange von Kupfer oder einer andern Materie wäre. — Denn es iſt bekannt, daß naſſe Wäſche, wenn ſie nur kurze Zeit an das Eiſenzeug, oder an einen eiſernen Nagel kommt, ſogleich Eiſenflecke erhält, die ſehr ſchwer ausgehen.

herausnehmen muß *), und es öfters geſchah, daß das warme Kupfer damit verletzt wurde, ſo bedient man ſich jetzt durchgängig der Keſſel von Schwarzblechen.

Nach 12 Stunden wird das Garn aus dem Keſſel herausgenommen, in klarem Waſſer, ſo in einem ſteinernen Behälter, die Wäſche genannt, ſich geſammelt hat, ausgewaſchen, ausgerungen, geſchüttelt, daß die Fäden nicht an einander kleben, und dann zum Büken in die Böde (Bauchzober) eingethan. Beym Ausringen muß die Vorſicht beobachtet werden, daß das Garn nicht zu trocken und auch nicht zu naß ſey; denn im erſteren Falle nimmt es zu viel, im andern zu wenig Lauge an. Darauf wird es auf eine lange Bank über einander gelegt, nach einiger Zeit wieder auseinander genommen, geſchüttelt, und zu halben Paaren dergeſtalt in die Böde gelegt, daß Faden an Faden ſo gleich und eben als möglich an einander zu liegen kommen.

Die Böde iſt eine große hölzerne Wanne, die die Figur eines verkürzten umgekehrten Kegels hat; ſie hält oben gemeiniglich 7, und unten $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fuß im Durchmeſſer, und iſt $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, und mit einem hölzernen Deckel verſehen. Das Garn liegt in derſelben auf einem Gitter von Weidenholz, und iſt mit einem groben leinenen Laken überdeckt, der die groben Theile der Lauge zurückhält, und auf des Bükers Seite, wo die Lauge aufgeſchüttet wird, iſt ein doppeltes, dicht geflochtenes Gitter von Weidenholz angebracht, damit die Aſche durch die Gewalt des Aufgießens nicht auf eine Seite geſchoben werde.

Man

*) Auch hiezu wäre ein hölzernes Inſtrument beſſer.

Eimer aufgegoſſen ſind, wird ein dickes haarnes Tuch darüber gelegt, und darauf die Lauge geſchüttet. Des Tages werden 15 bis 16 dergleichen Bücken gemacht, das heißt: ſie werden ſo viel Mahl angefüllt und ausgelegt. Die Lauge, welche unten durchläuft, wird wieder in den Laugenkeſſel gegoſſen und ſo von neuem damit gebükt. Ein und das nähmliche Stück Garn erhält in 14 Tagen zwey bis drey Büken.

Das, was in dem Keſſel zurück bleibt von den 30 Pfund Waidaſche, wovon nunmehr die beyden Bükzober von jedem Keſſel genugſam gebükt worden ſind, wird in große Zober oder Bottiche von eben der Art aufbewahrt, Waſſer darüber gegoſſen und ſo ſtehen gelaſſen, damit die in derſelben zurückgebliebenen alkaliſchen Theile noch aufgelöſet werden können. Es wird dieſes zu drey verſchiedenen Mahlen wiederholet; alsdann wird erſtlich die aus dem Laugenkeſſel kommende Aſche in verſchiedene Bottiche eingethan und eine Infuſion darüber gemacht; hat ſie eine Weile darin geſtanden, ſo wird die herausgezogene Lauge angewendet, und es kommt neue Aſche hinein, die alle in einen andern Bottich und zuletzt in den dritten geſchüttet wird; kommt ſie da heraus, ſo ſammelt man ſie auf einem Haufen, und ſie iſt alsdann ganz geſchmacklos, und wird zu keinem andern Gebrauch dienlich gehalten, als auf die Wege geſtreut zu werden.

Wenn das Garn ſeine letzte Büke bekommt, ſo muß die Lauge im Anfange, da das Garn in die Böde kömmt, nicht zu heiß übergegoſſen, ſondern mit einer ſchwach erwärmenden Lauge angefangen, und dann nach und nach die Hitze vermehrt, und heißer aufgegoſſen werden; denn man hat bemerkt, je weißer das Garn wird, deſto mehr Kälte nimmt

es an. Würde nun das weiße kalte Garn
der ersten Hitze zu heftig angegriffen, so würde
von der Lauge gelb werden.

Das Garn wird aus dem Bükzober u
den Händen der Büker weggenommen und
gerungen, welches durch eine besonders dazu
gerichtete Maschine geschieht, und nun kommt
auf die Bleiche.

Hier wird es nicht mit Bleichstöcken,
im Bergischen und Märkischen geschieht, au
legt, sondern der Bleicher nimmt die Stränge
zieht sie von einander, läuft die Schränke (Fäd
womit das Garn gefitzt ist, deren am Strange
groben Sorten zwey, bey feinern drey sin
schnell auf, und legt es dann Strang für Str
auf dem Rasen aus, daß es mit der Linie
langen Kanäle des Bleichfeldes ohngefähr ei
Winkel von 45 Grad macht. Dieser Umstand
nicht so ganz unwesentlich, wie er zu seyn sche
weil der Grund davon der ist, daß alles G
das Wasser, und folglich auch die Lauge länger
sich hält, als wenn es ganz unter einem rech
Winkel mit den Kanälen läge, und weniger,
wenn es ganz parallel liegt. Es wird, wie
wöhnlich, mit leichten Gießern (Göten) gewäss
und darauf weiter auf die beschriebene Art
Büken und Auslegen fortgefahren. Es bleibt
Garn, nachdem es mehr oder weniger fein
drey, vier, auch wohl fünf Tage auf dem Ras
wobey denn auch natürlicher Weise mit auf
Wetter gesehen werden muß.

Die Bleichknechte dehnen das Garn ebens
nicht aus, wie die deutsche Manier ist, sond
suchen es nur so viel wie möglich aus e
ander zu machen, daß die Fäden nicht sehr

e

einander kleben, welches leicht zur Fäulniß Anlaß geben kann.

Auf der Bleiche empfängt der Meisterknecht das Garn von den Schultern der Knechte, die es heraustragen, nimmt es aus einander, steckt den Bleichstock durch, reihet die Faden so viel von einander, als möglich, steckt den zweiten Bleichstock alsdann auch hinein, ziehet es mit Hülfe eines Arbeiters von einander, und legt es auf den Rasen nieder. Diese Bleichstöcke müssen zum Nachtheil der Forsten aus gerissenem jungen Eichenholze seyn, daran kein Splint seyn darf, denn dieser und jedes andere Holz würde durch die beständige Nässe an zu faulen fangen und das Garn verderben.

Jetzt geht die eigentliche Arbeit der Knechte an, die das Garn mit langen hölzernen Schaufeln immer begießen müssen, sobald es beynahe trocken ist. Ein geübter Arbeiter kann mit einer solchen Schaufel über 60 Fuß weit gießen. Es geschieht dasselbe gegen einander auf beyden Seiten der Betten, (Güsse), wo das Garn aufliegt; wenn also auch die eine Seite widrigen Wind hat, so ist er doch der andern günstig. Das Garn bleibt auf der Bleiche 8 bis 10 Tage liegen, nachdem das Wetter gut oder schlecht, und die Arbeit geringe oder überhäuft ist, alsdann wird es von der Bleiche abgenommen, und wieder gebückt. Jetzt sagt man erst: das Garn hat den ersten Bleichebuck bekommen; der, so vor dem Auslegen der Bleiche hergehet, wird also nicht gerechnet, wenn die Anzahl der Bücke die ein Stück Garn bekommen hat, angegeben wird. Diese Bleichbücke müssen 9, 10 bis 12 Mahl wiederholet werden, ehe es seine vollkommene Weiße erhält, je nachdem das Garn grob oder fein ist.

Wenn das Garn eine gewisse Weiße erreicht hat, so kommt es in die Molken, die der benachbarte Landmann herzuführet. Zu dieser Bearbeitung ist eine besondere Anstalt bestimmt. Auf der Bleiche die Herr Everomann sah, war es ein Theil des Bleichhauses, so mit Klinkern (eine besondere Art von Mauerziegeln) gepflastert war. An den Wänden herum befanden sich 9 tiefe Bottiche in der Flur versenkt, und in der Mitte stenden 4 auf der Flur. Das Garn wird, nachdem es vorher einige Mahl durch die Molken gezogen worden, in diese Gefäße hineingebracht, darüber eine doppelte Bretterlage gelegt, und dieselbe durch Stangen fest auf das Garn gepreßt. In diesem Zustande bleibt es so lange, bis die Gährung vorbey ist, das heißt: bis der Schaum, der sich über den Molken, wie beym Gähren des Bieres, ansetzt, nieder geht, welches gemeiniglich 8 Tage dauert.

Hierbey muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man nicht vor der Zeit, bis die Gährung vorbey ist, sie störet, etwa durch Rühren darin oder dergleichen; denn alsdann geht das Häutchen, welches sich auf der Oberfläche angesetzt hat, sogleich nieder, und die saure Gährung geht zur faulen über, die dem Garne höchstnachtheilig ist. Das Zimmer, wo die Gährung vorgeht, muß immer sehr warm seyn, damit sie besser von Statten gehe.

In die Molken kommt das Garn drey bis vier, auch wohl fünf bis sechs Mahl, wenn es recht weiß werden soll. Es wird erst mit Füßen hinein getreten, und dann gleich fest gepreßt, so wie es stehen bleiben muß, da denn die Molken über die Bretter hinaustreten, und ruhig stehen bleiben.

Das

Das Garn wird nach der Zeit herausgenommen, und auf die Wäsche gebracht; dies ist ein in der Erde gemachter Abschlag von Holz, am Ende der Bleiche, vor dem Bleichhause, mit einem Dache, und zweyen Schützen versehen, durch deren einen das Wasser von den Bleichgräben herein, und durch den andern das gebrauchte abgelassen wird. Denn es ist überhaupt ein nothwendiges Erforderniß bey einer guten Garnwäsche, daß das Wasser, beständig seinen Abfluß habe, und sich immer klären könne. Das Garn kann im entgegengesetzten Falle nicht gehörig gespühlt werden, und der Unrath, der aus demselben herausgekocht ist, und noch zum Theil daran hängt, setzt sich zu Boden und hängt sich wieder von neuem an, fault, wenn das Garn auf der Bleiche liegt, und verursacht Flecke und weiche Stellen.

Diese Arbeit der Garnwäsche, oder wie unsere Hausmütter auch sagen, des Garnspühlens, verrichten bey den dortigen Bleichen Weiber, die dabey in besondern Kasten liegen, welche im Vorderbrette einen Ausschnitt haben, wo sie sich mit dem Bauche hinein legen. Einen solchen Kasten stellt die Figur 4481 vor. Es sind diese Waschkasten sehr vortheilhaft für die Frauen, indem sie sich mehr trocken halten können, und daher verdiente solches mehr nachgeahmt zu werden, als es jetzt geschieht, denn sie sind bey weitem nicht allgemein bekannt und im Gebrauche.

Die letzte Arbeit der das Garn auf der Bleiche unterworfen wird, ist das Bläuen, das heißt: Es wird durch Wasser, worin blaue Farbe und eine Quantität spanische Seife aufgelöset ist, etliche Mahl durchgezogen, und mit den Händen ausge-

Ein Beweis, daß eine wichtige Sache der Dünenbleichen in der Vortrefflichkeit ihres Waſſers beſteht, erhellet daraus, daß eine halbe Stunde davon bey Haarlem zwey Bleichen angelegt ſind, die mit dieſen alles, bis auf das Waſſer überein haben, und lange nicht ſo gut bleichen.

Die Waidaſche wird auf einer gegoſſenen eiſernen, oder auch einer ſteinernen Platte von einem Arbeiter mit einem hölzernen Schlägel zerſchlagen, aber nicht ganz fein, ſondern in Körnern von der Größe wie Buchweizen, welche durch ein kupfernes Sieb mit runden Löchern durchgeſiebt werden. Damit aber auch diejenigen meiner Leſer, welche die Waidaſche nicht genau kennen, wiſſen, was ſie ſey, ſo füge ich dieſem noch hinzu, daß ſie nicht aus der Aſche der Waidpflanze noch des Weidenbaumes, (ſie wird auch Weidaſche geſchrieben,) ſondern aus calcinirtem Weinhefen beſtehe, und dieſen Namen nur deswegen führt, weil ſich die Waidfärber derſelben bedienen. Wenn ſie gut ſeyn ſoll, muß ſie friſch und in großen Stücken ſeyn, auch eine grünlich weiße Farbe, und ſalzig bittern Geſchmack haben. Das Weitere hievon wird man an ſeinem Orte unter Waidaſche einſt nachleſen können.

Pottaſche wird hier zum Garnbleichen gar nicht gebraucht, und auch die Lauge von der Waidaſche iſt, wie man aus dem Vorigen geſehen hat, nur ſchwach; gekocht ſieht ſie grün aus.

Die Dauben (Doeven, Stäbe) der Bükkübben ſind norwegiſches Tannenholz, welches ſo geſägt werden muß, daß der Schnitt mitten durchs Herz geht; und nur die Diele, in der das Herz iſt, kann zu Dauben gebraucht werden; die andern aber werfen ſich, oder vergehen auch bald.

Die Maſchine zum Ausringen des Garns
noch näher beſchrieben werden. Man ſehe die Fi
4483. Eine von dünnen, pfeifenſtieldicken S
ken geflochtene Matte (*) wird durch den eiſe
Ring a und b durchgeſteckt und mit den Enden
gelegt. Auf ſie wird ohngefähr 1 Cent. Garn
der Bödе gepackt und mit zwey eiſernen Haken
Krampen die auf jeder Seite befindlichen Lißen c
zuſammengehakt, und ſo die Matte mit dem Gar
eine Wurſt zuſammen gezogen. Die eiſerne Kra
oder Ring b iſt in der ſtehenden Säule g feſt; de
der gegenüber ſtehenden Säule macht die Achſe
Tretrades F aus, welches ohngefähr 8 Fuß hoch,
von 8 zu 8 Zoll auf der Peripherie mit Handgr
m verſehen iſt. Die Matte wird durch das
drehen dieſes Rades zuſammen gerungen,
es ſtellt ſich zu dem Ende ein Arbeiter B oben,
ſtämmt ſich mit Kopf und Schultern gegen da
polſterte Brett C, während daß zwey andere
ihm durch Auftreten auf die Tritte oder Hand
ihre Kräfte mit den Seinigen vereinigen. Unte
Matte ſind zwey Bretter dergeſtalt gegen eiande
legt, daß, in der Mitte durch, eine Ritze b
durch welche das ausgerungene Waſſer in eine
ne d hinein, und abläuft.

Die gewaltige Kraft, welche die Leute an
den müſſen, könnte durch eine beſſere Verrich
wohl erleichtert werden. Eine ſolche Matte
40 Fl. und hält nur ohngefähr zwey bis drey
nathe aus. Wenn ſie ausgedient hat, wird ſi
dem großen Keſſel, worin das Garn gekocht

(*) Dieſe Matten werden in Haarlem gemacht, und wenn die Bäker ſie bekommen, nur ganz einfach grobe Leinwand gewebt; alsdann ziehen ſie aber n mehrerer Feſtigkeit doppelte dicke Fäden der Läng durch, und auch vier der Quere, welche die vier ausmachen, womit man ſie zuſammen hakt.

lauge davon gehe, und naß auf zwey Stangen gezogen, welche auf vier Stützen ruhen, die oben Gabeln haben, wovon zwey unter der einen Stange niedriger sind, als die beyden andern, um dadurch das Begießen zu erleichtern. Man pflückt das Garn sehr gut aus einander. Dieses Pflücken muß überhaupt auch in der Folge oft vorgenommen werden, damit das zusammengeklebte Garn nicht streifig wird.

Sobald das Garn trocken wird, begießt man es, und so fährt man bis Dienstag Abend fort. Alsdann wird es eingeweicht, und zwar in reines Wasser, worin es die Nacht über steht, wo alsdann das Wasser schon die mehresten Unreinigkeiten herauszieht, welches auch seine braune Farbe zeigt. An der Mittwoche Morgen schwenket, klopfet und spühlet man das Garn in reinem Wasser aus, darauf bleichet man es wieder bis zum Freytag Abend, wie vorher. Man weicht es nun wieder ein, und klopft es am folgenden Morgen ebenfalls so wie an der Mittwoche aus, läßt es völlig trocknen, und bringt es nach vorbeschriebener Art wieder auf die Büke.

Das wiederholt man fünf bis sechs Wochen hindurch mit dem Garne, weil aber die Leinwand nur drey bis vier Mahl gebükt wird, so muß man mit dem Garne zuletzt besondere Bücken anstellen.

Anmerkungsweise muß ich hier noch anführen, daß kein Garn gekocht, gebükt oder gebleicht werden könne, wo es nicht zuvor von den Spulen wieder herunter gebracht worden ist. Befindet das Garn sich lange auf der Spule, besonders bey denen die naß spinnen, so stockt es sehr leicht. Die Spinnerinnen haspeln oder weifen daher so bald als möglich ihr Garn ab, damit es austrockne. Man hat verschiedene Arten von

Haſpeln oder Weifen, die zum Theil ihre gewiſſe Größe oder Weite haben müſſen; ich will aber nur die gewöhnliche Art anzeigen, und dieſe ſiehet man in der Figur 4484 wo der Haſpel ſelbſt mit aufgewundenem Garne, und auch der mit f bezeichnete Haſpelſtock zu ſehen iſt. Uebrigens aber ſehe man Encyklopädie Th. XXII. S. 226, den Artikel Haſpel.

Einen Aberglauben muß ich hiebey noch rügen, der in der geſtriegelten Rockenphiloſophie S. 16. fgg. angezeigt worden; nähmlich: es glauben manche Weiber, wenn ſie Garn ſieden, daß ſolches nicht anders gut weiß werden könne, wo ſie nicht tapfer dabey lügen, eben ſo wie ſolches vermeintlich beym Lichtziehen geſchehen müſſe. Der Verfaſſer des angeführten Buches ſagt:

„Wer von ſieden redet, der lügt gern, und hier „trift es gleich ſo ein, daß das ſiebente Capitel von „Lügen handelt. Es iſt dieſes ein vortreffliches Mit„tel zum Garnſieden, daß es weiß wird, denn es „koſtet nicht viel, und kann jeder, wer dazu kommt, „etwas beytragen, weil nach der Schrift alle Men„ſchen Lügner ſind, und der Teufel iſt der Meiſter „darunter. Nun aber iſt bekannt, daß der Teufel „ein Tauſendkünſtler iſt, der aus ſchwarz gar leicht „weiß machen kann. — — Wenn denn nun die „Weiber bey ihrem Garnſieden, dem Teufel zu Liebe, „brav Lügen ſagen, wäre es denn Wunder, daß die„ſer ihnen wieder den Gefallen erwieſe, und das „Garn weiß machte; allein, weil es Lügen ſind, ſo „wollte ich bald ſagen, es ſey nicht wahr, daß davon „das Garn weiß würde, jedoch kann es auf folgen„de Weiſe wohl eintreffen, nähmlich: man pflegt im „gemeinen Sprichworte wohl zu ſagen: Mit Koth „wäſcht man ſich nicht weiß; aber hiebey muß das „Sprichwort zur Lüge werden, und heißt vielmehr: „Mit Koth wäſcht man weiß. Denn man bedenke, „wie häßlich das Garn mit der Aſche zugerichtet wird, „wenn es damit eingeäſchert und geſotten wird, und „dennoch iſt die Aſche das Mittel, damit das Garn

„ge-

„gereiniget werde.“ (Man braucht zur Weiße des „Garns ja sogar Kuhmist. —

„Ob nun aber dieses die rechte Ursache ist, war„um die Weiber bey dem Garnsieden lügen, will „ich so gewiß nicht behaupten, und daher noch eini„ge Muthmaßungen mit beyfügen, nähmlich: erstlich „weiße ich nicht, es habe etwa einmahl ein Weib „das andere gefragt, oder auch die Kunst aufschrei„ben lassen, wie man das Garn schön weiß siede; „da nun die Meisterinn solcher Wissenschaft schreiben „wollen; daß gute Laugen das Beste dabey thun „müssen, mag sie aus Versehen den Buchstaben a „in dem Wort Laugen vergessen, und nicht mit in „das Wort gesetzt haben, so ist es für Lügen gele„sen worden. Wenn nun die andere die Kunst mit „Laugen zugleich probieret hat, und das Garn ist „weiß worden, so hat sie denen Lügen die Kunst al„lein zugeschrieben, und ist dieses hernach zu einem „Artikel ihres Glaubens gemacht worden.“

„Zum andern, kann ich selbst Zeugniß geben, „daß mit gewisser Condition diejenigen Weiber, wel„che gut lügen können, weißer Garn machen, als „die ehrlichen und aufrichtigen, nähmlich, ich erinne„re mich, daß in Dresden bey einem wohlhabenden „Kaufmann die Magd Garn sotte; da nun das „Garn ungewöhnlich schön weiß wurde, und der „Herr die künstliche Magd fragte, was sie für einen „Kunstgriff hätte? anwortete sie mit einer klugen lä„chelnden Miene: Dieses wäre eine Wissenschaft, „welche sie von einer Steuermannsfrau gelernt, und „sie hätte ihr fast einen Eid schwören müssen, daß „sie es niemanden weiter sagen wollte, redete dem„nach ferner mit ganz leiser Stimme zum Herrn: „es bestände die ganze Wissenschaft darin, daß sie „Asche von büchenem Holz dazu nehme, und dieses „glaubte der Kaufmann; es war aber eine Lüge, „denn des Tages zuvor hatte ich die Magd einen „ganzen Riegel Seife schaben sehen, die sie zwischen „das Garn mit eingestreuet hatte.“

Obige Erklärung, daß dieser Aberglaube von einem Schreibfehler herrühren mag, kann wohl Statt finden, indem solches nicht unmöglich ist; indessen, ich will doch auch meine Meinung sa-

gen,

gen. Man wird aus dem Anfange des Artikels **Lein** ersehen, daß der Gebrauch der weißen Leinwand sehr alt ist, so wie auch niemand das hohe Alter der deutschen Sprache, und ihre verschiedenen Mundarten leugnen wird. Verschiedene Mundarten und Wörter sind aber schon seit Jahrhunderten in unserer hochdeutschen Sprache nicht mehr, und befinden sich hin und wieder in einigen Provinzen in der gemeinen Sprechart nur noch. Dies ist auch der Fall bey dem alten deutschen Worte **Lugen**, welches so viel als sehen, schauen, Achtung geben, heißt. Eben dieses Wort heißt in der Oberpfalz **lauen**. Es kann also in gewisser Hinsicht das Recept ganz richtig geschrieben worden seyn, wenn auch darin gestanden, daß man beym Garnsieden gut **lugen**, d. i. Acht geben müsse.

Eben diese Vorschrift kann schriftlich oder auch gedruckt in eine andere Provinz gekommen seyn, wo die Leser das Wort **Lugen** nicht gekannt, und es also für **lügen** verstanden haben, besonders, da in einigen niedersächsischen Gegenden auch noch immer im Platten statt **lügen**, **leegen** und **lugen** gesagt wird, welches altes Deutsch ist. Daher sagt Ottfried:

Vuarret ju joh harto fon foralagon *luggen*,
hütet euch ja sehr von prophetischen lügen;

und es ist also hier wohl mehr auf Mißverstand des Wortes, als auf einen Schreibfehler zu rechnen. Uebrigens wird man in den Artikeln **Lugen** und **Lügen** ein mehreres zur Berichtigung meiner Meinung finden.

Leinengeräthe, begreift alles leinene Zeug, welches zur menschlichen Bekleidung und sonst zum nöthigen Gebrauch in die Haushaltung gehört. Eine Hauswirthinn muß vom Leinengeräthe so viel Vorrath

rath anschaffen, als möglich ist, damit es desto seltner und etwa des Jahres nur drey oder viermahl gewaschen werden darf. Das heißt aber nicht, daß man die Wäsche mit dem Schmutze so lange auf einander in dem Schwarzzeugkasten liegen lassen soll, wodurch sich der Schmutz eintrißt, und das Leinenzeug schwer wieder weiß zu waschen ist, sondern es ist hier die Rede von der sogenannten groſsen Wäsche, indem es Häuser giebt, in welchen die groſse Wäsche nur etwa alle halbe Jahr, oder gar alle Jahr geschieht; und in solchen Häusern ist gewöhnlich der Gebrauch, daß das am Sonnabend zusammengenommene schmutzige Zeug am Montage nur bloß in reinem Wasser ausgeklopft, getrocknet, und alsdann bis zur Wäsche aufgehoben wird. Dieses geschieht auch in kleinern Haushaltungen, und man hat vielen Vortheil davon.

Das häufige Waschen des leinengeräthes macht nicht allein manche Hindernisse in der Hausarbeit, sondern greift, wie es natürlich ist, auch das Zeug sehr an.

Eine Hausmutter hat ferner Sorge zu tragen, daß das neue leinenzeug zu rechter Zeit ausgebleicht und nicht verlegen werde, daß der Ort, worin das leinengeräthe verwahret wird, nicht feucht und dumpfig sey. Auch legt man allerley trockne wohlriechende Kräuter dazwischen, wozu sich die lavendelblüthe am besten schickt. Sie muß alles im brauchbaren Stande zu erhalten suchen, und jedem in dem Hause, was ihn davon zukommt, zur rechten Zeit geben. Ebenfalls muß sie ein ordentliches Inventarium hâten, in welchem jedem leinenen Geräthe, es sey zum Haus- oder leibesgebrauch gehörig, sein besonderer Titel und Rechnung gegen einander über stehenden Seiten

ten gegeben wird, so daß man auf der linken Seite den Empfang oder gefundenen Vorrath, z. B. erstlich der Tischtücher anführe, und gewisse Linien ziehe, in welchen der gemeinen und auch der feinen Tischtücher Länge und Breite, soviel von jedem vorhanden, eingetragen werde (*), wobey denn auch fleißig zu bemerken, wenn solche Tisch- oder Tafeltücher durch neue zugemachte oder zugekaufte vermehret werden. Auf der andern Seite hingegen wird in Ausgabe wieder abgeschrieben, was von solchen abgenutzt, zerrissen, verloren, verschenkt, oder sonst zu anderm Gebrauche angewandt worden; worauf man am Ende des Jahres solchen Abgang von dem Empfange abzieht, und alsdann nachsieht, ob der noch vorhandene Vorrath in allen Stücken mit dem darüber gehaltenen Buche überein komme.

Beym Waschen des Leinengeräthes muß ebenfalls ein genaues Verzeichniß desjenigen, was in die Wäsche und auf die Bleiche gegeben wird, gemacht werden, und man besorgt alsdann, daß dasjenige, was in die Wäsche gegeben worden, richtig, wohl gewaschen und gebleicht wieder abgeliefert werde.

In Hinsicht der Güte ist das Leinengeräthe sehr verschieden; es besteht daher entweder aus der sogenannten Haus- und Rollwäsche oder Stärk- und Bügelwäsche. Rollwäsche nennt man, was von gemeiner Leinwand gemacht, und nach dem Waschen nur durch die Rolle, Mangel (Man- an einigen Orten) oder dergleichen mehr wie- glatt gemacht wird. Stärk- oder Bügelwä- besteht in dem klaren, zarten, weißen lei-

(*) auch wohl die Muster des Zeuges mit anzu- man solches wisse, wenn etwa eins davon ge-

leinenen oder baumwollenen Geräthe, welches man ſtärket und hernach plättet oder bügelt.

Wenn das leinengeräthe oder die Wäſche von Wagenſchmier, Oelſchwärze und dergleichen Flecken bekommen hat, darf man ſolches nicht lange weglegen, damit die Flecken ſich nicht zu ſehr einfreſſen, ſondern man muß folgendermaßen verfahren: Man nimmt ziemlich fette Lichtſchnuppe, ſchmiert ſie dick auf den Ort, daß der Flecken ganz damit bedeckt werde; ſo läßt man es einen oder zwey Tage ſtehen: alsdann wäſcht man den Flecken von der Lichtſchnuppe mit ziemlich heißem Waſſer und wohl eingeſchmierter Seife wieder aus. Der Flecken geht mit der Lichtſchnuppe zugleich wieder aus, ſo daß man nichts mehr davon ſiehet. Hiebey iſt noch zu merken, daß Butter, wenn ſie auf ſolche Flecken geſchmiert wird, die zähe Materie erweicht, ſo daß ſich dieſelbe hernach mit warmen Waſſer und guter Seife auch ſehr gut auswaſchen läßt. Gleiche Wirkung wie die Butter hat auch das reine Baumöl.

Es iſt häufig der Fall, daß die Wäſche oder das Leinengeräthe mit der Zeit gelb wird. Dieſes rühret entweder vom langen liegen her, wenn die Wäſche gar nicht gebraucht wird, oder von allzu heißem Brennen beym Waſchen ſelbſt, welcher letztere Fall bey baumwollenem Zeuge am erſten bemerkt wird. Das gelb gewordene Zeug wird aber auf folgende Art wieder weiß gemacht: Man nimmt Buttermilch, die ſchon einige Tage geſtanden hat und faſt verſauert iſt, dieſe wird in ein irdenes oder kupfernes, wohl geſäubertes Geſchirre geſchüttet, darin legt man die gelb angelaufene Wäſche, und läßt ſie acht bis zehn Tage darin liegen. Darauf nimmt man ſie heraus und

wäſcht ſie mit Seife in laulichem Waſſer ab, ein lich aber ſchwenkt und ſpühlt man ſie in reine kaltem Waſſer recht aus, und trocknet ſie, wo alsdann zum Vergnügen weiß iſt. Will man eine ſolche Weiße an dem Zeuge haben, die ſo nicht übertroffen werden kann, ſo wiederhole diese Procedur noch ein oder ein paar Mahl.

In den Artikeln Wäſche und Waſchen wird hierüber weitläuftiger gehandelt werden, zuvor kann man auch den Artikel Leinewebe nachſehen.

Leinen Handſchuhe, oder leinene Handſchuhe, ſind entweder Handſchuhe von leinenem Zwirn gewirkt oder gewebt, oder es iſt auch eine gewiſſe andere Art von Handſchuhen, deren ſich die Bauerinnen in der Aernte bedienen. Dieſe Handſchuhe ſind ſo groß als die Hand iſt, von welchen an dieſem leder ſind Aermel von leinewand gemacht, die bis zur Schulter hinauf gehen, und dort ſowohl als gleich hinter der Hand feſtgemacht werden. Mittelſt ſolcher leinenen Handſchuhe ſchonen die in Hemdsärmeln gehenden Bauerinnen ihre Hemden, damit dieſe nicht vom Stroh zerſtochen werden, ſo wie ſie überhaupt dadurch ſich auch wider die Diſtelſtiche ſichern.

Leinen Kanten, oder leinene Kanten, Spitzen, (Points Dentelles) ſind von Neſſelgarn oder feinem Zwirn gewebte, oder geklöpfelte, geſtochene, geſtrickte Gewebe, die zum höchſten Putze der Damen, ſo wie auch der Herren (zu Manſchetten u. d. gl.) dienen. Man hat deren ſchwarze und weiße. Die weißen leinenen Spitzen oder Kanten ſind von verſchiedener Sorte und Güte, als Points oder Dentelles d'Alençon, die ihren Nahmen von einem franzöſiſchen Städtchen dieſes Nahmens in der Normandie haben; es ſind genähete Spitzen von verſchiedener Breite, den Points de Venise ähnlich

und werden sehr stark zu Cour-Roben gebraucht. Points de Bruxelles, **Brüsseler Spitzen**, sind halb genähete und halb geklöpfelte Spitzen, sie kommen den Points de Venise etwas gleich, sind sehr zart und fein, und erhaben gearbeitet; die Points de Venise, oder **venetianische Spitzen**, waren genähete Spitzen, die aber jetzt nicht mehr so häufig fabricirt werden, weil die von Alençon sie übertreffen, und noch oben drein minder theuer sind. **Profilirte** oder **grosfädige Spitzen** sind eine Art brabanter Spitzen, worin die Blumen mit einem groben Faden eingezogen sind, und ein Relief formiren; sie wurden ehemals von den Damen nebst den Brüsselern zu Kopfzeugen, zu Cour-Roben und anderm Putze häufiger als jetzt gebraucht. **Brabanter Spitzen** sind ordinäre niederländische geklöpfelte Spitzen von verschiedener Breite, theils glatt, theils bogigt. **Mignonetten** sind Spitzen, worin ein flacher Faden, welcher das Dessein anzeigt, fortläuft. Man hat diese von verschiedener Breite.

Unter den geklöpfelten Spitzen oder Kanten sind die **Brabantischen**, die **Annabergischen**, **Marienbergischen** und **Schneebergischen** (aus dem churſächsischen Erzgebirge) die schönsten gewesen. Sie werden insgesamt entweder stückweise oder nach der Elle verkauft. Unter den niederländischen Spitzen schätzte man vor diesem hauptsächlich die von **Valenciennes**. Man findet zuweilen Garnituren von Spitzen für Frauenzimmer, die mehrere tausend Thaler zu stehen kommen. Die Mode aber ist häufig eine Tyrannin, und wenn gerade die Spitzen oder Kanten im Gange sind, so werden sie theuer bezahlt, hat man dagegen aber wieder anderes Flitterwerk als Modetracht angenommen, so leiden auch die Spitzen- und Kantenmanufactu-

Zu merken ist: Man würde die Spitzen durch das häufige Ausstechen zu Grunde richten, wenn man solches bey jedesmahliger Wäsche unternehmen wollte. Am besten ist daher, man übergeht einige Wäschen, und sticht sie dann wieder auf, wobey die Zäckchen und der Fuß so bleiben, wie es sich gehört. Das übrige und nähere hierüber wird man im Art. Spitzen finden.

Von den Haarlemer Kantenmanufacturen muß ich aber noch folgendes nach dem Eversmann anführen, da hier gewebte Kanten oder Spitzen verfertiget werden. Es ist eine der ansehnlichsten Manufacturen der Stadt Haarlem, worin man die Kanten oder Spitzen von Garn verfertiget. Als Herr Eversmann Haarlem in technologischer Hinsicht besuchte, waren drey große Fabrikanten daselbst, und außer ihnen noch zwey kleinere, welche zusammen an 200 Gotaue hatten; jedes Gotau beschäftigt an und für sich zwey Menschen — und von den großen Fabrikanten kann man rechnen, daß jeder durch seine Fabrik in Allem an 250 Menschen Brod giebt. — Joost Daamsen war damahls (*) unter allen der stärkste; seine Manufactur gebraucht Mährisch, Böhmisch und Münstrisch oder Vollgarn. Vor diesem lieferte Schlesien, und besonders Hirschberg alles Garn, das hier verbraucht wird; die Böhmen und Mähren brachten es dazumahl alles nach Schlesien, und konnten, weil sie das Packen nicht verstanden, auch wohl nicht genug Kaufleute hatten, keine directe Handlung anfangen. Von preußischer Seite soll hierauf ein Verbot ergangen seyn, daß kein Garn ausgeführt werden dürfe. — Die Holländer aber mußten Garn haben, lehrten

(*) Des Hrn. Eversmann technologische Bemerkungen auf einer Reise durch Holland sind 1792 herausgekommen. Man kann also noch etwas vorher rechnen.

Das böhmische und mährische Garn wird gezwirnt und bey den Kanten zu Ketten, das Vollgarn aber zum Einschlage gebraucht; das Garn wird noch gezwirnt, zweydrähtig; wenn es von der Zwirnmühle kommt, läuft es auf, trillet sich zusammen, alsdann kommt es auf die Bleiche und wird gebleicht, von da abermahls auf die Mühlen und wieder gezwirnt, und dann zum zweiten Mahl gebleicht. Dem doppelten Bleichen ist der Vorzug des holländischen Zwirns vor dem deutschen zuzuschreiben, der darin besteht, daß er sich nicht trillet, denn an den Mühlen selbst hat Herr Eversmann keine Abweichung gegen die märkischen und bergischen bemerkt. Das erste Zwirnen geschiehet auf Mühlen von 48 Spillen, und das zweyte auf einer größern von 144 Spillen. Jede Mühle drehet ein Mensch an einer Kurbel.

Die Kanten werden auf Böden gewebt, auf Gotauen, die von 4 bis zu 22 Stück auf einmahl verfertigen können. Man erlaubte Hrn. Eversmann nicht, sie zu sehen; so wie er aber aus der Erzählung geschlossen, haben sie noch die Vollkommenheit, daß sich die fertigen Stücken nicht selbst aufwickeln. Es müssen die Arbeiter der Reinlichkeit wegen auch des Winters auf ihren großen Böden (Sälen), und ohne Ofen oder Kamin arbeiten. Eben diese bey weißen leinenen Waaren so nothwendige Reinlichkeit kann an keinem andern Ort als in Holland, wo Reinlichkeit bis ins Uebertriebene gehet, so wohlfeil bewerkstelliget werden, weil es dem Arbeiter als Holländer schon angeboren ist; und daher kommt es auch, daß andere Gegenden, die dergleichen Anstalten, bey sich zu etabliren unternehmen, nicht fortkommen. So ist z. B. zu Barmen im Bergi-

schen eine Manufactur etablirt, die die Prise an den Hemden, woran die Manschetten b festiget werden, fabricirt; sie macht sie von eb der Güte, Feinheit, Muster und Festigkeit a die Haarlemer, allein in der Weiße kann sie di se nicht nachahmen, und das liegt meistentheis an den Kalandermaschinen, (*) die hier weit rei licher gehalten werden als dort, obgleich nicht läugnen ist, daß nicht auch etwas an der Sä rung beym Bleichen liegt, die im Bergischen we fällt.

Ein gewisser Jobst Damens Pieterzoon hat ei Art von leinenen Kanten herausgebracht, die so bey Valenciennes, und in der dortigen Gegend v Frankreich sind gemacht worden. Er hat solche Proben, mit Beyfügung der originalen franzö schen dem Harlemer ökonomischen Takt (**) vor zeigt, und von demselben unmittelbar die golde Medaille von 25 Dukaten überreicht erhalte Sie werden mit dem Nahmen ökonomische Kan belegt. Der Unterschied von ihnen liegt in d Feinheit des Einschlages, und in der Größe u Art der Zubereitung der Muster.

Leinenlumpen, leinene Lumpen, oder **Hader** sind dasjenige **Leinenzeug**, welches durch lang Tragen oder Waschen mürbe und abgängig gew den; aber, man wirft solches dennoch in vernü tigen Wirthschaften nicht weg. Noch immer k nen die Lumpen in den Feldlazerethen auf vielfa Art gebraucht werden, und dann bereitet die Papi

macher

(*) Was der Kalander oder die Kalandermaschine sey, der man Th. XXII. der Encyklopädie, S. 374.

(**) Eine gelehrte ökonomische Gesellschaft, die besond Landwirthschaft, Fabrik- Manufacturwesen und Handl zum Gegenstande ihrer Beschäftigungen genommen Sie ist ein Zweig der Maatschappye der Meetenschapp welche schon seit den 21sten May 1752. in Haarlem stirt.

macherey durch einfache Mittel aus dieſer, faſt verächtlichen Sache, in dem Papier eine Waare, die den edelſten Gebrauch hat, und jetzt in groſſer Menge ſowohl in Deutſchland, als in andern Ländern ihren völligen Abſatz hat. Es wird alſo der Abgang vom leinen nach mannigfaltiger Verarbeitung, Umarbeitung, Nutzung und Abnutzung von den theils privilegirten — theils auch nicht privilegirten **Lumpenſammlern**, zuſammen geſucht, aufgekauft, oder gegen Nadeln, ſchlechtes Band und Kinderſpielzeuge eingetauſcht, und — ſeit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts zu allerley Papier umgeſchaffen.

Ob nun zwar in den Artikeln **Papier** und **Papiermühle** noch ganz beſonders von der Zubereitung der Lumpen gehandelt werden muß, ſo erfordert doch auch dieſer Artikel ſchon, daß man im Voraus etwas davon ſage. Solches iſt allemahl das Ereigniß in alphabetiſchen Werken; indeſſen ſoll hier nichts unnützes geſagt werden, und ich will mich kurz faſſen.

Das erſte Papier iſt nicht aus unſern gewöhnlichen leinenen Lumpen, ſondern aus Baumwolle gemacht, und den Arabern ums Jahr 704 bey ihren Eroberungen in der Bucharey bekannt geworden.(*) Durch ſie kam die Kunſt der Verfertigung ohngefähr im 11ten Jahrhunderte aus Afrika nach Europa. Zu den älteſten europäiſchen Papiermühlen, von denen Nachricht vorhanden iſt, gehört die bey dem Schloſſe **Fabriano** in der Mark Ancona, deren der Juriſt **Bartolus** ums Jahr 1340 gedacht hat, und die zu **Nürnberg** 1390 angelegte Mühle, wovon man die Nachricht dem Herrn von **Murr** zu danken hat. Die Geſchichte dieſer groſſen

(*) Anleitung zur Technologie ꝛc. von Johann Beckmann. Göttingen, 1796. S. 137.

Wie die Lumpen eigentlich zubereitet werden müssen, damit Papier daraus entstehe, ist hier der Ort nicht zu beschreiben; indessen erlaube man mir noch etwas davon zu sagen. Die Lumpen werden, wenn sie von den Lumpensammlern eingebracht und gekauft werden, auf den sogenannten Haderboden, den Aufbewahrungsort derselben, geschüttet. Die erste Verarbeitung derselben ist das Sortiren. Stück für Stück gehen sie durch die Hände der Weiber, welche die feinern und gröbern Sorten, deren jede zu einer besondern Art feinern oder gröbern Papiers bestimmt ist, aus einander suchen, und in die Körbe vertheilen, zugleich auch, wenigstens bey den feinern Arten, die Näthe auftrennen, und die Faden herausziehen.

Jede Sorte der Lumpen wird alsdann gröblich zerstückt, und dies am vortheilhaftesten mit Hülfe einer Maschine, der Lumpenschneider genannt, welche vom Wasser getrieben wird, und sich in der obern Etage der Mühle befindet. Die Lumpen werden hier zwischen zwey Messern zerschnitten, von welchem das untere fest liegt, das obere aber auf- und abwärts gezogen wird, so daß sich beyde wie die zwey Klingen einer Scheere, beym Auf- und Zuthun derselben berühren. Hinter den Messern befindet sich ein nach vorwärts eingeneigter Kasten, worein die Lumpen geworfen werden, und zu Ende desselben, dicht hinter den Messern, eine Walze, welche im Umdrehen die Lumpen allmählig zwischen die Messer schiebt. Die zerschnittenen Lumpen fallen in einen Trichter, durch eine Oeffnung des Fußbodens in das untere Stockwerk, und hier über ein schräg liegendes in zitternder Bewegung sich befindendes Gitter weg, wodurch sie zugleich von vielem Staube und Unrath befreyet werden, welcher durch das Gitter fällt.

Dort,

Dort, wo man noch keine Lumpenschneider hat, werden die Lumpen mit einem breiten Beile auf einem großen Blocke oder Klotze, so wie sie die Schlächter haben, kurz gehackt. Dies Geschäfte verrichten gewöhnlich Tagelöhner, und ich besinne mich, daß vor etwa 30 Jahren ein Tagelöhner durch solches **Lumpenhacken**, wie man es nennt, nach seiner Art recht glücklich wurde: Er zog unter den Lumpen einen leinenen Kittel hervor, und, so wie er ihn kurz hauen will, merkt er, daß das Beil vorne, wo die Knöpfe gesessen haben, nicht durchhauen will. Er untersucht die Sache, und findet, daß der ehemalige Besitzer des Kittels auf beyden Seiten unter den Knöpfen, von oben bis unten, Ducaten und Pistolen dichte an einander eingenähet hatte. — Furchtsam entdeckt er dies dem Papiermüller, allein dieser, nun verstorbene edle Mann sagte: Alle Schätze, die er in den Lumpen außer der Materie selbst, fände, gehörten ihm; also nahm er diesen Fund, und kaufte sich dafür ein kleines Häuschen, und blieb ein treuer Arbeiter in dieser Papiermühle, als Lumpenhacker, bis die Landesregierung eine Aenderung mit derselben machte, die Mühle von neuem repariren, und auch einen Lumpenschneider anlegen ließ.

In verschiedenen Papiermühlen hält man es für nöthig, zur Bearbeitung feiner Papiere und Erleichterung der folgenden Arbeiten, die Lumpen, ehe sie weiter bearbeitet werden, zu einem schwachen Grade der Fäulniß zu bringen; allein die Erfahrung lehrt erstlich im holländischen und verschiedenen deutschen Papiermanufacturen, daß ohnedies feines Papier bereitet werden kann, und zweitens entspringen daraus mancherley Nachtheile. Man erhält aus angefaulten Lumpen kein ganz vollkommen wei-

ſies, auch weniger ungleicheres und mürber Papier.

Wenn aber je eine Kunſt oder ein Handwe exiſtirt, das bisher ganz in Mißbräuchen erſäu war, (vielleicht hin und wieder auch noch iſt — ſo iſt es gewiß die der Papiermacher; denn, nel allen den gewöhnlichen, verderblichen Mißbräuche womit beynahe jedes Handwerk überladen iſt, fi det man bey den Papiermüllern, zum Ueberfl noch eine Menge anderer, die in Abſicht der P piermanufacturen von den nachtheiligſten Folg ſind. Man ſah auch dies ſchon lange ein, m entwarf 1731 in den Preußiſchen Staaten e General-Handwerkspatent, und nach den Gener Zunftartikeln von 1739 wurden in Schleſien v zwey Jahren wenigſtens die Lehrbraten unterſagt.

Schon im Jahre 1400 entwarfen ſelbſt d Papiermacher in Franken, Schwaben und Baie ein Project zu einer Handwerksordnung, um d durch die Abſtellung der ſie zu Grunde richtend Mißbräuche zu bewirken; dieſes Project wurde ab leider dem Kaiſer nicht zur Confirmation überreich Zu wünſchen wäre, daß der für die Churma Brandenburg im Jahre 1745 gemachte Entwu einer Papiermüllerverordnung, nur mit einigen Ve beſſerungen, die unſern jetzigen Zeiten angemeſſe wären, ſowohl hier als in allen übrigen Provinze Deutſchlands zu beſondern, unabänderlichen Ve ordnungen erhoben würden. (*)

Wenn nun auf dieſe Art die die Meiſter ſelb ſo ſehr drückenden Mißbräuche getilgt würden, dürfte aber auch wohl noch nöthig ſeyn, den Me ſtern oder Herrn, wie man ſie nennen will, ei Ordnung vorzuſchreiben, die ſie bey Verfertigun de

(*) Man ſehe auch: Schrebers Sammlungen verſchieden Schriften ꝛc. 1ſter Th. S. 114.

des Papiers nothwendig befolgen müßten. Daß ein Mangel an zweckmäßigen Verordnungen im deutschen Reiche über dieſen Gegenſtand vorhanden ſey — oder daß zweckmäßige Verordnungen nicht beobachtet werden — davon überzeugt uns das viele ſchlechte und doch theure Papier, womit wir überhäuft werden. Es könnte daher nicht ſchaden, wenn ein weitläuftiges Edict entworfen würde, in welchem zugleich alle Vegetabilien, welche ſtatt der Lumpen zu Papier gebraucht werden können, angezeigt, und deren zweckmäßige Bearbeitung gezeigt würden. Für den Abſatz des Papiers ſorgt gewiß die ſchreibſelige Welt hinlänglich.

Schon im Anfange dieſes Theiles, S. 22 fgg. habe ich von den Pflanzen gehandelt, welche ſtatt des Leines zu einem Geſpinnſte zubereitet, oder mit dem Flachſe vortheilhaft vermiſcht werden können. Alle Pflanzen, welche einen flachsartigen Faden geben, dienen auch zum Papier; es giebt aber deren noch mehrere, die gerade ſich nicht zu Leinwand qualificiren, indeſſen doch recht gut zum Papiere, weil dieſes keine langen Faden gebraucht; und über dieſe Materie verdienen nachgeleſen zu werden: Vom Papier, den vor der Erfindung derſelben üblich geweſenen Schreibmaſſen und ſonſtigen Schreibmaterialien, von Georg Friedrich Wehrs, Halle 1789. Und deſſen Supplemente zu dieſem Werke. Hannover 1790. Wie auch: Grundſätze der Fabrikpolicey, beſonders in Hinſicht auf Deutſchland, entworfen von Fr. Ph. Freyh. von Ränsberg. Weimar 1792.

Es iſt aber nothwendig, hier noch etwas über die Pflanzen zu ſagen, welche ſtatt der Lumpen zum Papier gebraucht werden. Einige dieſer ſind im Art. Lein, S. 22 fgg. ſchon angeführt, allein, da ſie in Bezug auf das Papier und in der Stelle der leinenen

leinenen Lumpen eintreten, ſo iſts auch nothwend
hier davon zu reden, und denen, die dieſes Fach
Beſten des allgemeinen Weſens betreiben, Gele
heit zum weitern Nachdenken zu geben.

Aus Lumpen Papier zu machen, iſt heut
Tage eine bekannte Kunſt. Hätte man wohl
mehr gemeinere Sache anwenden können, als
alten Ueberbleibſel von unſern Kleidungen und a
nutztem Leinenzeuge, die zu nichts weiter gebra
werden können, und deren Menge ſich alle
erneuert? Hätte man wohl eine mehr ein
Arbeit ausfindig machen können, als die Stamp
der Lumpen, vermittelſt der Mühlen? Man
ſtaunet, wenn man bemerkt, daß dieſe Arbeit
geſtalt ſchnell von ſtatten gehet, daß fünf Arb
in einer Mühle ganz bequem das nöthige Papie
der unaufhörlichen Arbeit von dreytauſend Sch
bern verſchaffen können.

Es giebt indeſſen außer dem Papier noch
Menge von Dingen, auf welche wir ſchreiben
nen, und die auch wirklich in verſchiedenen Zei
und bey verſchiedenen Völkern der Welt, ſtatt
ſelben, gedienet haben. Wir finden die zu die
Gebrauche dienlichen Materialien in allen drey R
chen der Natur, und es giebt z. B. Tafeln
Bley, Kupfer, Schiefer, Elfenbein und Wach
Die Eingeweide oder das Fell von verſchiede
Thieren, die Faden vieler Pflanzen, Tücher
Leinwand oder Baumwolle ꝛc., die verſchieden
dazu gebraucht werden. Beſonders aber liefert
Pflanzenreich den meiſten Stoff zu dem Schrei
und wir finden ſchon in den älteſten Zeiten,
viele Völker ſich hierzu die Rinde von Bäumen a
geſucht, andere aber Blätter von Palmbäumen
dieſem Gebrauche genommen haben. Die Rö
und Griechen machten das Papier von den Fa
ei

einer ägyptischen Wasserpflanze, Papyrus Syriaca & Siciliana genannt. Von dessen Bereitung s. den Schauplatz der Künste und Handwerker 1 B. 1762. S. 303.

Der P. du Halde und andere Schriftsteller lehren uns, daß das sinesische Papier ohne Unterschied aus verschiedenen Arten von Pflanzen gemacht wird. Kämpfer und Seba in seiner Schatzkammer der natürlichen Geschichte unterrichten uns, daß das Papier in Japan aus der zweyten Rinde eines Maulbeerbaumes gemacht wird. Herr de la Loubere sagt, daß die Siameser aus alten lumpen von baumwollenem Zeuge, oder aus der Rinde eines Baumes, der in diesem lande Toncoë heißt, verfertigen. Flacourt beschreibt die Art, mit welcher die Einwohner zu Madagascar das ihrige aus einer Art von Pappeln machen, die sie Avo nennen. Endlich erzählen alle Reisende sowohl von Ostindien, als von Amerika auf eine überzeugende Art die Vortheile, mit welcher man den Palmbaum zu verschiedenen Geweben nutzet, und ohne Zweifel würde es leicht seyn, auch Papier daraus zu machen.

Die meisten Pflanzen scheinen aus nichts, als aus in der länge liegenden langen Zasern zu bestehen, die mehr oder weniger dichte auf einander liegen, und deren Zwischenräume mit einer andern Substanz ausgefüllet sind. Von dieser Art sind diejenigen, welche die Kräuterkenner in die Classe der palmartigen, der grasartigen, der lilienartigen und der flachsartigen setzen.

Die Classe der palmartigen ist eine von denenjenigen, welche den Ost- und Westindianern am meisten zu ihrer Kleidung, zum Seilwerk, zu Segeln der Schiffe, und zu anderem häuslichen Gebrauche gedienet hat. Fast alle Theile dieser Bäume

sind

sind hierzu angewendet worden, ob man schon nicht ohne Unterschied alle Theile ebendesselben Baumes genommen hat. Diese Völker haben von dem Palmbaum, der bey ihnen wächset, dasjenige erwählet, was er zu ihren Absichten und Arbeiten am dienlichsten hatte. In dem einen hat man die erste Frucht des Palmbaums erwählet, die vor der Blüte vorhergehet, und die rechte Frucht umgiebt, ehe sie reif wird, oder diejenige, welche die jungen Blätter unterstützet. An andern hat man das rauhe Wesen genommen, welches die Frucht umgiebt. An andern Arten von Palmbäumen hat man die jungen und zarten Blätter erwählet: und wieder bey andern hat man endlich die Rinde vorgezogen.

Von dem Cocosbaume hat man die Frucht, die äußere Schale derselben, die Blätter und die Rinde, nach dem Berichte der Reisenden, darzu genommen. Rumphius in seiner Geschichte der Pflanzen von Amboina sagt eben dieses von dem sogenannten Calapa. Der Pinanga, der wilde Lontarus, der Tecum, der Hacum, der Wanga, welches andere Arten der Palmbäume sind, liefern in ihren Blättern einen mehr oder weniger feinen Faden, dessen sich diese Völker bedienen, um Gewebe daraus zu machen. Sie haben sogar die Blätter des Hacum und des Soribi zubereitet, um sich derselben anstatt des Papieres zu bedienen.

Wenn man der Pflanzenhistorie des Ray glauben darf, so schließet der Cocos in seinem Kern ein Buch Papier von funfzig bis sechszig Blättern in sich, auf welche man schreiben kann. Es hat mit diesem Papiere des Cocosbaumes eben die Bewandtniß, als mit demjenigen, das man mitten in einer Frucht in Peru findet, davon Herr Frezier in seiner Reise nach dem Südmeer redet. Dieses will wahrscheinlich soviel sagen, daß der Kern des

Palm-

Palmbaums, und das Fleisch dieser Frucht sich bequem in Blätter von einander absondern läßt. Die schönen künstlichen Blumen, die man aus Sina bringet, werden von einer Art eines Fliederbaumes gemacht, und man hat Bücher gesehen, die aus der Wurzel einer Art von Pappeln gemacht sind, wozu keine andere Arbeit erfordert wird, als daß sie in Blätter von einander abgesondert, und mit Geschicklichkeit getrocknet werden. Man hat zu eben diesem Gebrauch den Musa oder das große indianische Rohr, das man auch Adamsfeige nennet, angewendet, wegen der erstaunlichen Größe seiner Blätter, davon ein jedes zureicht, einen Menschen einzuwickeln, wie sie dann in der That zum Begräbniß der Todten gebraucht werden.

Die lilienartige Classe schließet die Aloë und die Yucca in sich, Pflanzen, die voller Fäden und Zasern, und sehr geschickt zum Papiermachen sind. Man hat aus der Aloe den durch seine Eigenschaft, daß er sich nicht ausdehnen läßt, und durch die gemachten physicalischen Versuche bekannten Faden gemacht. Der P. du Tertre (Hist. nat. des Antilles) beschreibt die Art, wie man aus der Pflanze diesen Faden herausziehet. Hans Sloane in dem Verzeichniß der Pflanzen von Jamaica, redet auch von diesen Aloen, und seine zweyte Art ist diejenige, die Caspar Bauhin in seinem Pinax p. 20. die eilfte Art der Papierpflanze nennet.

Clusius in seinem Tractat von ausländischen Pflanzen redet von einem aus einer Baumrinde gemachten Knauel Zwirn oder Faden, welcher nach der Meinung des Sloane gleichfalls eben dieselbe Aloe ist. Johann Bauhin (Historie der Pflanzen) schreibet den Clusius aus, und sagt, daß dieser Zwirn sehr fein und weiß sey.

Die dritte Gattung von Aloe des Sloane, welche jedoch eine wahre Sorte von Yucca iſt, hat Plukenetius Seite 645 unter dem Namen einer ſchönen Gattung Hanf oder Flachs bekannt gemacht, welcher der Seide nahe kommen ſoll.

Der Bambus oder das Bamboesrohr, deſſen ſich die Chineſer bedienen, iſt auch eine Pflanze, die eben zu dieſer Claſſe gehöret. Er heißet bey Johann Bauhin Baumrohr.

Die Birke, die unter die Claſſe dieſer Pflanzen gehöret, deren Blumen in ſogenannten Kätzchen oder Lämmerchen beſtehen, wie die Haſelſtauden und Weiden, iſt eine von den erſten Bäumen geweſen, deſſen Rinde zum Schreiben gedienet hat. Unter der Benennung der Rinde muß man, wie es ſcheinet, allezeit die innere Lage, die unter der äußerſten dicken Rinde liegt, und holzigt zu werden beſtimmet iſt, verſtehen, welche innere Rinde allezeit Liber genannt worden iſt.

Rumphius beſchreibet zwey Bäume mit den vorhin gedachten Kätzchen oder Lämmerchen, die er zahmen Gnemon und wilden Gnemon nennet. Seinen Nachrichten zufolge, ziehen die Bewohner der Inſel Amboina einen Faden aus der Rinde der Zweige, welche ſie ein wenig ſchlagen. Dieſer Faden dienet ihnen Netze daraus zu machen, welche ſie in einem gewiſſen Saft kochen laſſen, damit ſie mehr dauerhafter werden, und der Fäulniß weniger unterworfen ſeyn mögen.

Der Maulbeerbaum, der Hanf und die Neſſel gehören zu einer Claſſe der Pflanzen, deren Blüthen unvollſtändig ſind. Alle dieſe Pflanzen ſind auch zum Papiermachen gebraucht worden.

Kämpfer in dem Verzeichniß der Pflanzen aus Japan redet von einer Pflanze, der man vielleicht den Namen des weißen Hanfes würde geben kön-

können, die aber dieser Schriftsteller, die große gemeine Nessel, welche rechte und völlige Blüthen trägt, nennet, und welche starke Fäden giebt, die zur Verfertigung der Leinwand und zu andern Arbeiten geschickt sind.

Kämpfer und Seba nennen denjenigen Baum, wovon das Japanische Papier gemacht wird, einen Maulbeerbaum oder Papyrus, und die Frucht dieses Baumes ist in der That dem vom Maulbeerbaum ähnlich. Der P. du Halde Tom. 2. S. 212. sagt, daß eben der Maulbeerbaum, dessen Blätter die Chineser zur Nahrung der Seidenwürmer gebrauchen, Zweige treibe, deren Rinde diene Papier davon zu machen, welches stark genug sey, die gewöhnlichen Sonnenschirme oder Parasols damit zu überziehen.

Man kann hierher auch eine Pflanze rechnen, die die Japoneser zum Papiermachen gebrauchen, deren Classe, wozu sie gehöret, man in dem Berichte des Kämpfers nicht genau erkennen kann; er nennet sie Papierpflanze, die sich auf die Erde legt, welche Milch giebt, deren Blätter scharf sind, und die eine gute Rinde zum Papier hat.

Herr Guetard setzet auch in diese Classe einen Baum, von welchem Seba T. 2. tab.. 168. redet, mit breiten, langen, abgekürzten, glänzenden Blättern, die den Blättern des Lorbeerbaumes ähnlich sehen, dessen innere Rinde sich als feines Leinen ausdehnen läßt, wie das zum Nesseltuch. Dieser Baum heißt Lagetto. Die Völker, bey welchen er wächset, machen davon Kleider.

Die Classe der Pappeln giebt ebenfalls Pflanzen zum Papiere her. Alle Mahotsträuche in den antillischen Inseln geben lange gehechelte Haare, so zu dem Seilwerk geschickt sind. Der Herr Sloane in seinem Verzeichniß der Pflan-

zen auf der Insel Jamaica redet von zweyen Pa
peln, die diese Eigenschaft haben. Die eine ist ei
Pappelbaum von denjenigen, die an den Ufe
des Meeres wachsen, mit runden, kleinen, schä
fen und unterhalb weißen Blättern, welche eine g
be Blüthe hat, und deren Rinde gesponnen werde
kann. Dieses ist ein von P. du Tertre sogenann
ter Mahot. Die andere ist eine Baumpappel m
runden Blättern, welche eine große Blume von hel
rother Farbe hat, die der Lilienblume ähnlich ist, d
ren Rinde gleichfalls Fäden giebet. Mit einem
Wort, die Baumwolle, wovon man so großen G
brauch zum Papier gemacht hat, ist eine Pappe
pflanze. Man hat aus Baumwolle Papier gemacht
sollte man nicht auch von der Wolle der Weiden G
brauch machen können, wann ihre Kätzchen, wovo
bisweilen die Erde ganz bedeckt ist, mit Fleiß g
sammlet würden?

Der Linagroſtis, womit die magern Wiese
bisweilen ganz angefüllet sind, liefert gleichfalls ei
dergleichen rauhes Wesen, womit nicht undienlich
seyn würde, einen Versuch zu machen, sowohl al
mit der sogenannten Eselsmilch, dem sogenannte
Trompetenholz, und mit einer Menge anderer Pflan
zen. Wenigstens geben Plinius und die mäſte
Botaniſten vor, daß man sich der Wolle gewisse
Disteln bedienet habe, Zeuge daraus zu machen.

Unabhängig von den Classen der Pflanzen,
wovon jetzt geredet worden ist, haben der Flachs,
die Linde, die Hagbuche, und selbst die Disteln, ob
sie gleich in andere Classen gesetzt werden, gleich
falls die Eigenschaft Papier zu bilden.

Wir übergehen viele andere Arten von Pflan
zen mit Stillschweigen, weil die Einsammlung sol
cher Materialien zwey und mehrmal theurer, als
die besten Lumpen zu stehen kämen. Sollte die

brauch-

brauchbare Materie von dergleichen Pflanzen in Menge gewonnen werden, so müßten solche ordentlich cultivirt werden, welches aber wiederum und vielleicht sehr beträchtliche Kosten verursachen würde.

Der Herr von Reaumur ist der Meynung, daß das Holz, welches verfaulte, ebenfalls zum Papiermachen gebraucht werden könnte. In der That hat nicht die Auflösung, die der Hanf erlitten hat, wenn er geröstet, gesponnen, und zu sehr vielenmalen gebleichet worden ist, wenn er in der Faulbütte gegohren hat, und viele Stunden lang gestampfet worden ist, einige Aehnlichkeit und Gemeinschaft mit dem Holze, welches, indem es verfaulet, aufgelöset wird? Man dürfte nicht den allerletzten Grad der Fäulniß abwarten; man hat zum Papier eines Grades der Auflösung nöthig, der die Pflanze noch nicht der Verbindung ihres ganzen Zusammenhanges beraubet. Die Wespen verstehen das Holz sehr wohl auszusuchen, welches zu demjenigen Grade geschickt ist, ihre Pappe zu formiren. In der That scheinen die äußern Theile eines Wespennestes gleichsam von Papier oder Pappe zu seyn, und es geschiehet doch mit verfaultem und auf ihre Art zubereitetem Holze, daß sie im Stande sind, dasselbe zu verfertigen. Siehe Mem. über die Insecten Tom. 6.

Der Herr von Justi will diesen Gedanken des Herrn von Reaumur von Anwendung des verfaulten Holzes zum Papiermachen, nicht beystimmen; er spricht: die Fäulung vernichtet vollends alle Fäserchen des Holzes, und keine Materie kann zum Papiermachen geschickt seyn, die nicht Fäserchen hat. Wenn die Wespen ihre Nester daraus machen, so ist erstlich zwischen den

in einem Siebe ins Waſſer, und rühret ſie mit der Hand ſo lange in einem herum, bis ſie das Anſehen eines wollichten Weſens oder ſanfter Flocken gewinnet. Soll das Papier höchſt fein werden, ſo wäſcht man ſie zum drittenmal, oder wickelt ſie vielmehr in ein Tuch, und läßt ſie im Waſſer weichen.

Gleichfalls ſondert man alle Knoten, grobes Weſen, und was etwa ſonſt darunter gekommen ſeyn möchte, ſorgfältig davon ab. Dieſer Abgang wird nebſt der gröbſten Rinde zu ſchlechtem Papier bey Seite gelegt. Man läßt folglich in dieſer Werkſtätte nicht das geringſte umkommen.

Iſt der Zeug ſo oft, als es nöthig, geſchwemmet, ſo wird er auf eine hölzerne glatte und dicke Tafel geleget, und von zwey Menſchen mit Stecken ſo lange geſchlagen, bis er die verlangte Feinheit bekommt. In dieſem Zuſtande gleicht er dem Papiere, das man ſo lange ins Waſſer geleget hätte, bis es zu einem flüſſigen Brey geworden wäre. Hernach wird der Zeug in eine Kufe geſchüttet, und ein klebrichtes Leimwaſſer von Reiß und der Oveinwurzel (*) darüber gegoſſen. Der Ovein iſt ein Stäudchen, daß die beſagte Eigenſchaft hat.

Alles dieſes wird mit einem glatten und dünnen Rohre wohl durcheinander gerühret, damit der Zeug das Leimwaſſer deſto beſſer in ſich ziehe, welches am beſten in einer ſchmalen Kufe geſchiehet, aus welcher man hernach den Zeug in eine größere, und den in unſern Papiermühlen ähnliche, ſchüttet. Aus dieſer zweyten Kufe wird hernach ein Bogen nach dem andern in einer Forme von Binſen geſchöpfet.

Da-

(*) Alcea radice viſcoſa, flore ephemero magno puniceo.

Damit nun die Bogen trocknen, so leget man ſie auf einem Tiſche, darüber eine doppelte Matte gebreitet iſt, in Stöße übereinander, und allemahl zwiſchen zwey Bogen ein Rohr, das an beyden Enden hervorraget, und dazu dienet, daß man beliebigen Falles einen nach dem andern aufheben kann. Ueber jeden Stoß decket man ein ſehr dünnes Bret, von eben der Größe und Geſtalt als die Bogen ſind, und leget anfänglich nur ein ganz leichtes Gewichte darauf, damit die noch feuchten Bogen nicht zu feſte auf einander gedrucket werden. Hernach vermehret man das Gewichte, um das überflüſſige Waſſer aus ihnen zu preſſen.

Den folgenden Tag nimmt man durch Hülfe des untergelegten Rohres einen Bogen nach dem andern weg, und breitet ſie mit der flachen Hand auf lange und rauhe Bretter, woran ſie wegen der noch in ihnen befindlichen Feuchtigkeit leicht kleben bleiben. Hernach ſtellet man ſie an die Sonne: ſind die Bogen ganz trocken, ſo leget man ſie auf einander, und beſchneidet ſie rings herum, worauf ſie völlig fertig ſind.

Dieſes Papier bekommt ſeine Weiße von dem Reißwaſſer, ſeine Feſtigkeit aber von dem leimähnlichen Weſen, das in beſagtem Reiß- und Oveinwaſſer ſich befindet. Das Reißwaſſer wird in einem irdenen Topfe gemacht, der aber nicht glaſurt ſeyn darf. In dieſem läßt man die Reißkörner im Waſſer weichen, ſchüttelt hernach den Topf anfänglich ganz gelinde, nachgehends immer ſtärker, und gießt endlich friſches Waſſer hinein. Hierauf wird alles durch ein leinenes Tuch geſchlagen. Was nach dem Abtropfen in dem Tuche bleibt, das kommt von neuem in den Topf, und wird auf die vorige Weiſe behandelt, welches ſo oft geſchiehet, bis nichts klebrichtes mehr im Reiße zurück iſt. Der Japaniſche

müſſen, etwas anders zu Verdrung des Leders ausfindig zu machen.

Es werden jährlich eine groſſe Menge von Weiden und andern Holzzweigen zu Körben, Hürden, Flechten, Kannen ꝛc. verbrauchet. Bey den meiſten von dieſen Arbeitern werden die Zweige ohnedies geſchälet; und alle dieſe Arbeiter würden es um deſto mehr thun, wenn ſie mit der Schale einen kleinen Gewinnſt zu machen müßten. Dieſe Schale iſt zeither weggeworfen worden, oder ſie hat nur eine geringe Feuerung abgegeben. Sie würde viel nutzbarer gebraucht werden, wenn ſie zu dem Papiermachen dienlich werden könnte.

Auch unter den Staudengewächſen dürften ſich einige finden, welche zu dieſem Endzweck genutzet werden könnten. Die ſchwediſche Academie der Wiſſenſchaften hat ſchon in ihren Schriften bemerket, daß die Hopfenranken in Schweden gebraucht werden, um eine Art des Flachſes daraus zu machen. Wenn wir in unſern Gegenden nicht nöthig haben auf dieſen kleinen Vortheil aufmerkſam zu ſeyn, da wir überflüſſigen Flachs erzeugen können; ſo würden ohne Zweifel dieſe Hopfenranken zum Papiermachen gebrauchet werden können. Aus einer Materie, woraus Flachs gemacht werden kann, muß auch allemal Papier zu verfertigen ſeyn. Die Frage iſt nur, ob es ohne groſſe Koſten und mühſame oder langwierige Bearbeitung zu bewerkſtelligen ſtehet. Und dieſes müſſen die Verſuche ergeben.

Es haben ſich einige Gelehrte die Mühe gegeben, aus Brennneſſeln eine Art Flachs zu machen, und ihre Verſuche ſind nicht ohne Erfolg geweſen, ohngeachtet noch allemahl die Frage übrig bleibet, ob es mit Nutzen geſchehen kann? Die Bemühung, ein anderes Gewächs ausfindig zu machen,

um

um Flachs zur Spinnerey daraus zuzubereiten, ist wohl ziemlich vergeblich. Der gemeine aus Leinsamen zu erzeugende Flachs ist wohl hierzu am allerbequemsten und vortheilhaftesten. Vielleicht aber sind die Brennnesseln und andere dergleichen Gewächse, die viel und zarte Zäserchen haben, zum Papiermachen brauchbarer, wenn man eine gute und kurze Bearbeitungsart erfinden kann.

Es dürfte uns also nicht an Materialien ermangeln, woraus auch, außer den Lumpen, Papier gemacht werden könnte. Es wäre zu wünschen, daß ein fleißiger, aufmerksamer und verständiger Papiermacher auf dergleichen Materialien Betracht nehmen, und mit denselben Versuche anstellen möchte. (*)

Es ist gar kein Zweifel, daß diese Versuche vollkommen gelingen werden. Man hat schon ehemals in denen beliebten Breslauer Sammlungen verschiedene Versuche beschrieben, die mit dergleichen Materien gemacht worden sind, und einen guten Erfolg gezeiget haben. Allein der Fehler unserer Europäer besteht hauptsächlich darin, daß wenn auch fleißige und geschickte Männer dergleichen nützliche Versuche und Erfindungen machen, solche doch gar bald wieder in Vergessenheit gerathen. Die Schriften, worin dieselben beschrieben worden, kommen ungemein selten in die Hände der Arbeiter und

(*) In der Frankfurter Zeitung des Jahres 1763. sub Nro. 127. befindet sich folgende nützliche Anzeige: „Es habe „jemand in Sachsen einen Preis von zehn Rthlr. für denjenigen Papiermacher ausgebothen, welcher bis zum Montag der zweyten Woche nächstkommender Michaelismesse, „das erste und beste Stück Papier abgeben wird, welches „von Bast der Maulbeerbäume oder Weiden, aus Brennnesseln, oder Hopfenranken, oder aus einem andern zu „dergleichen Arbeit noch unbekannten Gewächse, statt der „Lumpen, die bey dem siebenjährigen Kriege so rar worden „sind, verfertiget seyn wird.„

und Handwerker, die sie nutzen könnten. Wenn also derjenige, der solche Versuche gemacht hat, nicht selbst die Veranstaltung treffen kann, sie im Großen auszuüben, wozu er oftmalen entweder gar nicht geneigt ist, oder die Kosten nicht bestreiten kann; so ist niemand, der sie ausübet, und sie kommen also dem gemeinen Wesen nicht im geringsten zu Nutzen.

Ohnfehlbar wäre es die Sache aller weisen Regierungen, auf dergleichen nützliche Versuche und Erfindungen aufmerksam zu seyn, und es durch ihre Vorsorge und Anstalten in die Wege zu richten, daß sie dem Nahrungsstande zum Nutzen kämen. Allein, oft sind auch solche Versuche manchen Ministern und Staatsbedienten eben so unbekannt, als sie den Handwerkern sind, die sie nutzen könnten. Denn, nicht jeder Minister der Bücher liest, hat die Zeit, zu nützlichen Anstalten für den Nahrungsstand daraus Anleitungen zu nehmen, da es theils nicht sein Fach ist — theils er auch nicht alle Gewalt in Händen hat, ein gutes Project auszuführen.

Die Japaner machen auch Papier von einem dicken Baume, der Canschy heißt, sie verfahren mit der Zubereitung auf vorige Weise. (*)

Heut zu Tage wird das gewöhnliche Papier von Sina aus der zweyten Rinde des Bambus gemacht, die man in einen flüssigen Teig durch ein langes Zerreiben verdünnet hat. Es ist eben sowohl als das unsrige geleimet, um zu verhindern, daß es nicht fließe, und man bereitet es gleichfalls mit Alaune zu. (**)

Es

(*) s. Schauplatz der Künste und Handwerker z. B. von der Kunst Papier zu machen.
(**) Ibid. p. 459.

Es giebt daſelbſt auch ein Papier, welches aus dem inwendigen zarten Häutchen des Chu-ku oder Ku-chi beſteht, und von eben dieſem Baume iſt dergleichen Papier Ku-chu genannt worden. Wenn man die Zweige davon abhauet, ſo ſchälet ſich die Rinde leicht in Riemen, als ſo viel Bänder ab. Die Blätter dieſes Baumes haben eine große Aehnlichkeit mit den Blättern des wilden Maulbeerbaumes, allein die Frucht hat mehr Aehnlichkeit mit der Feige. Dieſe Frucht wächſet aus den Zweigen ohne irgend einen Stiel hervor. Wenn ſie vor ihrer völligen Reife abgebrochen wird, ſo giebt die Wunde einen milchfarbigen Saft als die Feige. Mit einem Wort, dieſer Baum hat ſo viele Gleichheit mit dem Feigen- und Maulbeerbaum, daß er für eine Art von einem Maulbeerfeigenbaum oder Adamsfeigenbaum gehalten werden kann: inzwiſchen gleichet er dem Erdbeerbaum noch mehr, welcher eine Art von Meerkirſchenbaum von mittelmäßiger Größe iſt, deſſen Rinde weich, weiß und glänzend iſt, aber im Sommer ſich ſpaltet, weil ihm die Feuchtigkeit fehlet. Der Cuchu wie der Meerkirſchenbaum wächſet auf den Gebirgen und in ſteinigtem Erdreiche. ſ. du Halde.

In Braſilien iſt ein Bäumlein von der Größe und Geſtalt wie ein Citronenbaum, unter den Namen Bixa, Achiott, Urucu, Changuarica, Pamaqua, bekannt. Es hat grünfärbiges und rauhes laub, wie die Ulmenbäume. Die Rinde, Stamm und Zweige ſind rothgelb, und das Holz iſt weiß und ſtachelig. Es trägt große blaſſe purpurfarbene Blumen wie Roſen. Die Früchte ſind in viereckigen Hülſen, als grüne Mandeln. Die darin liegenden carmoiſinrothen Körner ſind wie die Weinbeerkörner, aber viel runder, und geben die ſchönſte Zinnoberfarbe, wenn man ſie nur mit einem Waſ-

ſer

ser abreibet. Man machet auch Kugeln und Tafeln aus solchen Körnern, welche viele Jahre dauern, und nach Europa gebracht werden. Die Wurzel ist von starkem und gutem Geschmack, und dienet den Indianern statt des Saffrans. Die Wilden halten sehr viel auf diesen Baum, und pflanzen ihn um ihre Wohnungen. Er bleibet das ganze Jahr hindurch grün, und trägt seine Frucht im Frühjahr: und um diese Zeit pflegen sie ihn des Holzes wegen, abzuhauen, als mit welchem man Feuer schlagen kann, wie mit einem Feuerstein. Aus der Rinde drehen sie Seile, welche stärker sind, als die von Hanf.

Der Dounekajah-Gauhad ist ein indianisches strauchiges Gewächs, dessen Blätter zwey Finger breit, und 6 Fuß lang, an beyden Seiten mit Dornen besetzet sind. Diese Blätter werden in Indien zu Decken, die Wurzel aber zu Stricken gebraucht. Die Knospe blühet in unterschiedenen Büscheln von Blumen auf, die weiß sind, und sich gleich einem Federbusche ausbreiten.

Die Enlada oder Enzada, eine Art indianischer Feigenbäume, hat eine Rinde, woraus die Einwohner einen Zeug zur Kleidung zu bereiten wissen, s. die Abb. von Wäldern, so aus einem Baum entspringen, im 2ten Bande S. 275.

Der Hanfbaum findet sich an den Ufern der Flüsse und moraſtigen Gegenden längs der westlichen Küste von Africa. Derselbe ist mittelmäßig hoch, und scheinet eine Art des americanischen Mahot zu seyn. Das Holz ist locker, und die Blätter sind breit und dünne. Die Rinde, welche faserig, und leicht abzusondern ist, dienet gut, Lücken bey dem Kalfatern der Schiffe zu verstopfen: man stößt sie in dieser Absicht, die Aestchen abzusondern, und leget sie statt des Theers in Palmöl, welches

ches mit lebendigem Kalke vermenget wird, ihm die nöthige Dichte zu geben.

Der Mathobaum zeigt sich auf der americanischen Landenge, und ist von der Stärke einer Esche: es findet sich aber noch eine andere Art, die nicht so stark, und viel gemeiner ist, welche an denen feuchten Orten wächst. Ihre Rinde ist so klar, wie der Canevas. Wenn man ein Stück davon nehmen will, so zerreißt sie sich fadenweise, bis oben hinauf an den Stamm: diese Faden sind so dünne, aber so stark, daß man allerhand Seile und Thauwerk daraus machet. Die Indianer machen auch Netze davon, um die großen Fische damit zu fangen.

Aus den Wurzeln des Magney, eines Baumes in Neuspanien, (den wir in Zukunft zu beschreiben vorhaben) werden starke und dicke Seile gemacht, mit dessen Blättern deckt man die Häuser, und spinnet daraus schönes Garn zur Kleidung.

Den Matombebaum trifft man überall im Königreich Loango an, und er ist gleich vorigem von großem Nutzen: er giebt guten Wein, der aber nicht so stark als der Palmwein ist: die Aeste dienen zu Dachsparren und latten bey den Häusern, und zu Spannbetten. Die Blätter halten, wenn sie statt der Ziegel gebrauchet werden, den stärksten Regen auf: und aller Zeug, den man in Loango trägt, wird aus solchen gemacht.

Endlich findet sich auf der Insel Madagascar ein Bäumlein, unter dem Namen Try, welches angeritzt, einen Milchsaft giebt, aus seinem Bast kann ein Faden gesponnen, und ein Gewand gewebet werden, welches weicher als Baumwolle, aber nicht so stark ist, und auch dieser dienet füglich statt der Lumpen, zur Papiermacherey.

Leinenmeister, (der) ist in einigen Seestädten, z. B. in Lübeck, eine verpflichtete Person, welche die Segeltücher, die daselbst verfertiget werden, vor ihrer Versendung besichtiget und misset.

Leinenschießer, ist beym Wallfischfange derjenige Matrose, welcher, wenn der Harpunierer seine Harpune dem Wallfische ein den Leib geworfen, die an der Harpune befestigte Leine nachschießen läßt, damit sie nicht reiße, aber auch die Harpune nicht zurück gehe. Es geht aber mit dem Wallfischfange folgender Gestalt zu: Sobald die Seeleute merken, daß ein Fisch sich ohngefähr bey einem der Schiffe sehen läßt, welches man bemerket an dem Schäumen und Brausen des Wassers, und an dem Fische selbst, dessen Schwanz und Rücken über das Wasser hinaus raget, und aus seinen beyden Nasenlöchern viel Wasser hervorspritzet; so stellen sich die zu seinem Fange bestimmten in die bey einem großen Schiffe liegende Chaluppe, deren jedes drey mit sich führet, da zu einer jeden sechs Mann gehören, als ein Steuermann, ein Harpunierer, ein **Leinenschießer**, und drey die rudern helfen. Diese rudern auf den Wallfisch mit verschiedenen Waffen zu, und wenn sie ihm ziemlich nahe gekommen, so wirft der vorn in der Chaluppe stehende Harpunierer eine sogenannte eiserne Harpune, (man sehe in der Encyklopädie den Artikel **Harpun**,) d. i. einen mit zween Widerhaken versehenen und zwey bis drey Fuß langen Wurfpfeil, dem Fisch in den Leib, welcher Pfeil gleich eine so tiefe Wunde verursachen kann, daß das ganze Wasser von dem daraus fließenden Blute gefärbt wird. Hierauf wendet sich der verwundete Fisch wohl 2 bis 300 Klaftern fort und wälzet sich auf dem Grunde

de des Meeres, wodurch er sich das Eisen noch tiefer in den Leib drückt.

Das Seil, woran der Pfeil oder die Harpune gebunden, und die Leine heißet, wird von dem Leinenschießer, fast auf solche Art, wie man Weine in den Keller läßt, aber weit geschwinder, losgelassen. Der Fisch kommt bald nach seiner erhaltenen Wunde wieder hervor, und läßt sich mittelst seiner Luftröhre in schrecklicher Stimme hören. Nun fahren alle drey Chaluppen wieder auf ihn los, und das Seil, daran der Fisch fest ist, zeiget ihnen den Weg. Hierauf wird ihm nochmahl eine solche Harpune in den Leib geworfen, worauf das Thier wieder unter gehet. Kommt es zum dritten Mahl wieder, stoßen sie ihn mit Stoßeisen, welche keine Widerhaken haben, so oft in den Leib, bis sie einen Hauptheil treffen, und, daß sie solchen getroffen haben, erkennen sie sehr leicht daran, wenn das Blut aus den Luftröhren wie ein Strom heraus schießet. Wenn er nun lange genug mit seinem Schwanze und den Finnen getobet, und sich zu Tode gewüthet, wird er völlig an das Schiff gezogen, und man verfährt weiter mit ihm, welches im Artikel Wallfisch völlig ausgeführet wird.

Die Figur 4485 erklärt das oben gesagte nochmehr, in dem man dort den Harpunierer vorn an der Spitze der Chaluppe stehen, und seine Harpune auf den Fisch werfen sieht. Der Leinenschießer sitzt hinter ihm und hat ein Ruder in der Hand — wirft es aber weg und ergreift die Leine, sobald die Harpune abgeworfen worden, um diese, die um eine Rolle oder Welle geht, gehörig nachlassen zu können. Damit aber er auch nicht durch die Gewalt des Fisches aus der Chaluppe heraus, und ins Meer geschleudert werde,

nicht gefunden: vielmehr hat ſie ihm überall mehr Aufwand und Schaden verurſachet. Dieſes zu erweiſen, hoffe ich nicht beſſer verfahren können, als wenn ich aus der Stenderſchen Beſchreibung die Punkte, worin er den Nutzen derſelben gezeiget hat, durchgehe, und ſie mit den Stenderſchen Erfahrungen vergleiche. Hier ſind ſie:

1. Nutzen.

„Man menagiret hier Menſchen. Hier darf „niemand, wie beym vielen Bücken, Kreuzwehe „befürchten. Hier bekommt keiner von ſcharfer „Lauge wundgefreſſene Hände und Finger.“

Widerlegung.

Herr Stender ſetzet hier voraus, daß man ſich aller Orten, wie in Preußen, beym Waſchen bücken und krumm ſtehen müſſe, in Sachſen ſowohl als anderswo, weiß man ſich die Waſchwannen ſo bequem auf Böcke zu ſtellen, daß die Wäſchweiber aufgerichtet, und ohne einige Krümmung dabey ſtehen können. — Man ſparet hiernächſt durch dieſe Maſchine keine Menſchen. Denn es iſt im Grunde einerley, ob ein Menſch in 24 Stunden mit einer Wäſche fertig wird, welche zwey Leute in 10 bis 12 Stunden würden geendigt haben. Und das iſt der Fall mit der Waſchmaſchine, wie ſich im Folgenden ergeben ſoll. — Ferner iſt es grundfalſch, wenn vorgegeben wird, die Wäſche dürfe in der Maſchine nur Seifenwaſſer und keine Lauge haben. Sie wird vom bloßen warmen Waſſer und Seife niemals rein, ſo ſtark ſie auch in dem Faſſe geſcheelet wird. Folglich muß ſie doch in der Lauge mit Händen tractiret, und nachher beym Herausnehmen abermals nachgerieben werden. Es iſt überhaupt ein Fehler, wenn die Wäſche-

scherinnen gar zu starke Lauge anstellen, woran vielmals die mancherley Asche schuld ist. Fehler aber müssen niemals dem guten Gebrauche zur Last gedeihen.

2. Nutzen.

„Ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren kann „hier mehr verrichten, und das spielweise, als „sonst vier Weiber. Denn hier werden z. E. „zehn Hemden auf einmal rein gewaschen, da „sonst jedes Hemde besonders gewaschen werden „muß.“

Widerlegung.

Wenn das Mädchen von 14 bis 15 Jahren mit der Maschine spielet, so kann man sich schon vorstellen, wie die Wäsche aussehen wird; denn in der That muß sie damit spielen, weil sie vom Reinwaschen sicherlich keinen Verstand haben wird. Der Herr Prof. Titius hat ein mit den Waschen bekanntes Frauenzimmer, an die Maschine gestellet, und übrigens alles mit angesehen. Alle zehn Hemden, oder der ganze Satz, ist voller Schmutz und Unreinigkeit geblieben, und es hat allemal hernach jedes Stück müssen nachgewaschen werden. Zwey Weiber thun in 16 Stunden mehr, als ein Mensch an der Maschine in zween Tagen; vorausgesetzt, daß sie gleich fleißig arbeiten.

3. Nutzen.

„Hier wird die Wäsche nicht so mörderlich gemiß„handelt durch Reiben und Klopfen, noch auch „von heißer Lauge mürbe gefressen. Daher kann

„man auf diese Weise mit der Wäsche wenigstens „noch einmal so weit reichen, als sonst.“

Widerlegung.

Das mörderliche Mißhandeln der Wäsche ist nur noch in Meklenburg, der Mark, in Preußen, in Polen und im Norden, an einigen Orten Mode, wo sie durch Schlägel und Bläuel, durch Stauchen, Reiben und gewaltsames Ringen behandelt wird. Diese Manieren sind mir bekannt; da ich manche schlechte Wäsche mit angesehen habe. Aber in Sachsen und vielen andern deutschen Provinzen, selbst auch eben so wohl in der Mark Brandenburg, in vielen wohl eingerichteten Haushaltungen, fällt dieß weg. Vernünftige Wäscherinnen gehen hier mit dem Leinenzeuge glimpflicher um, und es wäre zu wünschen, daß sie bisweilen die Hände nicht mehr, als die Wäsche, schonten. Da also das Klopfen hier nicht statt findet, so fragt sichs, was vom Reiben zu halten sey? Durchs bloße Scheelen wird ein gröberes und stärkeres Stück Leinen, worin sich Schweiß, Fett, und andere zähe Unreinigkeit gesetzet hat, niemahls rein. Dergleichen sind Hemden, Tischtücher, Servietten, Handtücher, Unterziehstrümpfe u. s. w. Diese müssen schlechterdings sanft gerieben werden; denn das bloße Scheelen macht sie nimmermehr rein. Aber das Scheelen in der Maschine ist hierzu gerade nicht geschickt. In derselben wird der ganze Satz Wäsche mit einem Mahl hin und hergedrehet, an den Seiten des Fasses, und der Klöppel, tapfer gescheuert, und die einzelnen zerstreuten Theile derselben, wo bisweilen am meisten Unreinigkeit sitzt, bleiben in dem ganzen Haufen versteckt, und werden nicht gerieben. Das Reiben in der Maschine, so bald ein völliger Satz Wäsche darin ist, wird folglich viel zu ungleich,

und

und trifft nur diejenigen Stellen, welche inwendig am Faſſe und an den Klöppeln anliegen. Will man, daß die übrigen Stellen auch geſcheelet werden: ſo muß man die Wäſche öfters umkehren, beſehen, anders legen u. ſ. w. Das alles hält auf, und verdirbt Zeit, die man gleichwohl mittelſt der Maſchine zu erſparen ſuchet.

Daß ferner die Wäſche ohne Lauge, bloß mit warmen Waſſer und Seife, in der Maſchine rein werde, iſt ein ungegründetes Vorgeben. Scharfe Lauge, ſo die Wäſche ſehr angreift, muß eine verſtändige Wirthinn, wie ſchon geſaget, niemahls gebrauchen. Daher ich die Aſche von Weidenholze, und andern ſcharfen alkaliniſchen Zeugen ſehr widerrathe. Aber eine mäßig ſcharfe Lauge iſt zur Auflöſung der fettigen, ölichten und ſchmierigen Unreinigkeit, die in der Hauswäſche überall ſtecket, unumgänglich nothwendig. Bloßes Flußwaſſer und Seife löſen dieſe Dinge nicht genug auf, welches die verſchiedenen darüber angeſtellten Verſuche beweiſen. Dieſe alſo gemäßigte Lauge wird keinesweges freſſend; ſie iſt nur ein wirkſameres Auflöſungsmittel des Schmutzes. Dieſemnach verſchwindet die Beſorgniß, daß man mit Wäſche, die bloß durch reines Waſſer und Seife gereiniget wird, weiter reichen könne. Feine und zarte Wäſche, worein ſich niemals ſo vieler Schmutz ſetzen kann, mag wohl mit bloßem Seifenwaſſer gezwungen werden.

4. Nutzen.

„Wie viele Koſten erſparet man nicht zur Ar„beitszeit, zumal wenn eine gute Wirthinn, zur „geſunden Motion, bey der Maſchine ſelbſt Hand „anleget.“

Widerlegung.

Wenn dieser Nutzen ausgemachet ist
er gewiß der wichtigste. Aber zum Ungl
gerade falsch. Wir wollen sehen, ob die
Kosten ersparet. Diese betreffen 1) di
die Wäscherinnen verwandt werden.
welche auf die Zuthat der Wäsche geh
ersten richten sich theils nach der Zeit,
der Vielheit der anzuwendenden Person
will daher anfänglich sehen, ob mit dieser
etwas an der Zeit, und an den Pe
wonnen werde. Eine mittlere Wäsch
Beyspiel dienen.

Ein Satz Wäsche in der Maschin
zehn Hemden angenommen, unerachtet
mehr als acht darin hantieren kann,
die angegebene Größe hat. Dieser
chet zum Einweichen eine Stunde; zu
chen mit Seife, Einschichten in die Mas
gießen mit Wasser, zum Scheelen in der
alles auf eine Person gerechnet, ½ St
Durchsehen nach dem Scheelen, zum Spü
Wanne, zum Ausringen u. s. w. a
Stunde. Folglich wird ein Satz Wä
einer Person behandelt, in zwo St
Aufhängen und Trocknen fertig. Ma
lieber nur 1½ Stunden, weil viele Wäsch
Mahl eingeweichet werden kann, und ma
Einweichen in der Zeit etwas ersparet.

Nun hat eine Mittelwäsche, so wie
Familie von etwa zwo Personen Herr
zwey Gesinde alle acht Wochen vorgenom
— 40 Hemden, itzun 4 Sätze in der W

Ferner	9 Betttücher	—	2 Sätze	—	—
—	72 Servietten,	—	3 Sätze	—	—
—	12 Tischtücher,	—	3 Sätze	—	—
—	16 Handtücher,	—	2 —	—	—
Strümpfe u. Schnupftücher			2 —	—	—
An Nachtmützen, Corsetten, Schürzen, Wämschen, und allerley kleinerm leinengeräthe			—4 Sätze	—	—

Beträgt die ganze Wäsche 20 Sätze
Noch an feiner Wäsche, in Tüchern, 4 Sätze

Summe 24 Sätze.

Mit diesen 24 Sätzen hat eine Person, die folglich unmöglich die Nächte durch in einem fortwaschen kann, ganzer drey Tage zu thun, ehe sie solche trocknen und zur Rolle bereit machen kann. Sie muß sich dabey recht daran halten. Lasse ich aber diese nämliche Wäsche durch zwey tüchtige Weiber verrichten, so werden sie in 24 Stunden, das ist von einem Abende die Nacht hindurch bis wieder an den andern Abend, fertig, und haben den folgenden halben Tag, wenn das Wetter gut ist, noch mit Spühlen und Trocknen zu thun. Diese zwey Weiber kosten mit Wäscherlohn und Essen 1 Rthlr. 16 Gr. und das eine Frauenzimmer, welches drey Tage an der Maschine stand, kostet mit Lohn und Essen 1 Rthlr. 8 Gr. Hier ist zwar ein Unterschied, aber der verschwindet in guten Wirthschaften, wenn man es so, wie Hr. Prof. Titius zu thun gewohnt ist, einrichtet. Er gebrauchet nähmlich zu einer solchen Wäsche, wie die vorhin angegebene ist, seit geraumen Jahren nur stets eine gute Wäscherinn. Dieser giebt er eine von seinen Dienstmägden zu Hülfe, und beyde vollenden in 24 Stunden die ganze

Wä-

Wäſche; den folgenden halben, oder ganzen Tag trocknen ſie, und legen die Wäſche zuſammen. Dieſe Waſchfrau koſtet ihm mit Wäſcherlohn, (welches er überhaupt mit 9 Gr. verdinget,) und mit Eſſen zuſammen höchſtens 20 Gr.; und wenn er das Extraeſſen, Branntwein, und Bier für die Magd, ingleichem 2 Gr. für einen Roller, dazu rechnet, ſo beſtreitet er die Arbeit bey der ganzen Wäſche mit 1 Rthlr. 4 G.

In der Zeit verliert man alſo, wenn man mittelſt der Maſchine, die Wäſche durch eine einzige Perſon beſtreiten will. Aber dieſe Zeit von drey Tagen, die eine Perſon allein gebrauchet, wird oft noch länger, wenn das Wetter zum Trocknen nicht günſtig iſt. Will man alsdann geſchwind davon, ſo muß man immer noch eine Gehülfinn zum Aufhängen, Umwenden, Trocknen, und zum Zurechtlegen hergeben. Was iſt man damit gebeſſert? Ferner iſt es ein großer Zeitverluſt, wenn die Sätze nicht rein genug befunden werden; und ſie werden es bey ſchmutziger Wäſche die wenigſten Mahle. Da müſſen die Stücken an den fleckigen Oertern gerieben, aufs neue mit Händen gewaſchen, oder wieder in das Faß gethan werden, und ſo vergeht eine Stunde nach der andern. Aller dieſer Zeitverluſt, alle dieſe Hinderniſſe und Aufenthalte ſind in dem Anſchlage der drey Tage nicht mit begriffen. Die kleinen und öfteren mit großer Aufmerkſamkeit hierüber betriebenen Verſuche haben ſchon gelehret, daß eine ſolche Mittelwäſche nicht einmahl in drey Tagen von einer Perſon allein gefördert wird. Und drey Tage bey einer dergleichen mäßigen Wäſche in einem fort zuzubringen, das iſt in einer wohlbeſtellten Wirthſchaft ſchon viel! Je länger

ger bey einer Sache gezögert wird, je mehr gehet darauf.

Aber die Kosten auf die Zuthat sind bey der Maschine allerdings größer, als bey der gewöhnlichen Art zu waschen. Drey Tage hindurch Feuer unterm Kessel zu halten, und zu jedem Satze heißes Wasser zu haben (denn ich sage zuverlässig, ohne dasselbe wird die Wäsche nicht rein,) das nimmt viel Holz weg. Hingegen wo das Feuer nur 24 Stunden hindurch, und noch dazu mit gar ungleicher Stärke, unterhalten werden darf, da erspart man ein Ansehnliches am Holze. Herr Titius hat berechnet, daß man drey Tage hindurch mit der Maschine die vorhin angezeigte Wäsche zu fertigen $\frac{2}{3}$ mehr Holz haben muß, als wenn zwey Leute Tag und Nacht hindurch ununterbrochen, auf gewöhnliche Art, in der Wanne waschen. — In der Seife geht ihm bey der Maschine allemahl die Hälfte mehr darauf, als mit den Händen ordentlich verwaschen wird. Zu der vorangezeigten Mittelwäsche braucht eine achtsame Wirthinn hier nicht mehr als $2\frac{1}{4}$ Pf. höchstens 3 Pf. Seife; weil man die Methode hat, immer ein Stückchen Seife in der Hand zu führen, und beym Handhaben des Leinenzeuges jeden schmutzigen Flecken zu bestreichen, und ihn solchergestalt besonders zu waschen. Eine Partie von der Seife wird in heißer Lauge erweichet; und diese Seifenlauge nach und nach zum Aufbrühen der Wäsche mit verbrauchet. Hierdurch erweichet sich die Unreinigkeit in derselben noch geschwinder, und das Waschen geht schneller von statten. Es haben auch die Wäscherinnen durch dieß Mittel gleich das Seifenwasser in der Wanne bereit, um durchs bloße Eintauchen das Leinen einzuseifen. Zu einem Satze Wäsche in der Maschine, d. i.

zu zehn Hemden, oder vier Betttüchern, geht faſt 5½ loth Seife darauf; wenn man dieſes Zeug gehörig einſeifet, und ihm nach dem Herausnehmen aus der Maſchine, an den meiſten Orten, nachhelfen muß. Denn das Beſtreichen mit Seife muß für die Maſchine viel reichlicher geſchehen, als bey der gemeinen Methode. Die 24 Sätze nehmen daher meiſtens 4 Pf. Seife weg. Man kann nachſehen, was von Göttingen aus bey Recenſionen der neuen Maſchine (Gött. Anz. 1767, 37. St.) ſehr richtig angemerket wird: Waſſer muß beym Waſchen ſo viel ſeyn, als den Schmutz aufzulöſen genug, und Seife ſo viel, als dieſe Auflöſung, durch die Vermittelung und Aneignung, zu bewerkſtelligen erforderlich iſt. Hieran kann die Maſchine nichts erſparen, als allenfalls durch ein heftigeres Durcharbeiten der Wäſche, als die Hände thun können, und das möchte wohl der Wäſche nicht zum Vortheile gereichen. — So ſpricht die Theorie, das Unmögliche einer vorgeblichen Erfahrung zu zeigen! Man wundert ſich, daß die Maſchine nicht auch Waſſer hat erſparen ſollen.

Solchergeſtalt verſchaffet die Maſchine weder an Zeit und Leuten, noch an Zuthat auf die Wäſche, einige Erſparniß. Sie verurſachet vielmehr Schaden. Freylich werden hier die ſolennen Waſchfeſte nicht in Anſchlag gebracht, welche in manchen Familien, wo die Wirthinn ſich einmahl recht ausklatſchen will, hin und wieder eingeführet ſind. Denn da müſſen wenigſtens drey Waſchfrauen ſeyn, die in Kaffee, in Bier und Branntwein, in Eſſen und Trinken, auch wohl zuweilen in Gebackenem gar reichlich verſorget werden. Gegen ſolchen Aufwand könnte die Maſchine leicht viel erſparen, und hat hierbey den gro-

großen Nutzen, daß sie nicht klatschet. — Endlich heißt es bey diesem 4. Nutzen noch zuletzt: „Eine gute Wirthinn soll, zur gesunden Motion, „selbst Hand an die Maschine legen.“ Man bedenkt nicht, was man schreibt. Eine rechtschaffene Wirthinn hat, zur gesunden Motion, alle Hände voll im Hause zu thun. Gebrauchet sie eine Magd zur Maschine, so ist gleich eine Lücke im Dienste, welche die Wirthinn nothwendig ausfüllen hilft. Nimmt sie eine Lohnfrau dazu an, so hat sie außer den Pflichten ihrer übrigen Wirthschaft, die keinen Augenblick versäumt werden muß, mit nachsehen, ob alles rein geworden, und mit anderm Beystande, die Arbeit zu befördern, schon so viel zu thun, daß sie eben nicht an die Maschine kommen kann. Denn an dieser gewinnt sie nichts.

5. Nutzen.

„Bey dieser Art zu waschen bleibt man rein „und trocken, ohne zu sudeln, und Küche oder „Waschhaus und alles naß zu machen.“

Widerlegung.

Wiederum ein falsches Vorgeben! Der Gedanke ist wahr, wenn er von einem einzigen Satze Wäsche in der Maschine, oder von ein paar Sätzen gelten soll. Er wird aber falsch, so bald die Maschine einen ganzen, oder zween Tage hinter einander gehen soll. Denn da ist das Plantschen mit der Maschine so arg, und noch größer, als mit den Wannen. Das Sudeln wegen der Nässe gienge mit der Maschine noch an, wenn nur das ganze Waschen in derselben selbst kein Gesudel wäre. Es kommt den Hrn. Prof. Titius die Maschine, wie die Wäsche im Kriege vor. Da nahmen die Soldatenweiber ein Stück Wäsche nach dem andern, seifeten es ein wenig

ein,

ein, ließen es eine kurze Zeit weichen, scheelten es sodann in einer Wanne, und rieben es zuletzt am Boden oder an den Seiten der Wanne; so waren sie damit fertig. Wie die Wäsche aussah, darnach wurde nicht gefragt; sie war doch wenigstens geseift, gescheelet und etwas gerieben. Was thut die Maschine anders! Denn wer hier glaubt, die Wäsche werde nicht gerieben, der hat niemals eine Maschine in Händen gehabt.

6. Nutzen.

„Endlich kann man hier in kleinerer Quantität „so oft, als man will, und das in der größten Ge„schwindigkeit waschen; und man darf nicht, wie „sonst gewöhnlich, einen abscheulichen Haufen zu „einer großen Wäsche sammeln, als wobey oft ge„stohlen wird.“

Widerlegung.

Diesen einigen Nutzen läßt man gelten, ohne daß man ihn jemahls weder anrathen noch selbst ausüben werde. In guten Wirthschaften will man nicht immer plantschen! Man will eine Zeitlang trocken seyn, und mit dem Waschen nichts zu thun thun haben. Man geht daher die Mittelstraße. Einen abscheulichen Haufen Wäsche läßt man niemahls zusammen kommen; aber man wäscht auch nicht alle drey Wochen. Wer alle acht Wochen, folglich das Jahr sechsmal große Wäsche anstellt, der läßt das Leinen weder zu häufig zusammen kommen, daß es verderben und faulen kann, noch auch hat er für eine Mittelwäsche zu wenig. Eine sorgfältige Wirthinn sieht nur darauf, daß schmutzige und schweißige Wäsche, als Hemden, Servietten u. s. w. diese Zeit über nicht stark aufeinander in einen Kasten gepfropfet werden. Sie

wird entweder an einem verschlossenen und luftigen Orte aufgehangen, oder locker über einander geleget. — Geschwind kommt man mit der Maschine weg, wenn alles nach der Vorschrift der Maschinenmeister geht. Ein Bisgen eingeweichet, bestrichen, gescheelt, beglucket, gespület, getrocknet, gerollet, und auf den Leib! alles nur gar zu geschwinde! Was brauchts große Reinigkeit? die Wäsche muß ja ohnedies wieder garstig werden!

Diese gesammten Anmerkungen muß ich nun noch mit ein paar andern begleiten, wozu ich in den angeführten Puncten keinen genugsamen Anlaß hatte. 1) Die Waschmaschine kostet zu Wittenberg mindestens 4 bis 5 Rthlr. und dort ist Holz und Arbeit doch noch in mäßigem Preise. Die Spindel und die untere Scheibe mit den Waschklöppeln müssen von Nußbaumholze seyn; welches die Herren Patronen dieser Maschine, so viel ich weiß, nie angezeiget haben. Das meiste andere harte Holz, zumal das eichene, färbet Wasser und Wäsche; und niemand will das Waschfaß gern zum Färbekessel machen. Oder wenn das Holz ja nicht färbet, so hat es zu dem starken Scheelen nicht die gehörige Festigkeit und Dauer. Hiernächst ist das ganze Gestelle Drechslerarbeit; daher die Kosten etwas anlaufen, weil alle Klöppel sehr gleich und sauber müssen gearbeitet werden. Wer wendet aber gleich 4 Rthlr. an eine Maschine? dafür wäscht er zwey Jahre lang, aber freylich nur nicht in Berlin. Er muß gewärtig seyn, daß an derselben mittlerweile etwas wandel- und schadhaft werde, und folglich etliche Reparaturkosten erforderlich sind. 2) Die Wäsche wird in der Maschine sehr mitgenommen. Es ist ein Irrthum, ich möchte bald sagen Unsinn, zu glauben, hier würde die Wäsche nicht gerieben. Zerrissen wird sie, nicht gerieben; es mag die Scheibe an der Spindel ent-

weder mit einem Keile, oder mit einer Schraube angemacht seyn. Bey neuen und starken Stücken merkt man die Gewalt nicht, welche die Klöppel der Wäsche anthun. Aber bey Stücken, die schon eine Zeit lang getragen oder etwas mürbe sind, und unter vernünftigen Händen noch etliche Mahle würden gewaschen und gebraucht seyn, fällt die Wirkung sichtlich in die Augen. Ich sage es kühnlich: ein mürbes Stück Wäsche, das in der Wirthschaft noch haushalten hilft, darf nicht in die Maschine kommen, ohne Gefahr zerrissen herausgenommen zu werden. Eben das gilt auch von anderer feinen Wäsche, die deswegen in Beutel gethan werden soll. 3) Geschieht das Scheelen in der Maschine sehr ungleich. Wie die Klöppel einmal zu stehen kommen, so schleppen sie den ganzen Satz Wäsche hin und zurück. Die Stücke können nicht unter einander kommen; das Wasser kann sie nicht an allen Orten gleich durchscheelen; es werden, wie schon oben erinnert ist, bloß die Stücken gerieben, welche die Seiten des Fasses, und die Klöppel treffen. Will man die Wäsche etliche Mahl umkehren und anders legen, so geht doch Zeit darauf, und das Scheelen bleibt immer ungleich. Ich rede aber von einem ganzen Satze, da die Maschine ihre gehörige Quantität Wäsche hat.

Dieses sind meine Gedanken, die ich über den Nutzen der so gelobten Waschmaschine auf Erfahrungen anderer, zum Besten des Publicums, bekannt mache; und dies ist auch der einzige Nutzen, den der Prof. Titius von dem öftern wiederhohlten Gebrauche der Maschine erhalten hat. Ich sehe wenigstens, daß der Vortheil derselben in der Einbildung besteht, und der guten Oekonomie zum wahren Nachtheile gereichet. Aber ist sie denn ganz zu verwerfen, oder hat sie denn gar keinen Nutzen? leider sehr geringen.

Die

Die Fälle wo man sich ihrer bedienen möchte, wären diese: 1) Wo man sehr wenig Wäsche hat, und alle acht oder vierzehn Tage waschen muß. 2) Wo man hoch wohnet, und zum Waschen weder Gelaß noch Bequemlichkeit hat. 3) Wo man nicht eben auf reine Wäsche sieht, und sich aus ein wenig gewaschenem Schmutze nichts machet. 4) Wo man es nicht achtet, daß die Wäsche angegriffen, strapaziert, oder wohl gar ein wenig zerrissen wird. 5) Wo es eine Ehre ist, die Mode mitzumachen, und alles Neue vorzuziehen. — Mißfällt jemanden einer von diesen Puncten, so kann ich nicht dafür, daß er eine Folge der Waschmaschine ist. Ich beschließe mit dieser allgemeinen Erinnerung: wer auch immer die Waschmaschine gebraucht, der sehe sich vor, daß er nicht zu viel, nicht feine, nicht alte, und sonst noch brauchbare Wäsche hinein thut, und sie durchs Scheelen nicht zu gewaltsam angreift.

Die Tartarinnen haben eine besondere Art, weißes Zeug zu waschen, die kaum bekannt seyn mag. Sie brauchen keine Seife zur Wäsche, und ersetzen ihren Mangel durch Asche. Sie weichen ihr weißes Zeug erst fünf bis sechs Tage in einem Stutz ein, und bestreuen alles mit Asche; nach Verlauf dieser Zeit fangen sie an, es auszureiben, dazu nehmen sie warmes Wasser, nicht viel auf ein Mahl, und reiben jedes Stück mit Asche: Wenn es damit durchgerieben ist, tragen sie es an den Fluß und spühlen es ab; weil ihnen überdies der Gebrauch der Mandel, Mangel, oder Rolle unbekannt ist, stampfen sie es in hölzernen Mörsern oder Trögen mit Keulen. Im Winter aber machen sie um die aufgehauenen Eislöcher kleine Gruben in das Eis, welche die Stelle der Tröge vertreten. Darauf wird es abgespühlt und getrocknet, dann mit Knütteln geschla-

gen, damit die zurückgebliebene Asche herausgehe und die Wäsche weicher werde. Ich glaube aber nicht, daß unsere Hausmütter die reine und weiße Wäsche lieben, diese Procedur nachahmen werden, wenn sie auch gleich die Seife ersparen möchten, und es wird daher dieses wohl immer eine tartarische Wäsche bleiben, die ich bloß der Verschiedenheit wegen, angeführt habe.

Leinenzeug, ist das von Flachs oder dessen Hede verfertigte Zeug, zum Unterschiede von dem seidenen, wollenen, baumwollenen und anderen Zeuge, woher dieses Wort eben so viel als Leinengeräthe sagen will. In den Edictensammlungen von 1793, Nr. 39. findet sich ein Publicandum wegen der halbwollenen und leinenen Zeuge, welche die Landleute verfertigen können, worin aber dieser Verfertigung einige Schranken gesetzt werden. Es lautet solches folgender Maßen:

„Es ist zwar durch die Patente vom 9ten „Nov. 1761 und 27sten Febr. 1728 verordnet „worden, 1) daß die Landleute nur bloß einfarbigen Warp, keineswegs aber bunten, das ist von „mehreren Farben zum eignen Bedarf anzufertigen „befugt seyn, und

„2) die auf dem platten Lande befindlichen „Leinweber den Warp von leinen Aufzug und wollen Einschlag, nur jedes Mahl von Johannis bis „Weinachten von einer Farbe anfertigen sollen, auch „ist durch mehrere nachherige Verordnungen und „Rescripte in einzelnen besondern Fällen, die Art „wie, und von wem die façonnirte Leinwand und „Drell, verfertiget werden soll, vorgeschrieben worden. Da inzwischen jene, dem damahligen Zustande, und der damit erreichten Absicht, die „Wollmanufacturen empor zu bringen, angemessen „gewesene Zeitgesetze jetzt nach verändertem Umstän-

„den

„den, eine andere Modification erfordern, ſo ha„ben Sr. Königl. Majeſtät von Preußen, unſer „allergnädigſter Herr nicht nur ſolcherhalb, ſon„dern auch zur Vermeidung der, ſeit einiger Zeit „häufig vorgekommenen Beſchwerden, nicht min„der um die Leinen = Fabrication nach dem Bey„ſpiel der Provinzen, wo ſolche einen Haupt = Nah„rungs = und Erwerbszweig ausmacht, in mehrern „Schwung zu bringen, folgendes zu verordnen ge„ruhet:

1) „Soll es von nun an, und bis die Um„ſtände ein anderes erheiſchen, einem jeden frey „ſtehen, mit ſeiner Familie und Hausgeſinde für „ſich und dieſelben zum eigenen Gebrauch, in kei„nerley Weiſe aber zum Verkauf, bunten eben ſo„wohl als einfarbigten Warp, oder von Wollen „und Leinen, geſtreiftes Zeug zu verfertigen.

2) „Soll, da einem jeden ſchon bisher die „Freyheit zugeſtanden, die ordinaire Leinwand zum „Selbſtgebrauch ſowohl, als zum Verkauf, von „ſelbſt gewonnenen Garn zu verfertigen; dieſe Frey„heit auch dahin Statt finden, daß ein jeder ge„ſtreifte Leinewand und ſogenannten Drell, Dam„maſt oder façonnirtes Leinen zum eigenen Ge„brauch, jedoch nicht auf Beſtellung oder zum „Verkauf zu verfertigen, befugt ſeyn ſoll.

3) „Wird jedermann auf dem platten Lande „von nun an verſtattet, die ordinaire Leinewand, „ſowohl grobe, als feine zum Verkauf zu weben, „jedoch kann er ſolches nur von eigenen und nicht „von dazu angekauftem Garne thun, da letzteres „in dem Garnwebergewerks = Privilegio Art. 8. „verboten iſt, wogegen aber nicht verboten ſeyn „ſoll, von ſelbſt gebautem oder gekauftem Flachs, „Garn für Geld ſpinnen zu laſſen, und die dar=

„aus gemachte Leinwand zu verkaufen, endlich
„wird

4) „Die bisherige Einrichtung, nach welcher
„die Verfertigung des Warps bey den Garnwe-
„bern bloß auf die Zeit von Johannis bis We-
„nachten eingeschränkt worden ist, hiemit gänzlich
„aufgehoben, und kann die Verfertigung des Warps
„zu jeder Jahrszeit nunmehr geschehen.

„Berlin den 21sten May, 1793.

„Königl. Churmärk. Krieges- u. Domainen-Cammer.

Leinenzwirn. Hiervon giebt es verschiedene Sorten, als Strumpfzwirn, Nähezwirn, Kantenzwirn, Fileizwirn u. s. w. Wenn nun zwar im Artikel Zwirn noch besonders hiervon gehandelt werden wird, so kann ich schon deshalb diese Materie hier nicht ganz übergehen, und dorthin weisen, weil auch gerade davon gehandelt werden muß. Ich will mich aber nur kurz fassen.

Eine jede wohl eingerichtete Haushaltung hält sich schon einen gewissen Vorrath von gebleichtem und ungebleichtem — groben, mittel, und feinen Zwirn, — von Nähe- Strumpf- und Stopfzwirn, um nicht immer kaufen, leihen oder borgen zu dürfen. Der Strumpfzwirn ist nicht immer gebleicht; weil es einige Hausmütter für besser halten, ihn grau zu Strümpfen verstricken zu lassen, und hernach zu bleichen; ob sie aber völlig Recht haben, will ich nicht entscheiden, da ich glaube daß es besser sey, das Garn oder den Zwirn zuvor zu bleichen, weil dieses in Hinsicht der Zeit etwas ersparen mag, und hierdurch die Strümpfe selbst viel weißer gerathen können. (Man sehe, was in dem Artikel Leinengarn von der Zwirnbleiche der Holländer gesagt worden, die solchen doppelt bleichen und auch zwey Mahl zwirnen.)

Den

Den holländiſchen Zwirn hält man noch immer für den feinſten und beſten, und er wird zu den Kanten oder Spitzen gebraucht, man findet ihn ſo ſauber und gleich, daß oft ein Pfund 12 bis 15 Rthlr. zu ſtehen kommt. Flandern liefert ebenfalls vortrefflichen Zwirn, der gleich, glatt, weder zu viel, noch zu wenig gezwirnt, und ohne Knoten iſt. Der weiße Zwirn, den man Bon Ouvrien, und in Paris Fil d'Epinai nennt, kommt von Ryſſel; er iſt vierdrähtig, und wird in Dutzenden verkauft. Man erkennet ſeine Stärke, ſo wie er an Feinheit zunimmt, nach den Nummern. Dieſe Nummern gehen durch zwey und zwey, ſo daß man nach der 14ten die 16te zählt und ſo fort bis auf 300.

Der Päckchenzwirn wird ebenfalls in Dutzenden verkauft. Der ſtärkſte fängt mit Nr. 3. an, und wird immer feiner bis zu Nr. 40. Der Mechler Zwirn iſt der ſchönſte und feinſte, den man hat; und er hat ſogar allem andern Zwirn, der von gleicher Feinheit iſt, (und der immer noch Mechler Zwirn genannt wird, ob man ihn gleich in andern Städten macht,) den Nahmen geben müſſen; welches daher kommt, daß man dergleichen feinen Zwirn zuerſt in Mecheln geſponnen hat, und daß ſehr viel davon zu den Spitzen verbraucht wird, die man Mechler Spitzen nennt. Dieſen Zwirn hat man zu einem ſolchen Grade der Feinheit gebracht, daß er ſich faſt den Augen entzieht, und die Leute, die ihn ſpinnen, außerordentliche Vorſicht gegen die Luft und das Licht anzuwenden genöthiget ſind; und man muß ſich wundern, daß es Leute giebt, die ſich unterfangen, dieſen Zwirn zu machen.

Die Zaſpeln haben keine gewiſſe Anzahl Gebinde; einige haben mehr, andere weniger. Sie werden nach dem Gewichte verkauft; die geringſten 3 Thaler das Pfund, und die feinſten für 100 bis

116 Thaler. Man vereinzelt ihn aber nach Unzen und Quentchen. Der weiße Zwirn von Antwerpen dient gleichfalls zu Spitzen, iſt aber weder ſo fein noch ſo ſchön, wie der Mechler Zwirn, und wird auf eben die Art verkauft. Der holländiſche Zwirn iſt platt und ſehr weiß; man nennt ihn gemeiniglich Fil au Grelot. Er wird nach Nummern eingetheilt, von 14 bis 400, und im Dutzend verkauft. Er dient zur Stickerey oder Mechlernath in Manſchetten, Halstüchern u. ſ. w., wozu man beſonders den Dortrechter vorzüglich ſchätzt. Es kommt auch ein Zwirn aus Holland, den man Sangleblanc nennt. Er dient, Oerchen in die Spitzen zu machen, und wird pfundweiſe verkauft.

Wenn das Geſchäfte des Zwirnens nicht auf der Zwirnmühle geſchieht, ſo verrichtet man ſolches entweder mit dem Spinnrade oder an der Spindel. Im erſtern Falle legt man zwey Knäuel Garn in ein Becken, worin zuvor ein wenig Waſſer gegoſſen worden, faßt die beyden Enden von den zwey Knäueln zuſammen, und bindet ſie an die Spule, dreht ſodann das Rad, jedoch alſo herum, daß es von der rechten gegen die linke Hand herum laufe, und ſpinnt es hinein, ſo werden ſich dieſe beyden Faden ſehr dicht zuſammen drehen, und einen feinen Zwirn machen, welcher um ſo viel klärer wird, je zarter das Garn geweſen. Auf dieſe Weiſe kann man auch mehrere Faden mit einem Mahle nehmen, und denn heißt ſolcher Zwirn nach der Anzahl der Faden, zweydrähtiger, dreydrähtiger und vierdrähtiger Zwirn. Der drey und vierdrähtige Zwirn wird aber nicht zum Nähen, ſondern zum Strumpfſtricken gebraucht, und dieſen zwirnet man nicht naß, wie oben vom zweydrähtigen Zwirn geſagt worden, ſondern trocken, weil die Strümpfe alsdann weicher werden.

Will

Will man an der Spindel zwirnen, ſo wird zu oberſt in der Stube eine Schraube mit einem Ringe angeſchroben, die beyden Enden von den im Waſſer liegenden Knäueln dadurch gezogen, an der Spindel angebunden, ein wenig aufgedrehet, und eine Schlinge daran gemacht; nachgehends mit der linken Hand das Garn gefaßt, mit der rechten aber die Spindel von der Seite weggeſchnellt, und mit der linken das Garn, ſo viel möglich, in die Höhe gehalten, daß die Spindel ſich ganz frey drehe; wenn ſie nun faſt ausgelaufen, ſchlingt man das Garn um die linke Hand, ergreift mit der rechten die Spindel, eröffnet die Schlinge, und drehet den zuſammen gelaufenen Faden auf die Spindel, macht von neuem eine Schlinge, ſchnellt die Spindel wieder von ſich, und macht es ferner, wie zuvor, ſo lange, bis das Garn alles gezwirnt worden.

Leinfelden, iſt ein kleines Dorf im Würtembergiſchen Amte Stuttgart.

Leinfink, Flachsfink, iſt in einigen Gegenden der Nahme des Hänflings. S. Th. XX. der Encyklopädie S. 680. fgg. Art. Hänfling.

Leinheim, iſt ein Dorf im Burgau bey Günzburg, gehört der Familie von Lib; die hohe Obrigkeit iſt Burgauiſch. Die Stadt Günzburg und der Spittel zu Leipheim haben auch Antheile daran.

Leinjäten, (das) iſt die Beſchäftigung des Landmannes, wenn er ſeinen Lein vom Unkraute reinigen läßt. Man ſehe hierüber den Art. Lein, in welchem an verſchiedenen Orten hierüber gehandelt worden.

Leiniſch, iſt ein Jägerausdruck, und ſoll wohl eigentlich ſo viel als launig oder launiſch bedeuten; die Jäger ſagen dieſes aber gewöhnlich von einem Hunde, wenn er nicht luſtig iſt, und auch nicht freſſen mag. Es können verſchiedene Urſachen zum Grunde liegen, wenn ein Hund leiniſch iſt; z. B.

ein Hund der nur immer ſchmahle und ſchlechte Koſt erhält, überfrißt ſich bey Gelegenheit, zuweilen in ſolchen Dingen, die ihm nachtheilig ſind; auch werden Hunde es häufig, die zu zärtlich erzogen und hernach gehalten werden; es hat aber auch die Veränderung des Wetters auf einige Hunde mehr Einfluß als auf andere, ſo daß ſie alsdann zuweilen einige Tage muthlos, unluſtig, und ohne Freßluſt hin gehen, und dabey öfters brechen, bey welcher Gelegenheit man ihnen Rhabarber geben muß. Der Jäger oder Hundewärter muß aber hier zu beurtheilen wiſſen, von welcher Urſache der Hund leiniſch ſey, denn es iſt noch eine Urſache vorhanden, wo der Rhabarber nicht hilft, ſondern, da er ſtärkend und reitzend iſt, das leiniſche Weſen noch mehr befördert; und dieſes trifft ſich zu, wenn an dem Orte oder in der Nachbarſchaft eine hitzige Hündinn iſt, und die Hunde eine Witterung davon haben. Sie ſind alsdann auf der Jagd ganz unklug, man weiß nicht, was man mit ihnen anfangen ſoll, ehe man die Urſache davon erkennet, ſie freſſen auch nicht dabey, aber, ſie ſetzen ſich deſto häufiger nieder und heulen. Zuweilen verlaſſen ſie ſogar ihren Herrn und die Fährte und ſuchen das hundiſche Freudenmädchen auf. Einige Hunde aber ſind beſcheidner, thun am Tage, doch ſehr unluſtig ihre Dinge, und machen dafür Nachtbeſuche, wenn ſie können.

Um nun das leiniſche Weſen dieſer Art zu vertreiben, nimmt man Althäſalbe und miſcht darunter fein zerriebenen Schwefel und eben ſolchen Campher zu gleichen Theilen; hiemit ſchmieret man ihnen das Geſchröte recht tapfer ein, und zwar dergeſtalt, daß man dort, wo der Knoten ſich befindet, anfängt, und ſo hinterwärts damit fort gehet, daß der eigentliche Hodenſack, und der Strang welcher

hinter

hinter demselben nach dem After in die Höhe gehet, auch noch sein Theil erhält. Diese Procedur thut bald erwünschte Wirkung, indem dies Mittel besänftigend und zertheilend ist, ohne dem Hunde dadurch an seiner Gesundheit, oder nachmahligen Zeugungskraft zu schaden. Ein solcher Hund findet bald darauf Ruhe, und wird wieder brauchbar. Wenn es nöthig ist, so wiederhohlt man dies Verfahren.

Ich glaube, daß dieses Medikament auch sehr zweckmäßig von manchem andern Individuo auf eben diese Art angewendet werden könnte, damit es nicht nöthig hätte, so ungestüme Jagden im Thiergarten, unter den Linden, im Lustgarten u. s. f. anzustellen, und unsere edele Weiber und edle Töchter gesichert, und ohne Begleitung gehen können. Das Individuum selbst wird den Nutzen haben, daß es ruhig gehen, oder zu Hause bleiben, und seinen Geschäften desto besser obliegen könne. —

Ich komme wieder auf das Leimische der physischen Hunde zurück. Bey großen Jägereyen kann man das Leimische der Hunde ziemlich verhüten, wenn der Hundejunge, oder Hundewärter seine Hunde beständig reinlich hält, sie fleißig wäschet und putzet, die Lagerstätten öfters anfrischet, den Fraß der Gebühr nach nicht zu heiß, auch nicht zu kalt zubereitet, die Hunde zum öftern badet, auch nach Befinden besorget, daß ihnen zur Ader gelassen, (*) so wie auch der Wurm genom-

(*) Vom Aderlaß der Hunde sehe man Th. I. der Encyklopädie, S. 402. Ob ich zwar gleich kein Freund von Aderlassen bin, und solches beym Menschen nur in einigen Fällen für zweckmäßig und dienlich halte, so bin ich doch sehr dafür gestimmt, daß man solches desto ehe beym Viehe anwende, weil man bey einem Viehe nicht so

nommen wird, (*) und zur gehörigen Zeit dienſame Mittel unter den Fraß gemiſcht, oder ſonſt angewandt werden.

Leiningen, iſt eine Grafſchaft in Weſterreich, zwiſchen der Unterpfalz, wie auch den Biſchofthümern Speyer und Worms, welche ihre beſonderen Reichsgrafen hat. Es ſind zwey Hauptgeſchlechter der gräflichen Familie, davon das eine ſich von Dachsburg, und das andere ſich von Weſterburg ſchreibet. Jenes hat ſich in die Hartenburgiſche und Dachsburgiſche, dieſes aber in die Leiningiſche und Weſterburgiſche Linie getheilet. Die Dachsburgiſche Linie

ſo leicht als beym Menſchen, zur Erkenntniß der Krankheit kommen kann. Verſieht man bey einem Viehe aber auch durch einen unzeitigen Aderlaß etwas, ſo kann dieſes Verſehen, vermöge deſſen ſtärkerer Natur auch eher wieder gut gemacht werden.

(* Wurm heißt man bey den Hunden die weiße dicke Sehne unter ihre Zunge, welche einem runden und flachen Wurme gleich ſieht, und, wenn die Hunde noch jung ſind, ausgeſchnitten werden muß. (Wenigſtens hält man es dafür.) Man öffnet dem Hunde das Maul, hält die Zunge vorn bey der Spitze mit einem Tuche feſt, ſchneidet mit einem ſcharfen Meſſer auf der einen Seite, wo keine Adern ſind, in die Länge herab, nimmt einen Pfriemen, wozu ein gekrümmter am beſten iſt, hebt beſagte Sehne fubtil damit etwas in die Höhe, bis man auf der andern Seite durchführt, und es mit dem Pfriemen heraus reißt, hernach aber in die Wunde Salz und Aſche reibt. Doch muß der Hund wenigſtens jährig ſeyn, und der Wurm ganz heraus genommen werden, damit er nicht wieder wachſe.

Ein Hund dem ſolcher Geſtalt der Wurm genommen worden, ſoll nun ſich ſelbſt nicht leicht wüthend werden, und, wenn er gleich von einem ſolchen Hunde angeſteckt worden, ſoll er doch mit ſeinem Biſſe andern nicht ſchaden, aber, im Fall er toll würde, ſoll er ſich verkriechen, und niemand anfallen. — Dies iſt eine bisherige gangbare Meinung, und man kann darüber in der Encyklopädie, Th. XXV. S. 511. im Artik. Hundswuth noch weiter nachleſen. Ich muß es aber geſtehen, daß ich dieſem Mittel nicht traue, und alſo jeden Menſchen bedauren würde, ſich einem wüthenden Hunde zu nahen, wenn ihm auch gleich der ſogenannte Wurm oder Tollwurm geſchnitten worden. Meine Gründe für meine Meinung werde ich, wenn es der Himmel will, im Art. Wurm weitläuftig anführen.

linie hat die Aeste Heidesheim und Dachsburg, von welcher Günthersblum wieder abgesprosset. Von der Leiningischen linie stammeten die zwey abgestorbenen Aeste Grünstadt und Oberbrunn ab.

Das Stammhaus und die Stadt Leiningen wird in Alt- und Neu-Leiningen abgetheilt. Ersteres besteht eigentlich aus einem verwüsteten Bergschlosse und darunter liegendem Dorfe; Neuleiningen aber ist ein bischöflich Wormsisches Städtchen und Amtskellerey, auf einem Berge. (*) Diese Grafen sind der lutherischen Religion zugethan.

Die Grafen von Leiningen Dachsburg führen in ihren Wapen drey silberne Adler in blauem Felde, nebst einem darüber stehenden Turnierkragen, als das Leiningsche Stammwapen, einen schwarzen, mit acht Lilienstäben überzogenen Löwen, wegen Dachsburg; und im Mittelschilde ein silbernes Kreuz in rothem Felde, wegen der Herrschaft Aspermont. Die Grafen von Leiningen-Westerburg führen nebst dem Leiningischen Stammwapen ein goldenes Kreuz in rothem Felde, dessen jede Ecke mit fünf goldenen Kreuzlein ausgefüllet ist, wegen der Herrschaft Westerburg; und auf dem Mittelschilde ein blaues Kreuz in goldenem Felde. Diese Wapen haben drey Helme, der erste zeigt einen grünen Baum mit silbernen Blumen, wegen Leiningen; der andere hat drey schwarze mit silbernen Herzen bestreuete Flügel, wegen Dachsburg, und der dritte ist gekrönt, hat ein sechseckiges mit Pfauenfedern geziertes Schirmbrett, wegen Aspermont. An dessen Stelle führen die Westerburgischen einen Pfauenschwanz.

Leinin-

(*) Man sehe: topographisches Reise- Post- und Zeitungslexikon von Deutschland ꝛc. Leipz. 1782. 1 B. S. 703. Art. Leiningen.

Leiningen, iſt ein ritterſchaftliches Dorf im Rh
ſchen Ritterkreiſe auf dem Hundsrück, den G
fen von der Leyen gehörig.

Leinkaben, Leinſpreu, nennet man die von
ausgedroſchenen oder ausgefallenen Leinknoten
rig bleibende Spreu, welche man häufig u
die Rockenſpreu zu mengen, und den Schwe
zu geben pflegt. Einige geben den Kühen ſ
auch auf dem Häckſel, wieder andere füttern
junge Gänſe damit, und behaupten, daß ſie
darnach wachſen. Ich weiß ſolches zwar ſehr n
aber ich weiß auch ſo viel, daß bloße S
wenig Nährendes und eben ſo wenige Kraft.
Will, oder muß man indeſſen aus ökonomi
Gründen ſein Vieh mit Kaben, Kaff oder S
füttern, ſo iſt es doch immer rathſam, daß
ſolche zuvor mit etwas kochendem Waſſer br
damit ſie erweicht werde, — ferner, daß
ſolches Vieh damit füttere, welches ſich nebe
noch immer etwas Kräftigeres ſuchen kann.
iſt auch der Fall, wenn die Gänſe dabey g
hen. Man wird übrigens im Art. Spreu
hierüber finden.

Leinklapper, (im meklenburgiſchen Hochdeutſ
Leinrummel, platt, Lienrummel,) iſt ein dem K
ſiebe ähnliches Inſtrument, mittelſt deſſen
den leinſamen von dem damit verbundenen G
be und andern kleinen Sämereyen reiniget.
einem ſolchen Kornſiebe als hier gemeinet iſt,
det man im XLVten Theil der Encyklopädie,
163. im Art. Kornfege gehandelt, und die
2673 macht es anſchaulich. Die Leinklapper
iſt in gewiſſen Stücken verändert. Sie hat
faſt eben einen ſolchen Kaſten, und auch eine
genannten Rumpf, worin der leinſame geſch
wird, aus welchem er über das Sieb hinweg l

indeſſen ſteht die Leinklapper auf vier Füßen, wovon die zwey vorderſten etwas niedriger, als die zwey hinterſten ſind. Das Sieb iſt nicht von Draht, ſondern von Blech, welches ſo fein durchlöchert iſt, daß kein Leinkorn durchfallen kann. Hinten, wo der Rumpf iſt, ruhet der Kaſten, oder die ganze Laſt der Maſchine nicht auf den Füßen, ſondern auf einer dicken Walze, die aber ſo ausgeſchnitten iſt, wie die Walze in den Nachtwächter- oder Kinderknarren; dieſe hat eine Kurbel, und, ſobald ſolche gedrehet wird, fällt dieſer hintere Theil der Leinklapper immer von einer Stuffe auf die andere, erſchüttert den Leinſamen in dem Rumpfe ſowohl, daß er dort heraus und über das Sieb laufe, als auch wenn er auf dem Siebe iſt, und ſo läuft er unter beſtändiger Erſchütterung über das ganze Sieb, bis vorne heraus, wo man ihn auffängt; die Unreinigkeiten aber fallen nebſt den kleinen Sämereyen durch die Sieblöcher auf den Boden.

In der Mark Brandenburg, und auch in einigen andern Ländern giebt es Leute, die ſich kleine Leinklappern halten, damit in den kleinen Städten und Dörfern herum fahren, und den Leinſamen der Einwohner, der zur Saat beſtimmt iſt, ausklappern, wo ſie für den Scheffel auszuklappern 2 Groſchen nehmen; in nur etwas beträchtlichen Wirthſchaften aber, hält man ſich ſolche Klappern ſelbſt, kleine Wirthſchaften aber, die nicht zu einer Klapper kommen können, ſuchen ſich ein ganz feines Drahtſieb zu leihen, und ſieben damit ihren Leinſaamen. Weil aber in einem Siebe allemahl die Löcher vierſeitig ſind, ſo findet es ſich nicht immer, daß ſie ein ſo feines Sieb erhalten, wodurch die Leinkörner nicht fallen ſollten, zumahl, wenn ſie gerade mit den Kanten in die Winkel der kleinen Quadrate gerathen. Solche Leute thun daher beſſer,

wenn

wenn ſie den Leinſamen zuerſt in der Mulde abſtäuben, und, da ſie nur etwa 4 Metzen ausſäen, ſolchen wie Erbſen oder Linſen ausleſen laſſen. Man ſehe übrigens den Art. Leinſamen.

Leinknoten, Bollen, oder Leinbollen, ſind die Samenknoſpen der Leinpflanze. Hiervon iſt ſchon im Art. Lein gehandelt, und es wird im Artikel Leinſame noch ferner davon gehandelt worden.

Leinkraut, Leinblatt, Frauenflachs, Flachskraut, Waldflachs, wilder Flachs, Marienflachs, Krötenflachs, Hanfkraut, Nabelkraut, Catharinenblume, Stallkraut, Harnkraut, Hundskopf, wegen einiger Geſtalt der Blumen, ferner, **Feigblattern- oder Feigwarzenkraut,** weil eine daraus verfertigte Salbe die Schmerzen der goldenen Ader lindert, lat. Antirrhinum Linaria *Linn.* Gen. Plant. 668. (750.) wird von Linum (Lein, Flachs) alſo genennet, weil die Blätter dem Lein gleich ſehen. Im Engl. Toad-Flax, Franzöſiſch Linaire. Dieſes Pflanzengeſchlecht ſtehet in Tourneforts vierten Abtheilung, der dritten Claſſe, unter den Kräutern mit einer röhrigen unregelmäßigen Larvenblume mit einem einzigen Blatte. Der Ritter Linné ſetzte dieſes Geſchlecht, imgleichen Tourneforts Alarina zu dem Antirrhinum, und hat dieſes Geſchlecht in der zweiten Abtheilung ſeiner vierzehnten Claſſe unter denen Pflanzen, deren Blumen zwey lange, und zwey kurze Staubfaden haben, der Same aber in einer Capſel eingeſchloſſen iſt. Die Pflanzen kommen in ihren Hauptcharacteren mit denen des Antirrhinum überein, ausgenommen in dem einigen, daß ſich das Honigbehältniß des Leinkrauts von der Baſis des Blumenblattes, wie eine Ferſe ausſtrecket, da hingegen die Blumen des Antirrhinum ihr Honig-

behältniß innerhalb der Basis des Blumenblattes haben. Da dieses etwas leicht in die Augen fallendes ist, und da beyde Geschlechter so viele Sorten haben, so hat Miller (in seinem Gärtnerlexikon Th. II. S. 800.) es für diejenigen, welche sich auf die Kräuterkunde legen, für dienlicher gehalten, lieber zwey Geschlechter aus ihnen zu machen.

Der Character dieser Pflanze ist: die Blume hat einen bleibenden Kelch, der aus einem einzigen Blatte besteht, das in fünf Theile fast bis auf den Grund hinab zertheilt ist. Die Blume hat ein einziges Blumenblatt und gehört unter die Art der Maskenblumen. Sie hat eine längliche aufgeblasene Röhre und oben zwey Lippen. Die obere Lippe ist zweyspaltig, und an den Seiten rückwärts gebogen; die untere Lippe ist dreyspaltig und zugestumpft. Sie hat ein längliches Honigbehältniß, das pfriemenförmig und hinten hervorragend ist, und vier Staubfäden, die in der obern Lippe eingeschlossen sind, und von denen zwey kürzer sind, als die anderen, und einen rundlichen Eyerstock, der einem, mit einer zugestumpften Narbe gekrönten Griffel, zur Stütze dient. Aus dem Eyerstocke wird hernach eine rundliche, stumpfe Kapsel, mit zwey, mit kleinen Samen angefüllten Fächern. Man hat von dieser Pflanze verschiedene Sorten. Sie sind:

1) *Linaria (Vulgaris)* foliis lanceolato-linearibus confertis, caule erecto, spicis terminalibus sessilibus. **Leinkraut mit lanzenförmigen schmahlen Blättern, die büschelweise wachsen, und einem geradestehenden Stängel, der sich mit Blumenähren endiget, die dicht an dem Stängel sitzen.** Linaria vulgaris lutea, flore majore. *C. B. P.* 212. Das gemeine gelbe Leinkraut mit einer großen Blume.

einer groſſen bleichen, geſtreiften Blume, mit einer goldnen Schnauze.

11) *Linaria (peliſſeriana)* foliis caulinis linearibus ſparſis, radicalibus rotundis. Leinkraut mit ſchmahlen Blättern, die zerſtreut an dem Stängeln ſtehen, die untern Blätter ſind rund. Linaria annua purpureo violacea, calcaribus longis, foliis imis rotundioribus. *Vaill. Bot. Par.* 118. Jährriges purpurrothes Leinkraut mit langen Spornen, und runden Blättern an dem Boden.

12) *Linaria (chalepenſis)* foliis linearilanceolatis alternis, floribus racemoſis, calycibus corolla longioribus, Leinkraut mit ſchmahlen lanzenförmigen, wechſelsweiſe ſtehenden Blättern, äſtigen Blumen und Kelchen, die länger ſind, als die Blumenblätter. Linaria annua anguſtifolia floſculis albis, longius caudatis. *Triump.* 87. Schmahlblätteriges, jährriges Leinkraut mit weißen Blumen, die lange Schwänze haben.

13) *Linaria (Dalmatica)* foliis lanceolatis alternis, caule ſuffruticoſo. Leinkraut mit lanzettförmigen wechſelsweiſen Blättern, und einem ſtaudenartigen Stängel. Linaria latifolia Dalmatica, magno flore. *C. B. P.* 212. Breitblättriges Leinkraut aus Dalmatien mit einer groſſen Blume.

14) *Linaria (genistifolia)* foliis lanceolatis acuminatis panicula virgata. Leinkraut mit lanzenförmigen ſcharf zugeſpitzten Blättern, und einem ruthengleichen Kolben. Linaria geniſtae folio glauco, flore luteo. Par. Bat. App. 9. Leinkraut mit einem grauen Hanfblatte und einer gelben Blume.

15) *Linaria (ſpuria)* foliis ovatis alternis, caule flaccido procumbente. Leinkraut mit eyrunden Blättern, die wechſelsweiſe ſtehen, und

einem

einem ſchwachen, auf dem Boden liegenden Stängel. Elatine folio ſubrotundo. *C. B. P.* 253. Elatine mit einem rundlichen Blatte.

16) *Linaria (Elatina)* foliis haſtatis alternis, caule flaccido, procumbente. Leinkraut mit pfeilſpitzigen, wechſelsweiſe ſtehenden Blättern und einem ſchwachen, auf dem Boden liegenden Stängel. Elatine folio acuminato. *C. B. P.* 253. Elatine mit einem ſcharf zugeſpitzten Blatte.

17) *Linaria (cymbalaria)* foliis cordatis quinquelobatis alternis glabris. Leinkraut mit herzförmigen Blättern, die fünf Lappen haben, wechſelsweiſe ſtehen und glatt ſind. Linaria hederaceo folio glabro, ſeu cymbalaria vulgaris. *Turnef.* Inſt. R. H. 169. Leinkraut mit einem glatten Epheublatt, oder die gemeine Cymbalaria. Von dieſem Geſchlechte giebt es verſchiedene Sorten, die alle wohl bekannt und beſchrieben ſind. Sie ſind aber von geringerer Erheblichkeit, weshalb ſie auch ſelten in die Gärten kommen; und dieſerwegen hat ſie Miller auch nicht angeführt. In der Encyklopädie iſt beym Artikel *Cymbalaria* nach Flachskraut hingewieſen; bey Flachskraut findet man wieder eine Hinweiſung nach Leinkraut. — Da ich aber auch die Varietäten, wenigſtens die ich habe auffinden können, ebenfalls nicht für ſehr erheblich halte, ſo glaube ich, daß ich dieſe Blätter ſtatt deſſen mit andern wichtigern Dingen anfüllen könnte. Es ſoll indeſſen dieſe Pflanze doch als ein Heilkraut hin und wieder gebraucht werden, und deßhalb wird man weiterhin noch etwas davon finden. In den Arzneymittellehren jetziger Zeit iſt ſie nicht aufgeführt.

Jetzt will ich dieſe vorher angeführten Sorten von Leinkraut näher beſchreiben, und da findet ſich,

vom Unkraute frey erhält, so blühen sie im Sommer zeitig.

Die achte Sorte wächst auf dem Felsen am Gibraltar wild; sie hat eine bleibende Wurzel, die viele zarte saftige Stängel treibt, die ohngefähr 8 bis 9 Zoll lang, und schwach sind, und auf allen Seiten herabhängen. Sie sind mit kurzen, schmahlen, lanzenförmigen Blättern besetzt, diese sind grau und saftig, und stehen ohne Ordnung; sie sind ohngefähr einen Zoll lang, und $\frac{1}{3}$ Zoll breit. Die Blumen kommen am Ende der Stängel in kleinen Büscheln zum Vorschein; sie sind gelb, mit purpurrothen Streifen gezeichnet, und die Kinnbacken der Blumen, wie auch die Sporen haben eine dunkel purpurrothe Farbe. Die Blumen sitzen dicht an dem Gipfel des Stängels. Sie kommen im Junius und Julius zum Vorschein, bringen aber sowohl in England, als bey uns keinen Samen.

Man kann diese Pflanze leicht aus den abgeschnittenen Zweiglein ziehen, die man in einem der Sommermonathe versetzen muß. Wenn sie begossen und im Schatten erhalten werden, so wurzeln sie bald ein. Hernach kann man sie in Töpfe setzen, die mit frischer leichter, ungedüngter Erde angefüllt sind, in der sie weit besser fortkommen, als in einer fetten Erde. Denn, wenn sie in einen fetten Boden gesetzt werden, so wachsen sie in kurzer Zeit sehr stark, doch verfaulen sie bald hernach. Man muß sie im Winter unter Obdach bringen, wo man ihnen, bey gelindem Wetter, so viel möglich, frische Luft geben, und sie vor der strengen Kälte verwahren kann. Wenn man daher die Töpfe unter das Gerähme des Mistbeetes setzt, so werden die Pflanzen besser an-

schla-

die wechſelsweiſe ſtehen, und ſehr dicht an dem Stängel ſitzen. Die Blumen kommen am Ende der Zweige in kurzen lockern Aehren heraus. Sie haben eine dunkelgelbe Farbe, und ſind viel größer, als die der gemeinen Sorte, und ſtehen auf kurzen Stielen. Dieſe Sorte blühet im Julius; der Same aber wird in kältern Gegenden ſelten reif, daher auch die Pflanzen in unſern und den engliſchen Gärten ſelten zu finden ſind.

Man kann die Pflanzen aus dem Samen ziehen, wenn man ihn hat, und ihn im Frühling zeitig auf eine Rabatte von leichter Erde ausſäen. Wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, und zum Verſetzen taugen, ſo muß man einige derſelben in Töpfe ſetzen, die mit leichter ſandiger Erde angefüllt ſind. Man muß ſie in Schatten ſtellen, bis ſie aufs neue eingewurzelt ſind; alsdann kann man ſie nebſt andern dauernden Pflanzen bis zu Ende des Octobers hinaus ſetzen. Darauf ſtellet man ſie gerne unter das Gerähme eines Miſtbeetes, woſelbſt ſie vor der harten Kälte geſchützt werden können. Bey gelinder Witterung muß man ihnen friſche Luft geben, denn dieſe Pflanzen wollen blos wider Kälte geſchützt ſeyn; bey gelinden Wintern dauern ſie ohne Bedeckung im freyen Felde, wenn ſie auf einem trockenen Boden ſtehen. Man kann daher einen Theil der Pflanzen in eine warme Rabatte von ſchlechter ſandiger Erde ſetzen, woſelbſt ſie die ordentlichen Winter ſehr gut ausſtehen; diejenigen Pflanzen aber, welche auf dem Schutte ſtehen, werden die Kälte beſſer ertragen können, als die andern.

Die vierzehnte Sorte wächſt in Sibirien wild. Es iſt dieſes eine zweyjährige Pflanze, die einen geradeſtehenden äſtigen Stängel treibt, der drey bis vier Fuß hoch, und mit lanzenförmigen Blättern beſetzt iſt, die ſich mit ſcharfen Spitzen endigen, und

und eine gräuliche Farbe haben. Sie ſtehen wechſelsweiſe. Die Blumen kommen am Ende der Zweige in lockern Kolben zum Vorſchein. Sie haben eine glänzende gelbe Farbe, und ſind wie die der andern Sorten geſtaltet. Sie blühen im Junius und Julius, und der Same wird im Herbſt reif. Läßt man den Samen ſelbſt ausfallen, ſo werden die Pflanzen im folgenden Frühlinge aufgehen, und keine andere Cultur erfordern, als daß man ſie, wenn ſie zu dick beyſammen ſtehen, verdünnen, und vom Unkraute reinigen muß. Die Pflanzen verderben allezeit, nachdem der Same derſelben reif geworden; daher muß man jährlich einen Vorrath von jungen Pflanzen nachziehen.

Die fünfzehnte Sorte wächſt unter dem Weizen und Reis in verſchiedenen Theilen Englands wild. Sie iſt eine jährige Pflanze mit ſchwachen Stängeln, die ſich auf dem Erdboden ausbreiten, und anderthalb Fuß lang ſind. Sie ſind haarig, mit eyrunden Blättern beſetzt, die wechſelsweiſe ſtehen. Da, wo ſich die Blätterſtiele anſetzen, an jeglichem Gelenke, kommt eine Blume heraus, die wie die der andern Sorte geſtaltet iſt. Die obere Lippe iſt gelb, und die untere purpurroth. Sie kommen im Junius und Julius zum Vorſchein, und der Same wird im Herbſt reif, den man alsdann ausſäen, oder ſelbſt ausfallen laſſen muß. Wenn ſolcher erſt im Frühlinge ausgeſäet wird, ſo geht er ſelten in dem nähmlichen Jahre auf; denn man trifft die Pflanzen in den Ländern, wo ſie insgemein wachſen, ſelten unter dem im Frühling ausgeſäeten Korne an.

Die Pflanze wird von einigen als Arzeney gebrauchr, und für ein Wundkraut gehalten; auch ſoll ſie bey Geſchwüren und Krebsſchäden heilſam

ſeyn,

ſern, ſo wie man ſie auch für ein gutes Mittel wider alle Arten von Blutſtürzen hält.

Die ſechszehnte Sorte iſt von der funfzehnten bloß in Anſehung der Geſtalt der Blätter unterſchieden, welche in dieſer wie die Spitze eines Pfeiles geſtaltet, an jener aber eyrund ſind.

Die ſiebenzehnte Sorte iſt eine bleibende Pflanze, die in jedem Boden, und in jeder Lage fortkommt. Wenn ſie ſich an irgend einem Orte feſtgeſetzt hat, ſo iſt ſie ſchwer auszurotten. Denn der Same kommt in den alten Mauern, ſelbſt in hohlen Bäumen fort, und die Pflanzen vermehren ſich daſelbſt ſehr häufig. Die Stängel treiben an ihren Gelenken Wurzeln, und breiten ſich alſo ſehr weit aus. Sie blühet den ganzen Sommer hindurch, und der Same wird nach und nach reif. Sie wird nie in den Gärten gezogen; man hält ſie aber für ein vortreffliches Wundkraut.

Unter dem gemeinen Leinkraut, welches bey uns bekannt iſt, giebt es einige Pflanzen, welche man monſtröſes Leinkraut (Peloria) nennet. Eben deswegen, und weil es bis auf die Blume eine völlige Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Leinkraute hat, auch oft an einem Stängel die ordentliche und monſtröſe Blume angetroffen wird, hält man die Peloria für eine Baſtardart des Leinkrautes, ob man gleich die andere Pflanze, welche es geſchwängert, nicht beſtimmen kann. Die gelbe Blume der Peloria iſt trichterförmig, und mit fünf an der Röhre auswärts am Kreiſe ſitzenden, weit abſtehenden, hornförmigen Honigbehältniſſen verſehen. Die beynahe walzenförmige Röhre iſt ein wenig bauchig, lang und gerade. Die Mündung iſt in fünf ſtumpfe abſtehende Theile getheilt. Im Fruchtboden ſind fünf herzförmige Staubfaden

und

und ein Griffel eingefügt. Uebrigens ſehe man den Art. Peloria.

Leinkuchen, nennt man die Ueberbleibſel, oder Hülſen vom Leinſamen, welche in der Oelmühle, nachdem das Leindl heraus gepreßt worden, in große Kuchen zuſammen geſchlagen werden; man trocknet ſie an einem ſchattigen Orte, und hebt ſie zum Futter des Viehes auf; indem man davon den Schweinen, Pferden und Kühen mit Vortheil geben kann. Die Kühe geben viel Milch darnach, und den Pferden giebt man ſie ins Trinkwaſſer, wenn ſie krank ſind, und an der Drüſe ſtehen, weil ſie ſehr kühlen, und das Blut erfriſchen.

Bey der Rindviehzucht ſcheint mir aber der Gebrauch der Leinkuchen am vortheilhafteſten zu ſeyn, beſonders in einer ſolchen Landwirthſchaft, wo jährlich eine beträchtliche Anzahl Kälber aufgezogen werden müſſen. Wenn ein krankes Pferd auch einmahl einige Leinkuchen zu ſeiner Erhohlung erhält, ſo macht dieſes noch nichts aus, und man muß allenfalls für ſo viel mehr Kuchen ſorgen. Allein, wer ſeinen Kühen und Schweinen die Leinkuchen geben will, der handelt nicht immer vortheilhaft, beſonders, wenn er Kälber hat, denen er wieder die Milch geben muß. Es iſt daher auch nur in kleinen Wirthſchaften, wo man nicht ſonderlich Kälber aufzieht, der Gebrauch, der Kuh, oder dem Schweine die Leinkuchen zu geben, beſonders wenn man ihnen ſonſt nichts kräftigeres in ihr Futter miſchen kann.

Auf großen Gütern, wo beträchtliche Holländereyen (Kuhpächtereyen) ſind, muß man anders wirthſchaften, als in kleinen Haushaltungen. Der Holländer in Mecklenburg hat z. B. gewöhnlich immer den Vortheil in ſeinem Contracte, daß er allemahl auf dem erſten May diejenigen Kühe, welche

er nicht behalten will, ſie mögen jung oder alt ſeyn, ausſchießet. Dieſe muß der Gutsherr zurück nehmen, und ihm andere dafür liefern, — ja ſogar iſts auf einigen Höfen der Gebrauch, daß er ſich aus den Haushaltungskühen ausſuchen kann, welche er will. (Manche Höfe oder Güter haben deren über hundert, und es verſieht gewöhnlich die Ausgeberinn alsdann das Milchweſen.) Wenn nun jährlich 10 bis 14 Kühe von dem Holländer ausgeſchoſſen werden, und der Gutsbeſitzer ſollte ſolche jedes Mahl zukaufen, ſo würde ſchon ein beträchtliches Geld von der Pacht abgehen, indem dieſe Kühe nicht allein melkend ſeyn müſſen, ſondern auch alsdann mehr koſten. Es legt ſich alſo der Gutsbeſitzer ſelbſt auf das Anziehen der jungen Kühe ſowohl, als auch ſeiner Ochſen, deren er auch manches Mahl 20, 30 bis 40 Stück haben muß, um eines Theils nicht Vieh von fremder Weide zu nehmen, welches oft bey veränderter Weide kränklich wird, und zweitens nicht ſo viel baares Geld ausgeben zu dürfen.

Dieſerhalb müſſen Kälber von beyden Geſchlechtern aufgezogen werden. Man wählt die größten und beſten, welche zugleich munter und nach der Nahrung ſind, ſo wie ſie zur Welt kommen, zum Aufziehen, und nur diejenigen, von welchen man glaubt, daß ſie nicht ſtark und gut genug ſind, werden entweder für den Schlächter zum Verkauf, oder zur Verſpeiſung für ſich und für die Leute, beſonders aufbewahret. Nur in dem Falle, wenn man in einigen Wirthſchaften einen rechten fetten Braten haben will, läßt man das Kalb ſaugen, ſonſt iſt dieſes in Mecklenburg nicht Gebrauch. Man nimmt das Kalb ſogleich nach der Geburt, und wenn jemand dabey geweſen, nachdem ſolches mit Salz beſtreuet, und darauf von der Kuh rein

ab-

und ein Griffel eingefügt. Uebrigens ſehe man den Art. Peloria.

Leinkuchen, nennt man die Ueberbleibſel, oder Hülſen vom Leinſamen, welche in der Oelmühle, nachdem das Leinöl heraus gepreßt worden, in große Kuchen zuſammen geſchlagen werden; man trocknet ſie an einem ſchattigen Orte, und hebt ſie zum Futter des Viehes auf; indem man davon den Schweinen, Pferden und Kühen mit Vortheil geben kann. Die Kühe geben viel Milch darnach, und den Pferden giebt man ſie ins Trinkwaſſer, wenn ſie krank ſind, und an der Drüſe ſtehen, weil ſie ſehr kühlen, und das Blut erfriſchen.

Bey der Rindviehzucht ſcheint mir aber der Gebrauch der Leinkuchen am vortheilhafteſten zu ſeyn, beſonders in einer ſolchen Landwirthſchaft, wo jährlich eine beträchtliche Anzahl Kälber aufgezogen werden müſſen. Wenn ein krankes Pferd auch einmahl einige Leinkuchen zu ſeiner Erhohlung erhält, ſo macht dieſes noch nichts aus, und man muß allenfalls für ſo viel mehr Kuchen ſorgen. Allein, wer ſeinen Kühen und Schweinen die Leinkuchen geben will, der handelt nicht immer vortheilhaft, beſonders, wenn er Kälber hat, denen er wieder die Milch geben muß. Es iſt daher auch nur in kleinen Wirthſchaften, wo man nicht ſonderlich Kälber aufzieht, der Gebrauch, der Kuh, oder dem Schweine die Leinkuchen zu geben, beſonders wenn man ihnen ſonſt nichts kräftigeres in ihr Futter miſchen kann.

Auf großen Gütern, wo beträchtliche Holländereyen (Kuhpächtereyen) ſind, muß man anders wirthſchaften, als in kleinen Haushaltungen. Der Holländer in Mecklenburg hat z. B. gewöhnlich immer den Vortheil in ſeinem Contracte, daß er allemahl auf dem erſten May diejenigen Kühe, welche

zuzubereiten, vor. In dieser Hinsicht zerstößt man zwar auch zuvor die Kuchen, allein man wirft sie in einen großen Kessel mit Wasser und setzt sie auf das Feuer, zum Kochen. Derjenige Eimer, worein der Trank hernach gegossen werden soll, stellet man neben den Feuerherd. Sobald die Leinkuchen anfangen zu kochen, fangen sie auch zugleich an zu schäumen. Diesen Schaum füllet man stets ab, und in den erwähnten Eimer; (denn würde man ihn darauf lassen, so würde endlich so viel Schaum entstehen, daß er aus dem Kessel stiege,) schäumet aber die Masse nicht mehr, so ist auch der Trank gut; wobey aber noch zu merken ist, daß man den Trank, so lange er kocht, welches aber nicht lange dauert, umrühren müsse. Man nimmt ihn vom Feuer, gießt ihn zu dem Schaum in den Eimer, rühret ihn noch etwas um, und läßt ihn erkalten.

Dieser Trank ist so fett und schleimig, wie die beste Habergrütze mit Butter, und bekommt den Kälbern außerordentlich wohl, da alles jetzt für den jungen Magen weit verdaulicher ist, als beym vorher erwähnten Tranke. Sobald als möglich, mischt man den Kälbern hiervon solchen unter die Milch; man verringert allmählig letztere und giebt desto mehr Leintrank, zuletzt bloßen Leintrank, und so wie die Kälber anfangen immer mehr zu fressen, sucht man diesen Leintrank auch wieder mit Wasser zu verdünnen, bis sie endlich völlig fressen und Wasser saufen gelernt haben.

Daß diese letztere Art, den Leintrank zu bereiten, mühsamer, und wegen des Kochens auch etwas kostbarer sey, als die vorige, will ich nicht streiten, allein man erhält auch dadurch weit stärkeres, schöneres und größeres Vieh, worauf

ein

ein Landwirth allerdings zu ſehen hat. Eine große Kuh und ein großer Ochſe bringen allemahl beym endlichen Verkaufe dieſe geringen Koſten zehnfach wieder ein, obgleich man ſie zuvor ſchon genugſam nutzte. Das Uebrige hievon wird im Artikel **Rindviehzucht** erfolgen.

Leinland iſt derjenige Acker, auf welchen der Leinſame geſäet wird. Man ſehe den Artikel **Lein.**

Leinleiter (**Ober-**) ein biſchöflich Bambergiſches Dorf in Franken, zwiſchen Ebermannſtadt und lutheriſch-Heiligenſtadt.

Leinenleiter (**Unter-**) ein ritterſchaftliches Dorf und Schloß bey vorigem, im Ritterort Gebürg.

Leinochs, wird derjenige Ochs genannt, welcher zur rechten Hand am Pfluge oder Haken gehet.

Leinöl, (Oleum lini) wird aus dem Leinſamen, entweder durch Waſſer- Roß- oder Windmühlen gepreßt, und die zerſtoßene Maſſe durchs Feuer heiß gemacht, damit das Oel deſto beſſer ausfließe. Nach der Auspreſſung bleiben große Kuchen zurück, womit man das Vieh füttert; ſ. den Artikel **Leinkuchen.** Man hat viele Oelmühlen, die zum Theil für ſich beſtehen, zum Theil aber mit Korn- oder andern Mühlen verbunden ſind. Es wird eine große Menge Leinöl tonnenweiſe aus Holland nach Danzig, Hamburg und andern Orten gebracht, die bey Centnern verkauft, und die Gefäße für die Thara gegeben werden. Der Gebrauch des Leinöles iſt nicht nur durchgehends zum Brennen, zu Mahler- und Druckerfarben zu bereiten, wie auch in der Menſchen- und Thierarzney ſehr nützlich, ſondern man braucht es auch, ſo lange es friſch iſt, an vielen Orten, beſonders in Pohlen, zur Faſtenzeit, an den Speiſen ſtatt der Butter.

Königsberg in Preußen führt viel Leinöl schlagen, das man dem holländischen gleich schätzt. Dieses wird den Ahmen gehandelt. Auch Amsterdam und ganz Holland verkauft diesen Artikel a Ahmen von 120 Mingelen, und die Tonnen werden viert. Reval handelt dieses Oel benannt zu 400 Pfunden zu 400 Pfunden u. s. w. Gutes Leinöl muß übrigens frisch, klar, gelblich von Farbe seyn, nicht brandig schmecken, besonders, wenn es zum Genusse oder zur Arzney angewandet werden soll. Von dem Libbyöl, welches ebenfalls eine Gattung Leinöl ist, sehe man den Artikel Libby. Wie das lein- und Rübsenöl zubereitet sey, damit es sparsam brenne, und nicht dampfe noch rauche, kann man im Leipziger Intelligenzblatte 1765. S. 286 lesen.

Ehe ich aber von dem Nutzen und Gebrauche des Leinöls noch weiter rede, muß ich noch in Hinsicht der Verfertigung desselben, etwas anführen, und dahin gehört nicht allein die Sache des Oelschlagens selbst, sondern auch eine weitläuftige Beschreibung der Oelmühle, obgleich in den Artikeln Mühle, Mühlwesen und Oelmühle vollständiger hiervon gehandelt wird. Da nun aber der Herr Hofkammerrath Bergius in seinem Policey- und Cameralmagazin, im 17ten Bande, S. 19 fgg. hierüber sehr gut geschrieben, so folge ich fürs erste demselben, in Hinsicht der Oelmühlen an und für sich.

Oelmühlen sind diejenigen Mühlen, in welchen aus Leinsamen, Mohnsamen, Nüssen, besonders aber aus Rübsen oder Rübsamen, ein Oel gepresset oder geschlagen wird.

Gleichwie keinem Unterthan im Lande erlaubet ist, eine Mühle, sie sey von welcher Art und Beschaffenheit sie

sie wollen, eigenen Gefallens anzulegen; sondern darzu ein besonderes Recht und ausdrückliche landesherrliche Concession und Erlaubniß erfordert wird (*); also ist auch ein gleiches in Ansehung der Oelmühlen zu sagen.

Wo viel Lein, besonders aber Rübsamen, gebauet wird, sind die Oelmühlen ein sehr gutes und einträgliches Stück in einer Landwirthschaft, daher man in den ober- und niedersächsischen Landen, insonderheit bey Erfurt, den Rübsamen in großer Menge bauet. Das Oel von diesem Samen ist in der Haushaltung, sowohl zum Brennen in den Lampen, als auch zum Schmelzen der Speisen für das Gesinde und arme Leute, so an einigen Orten sehr gebräuchlich ist, von gutem Nutzen; die Oelkuchen aber werden bis auf den Winter aufgehoben, und auf Häcksel gebrühet, wo sie alsdann ein sehr gesundes Futter für die Kühe abgeben; wiewohl einige behaupten, daß die Butter einen Geschmack darnach bekommen soll. Das Stroh von dem Rübsamen kann, wo Holzmangel ist, zum Einheitzen, oder auch dem Rindvieh unterzustreuen gebrauchet werden. Einfältige Landleute verbrennen das Rübsamenstroh auf dem Felde, weil sie besorgen, es möchte sich dasselbe in den Gebäuden entzünden, und Feuersgefahr verursachen; es hat aber, wie Hr. Reichart behauptet (**), diese Besorgung gar keinen Grund, und es soll ganz unmöglich seyn, daß von diesem Stroh eine Entzündung geschehen könne, wenn man auch gleich Feuer dazu bringen sollte, weil solches von dieser Erwärmung so naß würde, als wenn es mit Wasser wäre begossen worden. Jedoch muß dieses Stroh, ehe es in die Scheuer gebracht wird, auf den Acker dünne gestreuet und dürre und trocken gemacht werden. Des Leinöls bedienen sich nicht nur die Mahler, Buch-, Kupfer- und Leinwanddrucker, und andere Handwerker mehr, sondern es hat auch in der Arzney seinen guten Nutzen, und wird gleichfalls statt der Butter zum Schmelzen gebraucht; mit den Leinkuchen aber wird den Schweinen und Kühen, besonders den Kalbekühen, das Trinken angemenget, wovon sie, sonderlich des Winters, sehr wohl gedeyen. Es ist also das

(*) S. den Art. Mühlenwesen.

(**) In seinem Land- und Gartenschatz, 1. Theil, pag. 89. in dem 4ten Theile aber giebt er pag. 120. u. f. von dem Bau des Rübsamens einen schönen Unterricht.

Rüb- und Leinöl eine nützliche Sache, die allezeit guten Abgang findet; und der Acker, wenn er sonst dazu tüchtig ist, den man zum Bau des Rübsensamens gebrauchet, bringet einen reichen Nutzen und Vortheil ein (*). Daß aber der Rübsen nicht an allen Orten gebauet wird, und auch nicht gebauet werden kann, daran ist das harte und rauhe Clima schuld; viele werden auch durch die Furcht abgehalten, weil der Rübsamen nicht alle Jahr zu gerathen pfleget; und wo das Wild stark geheget wird, da werden die Landleute von dem Bau des Rübsens ebenfalls abgeschrecket, weil das Wild diesem Samen dergestalt nachgräbet, daß es ihn viele Stunden weit aufsuchet, und wenn es einen solchen Acker findet, denselben gänzlich ödet und ruiniret.

Es giebt zweyerley Arten Oelmühlen, nemlich eine Art, so in zwey auf die hohe Kante gesetzten großen und schweren Mühlsteinen auf gemauertem Tische die Saat zermalmen muß, und welche von einem Pferde in einem Trommel getrieben wird. Die andere Art, so vom Wasser muß getrieben werden, wo nemlich sechs, acht, zehen bis zwölf paar Stampfen die Saat in einem starken eichenen Grubenstocke zermalmen müssen. Nachdem aber die erste Art nicht so viel fördert, als die letzte; so ist also eine Stampfmühle nicht allein darum vortheilhafter, sondern weil das Wasser den großen Preßhammer treiben, und das Oel viel besser und leichter aus den Kuchen pressen kann, als bey der Stein- und Roßmühle, wo solches ein Mensch mit der Presse zwingen muß. Es will aber eine solche Mühle beständig viel Wasser haben. Zu welchem Ende dann hierauf gesehen werden muß, wie viel paar Stampfen nemlich das Wasser zwingen kann. Wenn nun das Wasser in Menge fließet, daß kein Mangel ist, so ist rathsam, wenigstens 10. bis 12. paar Stampfen anzulegen.

(*) Herr Kretzschmar schreibet in seinem practischen Beweis, daß das doppelfurchige Pflügen seinen wahren Nutzen bey dem Ackerbau habe, im 12ten Bande der leipziger Sammlung, pag. 1023., daß er von einer (vermuthlich berliner) Metze Aussaat Winterrübsen auf einem Morgen (der im Brandenburgischen 180 Quadratruthen groß ist) 5 Scheffel geerndtet, und da man ihm zu wenig beym Verkauf dafür bezahlen wollen, diese 5 Scheffel zu Oel schlagen lassen, und sie auf 10 Rthlr. genutzet hätte. Mit dem Sommerrübsen hätte es gleiche Beschaffenheit, und lohnte solcher fast eben so gut.

legen. Nur muß man dahin bedacht seyn, gut jung Eichen- und Buchenholz dazu anzuschaffen, insonderheit eine Capitaleiche zu einem Grubenstocke auszumitteln, welche, ins accurate Gevierte glatt beschlagen und gehobelt, annoch eine Ehle dick, und wenigstens 10. bis 12 Ehlen lang ist, indem dieses das vornehmste Stück ist, so in einer Oelmühle am meisten auszustehen hat. Hierbey ist zu erinnern nöthig, daß man dem Mühlenmeister anbefehle, die Gruben ja auf der einen Seite, wo die Wendung der Saat geschiehet, fein hohl zu wölben, damit, wenn die Stampfen auf der andern Seite, so gerade heruntergehen, die Saat zermalmen, daß von der gewölbten Seite sogleich wieder andere Saat herüber kippet. In Ermangelung dessen, wenn die Gruben auf beyden und allen Seiten ganz gerade herunter gehen, und etwa zu wenig oder zu viel Wasser gegeben worden; so bleibet die Saat rings herum feste stehen, und die Stampfen schlagen allesamt auf einen leeren Platz, damit aber gehet die Zeit vergebens dahin, und die Saat ist annoch halb ganz, folglich bleibt die Hälfte Oel in den Kuchen. Dann sagt der Müller, die Saat sey geringe gewesen. Weil in diesen Gruben auf den Boden von Eisen Platten als ein Boden eingenagelt, auch an die Stampfen sogenannte eiserne Schuhe gemacht werden müssen; so wird angerathen, daß man solche ja recht dick und stark machen lasse, indem sonst immer zu flicken ist. Die sogenannten Scheiden, worin die Stampfen gehen, müssen benebst den Stampfen von weißbüchenem Holze gemacht werden, indem dieses unter allem Holze sich hierzu am besten schicket, und sich nicht erhitzet, welches aber das eichene Holz gerne thut. Die sogenannten Hebearme oder Hebelinge werden von purem jungen heynebuchenen Holze gemacht, sintemahlen sich ander Holz in kurzer Zeit abschleift, und dann ist nichts als bessern und bauen; wobey dann die ganze Oelmühle, um eines solchen geringen Dinges willen, stille stehen und feyern muß. Der Wärmheerd oder Wärmplatz muß fein groß und absolut von Kupfer fein tief gemacht werden, indem sonst viel Saat verzettelt wird. Es ist auch wohl gethan, wenn an die Hauptwelle, wo die Stampfen ein Ende haben, ein klein Kamprad gemacht wird, welches eine ganz dünne und leichte Welle drehet, an welcher drey sogenannte

Rührarme hangen, welche die zermalmte Saat von selbst fleißig umrühren, indem der Müller hierzu keine Zeit hat: und wenn die Saat nicht fleißig gerühret wird; so wird selbige an einem Orte zu trocken, und an dem andern Orte zu feuchte bleiben. Da nun hierauf das meiste ankommt, so muß man anfangs fleißig Achtung geben, ob der Oelmüller hiermit recht verfahren; allermaßen, wenn nicht genugsam Wasser gegeben wird, nicht der vierte Theil Oel aus der Saat gehen würde. Das ordinaire Maas ist sonst auf einen brandenburgischen Scheffel Saat acht Maas Wasser, welches aber, nachdem die Saat in den Gruben durch die Stampfen damit klein gemacht, meistens ausdünstet, das übrige aber in den Hülsen oder Kuchen stecken bleibet, hingegen das Oel allesamt sich auspressen läßt. Hierbey ist aber in Acht zu nehmen, daß nicht die Kuchen so groß, wie an vielen Orten der Gebrauch ist, fast drey viertel Ehle ins Quadrat gemacht werden; sondern es muß ein Kuchen nicht größer seyn, als ein Mauerstein, und nur anderthalb Zoll dick, indem sich aus solchen großen dicken Kuchen das Oel alle unmöglich herauspressen läßt, aus einem kleinen Kuchen aber ganz leichte geschiehet, und hieran nichts versäumet ist, nur daß anstatt eines Haartuches allezeit zwey Stücke seyn müssen. Diese beyden werden in der Länge gefüllet, neben einander in das Preßloch geleget, die Platte darauf gedeckt, und wenn dann der Keil durch den großen Hammer angetrieben wird; so folget das Oel ganz bald.

Hauptsächlich aber muß angeordnet werden, daß der Oelmüller mit großem Fleiß fein zarte und dichte Haartücher fertige, als worauf aller Vortheil und Schaden bey dem Oelschlagen bestehet, maßen das Oel, wenn die Haartücher zu grob fädenig und locker sind, ganz dicke und trübe sich auspresset, und in den Tonnen über Spannen hoch ein Sediment oder Satz machet, so daß niemand das Oel gern kaufen, und oft nicht die Hälfte dafür bezahlen will. Wenn aber die Tücher fein zart und dichte gemacht werden, wie in Holland geschiehet; so folget das Oel so helle und klar, als ein Wein. Weswegen der Oelmüller beständig ein Dutzend solcher feinen dichten Haartücher vorräthig halten muß.

In

In Ansehung der Quantität Oel von einem Scheffel Saat ist zu wissen: daß, wer recht feines, helles und klares Oel haben will, aus einem brandenburgischen Scheffel Rübesaat mehr nicht als 18 Maas oder 36 Pfund bekommt. Dahero man dem Oelmüller auf jede Tonne Oel sechs solche Scheffel Saat liefern muß. Eine ordentliche Landestonne, brandenburgischen Gehalts, hält 110 Maas, oder 220 Pfund, worauf man sehen muß, damit die Abnehmer nicht klagen dürfen.

Da eine solche Oelmühle Tag und Nacht gehet, und dabey ganz hurtig und beständig gearbeitet werden muß, so, daß eine Person vollauf zu thun hat, und über zwölf Stunden nicht aushalten kann; so muß ein Bursch darneben gehalten werden, welcher nach zwölf Stunden den Meister ablöset. Die Saat wird dem Oelmüller alle Wochen zugemessen, dahingegen muß derselbe die richtige Tonnenzahl Oel liefern, welche dann allezeit, wenn eine Tonne voll ist, aus der Mühle in das Lagerhaus geschaffet werden muß, damit Platz in der Oelmühle bleibet.

Die beste Verkaufzeit des Oels ist, wenn die Tage kurz und die Nächte lang werden wollen, welches zwischen Martini und Weinachten geschehen muß. Später hinaus bis gegen Ostern darf man kein Oel liegen lassen, außer was alle Woche geschlagen wird, solches wird aber auch gleich verkauft; sintemahl im Frühjahr, wenn nach der Saatzeit der Rübesamen im Felde anfängt zu wachsen, auch das Oel in denen Tonnen anfängt untüchtig zu werden, und falls man nicht das Spundloch öfnet, auch wohl etwas aushebet, so kann es den Boden herausstoßen. Was aber nachgehends für Oel den ganzen Sommer hindurch geschlagen wird, kann liegen bleiben bis Martini. Man thut wohl, wenn man, wenn der brandenburgische Scheffel Rübesaat einen Thaler kostet, so viel aufkauft, als man auf zwey Jahr genug hat, weil öfters ein Winspel, das sind 24 Scheffel, das eine Jahr 24 Rthlr. und das andere Jahr, weil der Rübesamen nicht alle Jahr gleich gut geräth, 50 Rthlr. kostet, wobey dann sehr bald etliche tausend Thaler verdienet werden können; indem der Preis des Oels sich nach dem Preise des Rübesamens jederzeit richtet, daß nemlich das eine Jahr die Tonne 12 Rthlr. kostet, das andere Jahr aber 20 bis 22 Rthlr.

Rthlr. Hierbey muß auch bedacht werden, daß der Rübesamen nicht auf alte Boden geschüttet werde, indem derselbe die zarteſten Ritzen treffen, und die Hälfte durchlaufen kann. Es müſſen alſo feſt geſpündete Boden zum Rübeſamen erwählet, oder, welches noch beſſer iſt, Gypsboden gegoſſen werden. Auf ſolchen gehet kein Korn verlohren.

Was nun die Leinſaat anbetrifft; ſo iſt die ſogenannte Schlagſaat, die zum Säen ſich nicht ſchicket oder zu alt iſt, die beſte und wohlfeilſte, indem ſolche alte Saat, wenn in der Oelmühle genugſam Waſſer gegeben und der Wärmofen recht in Acht genommen wird, viel Oel giebet. Da die Leinſaat viel ſchwerer zu mahlen und zu preſſen, als der Rübeſamen; ſo muß der Oelmüller angewieſen werden, der Sache Zeit zu laſſen, und den ſo zähen Samen in den Gruben, wenn Waſſer gegeben iſt, gut ſtampfen zu laſſen, damit das Oel aus den zähen Faſern ſich auflöſe, und in der Preſſe herausgehe. Hiebey iſt annoch zu merken, daß alle gemahlene und zerſtoßene Saat ganz warm vom Wärmeheerde hurtig in die Tücher gemeſſen, und in die Preſſe geſetzet werden muß, indem das Oel, weil die Maſſe warm iſt, viel leichter herausgehet, als kalt.

Die Waſſerölmühlen leget man entweder in einem Gerinne mit den Mehlgängen an; oder man macht denſelben gegenüber an der andern Seite des Fluſſes ein beſonderes Gerinne und Waſſerrad. Dieſes hat an ſeiner Welle innerhalb des Oelmühlgebäudes ein Stirnrad, welches mit ſeinen Zähnen oder Kämmen in das an der Daumenwelle befindliche Getriebe eingreifet, und daſſelbe ſamt gedachter Welle herumtreibet, an welcher vorn in gewiſſer Weite von einander Hebarme oder ſogenannte Daumen befeſtiget ſind, welche die Stampfen aufheben und wieder fallen laſſen.

Die landesherrlichen Oelmühlen werden zugleich mit den Mahlmühlen, mit welchen ſie gemeiniglich verbunden ſind, entweder den Müllern in Erbpacht oder Erbleihe gegeben, oder aber beſonders auf gewiſſe Jahre verpachtet, nachdem man auch bey den Mühlen die eigene Adminiſtration nicht für vortheilhaft zu halten angefangen hat.

Bey den auf Erbpacht oder Erbleihe ſtehenden Oelmühlen, fallen, außer den Conceſſions-Gel-

dern

dern für die Anlegung derſelben, jährlich gewiſſe Erbzinſen, welche ſowohl in baarem Gelde, als auch in einer gewiſſen Quantität Oel oder andern Früchten, nachdem man ſich darüber mit dem Müller verglichen hat, beſtehen können; wobey jedoch allemahl die Quantität Oel, ſo jährlich in der Mühle geſchlagen werden kann, zum Grunde geleget werden muß.

Bey der Verpachtung der landesherrlichen Oelmühlen, und dem darüber zu formirenden Anſchlag, kommt es auf folgende Puncte an:

1) Wird ausgemacht, wie viel Tonnen Oel jährlich, ein Jahr in das andere gerechnet, geſchlagen werden können, und wie hoch die Tonne, nach einem gleichmäßigen Durchſchnitt, anzuſetzen iſt.

2) Kömmen die Oelkuchen in die Einnahme. Bey Halle im Magdeburgiſchen werden z. E. auf jeden berliner Scheffel Rübeſamen 6 Schock Oelkuchen, das Schock zu $2\frac{2}{3}$ Rthlr. gerechnet.

3) Dagegen werden von der Einnahme abgezogen oder in Ausgabe gebracht ſo viel Scheffel Rübeſamen, als auf eine jede der jährlich zu ſchlagenden Tonnen Oel gerechnet zu werden pflegen, z. E. auf jede berliniſche Tonne 6 Scheffel, wie oben gedacht, oder, wie bey Halle, 9 Scheffel auf jede Tonne; ſo alsdann nach einem Mittelpreiſe zu Gelde angeſchlagen werden.

4) Sodann kommt in Ausgabe das Oelſchlägerlohn, z. E. für jede Tonne 12 Gr.

5) Ferner die Koſt für 2 Oelſchläger, auf ſo lange Zeit, als mit dieſer Arbeit zugebracht wird, z. E. auf jeden die Woche $\frac{2}{3}$ Rthlr.

6) Imgleichen die Ausgabe für die Tücher. Bey Halle, wo auf der Oelmühle jährlich 1350 Scheffel Rübeſamen ausgepreſſet und davon 150 Tonnen Oel geſchlagen werden, hat man jährlich 7 paar Tücher á 3 Rthlr. 12 Gr. angeſetzt.

7) Ferner das Holz zum Oelſchlagen, wofür man bey Halle überhaupt 2 Klaftern angerechnet hat.

8) Nicht weniger die Schmiedearbeit, ſo man bey Halle auch überhaupt jährlich auf 20 Rthlr. angeſetzt hat.

9) Endlich wird auch das Fuhrlohn von jeder Tonne Oel von der Oelmühle bis in diejenige Stadt,

wo

wo die Niederlage ist, aus welcher der weitere Verschluß des Oels besorget wird, abgezogen.

Was nun nach diesen Abzügen an Ueberschuß bleibet, wird zum jährlichen Pachtgelde von der Oelmühle angenommen (*).

Der Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen, nach J. Leupold und andern Schriftstellern bearbeitet von L. S. C. Kunze, erster Band. Hamburg, 1769. giebt über die Machinerie der Oehlmühlen folgende Auskunft.

Man legt die Oehlmühlen entweder in Gerinnen, oder in einem Mühlhause, oder auch bey gewöhnlichen Kornmühlen, oder in Nebengerinnen, oder in besonders dazu eingerichteten Häusern an.

Wer eine solche Mühle einrichten will, der muß nothwendig

1) wissen, wie vielmal die Daumenwelle die Stampfen heben soll, indem das Wasserrad einmal herumkommt,
2) wie die Richtung der Daumen an der Welle gesetzt werden müssen,
3) wie die Einrichtung der Löcher im Grubenstocke beschaffen seyn muß.

Das erstere findet man leicht durch Rechnung, man weiß z. B., daß ein, 6 Fuß hohes und 4 Fuß weites Staberrad, von einem Wasser mit 10 Zoll lebendigem Gefälle getrieben, dessen Rinne 5 Fuß weit ist, und das Wasser zwei Fuß sechs Zoll in dasselbe läuft, acht Paar Stampfen bei einem Umgange fünfmol in die Höhe heben kann, darnach läßt sich mit Hülfe der Regel de Tri alles sehr leicht finden.

Was das zweite betrift, so muß man bei Eintheilung der Daumen an der Welle genau darnach sehen, daß kein einziger mit dem andern in gerader Linie stoht, jeder muß um einen gleichen Theil des Umfanges der Welle von dem andern entfernt bleiben,

(*) Der hier mit z. E. angenommene Anschlag von der rotheyburgischen Oelmühle bey Halle, befindet sich in Gassers Einleitung zur Cameralwissenschaft, Cap. 9. §. 8. und 10.

Theil Schleim. Dieſen erhält man durchs Uebergießen des ungeſtoßenen Samens mit ſiedend heißem Waſſer, indem dieſes damit gekocht wird. Auf ſechzehn Unzen Waſſer iſt eine Unze Samen zureichend.

Unter den Hausmitteln ſteht der Gebrauch des Leinöles, beſonders bey äußern Schäden der Menſchen und des Viehes ſchon längſt oben an, beſonders aber gebraucht man es bey Brandſchäden, wo es vortreffliche Wirkungen thut, indem man die verbrannten Theile damit beſtreicht, oder Leinwand in dieſes Oel getaucht, darauflegt. Wenn das Rindvieh ſich geſtoßen, und davon Beulen und Verletzungen erhalten hat, ſo reibet man dieſe Stellen mit gutem Erfolge mit Leinöl ein, eben ſo wie man dieſes Oel auch alsdann gebraucht, wenn der Sattel den Pferden Löcher gedrückt, oder die Sielen die Bruſt wund geſcheuert haben, und man will behaupten, daß nach dem Gebrauche keine weißen Haare kommen.

Das Leinöl mit pulveriſirtem trocknen Bitterling vermiſcht, iſt auf alle alten Wunden und Schäden für Menſchen und Vieh ein ganz vortreffliches Heilmittel. Obgleich dieſes edle Kraut ſchon längſt den klugen Hausmüttern und beſorgten Oekonomen als ein faſt einziges Heilmittel bey alten Schäden bekannt, und von ihnen gebraucht iſt, ſo finde ich es doch nicht in den Arzneymittellehren der neuern Aerzte, die mir bekannt ſind, aufgeführt, wenn gleich die ältern es ſehr empfohlen haben. Dieſes Kraut heißt ſonſt auch Waſſerpfeffer und Pfirſichkraut, Polygonum hydropiper *Linn.* In den Apotheken iſt es unter dem Nahmen: Herb. Perſicariae ſeu Hydropiperis bekannt, und iſt officinell.

wo die Niederlage ist, aus welcher der weitere Verschluß des Oels besorget wird, abgezogen.

Was nun nach diesen Abzügen an Ueberschuß bleibet, wird zum jährlichen Pachtgelde von der Oelmühle angenommen (*).

Der Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen, nach J. Leupold und andern Schriftstellern bearbeitet von L. S. C. Kunze, erster Band. Hamburg, 1769. giebt über die Machinerie der Oehlmühlen folgende Auskunft.

Man legt die Oehlmühlen entweder in Gerinnen, oder in einem Mühlhause, oder auch bey gewöhnlichen Kornmühlen, oder in Nebengerinnen, oder in besonders dazu eingerichteten Häusern an.

Wer eine solche Mühle einrichten will, der muß nothwendig

1) wissen, wie vielmal die Daumenwelle die Stampfen heben soll, indem das Wasserrad einmal herumkommt,
2) wie die Richtung der Daumen an der Welle gesetzt werden müssen,
3) wie die Einrichtung der Löcher im Grubenstocke beschaffen seyn muß.

Das erstere findet man leicht durch Rechnung, man weiß z. B., daß ein, 6 Fuß hohes und 4 Fuß weites Staberrad, von einem Wasser mit 10 Zoll lebendigem Gefälle getrieben, dessen Rinne 5 Fuß weit ist, und das Wasser zwei Fuß sechs Zoll in dasselbe läuft, acht Paar Stampfen bei einem Umgange fünfmol in die Höhe heben kann, darnach läßt sich mit Hülfe der Regel de Tri alles sehr leicht finden.

Was das zweite betrift, so muß man bei Eintheilung der Daumen an der Welle genau darnach sehen, daß kein einziger mit dem andern in gerader Linie steht, jeder muß um einen gleichen Theil des Umfanges der Welle von dem andern entfernt bleiben,

(*) Der hier mit z. E. angenommene Anschlag von der rothenburgischen Oelmühle bey Halle, befindet sich in Gasser's Einleitung zur Cameralwissenschaft, Cap. 9. §. 9. und 10.

ben, damit die Welle eine gleichförmige Bewegung bekommt.

Zuerst zeichnet man auf die Stampfen die Weite der Hebedaumen, dann bemerkt man die Weite der Entfernungen der Stampfen von einander, und nach diesen Weiten muß auch die Entfernung der Daumen an der Welle abgemessen werden, deswegen zeichnet man so viele Kreise um die Welle, als die Zahl der Stampfen beträgt, dann überlegt man, wie oft jede Stange gehoben werden soll, während die Welle einmal herum kömmt, diese Zahl, multiplizirt mit der Zahl der Stampfen, giebt die Zahl der Hebedaumen, es sollen z B. acht Paar Stampfen bei einmaliger Umdrehung des Rades sechsmal gehoben werden, so beträgt die Zahl der Hebedaumen $= 6 \times 8 = 48$. Dann theilt man die Welle, dem Umfange nach, in eben so viele gleiche Theile, als die Zahl der Daumen beträgt, hier in 48 Theile, und zieht Linien parallel mit der Achse der Welle, auf den ersten der gezogenen Kreise setzt man auf eine, willkührlich als die erste bestimmte, Linie den ersten Hebedaumen, dann zählt man 16 Linien weiter, und bringt an der 17ten den zweiten Hebedaumen, auf der 34sten den dritten, an der dritten den vierten, auf der 50sten den fünften, auf der 37sten den sechsten, auf der sechsten den siebenten, an der 23sten Linie den achten, an der 40sten den neunten, an der neunten den zehnten, an der 26sten den eilften, und so fort, bis alle 48 Daumen ihre Plätze gehörig bekommen haben, denn man hat weiter nichts zu thun, als 17 Linien weiter zu zählen, und dann an dem nächsten Kreise den Daumen anzuschlagen, oder anfangs auch nur blos zu bemerken.

Die Grubenlöcher werden nach einer gewissen kreisförmigen Hölung gearbeitet, die ganze Tiefe beträgt 16, und die Weite 10 Zoll, auf dem Boden jedes Loches kommt eine eiserne Platte, welche $\frac{3}{4}$ Zoll stark, 8 Zoll lang, und 5 Zoll breit ist.

Das dazu gehörige Wasserrad sey 16 Fuß hoch, das Stirnrad habe 60 Kämme, mit $4\frac{1}{2}$ Zoll Theilung, die Höhe dieses Rades beträgt folglich 7 Fuß und 2 Zoll. Die Theilung des Drehlings ist $4\frac{11}{12}$ Zoll, die Zahl der Stecken beträgt 36, der Durchmesser macht folglich 4 Fuß $5\frac{1}{4}$ Zoll.

auch hat man hier die Gewohnheit, den Samen erst zu erwärmen, daher bei jeder Presse ein Ofen angebracht ist, in welchem ein Kessel eingemauert ist, weil aber der Same stets gerührt werden muß, so haben sie für jeden Kessel einen Rührstecken angebracht, er ist unten mit Eisen beschlagen, welches die Gestalt eines Hufeisens oder eines halben Mondes hat, und dessen Krümmung sich nach der runden Gestalt des Kessels richtet. Das andere Ende dieser Rührstange hat ein Getriebe, welches durch ein kleines Kammrad herumgetrieben wird, folglich im Herumdrehen den Samen im Kessel umrührt.

Was das Räderwerk betrifft, so befindet sich an der Daumenwelle ein Kammrad von 61 Zähnen, welches in einen Drehling von 26 Stecken eingreift, ein anderer Drehling von 13 Stecken an eben derselben Welle treibt ein Stirnrad von 26 Kämmen, welches zugleich die stehende Welle mit den beiden Steinen, die senkrecht stehen, herum bewegt.

Soll die Mühle vom Winde getrieben werden, so geht die stehende Welle bis zur Haube des Mühlendaches, trägt daselbst noch einen Drehling, welcher von dem Kammrade, das an der Welle der Mühlenflügel befestiget ist, herum bewegt wird.

Soll aber die Maschine vom Wasser bewegt werden, so wird an der Daumenwelle ein Stirnrad von 48 Kämmen angebracht, und darunter an einer besondern Welle ein Drehling von eben so vielen Stecken, darunter noch ein Stirnrad von 80 Zähnen an des Wasserrades Welle angebracht, dieses giebt die erste Bewegung.

Das Wasserrad muß einen Durchmesser von 8 Ellen haben. Wenn das Wasserrad einmahl herumgegangen ist, hat sich die Welle mit den Daumen ein und zwey drittel Mahl gedreht, daher die Stampfen, bei einmaliger Umwendung des Wasserrades, fünf Mahl gehoben werden. Eine solche nach holländischer Art eingerichtete Maschine erfordert weit mehr Kraft, als die erstbeschriebene, weil theils die Stampfen 9 Fuß länger und 2 Zoll stärker sind, theils weil durch die vielen Räder und Getriebe, so wie durch die Steine zum Zerdrücken, eine außerordentliche Reibung entsteht, welche mehrentheils der Schwere der Stampfen gleich kommen möchte, deswegen müßte das Wasserrad wenigstens doppelt so breit, als das vorige Rad seyn.

Es ward oben gesagt, daß man bei Flächen, welche sich auf einander reiben, die Reibung durch Rollen, Scheiben oder Walzen vermindern kann, dieses läßt sich sehr gut auf Pech- oder Stampfwerke anwenden.

Wenn der Hebedaumen den Hebel, oder den Daumen an der Stampfe, etwas zu tief faßet, oder zu spitzig ist, so entsteht, wie leicht begreiflich seyn wird, eine sehr starke Friction, diese zu verhindern hat Herr de la Hire sich sehr viele Mühe gegeben, er giebt dem Hebelarm an der Stampfe eine cylindrische Figur, und setzt in den Hebedaumen an der Welle vorn eine kleine Walze. Weil aber der Arm sehr lang seyn muß, so muß der Hebedaumen der Welle eben so gemacht werden, dadurch entsteht aber ein großer Winkel, mithin eine ansehnliche Reibung, welche bis auf eine Kleinigkeit alle errungenen Vortheile vernichtet, welche die Walze und der gekrümmte Arm gab. Diesen Fehler könnte man dadurch abhelfen, wenn man am Ende des Hebelarms eine Scheibe machte, worauf der Stampfel abliefe.

Leupold hat eine andere Verbesserung vorgeschlagen, er macht an der Walze zwei krumme Arme, die mit so nahe an der Walze kommen, aber dem krummen Arme liegt eine kurze Walze, entweder am Stampfel selbst, oder doch sehr dicht daran, oder auch unmittelbar einer Verlängerung am Stampfel, hierdurch kann der Hebung sehr vermehrt werden. der Bogen, welcher die Stampfe heben soll, muß auch einer genauen Schwerpunktsconstruction unterworfen werden.

Ueber den mechanischen Gebrauch und Nutzen des Mörsers sind die Aerzte nicht völlig einig, indessen ist er doch unentbehrlich. Auf der Apotheke braucht der Mörser, als Pistill zu gemeinen Salben unentbehrlich ist. Manche halten darüber, daß man den unangenehmen Geruch wegen das Kraut nicht als eine innerliche Medicin zu brauchen wäre, und man könnte dessen ganz entbehren, in andern ausländischen Oele, z. B. im Mandelöl, und die Gastwirthe haben darüber Verdruß machen, daß man dieses Oel benutzt. Einige im Verbindung einge-

Kraut

Krankheiten,) empfiehlt es bey Verwickelung der Gedärme zu 8 bis 16 loth. Aber bey der Entzündung des krummen Darmes (Ilei) ist es offenbar nachtheilig! In der Bleykolik mit gleichen Theilen Honig und Manna innerlich. (Auserlesene Sammlung etc. 12. p. 219.) Auch Lenlin benutzte es in dieser Krankheit, sowohl zu trinken, wie auch in Klystieren. Man kann es auch bey genossenen Giften als ein einwickelndes Mittel anwenden. Aeußerlich braucht man es den Unterleib bey hartnäckigen Verstopfungen damit einzureiben. Auch in Klystieren warm bey Hämorrhoidal-Schmerzen.

Der Uebersetzer des Hausarztes von dem englischen Doctor Cornwell sagt S. 391 unten, in der Anmerkung, bey der Gelegenheit, da Cornwell in Steinschmerzen das Ricinusöl als sehr heilsam vorschlägt: daß das Leinöl, weil das Ricinusöl sehr kostbar sey, nicht allein in diesem Falle, sondern auch in allen andern Fällen, wo ölige Mittel erfordert werden, eben so gute Dienste, als das Ricinusöl leiste, so daß man dieses theure Mittel sehr wohl entbehren kann.

Im sechsten Bande des bremischen Magazins von 1764. S. 322 fgg. wird von einem ungenannten Arzte das Leinöl als ein vortreffliches Mittel im Blutspeyen vorgeschlagen. Es heißt daselbst:

„Das Oel von Leinsamen hat Eigenschaften, welche in der Medicin wohl bekannt sind. Es wird in der „hitzigen Brustkrankheit, Auszehrung, Kolik u. s. w. „mit gutem Erfolg vorgeschrieben, und thut in dem „Seitenstechen besondere Dienste. Es ist kein wirksameres Mittel bekannt, das freye Athemholen herzustellen, und den Auswurf aus der Brust zu befördern, „als dieses Oel. Das beste Mittel, dieses Oel klar zu „machen, ist, daß man es in die Sonne setzt. Denn „solches durch eine Lauge oder eine geröstete Zwiebel zu „thun, ist, meiner Meinung nach ungefügt. Die Lauge

„wird dem Oele etwas von ihrer Schärfe, und die „Zwiebel den übeln Geruch mittheilen. Einige gebrau„chen auch das Leinöl als eine dünne Salbe, und be„ſtreichen bey Verſtopfungen den Leib damit, oder le„gen eine darin getränkte Leinwand um den Leib herum. „Ich erinnere mich, ſolches in demſelben Vorfalle und „nach eben dieſer Art mit guter Wirkung vorgeſchrie„ben zu haben, weil das Oel eine eröffnende Kraft hat. „Doch weiß ich nicht irgendwo geleſen oder gehört zu „haben, daß es auch im Blutſpeyen ſollte gute Dienſte „thun. Ich weiß auch nicht, daß es ein Arzt jemahls „in dieſer Abſicht gebraucht habe. Dieſes iſt die Urſa„che, welche mich angetrieben, meine eigne Erfahrung „in dieſem Stücke bekannt zu machen.“

„Es iſt ohngefähr ein Jahr, daß ich zu einem Frauen„zimmer von 30 Jahren gerufen wurde, welches von „einem heftigen kalten Fieber überfallen war. An ei„nem Morgen mußte ich ſie ſehr früh beſuchen, und „wurde beſtürzt, wie ich eine Menge hellrothes Blut „ſahe, dergleichen gewöhnlich aus den Lungen kommt. „Dieſes zeigte ſie mir, und bekräftigte dabey, daß ſie „ſolches von 4 Uhr bis 5, des Morgens ausgeworfen „habe. Ich ließ ihr augenblicklich an dem Arm zur „Ader, und verordnete einige Tropfen von der Tinctur „des Blutſteines (haematites) mit einem Syrupp.“

„Allein dieſes Mittel that keine Wirkung, denn „das Blutſpeyen kam des Abends wieder, und 3 bis „4 Tage hinter einander ließ es ſich eben ſo in der Nacht „und des Morgens wieder ſehen.“

„Indem ich es ſehr ſchwer fand, dieſes Frauen„zimmer zu überreden, die von mir ihr vorgeſchriebenen „Mittel einzunehmen, weil ſie für alles, was den Nah„men von Arzney hatte, einen heftigen Widerwillen „zeigte; ſo weiß ich nicht, wie ich von ohngefähr in der „Unterredung aufs Leinöl kam, worauf ſie augenblick„lich erwiederte, daß daſſelbe ihr gar nicht zuwider „wäre. Ich gab ihr alſo hierauf gleich nachher einen „Löffel voll, und ſetzte den Gebrauch dieſes Oels einige „wenige Tage fort, das Blutſpeyen hörte auf, und ſie „war völlig wieder hergeſtellt.“

„Dieſes Blutſpeyen war durch den Bruch eines „Gefäßes in der Lunge entſtanden, welcher von der bal„ſamiſchen und heilenden Eigenſchaft des Leinſamenöls „ſich wieder zugezogen hatte.“

„Ich

„Ich versuchte nachher eben dieses Mittel bey an„dern Kranken Denn um diese Zeit entstanden viele „Schnupfen- und Flußfieber, welche von den scharfen „und beißenden Feuchtigkeiten verursacht wurden, wor„auf ein Blutspeyen zu folgen pflegte. Anfänglich „gab ich meinen Kranken die Tinctur des Blutstei„nes, weil es ein anziehendes Mittel ist, und das „Blut stillet; nachher das Leinöl, die Gefäße wieder „zu heilen.“

„Ein Apotheker, der durch unmäßiges Essen der „Nüsse einen Husten mit Blutspeyen bekommen, wor„auf die Auszehrung folgte, ist der einzige, der un„ter der Cur gestorben, obgleich er alle Arzneyen zu „sich nahm, welche man für gefügt hielt, seine Krank„heit zu heilen.

Ich habe oben den Verfasser dieser Nachricht einen Ungenannten genannt. Bey weiterem Nachschlagen über den Gebrauch des Leinöls finde ich aber in dem Arzte von Unzer, 5 B. S. 415, daß der Doctor Michel zu Montpellier ihn Carl Raigerus nennet, und bezeugt, daß er durch diesen erst den Gebrauch des Leinöls recht habe kennen gelernt.

Ein junger Mensch hatte oft und stark Blut gehustet, und die besten Arzneyen hatten ihn doch nicht von der Entkräftung und Abzehrung befreyen können, worin ihn der Dr. Michel antraf. Er hustete noch Blut, der Puls war hämorrhoidalisch; und da der Kranke ehedem die goldne Ader gehabt hatte, so ließ Michel ihm an die Hämorrhoidalörter Blutigel setzen, wovon der Bluthusten, wiewohl nur eine kurze Zeit, aufhörte; denn nach 8 Tagen kam er wieder, und wurde mit eben demselben Hülfsmittel nochmahls vertrieben. Vier Tage nach dem letztern Gebrauche der Blutigel besuchte der Kranke den Doctor Michel. Er hustete wenig Blut; sagte aber, er fühle es, daß er bald stärker husten

Blutflüſſen, die geſtillt werden müſſen, verordnen könne?

Auf dieſe Fragen antwortet Unzer, indem er ſagt: Ich habe bey verſchiedenen Kranken, die „ſtark Blut huſteten, das friſch ausgepreßte Leinöl „zu einer Taſſe voll, ſo lange es nöthig geweſen, „täglich verordnet, und muß geſtehen, daß es eins „der wirkſamſten Mittel in dieſem fürchterlichen „Zufalle ſey. Gemeiniglich vermindert ſich der „Bluthuſten alſobald, und wird von Tage zu Tage „weniger. Nur zweyerley iſt mir beym Gebrauch „dieſer Arzney, beſonders in der Schwindſucht, „bedenklich: nähmlich, daß ſie dieſe ohnedies „ſchwache Leute, denen ein Durchlauf ſo ſchädlich „iſt, purgiret, und daß ſie die Vereiterung nach „dem Bluthuſten zu befördern geſchickt iſt, die doch „den Tod nach ſich zieht. Manche Schwindſüchtige vertragen dieſes Mittel ganz und gar nicht, „und brechen es mit vieler Angſt und Abſcheu wieder „von ſich. Auch die Klyſtiere von Leinöl thun im „Bluthuſten einige Wirkungen. Vielen iſt es zu „eckelhaft, das Leinöl zu trinken. Dieſen kann „man den Leinſamen in den Bruſttränken geben, „da ſie denn den Geſchmack beſſer ertragen, wenn „ſie nur nicht zuvor ſchon das Leinöl geſchmeckt „haben. Es iſt weder nöthig noch nützlich, daß „das Leinöl ranzig und alt ſey. Es kann auch in „andern Blutſtürzungen, die es ſonſt erlauben, „zur Stillung des Bluts gebraucht werden. In „der gemeinen Ruhr wird es ein guter Arzt „nicht leicht verordnen, ſo wenig als andere öhlichte „Sachen.“

Gesner empfiehlt dieſes Oel in der Pleureſie. Es giebt aber in den Apotheken, welche ſich ſelbſt das Leinöl bereiten, der Leinſame den fünften Theil ausgepreßtes Oel, und mehr als den ſechsten

Theil

Theil Schleim. Dieſen erhält man durchs Uebergießen des ungeſtoßenen Samens mit ſiedend heißem Waſſer, indem dieſes damit gekocht wird. Auf ſechzehn Unzen Waſſer iſt eine Unze Samen zureichend.

Unter den Hausmitteln ſteht der Gebrauch des Leindles, beſonders bey äußern Schäden der Menſchen und des Viehes ſchon längſt oben an, beſonders aber gebraucht man es bey Brandſchäden, wo es vortreffliche Wirkungen thut, indem man die verbrannten Theile damit beſtreicht, oder Leinwand, in dieſes Oel getaucht, darauflegt. Wenn das Rindvieh ſich geſtoßen, und davon Beulen und Verletzungen erhalten hat, ſo reibet man dieſe Stellen mit gutem Erfolge mit Leinöl ein, eben ſo wie man dieſes Oel auch alsdann gebraucht, wenn der Sattel den Pferden Löcher gedrückt, oder die Sielen die Bruſt wund geſcheuert haben, und man will behaupten, daß nach dem Gebrauche keine weißen Haare kommen.

Das Leinöl mit pulveriſirtem trocknen Bitterling vermiſcht, iſt auf alle alten Wunden und Schäden für Menſchen und Vieh ein ganz vortreffliches Heilmittel. Obgleich dieſes edle Kraut ſchon längſt den klugen Hausmüttern und beſorgten Oekonomen als ein faſt einziges Heilmittel bey alten Schäden bekannt, und von ihnen gebraucht iſt, ſo finde ich es doch nicht in den Arzneymittellehren der neuern Aerzte, die mir bekannt ſind, aufgeführt, wenn gleich die ältern es ſehr empfohlen haben. Dieſes Kraut heißt ſonſt auch Waſſerpfeffer und Pfirſichkraut, Polygonum hydropiper *Linn.* In den Apotheken iſt es unter dem Nahmen: Herb. Perſicariae ſeu Hydropiperis bekannt, und iſt officinell.

Der ſeel. Doctor Krünitz hat dieſes Kraut im XIVten Th. der Encyklopädie S. 282. mit unter den Sorten des Flöhkrautes aufgeführt, ich glaube aber, daß es hier nicht an ſeinem rechten Orte ſteht, oder man müßte alle Gewächſe, womit man Flöhe vertreiben kann, unter den Artikel bringen. Vielleicht iſt die Verwechſelung daher entſtanden, weil man dieſes Kraut der Form der Blätter wegen, auch Flöhkraut nennt, und das Polygonum Perſicaria *Linn.* auch von einigen zum Flöhkraut gerechnet wird. Man kann hiervon auch im Lehrbuch der Apothekerkunſt von Carl Gottfried Hagen, Königsberg und Leipzig, 1786, S. 231. nachleſen. Zink rühmt mit Recht dieſes vortreffliche Kraut in ſeinem allgem. ökonom. Lexicon, in der fünften Ausgabe von Volkmann, 1780, im Artikel Waſſerpfeffer außerordentlich, und nach dieſer Empfehlung habe ich bey meinem Aufenthalte auf dem Lande, wo man nicht ſogleich immer einen Thierarzt bey der Hand haben konnte, mich gerichtet, und bin immer glücklich mit der Cur geweſen. Ich habe es ſowohl getrocknet und dann zerrieben, als auch friſch zerquetſchet, und dann mit Leinöl vermiſcht auf Wunden gelegt, und wenn nichts helfen wollte, ſo half dieſes. Wenn es friſch zerquetſcht wird, ſo thut man es lieber zwiſchen zwey Steine oder Hölzer, als daß man Metall dazu nimmt.

Wenn das Rindvieh, die Pferde, und wie es zuweilen geſchieht, die großen Schweine Würmer oder Maden im After haben, ſo iſt kein beſſeres Mittel, als dieſes pulveriſirte Kraut unter Leinöl zu miſchen, und ſolches in den After mittelſt eines ſanften Druckes zu bringen. Hierbey iſt aber Acht, daß das Oel ſchon etwas mit dem

Kraute

Kraute vermiſcht geweſen, damit auch ſelbſt das Oel ſchon von den Beſtandtheilen des Krautes etwas an ſich genommen habe, und alſo an und für ſich wirkſamer ſey. Als ich dieſes Mittel lernte, wurde mir dabey geſagt: ich müßte aber ja dem Viehe dabey auch einen Knochen von einem todten Hunde um den Hals hänaen, ſonſt würde es nicht helfen. Da ich aber die Wirkung des leinöls kannte, und wußte, daß überhaupt alle Maden kein Oel vertragen können, und von dieſem Kraute mir die heilende Kraft ebenfalls bekannt war, ſo ſchloß ich, daß das Oel die Würmer tödten, und das Kraut den von ihnen geſtifteten Schaden heilen würde, und betrog mich auch nicht darin.

Das Weitere von dieſem wilden Heilkraute wird man im Artikel **Waſſerpfeffer** finden, wo noch ausführlicher davon gehandelt werden ſoll.

Von dem leinölfirniß ſehe man den XIIIten Th. der **Encyklopädie** im Artikel **Firniß**, und in dem Artikel **Mahlerey** wird vorzüglich noch von der Zubereitung deſſelben gehandelt werden. Wer aber von den Oelmühlen ſich ganz beſonders einen lebhaften Begriff machen will, noch ehe man in der **Encyklopädie** dahin kommt, der ſehe **Fr. L. v. Cancrin, practiſche Methode, Oelmühlen nach neuer, ganz verſchiedener Art zu bauen und anzulegen.** Mit 7 Kupfern. 8. und **Verſuch eines Lehrbuchs der Fabrikwiſſenſchaft zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen, von D. J. H. Jung,** Profeſſor zu Heidelberg. Nürnberg, 1785.

Leinölbleiche, iſt das Bleichen des leinöls, wodurch es helle, klar und durchſichtig, wie ein jedes anderes klares Oehl wird. Es kann ſolches auf verſchiedene Art geſchehen, gewöhnlich aber gießen die Mahler das Oel in eine Bouteille (und wenn man es haben kann, in eine weiße)

weiße) und hierin läßt man das Oel einen ganzen Sommer hindurch, ungerührt, der Sonnenhitze ausgesetzt stehen. Die unreinen Theile setzen sich nun entweder zu Boden, oder auch oben in der Haut an, und man erhält, je länger man das Oel so stehen läßt, ein desto weißeres Oel. Ein solches Oel darf nicht erst zu Firniß gekocht werden, man möchte denn einen Glanzfirniß daraus machen wollen, sondern es ist eben ein so trocknes Oel, als das Nußöl. Das Uebrige hiervon wird man in dem Artikel **Mahlerey** finden.

Leinpfad, ist an schiffbaren Flüssen derjenige Steig zu beyden Seiten des Ufers, auf welchem die Schiffsleute gehen, das Schiff entweder gegen den Strom, oder bey Windstille, wenn nicht gesegelt werden kann, zuziehen. Die Ufer der öffentlichen Flüsse gehören der Regel nach den Eigenthümern der unmittelbar daran stoßenden Grundstücke; aber es können die Eigenthümer den Schiffahrenden nicht wehren, sich des Leinpfades an denselben zu bedienen; daran zu landen, die Schiffe zu befestigen, und die Ladung, im Nothfalle eine Zeitlang an das Ufer auszusetzen. Wird aber dadurch das Ufer selbst, oder dessen Befestigung beschädigt; oder wird dem Eigenthümer die Nutzung des Ufers entzogen, oder geschmählert: so kann er von den Urhebern des Schadens, Ersatz fordern. (Allgem. preuß. Landrecht Th. 2. Tit. 15. S. 916.) In wiefern er, zur Deckung dieses Schadens gegen fremde oder unbekannte Schiffahrer zur Pfändung schreiten könne, ist nach den allgemeinen Grundsätzen von Pfändungen zu beurtheilen. (Man sehe eben daselbst, Th. 1. Tit. 14. Abschn. 4.)

Leinpferd, Leinenpferd, oder Linienpferd, iſt, wenn man mit vier Pferden von Sattel fährt, und zwar ſo, daß zwey vorn, und zwey hinten gehen, dasjenige Pferd, welches vorn zur linken geht. Wahrſcheinlich iſt dieſe Benennung von der aller älteſten und einfachſten Anſpannungsart noch hergenommen, wo man nähmlich das Linienpferd ganz allein an der Linie hatte, und zum Theil noch hat, welches, wenn der Weg links geht, das Nebenpferd mittelſt eines kleinen Stricks, welcher an den Gebiſſen beyder Pferde befeſtigt iſt, dahin zieht — ſoll es aber rechts hingehen, ſo ſtößt das Linienpferd das andere zur Seite rechts hin. Wenn man gleich jetzt ſchon ganz andere Anſpannungsarten hat, mittelſt welcher, ſo wie auch bey der Kreuzlinie, beyde Pferde vorn, von dem Fuhrmann regieret werden, ſo findet ſich auf dem Lande bey vielen Bauern dieſe einfache Pferdelinie an dem Leinpferde noch häufig, und es hat ein jedes Pferd, nach ſeinem Platze, wo es vor dem Wagen geht, ſeinen beſondern Nahmen. Z. B. der Bauer in Mecklenburg nennt ein Pferd überhaupt: Piet, Peyet oder Meäh, dagegen man im Lüneburgiſchen und der Mark Brandenburg Peert ſagt. Iſt das Linienpferd eine Stute, ſo ſagt der meklenburgiſche Bauer: Liynmeäh oder Liyntätz iſt es ein Hengſt, (welchen man aber ſelten dazu nimmt,) Liynhingſt, (*) ein Wallach, Liynklöppeä. Das Pferd vorn zur rechten, neben dem Linienpferde, nennet man das Pferd vorn bey, (Vöäbiſk Peyet,) das hinten, neben dem Sattelpferde, welches man das Pferd hinten bey nennt, oder auch das Handpferd, iſt in der mecklenburgiſch wendiſchen Sprache: de hiynnbiſk Meäh, und das Sat-

(*) Auf der Inſel Rügen nennt man den Hengſt Keurhahn.

Sattelpferd wird: dat ſadelpeyet, oder de ſadelmeäh genannt.

Von dem lein = oder linienpferde wird beſonders, wo es ſein Nebenpferd entweder mit Ziehen mittelſt des oben genannten kleinen Stranges, oder durch Drängen und Stoßen regieren muß, gefordert, daß es ſchon nach Pferdeart vernünftig, entſchloſſen, beherzt und nicht ſcheu, graulich oder furchtſam ſey, damit der Fuhrmann ſich darauf verlaſſen, und es auch im Dunkeln gebrauchen könne. Aus dieſem Grunde taugt kein blindes oder ſchwaches Pferd zum linienpferde. Es giebt Fuhrleute, beſonders unter den Poſtknechten, die zwey Pferde vorn, und zwey hinten geſpannt haben, und vom Sattel fahren, welche ſich des Nachts, es ſey auch ſo finſter, als es wolle, ihrem linienpferde ganz überlaſſen, geruhig auf ihrem Sattelpferde ſchlafen, und ganz ſicher ihre Station vollenden. Man pflegt von ſolchen Pferden ſprichwortsweiſe zu ſagen: es gehe nicht aus dem Wege, man möchte es denn mit der Keule vor den Kopf ſchlagen. Um einem ſolchen Pferde völlige Freyheit zu geben, den Weg zu ſuchen, ſo läßt der Fuhrmann alsdann die linie ganz nach, damit das Pferd auf keine Weiſe, ſo wenig rechts, als links gezupft werde, wo es alsdann mit der Naſe an der Erde, wie ein Hund den Weg immer aufſucht und hält.

Ein ſcheues, unbändiges, und nicht gehörig eingefahrnes linienpferd kann alle andere Pferde zum Aufruhr vor dem Wagen bringen. Nimmt man einen Hengſt dazu, ſo hat man ihn nicht ſo in ſeiner Gewalt mit der linie, als wenn man ihn hinten bey hat, oder unterm Sattel: er überwältigt ſein Nebenpferd, und man hat nichts als Unglück

zu

zu beſorgen; man kann alſo am ſicherſten Wallache und Stuten dazu nehmen.

Wenn man mit einem Vorreiter fährt, es ſey mit Vieren oder mit Sechſen, ſo hören die Geſchäfte des Leinpferdes gänzlich auf, und der Vorreiter muß dann die beyden vorderſten Pferde lenken, indem er ſein Handpferd zwinget, gehörig rechts oder links, ſtark oder langſam zu gehen, und die übrigen Pferde folgen dann nach dem Zügel des Kutſchers oder nach Maßgabe der Peitſche. Uebrigens wird man im Art. Pferd mehr hiervon finden.

Leinſaame, Leinſame, lat. Semen Lini, franz. Graine de Lin, oder Linette, heißt der Same, welchen der Lein trägt, wenn ſolcher zu ſeiner Reife gelangt iſt. Man gebraucht ihn theils zur Ausſaat, um Flachs daraus zu erzeugen; theils als Arzney; theils zur ſchwarzen Farbe der Seidenfärber, und theils, um Oel daraus zu ſchlagen. Man ſehe den Artikel Leinöl.

Der Handel mit dem Leinſamen iſt groß und beträchtlich; die deutſchen Seeſtädte, Lübek, Hamburg und Bremen, imgleichen Holland, und beſonders Amſterdam, holen davon jährlich eine unbeſchreibliche Menge bey ganzen Schiffsladungen, aus den wegen ihres reichlichen und vortrefflichen Flachsbaues ſo bekannten, an dem baltiſchen Meere gelegenen Ländern, Liefland, Curland, Pohlen, und Preußen, und deren Städten Riga, Reval, Pernau, Libau, Memel, Tilſit, Königsberg und Danzig, ab, um damit andere Länder zu verſorgen, die ſich zwar auf den Flachsbau befleißigen, deren ſelbſt erbaueter Leinſame aber keinen ſo guten Flachs giebt, als der, welcher aus den erwähnten nordiſchen Ländern kommt.

Beſonders aber verſorgen ſie damit Schleſien, die Lauſitz, Weſtphalen und die braunſchweigiſchen und lüneburgiſchen Lande, Halberſtadt und Magdeburg, ingleichen andere deutſche Provinzen, die öſtreichſchen und franzöſiſchen Niederlande, wie auch Frankreich. Und zwar geht der meiſte Leinſame über Frankfurt nach Schleſien, ingleichen über Lübek nach Hamburg und Bremen, von da nach Weſtphalen und Lüneburg; in Anſehung Frankreichs aber nach Morlaix in Bretagne, welche Stadt wegen des Leinſamenhandels berühmt iſt, weil die Holländer, Hamburger und Liefländer viele Schiffe dingen, jährlich dahin ſenden, die daſelbſt mit ziemlichem Nutzen, jedoch mehrentheils auf Borg, verkauft werden: wiewohl ſich noch einige Factore finden, die, gegen ein gewiſſes Procent bei Erebere ſtehen, oder wohl gar, gegen ein gewiſſes Intereſſe für die noch übrige Zeit den Betrag vorſchießen; gemeiniglich aber bekommt man dafür Wein, Brantwein, Papier, Glas und andere franzöſiſche Waare, die Frankreich daſelbſt, und in den benachbarten Seeſtädten auszugeben pflegt.

So war es wenigſtens vor dem jetzigen drückenden Kriege; — ob dieſe Verfaſſung nach dem Frieden wieder hergeſtellt, oder ob andere Einrichtungen gemacht werden, wird die Zeit lehren.

Der Leinſamenhandel, an und für ſich betrachtet, iſt ſehr gefährlich, und kann ſowohl großen Vortheil, als vielen Verluſt verurſachen, je nachdem die Speculation einſchlägt. Bey dem Einkaufe des Leinſamens iſt überhaupt dahin zu ſehen, daß er fein blank oder glänzend, röthlich, ſtarkkörnig, rein, und ſo viel möglich ohne Dotter und Seide, oder andere dergleichen Unreinigkeiten, von einem öligen Geſchmack, aber ohne Geruch ſey. Was die beſondern Kennzeichen betrifft, aus denen die verſchiedenen

denen Gattungen des Leinſamens, nach dem Unterſchiede der Länder und der Städte, woher ſolcher kommt, erkannt werden können; ſo beſtehen ſolche in folgenden:

Der Rigaiſche Leinſame kommt in Tonnen von eichenem Holz, die zwey kreuzweiſe eingebrannte Schlüſſel mit der Jahrzahl, wenn ſolche ausgeſendet worden ſind, zum Zeichen führen; der curländiſche Leinſame kommt in Tonnen von Föhren- oder Tannenholz, die oben mit dem eingebrannten Zeichen L. B. unten aber mit der Jahrzahl, da ſie abgeſendet worden, bemerkt ſind: Beyde Gattungen ſind in der Güte einander gleich. Der Leinſame von Pernau, Reval und Memel, hat ebenfalls jeder ſein beſonderes, auf die Tonnen eingebranntes Zeichen; außerdem aber ſind die Memeliſchen Tonnen noch darin unterſchieden, daß ſie länglicher und ſchmahler ſind, als die Libauiſchen.

Schlagſaat, oder Schlagſamen enthält die unreifen oder beſchädigten Körner, die nicht zur Ausſaat benutzt werden können; damit dieſe Gattung nicht den Ausländern für guten Leinſamen verkauft werde, läßt die Obrigkeit zu Riga, vor der neuen Zufuhr des friſches Samens, oder in den letzten Tagen des Auguſtmonaths, alle Speicher der Bürger durchſuchen und nachſehen, ob darin noch alter vorjähriger Same liege. Findet man dergleichen, ſo wird er auf die Stadtſpeicher in Verwahrung genommen, und nachher nicht anders als für Schlagſaat verkauft. Bey Verladung des friſchen Leinſamens wird ein eidliches Zeugniß genommen, daß der geladene Same von dem laufenden Jahre, auch nicht aus ſolchen Gegenden zugeführet ſey, die gewöhnlich nichts als Schlagſaat liefern.

Riga allein verſchifft im jährlichen Durchſchnitt 20,000 Tonnen Leinſamen, und 30,000 Tonnen

Schlagſamen. Im lüneburgiſchen, beſonders im Braunſchweigiſchen, giebt man dem rigaiſchen Leinſamen den Vorzug; hingegen Weſtphalen, Schleſien, Böhmen und Mähren halten ſich zu dem libauiſchen und Windauiſchen. Die Tonne von dieſem wiegt 200 Pfund, und hält zwey berliner Scheffel. Auf den Memeler Tonnen, die Saatleinſamen enthalten, deutet das aufgebrannte Stadtwapen friſchen Samen von mittlerer Güte an; hingegen bezeichnet das Wapen, und darüber eine Krone, ausgewählte Waare, die auch im höheren Preiſe ſteht.

Der **Memeler** Leinſame iſt in Schleſien, in Sachſen, im Oeſtreichſchen, im Reich und weiter hin bekannt. Es giebt deſſen zwey Gattungen, nähmlich **wirklichen Leinſamen** und **Schlagſaat**. Die erſtere iſt wieder von zweyerley Art, und theilt ſich in **Kronwaare** und **ordinaire Sorte** ab. **Kronſame** iſt die vorzüglich ſchöne und reine Waare. Ehe dort die Verſendung des Leinſamens geſchieht, wird er zwey Mahl durch beeidigte Braker unterſucht, hernach in kleinen Tonnen von $2\frac{1}{3}$ Scheffel gepackt. Den **Schlagſamen** kann man von 115 zu 117 Pfund nach holländiſchem Gewicht bekommen. Dazu wird der überjährige Same angewandt. Dieſer **Schlagſame** wird vor der Verſendung gut gereinigt; und weil der, welcher aus **Litthauen** und **Samogitien** kommt, größtentheils auf Darren getrocknet wird, ſo iſt der Vertrieb deſſelben, ſowohl im Früh- als auch im Spätjahr nach England und Holland anſehnlich. Die rechte Zeit zum Einkauf iſt im September. Der **Schlagſame** wird bey Stürztonnen, wovon 24 auf die Laſt gerechnet werden, gehandelt; hingegen der gute zur Ausſaat taugliche Same bey gefüllten Tonnen, deren zwölfe auf eine Laſt gehen.

Man

Man beſchwert ſich in vielen Gegenden Deutſchlands, daß ſowohl der Rigaer, als anderer guter Leinſame ausarte, und der Flachsbau dadurch ſehr erſchweret werde, weil man ſtets den Samen ſo theuer kaufen müßte; — ja, ſogar einige Wirthe gehen in irriger Meinung ſo weit, behaupten zu wollen, daß bey uns der Leinſame ſelten gerathe. Der Grund hiervon liegt aber nicht in der Natur des Leinſamens, ſondern in der ſorgloſen Erzielungsart des Leinſamens. Es giebt z. B. Gegenden, wo man entweder nicht früh ſäen kann, oder, wo man es aus Vorurtheil nicht thut, wovon im Artikel Lein verſchiedentlich gehandelt worden. In ſolchen Gegenden ſäet man (im Felde) den Samen in den nächſten Tagen vor und nach Johannis zuweilen erſt aus; und da man den Glauben hat, daß der Flachs, folglich auch der Leinſame nach Verlauf von 12 Wochen gut und reif werde, es mag Land oder Wetter ſeyn, wie es will, ſo wird der Flachs im September nach Verlauf ſolcher zwölf Wochen gerupfet oder gepflückt, der Same mag ſeyn, wie er will. Und, da man mit dem Flachſe alsdann zur Waſſerröthe eilet, ſo behält man bey dem noch immer erträglichen Herbſtwetter, noch Zeit genug, den Flachs in der Sonne zu brechen; aber eben dieſes thut dem Samen Schaden.

Es iſt ſchon vielfältig im Art. Lein geſagt worden, daß derjenige, welcher auf den Samen Verzicht thun will, den Flachs früher pflücken kann, und er hat feinern Flachs; allein wer reifen Samen haben will, kann ſolches nicht, wovon auch ſchon im Art. Lein umſtändlich gehandelt werden.

Wenn der Flachs, da er noch nicht völlig reif iſt, gepflücket wird, ſiehet er noch ſehr grün aus, und in den Knoten oder Samenkapſeln ſind noch keine, oder ſehr wenige Körner, die eine braune Far-

be haben. Faſt alle ſind ſie noch ganz weiß, und die allermeiſten noch überaus unvollſtändig. Hierauf achtet aber der erwähnte landmann leider nicht. Man macht ſich hieraus nichts, weil man glaubt, der Same müſſe nachreifen; denn man beſorgt, der Baſt des Flachſes möchte Noth leiden, wenn man das Gewächs länger ſtehen ließe, und hofft, der Same werde wohl gut werden, wenn er nur braun wird. —

Genug, man zieht den Flachs auf, und reffet oder repelt ihn. Nun hat man die Bollen in ſeiner Gewalt, und auch dieſe werden oft vernachläſſiget, ſo daß ſie verbrennen, oder erſticken.

Man glaubt aber doch immer viel gethan zu haben, wenn man die Bollen hat trocken werden, und in eine Tonne ſchütten laſſen. — — Allein, es iſt weit gefehlt, indem der Same theils verſteckt, theils verbrannt, und theils überhaupt nicht reif geworden iſt. Bey dieſer Art, leinſamen zu gewinnen, erhält man niemahls ſo viel wieder, als man ausgeſäet hat, ſondern büßet dabey, wo nicht die Hälfte, doch gemeiniglich ein Drittheil ein. Aber, das iſt ganz natürlich, da die Knoten beym Raufen des Flachſes noch ſehr unreif ſind, und doch gleich nachher von ihren Stängeln abgeſtreift, und ſo geſchwinde als nur möglich, trocken gemacht werden. Aus dieſer Urſache kann ſehr weniger Same zur Vollſtändigkeit gelangen. Aller übrige bleibt taub, und iſt nicht ſo ſchwer, daß er ſich von der Spreu abſondern läßt. Daher ſiehet man, wenn man eine Hand voll der Spreu nimmt, und in ſolche bläſet, zwar eine große Menge bräunlicher Körner, die darin beym Werfen zurück geblieben, aber, man ſchüttet ſie ohne Bedenken, nebſt der Spreu, weg, weil ſie, als gar zu unreifer und tauber Same, zu weiter nichts als wozu die Spreu gebraucht wird, ange-

angewandt werden können. Daraus folgt, daß, wenn gleich der inländische leinsame sämtlich zum Säen wieder angewandt würde, man doch um die Hälfte, oder um ein Drittheil ausländischen Samen jährlich zur Saat anschaffen und zu Hülfe nehmen müsse.

Den wenigen selbst gewonnenen leinsamen gebraucht man ohne Bedenken zur Aussaat wieder, wenn man ihn von solchen Flachse bekommen, welches unmittelbar aus ausländischen Samen gezogen ist. Das daraus entstehende Gewächs pflegt aber vielfältig gleich im ersten Jahre um ein merkliches schwächer und kürzer zu seyn, als der Flachs von frisch gekauftem ausländischen Samen. Diese Abnahme wird immer sichtbarer, je länger man bey seinem eignen Samen bleibet, daher verwirft man ihn zuletzt völlig als einen zur Aussaat nicht mehr dienlichen Samen. Manche lassen ihn alsdann einige Jahre liegen, und glauben daß er dadurch besser werde. Dies ist aber wohl nur der Fall, wenn die Samenkörner reif und vollständig sind. Vielleicht ist aber auch die ganze Meinung, daß der leinsame sich verbessere, wenn er lange, oder einige Jahre über lieget, ganz ohne Grund. Allein zum Oelschlagen will man lieber alten, als neuen leinsamen haben.

Das Verschreiben des ausländischen Samens ist überhaupt nur bey solchen Gewächsen unvermeidlich, die in dem Klima, worin man lebet, entweder gar keinen Samen, oder ihn doch nicht zur völligen Reife bringen. Dies fällt beym Flachse von selbst weg. Er trägt bey uns genugsamen Samen, und wird auch völlig reif, wenn wir ihm nur die dazu nöthige Zeit lassen wollen.

Bey mehreren Gewächsen ist solche Verschreibung rathsam, wenn man einen für sie nicht sonder-

lich sich schickenden Boden hat. Fällt ein auf besserem Erdreich erzeugter Same in ein merklich schlechteres; so kann das daraus entstandene Gewächs, aus Mangel genugsam starker Nahrungskräfte, nicht so ansehnlich, schön oder wohlschmeckend werden, als unter andern Umständen möglich wäre. Der daraus erzeugte Same verlieret also auch an seiner Güte etwas; und so arten sich verschiedene Gewächse in einer schlechtern Gegend mit der Zeit gar zu sehr aus, wenn man mehrere Jahre nach einander davon den Samen einärnten will. Daher ist es nicht ganz zu verwerfen, wenn man zuweilen frischen Samen aus einer bessern Gegend wieder kommen läßt. Doch ist auch so viel gewiß, daß man die Verschlimmerung des Samens ziemlich unmerklich machen kann, wenn man ihn bloß von den ausgesuchtesten Pflanzen jährlich zu bekommen suchet, welches überall beym Einärnten des Samens eine nöthige Vorsicht ist. Bey mehrern ausländischen Gewächsen, die man durch den Samen in eine andere Gegend gebracht hat, macht man immer mehr die Anmerkung, daß sie daselbst erst am besten fortkommen, wenn man selbst Samen von ihnen gewonnen, weil sie dadurch in die fremde Luft und Boden einarten.

Wendet man diese vernünftige Erfahrungssätze auf den Flachsbau an; so folget daraus sehr wahrscheinlich, daß denen, die einen etwas leichten und sandigen Boden zu bearbeiten haben, vielleicht die öftere Anschaffung neuen, ausländischen Leinsamens vortheilhaft seyn könne. Denn fast alle, die vom Flachsbau Nachrichten geben, stimmen darin überein, daß ein ziemlich schwerer und feuchter Boden dazu erfordert werde. Aber warum soll man denn in einer Gegend, wo man einen guten Boden wirklich hat, fremden Leinsamen zum öftern anschaffen?

Da auf ſolchem ſtarker und guter Flachs wächſt, wenn nur die Witterung günſtig iſt, und man guten Samen ausſtreuet, ſo iſt keine Urſache vorhanden, weshalb von gutem Gewächſe nicht auch guter Same wieder entſtehen ſollte. Man ſagt zwar: der Leinſame artet ſich gut, wenn er aus einem kältern in ein wärmeres Klima gebracht wird. Dies iſt möglich, und die Folge wäre, nicht, daß er in dem wärmern Klima ausarten, ſondern vielmehr, daß er ſich darin veredlen müſſe. Es rühret daher die Degeneration des Leinſamens an ſolchen Orten, die einen zum Flachsbau tauglichen Grund und Boden haben, von Fehlern her, die man bey eigner Gewinnung und dem Einſammeln des Samens begehet.

Um ſolche Fehler zu vermeiden, und ſeinen Zweck zu erreichen, könnte man zuförderſt folgende allgemeine Regeln beobachten:

1) Findet man nicht für rathſam, Frühlein zu ſäen, ſo könnte man doch verſuchen, ob man nicht wohl dabey fahre, wenn man den Spätlein 3 Wochen oder 14 Tage früher ſäete, als ſonſt gewöhnlich iſt. Alsdann gewönne man ſo viel Zeit mehr zur völligen Reife des Samens, und die Flachsarbeit könnte doch noch ſo, wie vorhin, gröſtentheils vor dem Winter geſchehen. Geſchähe dies, ſo könnte man um ſo viel füglicher

2) den Flachs ſo lange ſtehen laſſen, bis die meiſten, oder doch viele Samenkörner ganz vollſtändig an Größe, und braun an Farbe geworden. Man darf eben nicht beſorgen, daß der Baſt des Flachſes dabey Schaden leiden werde. Vielmehr würde man ohne Zweifel vieles an der Stärke, vielleicht auch etwas an Güte deſſelben gewinnen. Die Mittelleinwand iſt immer die, welche am meiſten geſucht wird, und dieſe entſteht aus reifem Flachſe

am vorzüglichsten. Rupfet man die Flachsst
grün, zum feinen Gespinnste, wovon im Art.
gehandelt worden, so hat man auch etwas meh
beit nöthig, um reinen Flachs zu erhalten, und
noch gehet vieles in die Hede oder in das Werk.
ist daher durch verständige Versuche leicht ausz
chen, wie lange man das Gewächs stehen lassen
se, um reifern Samen zu erhalten, ohne am F
dabey zu verlieren.

3) Die gerauften Flachsstängel könnten
den Bollen mehrere Tage auf dem Felde dünne
gebreitet liegen bleiben, und müßten nicht so
nach Hause gefahren, und geriffelt oder gerepet
den, wie es auch wirklich schon viele Wirthe
die guten Samen bauen wollen. Auf solche Wei
fet der Same gut nach. Man weiß aus der E
rung, daß, wenn man ein Gewächs mit der W
zel ausziehet, und so eine Zeitlang liegen läßt,
noch nicht völlig reife Same durch den Saft,
cher noch in dem Gewächse übrig ist, seine Vol
menheit erhalte. (Diese Verfahrungsart,
Samen zu ziehen, ist allen Gärtnern bekannt
sich auf den Bau der Sämereyen legen; und e
det sogar auch bey den Bäumen ein ähnlicher
Statt. Dennich weiß, daß der Wind von einer
ßen Birnbaum einen starken Ast abbrach; die B
waren zu der Zeit noch nicht völlig reif, so
hätten noch wohl 14 Tage sitzen müssen. Ma
sie auch an dem Aste, und sie wurden eben so g
die andern auf dem Baume.) Es ist also sehr
einzusehen, wenn man die Samenkapseln mit
gar zu unreifen Körnern von der Leinpflanze ab
daß die Körner aus Mangel der Säfte zum
reifen, entweder taub, oder nur nothreif w
Den Flachsstängeln kann es keinen Schaden

wenn sie 8 Tage und auch noch länger an der Erde liegen, ehe man die Knoten davon nimmt, und ich glaube fast mit Gewißheit behaupten zu können, daß es vielmehr dem Flachse vortheilhaft sey, wenn er zuerst mit den Knoten etwas liegt, indem auch selbst der leimartige Saft in der Pflanze sich zur Vervollkommnung der Samenkörner in die Höhe zieht, und dadurch verursacht, daß der Bast nicht so stark an dem Holze klebt, weil nun aus der Erde kein Nachsatz erfolgt, folglich, auch so stark nicht geröthet und überhaupt bearbeitet werden darf. Es theilen bey der Abwesenheit des Leimes sich die Härchen leichter, und die Folge davon ist, daß man feinern Flachs erhält. Nimmt man, nachdem der Flachs mit den Bollen etwas gelegen, die Bollen erst ab, so rechnet man diese Zeit des Liegens schon mit auf die Zeit der Röthe.

4) Die abgeriffelten Knoten müssen auf luftigen Böden dünne ausgebreitet, und häufig mit einer Harke, oder einem Rechen umgewendet werden, damit die Bollen mit den darin enthaltenen Samen, trocknen. Wer aber keinen Bodenraum hat, sondern genöthiget ist, seine Flachsknoten gleich in die freye Luft und Sonnenschein zu bringen, dem wäre nicht anders zu helfen, als daß er sie desto reifer an den Stängeln im Felde werden ließe, wofern er sonst vollständigen nnd brauchbaren Samen, zu gewinnen wünscht.

Hätte man nun durch Beobachtung der obigen Cautelen, nicht allein mehreren, sondern auch vielen guten Samen erhalten, so könnte man doch noch die Vorsicht gebrauchen, daß man beym **Worfeln** den sogenannten **Vorsprung**, oder die ersten und schwersten Körner von dem Hinter-

man auf deutſchem Grunde und Boden, recht
leinſamen erziehen könnte, und es gaben ſ
mahls ſchon verſchiedene Oekonomen Mühe,
zu erzwecken. Dieſerhalb rückte in den nü
Sammlungen von 1755 ein gewiſſer ſich nen
linophilus eine Abhandlung ein, in wel
Columne 1607. §. 7. ſeine zweckmäßige A
rungsart folgender Maßen beſchreibt.

„Ich bin zwar nicht in Abrede, daß de
„me ein großes zu einer reichen Flachsärn
„trage: denn wollte man einerley Samen,

(*) Das Worfeln, Werpen oder Werfen iſt b
Dreſchweſen eine ſehr vorzügliche Sache. Eine
Korn, oder Feldgeſäme, die in der Scheune a
ſchen wird, worfelt man, außer einigen wenig
zu leicht überhaupt, dazu ſind. Soll das ausge
ne geworfelt werden, ſo giebt man Acht, wo de
her kommt. Man öffnet alle beyden Thüren der S
Iſt der Wind ſchwach, ſo öffnet man ſie ga
er aber ſtark, ſo ſucht man nur ſo viel Zugluft
ben als nöthig iſt. Nun ſtellet ſich der worfeln
ſcher mit dem Geſichte gegen den Wind, und w
mer eine Schaufel voll Korn oder Leinſamen ge
Wind mit einer Schaufel, die Worfel, oder

„20 Jahre fort ſäen, ſo würde endlich die Zeit uns „ſelbſt überführen müſſen, daß man in hieſigen „landen leinſamen länger als acht Mahl ſäen könne. „Doch aber gebe ich jetzt eine Anweiſung, wie man „einerley Samen 20, ja 30 Jahre gut und rein „behalten könne. Die Art und Weiſe iſt dieſe: „Man kauft zwey Himten rigaiſchen Leinſamen, „und ſäet ſolchen das erſte Jahr aus; ſo verſpricht „man ſich, wenn der Same, das land, und die „Witterung gut iſt, acht Himten bey der Flachs„ärnte wieder. Nun laſſe ich den Samen bis in „den Monath Februar in Knoten liegen, und „dreſche alsdann den Halbſcheid von den Knoten, „und ſäe den empfangenen Leinſamen im Monath „May aus. Die andere Hälfte Knoten laſſe ich „das Jahr hindurch liegen, und ſäe den daraus ge„droſchenen Leinſamen in den darauf folgenden „Jahren, da denn der erſt geſäete Leinſame wieder „ein Jahr in Knoten liegen bleibet. Auf dieſe Art „und Weiſe wechſele ich alle Jahre mit dem Samen „ab, und behalte dadurch nicht allein einen guten und „reinen Lein, welcher einträglicher bleibet, wie der „neue, indem das erſte Jahr der neue Same ſehr „groben Flachs giebt; ſondern ich erſpare dadurch „die Unkoſten, alle 5 oder 6 Jahre eine Tonne „neuen rigaiſchen Leinſamen zu 12 Rthlr. zu „kaufen.“

Dieſer Methode will ich nichts in den Weg legen, doch aber ſo viel ſagen, daß das Ueberliegen des Leinſamens nichts helfen kann, wenn der Same ſelbſt nicht völlig reif wird. Hierbey muß ich noch anmerken, daß es eine allgemeine Meynung des deutſchen Landwirthes ſey, daß der Leinſame beſſer zum Flachsbau, und zur Samenärnte werde, wenn er überlieget, das heißt, wenn er ein und mehrere Jahre verwahret wird, ehe man

ihn

ihn wieder säet. Man sagt: der Leinsame müsse sich ausruhen. — — Wer aber nur irgend mit den Gewächsen und der Pflanzenkunde bekannt ist, wird wissen, daß man ein und eben dasselbe Samenkorn nie wieder erhält, sondern daß an dessen Stelle immer neue Samenkörner entstehen: — auch wird er wissen, daß die einmahlige Einrichtung in der ganzen Natur vorhanden ist, daß aus schlechtem Samen auch nur ein schlechtes Gewächs wieder entstehen könne; selbst aber der schlechte Same ist nicht im Stande, sich durch bloßes Liegen, wenn er schon einmahl seine nothdürftige Reife erlangt hat, zu veredeln, noch viel weniger kann er gute Körner wieder geben, weil die abgestorbenen Samenkapseln ihm keine Nahrung zuführen können. Er braucht also auch hierzu keine Ruhe, und da dasselbe Samenkorn nie wieder als Samenkorn hervorkommt, so ist auch in dieser Hinsicht keine Ruhe nöthig. Und, da wir doch den rigaischen und andern Leinsamen frisch erhalten, und den Frühling darauf aussäen, so sehe ich nicht ein, warum unser Leinsame es auch nicht eben so könne.

Ein einziger Fall möchte vorhanden seyn, in welchem es besser wäre alten Leinsamen auszusäen, als den neuen, und dieser wäre der, wenn ein äußerst trockner Frühling einfiele, so daß das Land durchaus ausgetrocknet würde. Wäre nun das Land trockner, als die frischen Leinkörner, so könnten diese leicht Schaden leiden, und es möchte in dem Fall wohl rathsamer seyn, alten, ganz ausgetrockneten Leinsamen zu säen, der mit der Dürre des Bodens, ohne Schaden zu leiden, so lange aushielte, bis das Wetter fruchtbarer würde.

Will und muß man aber den Leinsamen aufbewahren, um ihn noch einst zu säen, so läßt man ihn mit den Bollen in Tonnen verwahren, wovon schon

schon im Art. Lein gesaget worden. Die Hausleute in der Grafschaft Ravensberg, haben aber eine andere Methode, die sie für besser halten, und welche schon 1766 in den Hannöverschen Anzeigen bekannt gemacht wurde. Diesemnach kaufen sie nach der Saatzeit von den Kaufleuten den übrig gebliebenen Samen, welchen sie nun wohlfeiler erhalten, vertheilen solchen in Säcke, und hängen diese auf die Böden, wo der Rauch hinziehen kann, und lassen solcher Gestalt den Samen beräuchern. In dem folgenden Jahre säen sie den Samen aus, und erzielen davon eben so guten Flachs, als von dem neuern Samen, der ein Jahr später gewachsen ist. Sie glauben also nicht den Samen verbessern, sondern nur erhalten zu wollen.

Durch das Räuchern werden von dem Russe die Samenkörner umzogen, und die Pori verstopft, damit die feuchte Luft nicht an den Keim dringen, und solchen zernichten kann. Der Keim wird durch das Eindringen der feuchten Luft in Bewegung gesetzt, und findet an dem im Korne steckenden Oel seine erste Nahrung. Kann nun der Keim nicht hervorgehen, so muß solcher in sich ersticken und unfruchtbar werden. Der Ruß hingegen enthält Erde, und ölige, aber wenige Salztheile in sich, diese umgeben das Korn, und lassen die feuchte Luft nicht zum Keim dringen; mithin kann der Keim nicht ein, sondern mehrere Jahre gut bleiben, und seine fruchttreibende Kraft behalten.

Je öliger ein Same ist, desto länger bleibt solcher zum Keimen gut, in so fern er vor der Wärme, und dem Zugange der freyen Luft in Acht genommen wird. Auch dies wissen viele andere Hauswirthe auf dem Lande, indem sie im

Ge-

lich ſich ſchickenden Boden hat. Fällt ein auf beſſerem Erdreich erzeugter Same in ein merklich ſchlechteres; ſo kann das daraus entſtandene Gewächs, aus Mangel genugſam ſtarker Nahrungskräfte, nicht ſo anſehnlich, ſchön oder wohlſchmeckend werden, als unter andern Umſtänden möglich wäre. Der daraus erzeugte Same verlieret alſo auch an ſeiner Güte etwas; und ſo arten ſich verſchiedene Gewächſe in einer ſchlechtern Gegend mit der Zeit gar zu ſehr aus, wenn man mehrere Jahre nach einander davon den Samen einärnten will. Daher iſt es nicht ganz zu verwerfen, wenn man zuweilen friſchen Samen aus einer beſſern Gegend wieder kommen läßt. Doch iſt auch ſo viel gewiß, daß man die Verſchlimmerung des Samens ziemlich unmerklich machen kann, wenn man ihn bloß von den ausgeſuchteſten Pflanzen jährlich zu bekommen ſuchet, welches überall beym Einärnten des Samens eine nöthige Vorſicht iſt. Bey mehrern ausländiſchen Gewächſen, die man durch den Samen in eine andere Gegend gebracht hat, macht man immer mehr die Anmerkung, daß ſie daſelbſt erſt am beſten fortkommen, wenn man ſelbſt Samen von ihnen gewonnen, weil ſie dadurch in die fremde Luft und Boden einarten.

Wendet man dieſe vernünftige Erfahrungsſätze auf den Flachsbau an; ſo folget daraus ſehr wahrſcheinlich, daß denen, die einen etwas leichten und ſandigen Boden zu bearbeiten haben, vielleicht die öftere Anſchaffung neuen, ausländiſchen Leinſamens vortheilhaft ſeyn könne. Denn faſt alle, die von Flachsbau Nachrichten geben, ſtimmen darin überein, daß ein ziemlich ſchwerer und feuchter Boden dazu erfordert werde. Aber warum ſoll man denn in einer Gegend, wo man einen guten Boden wirklich hat, fremden Leinſamen zum öftern anſchaffen?

Da

Da auf solchem starker und guter Flachs wächst, wenn nur die Witterung günstig ist, und man guten Samen ausstreuet, so ist keine Ursache vorhanden, weshalb von gutem Gewächse nicht auch guter Same wieder entstehen sollte. Man sagt zwar: der leinsame artet sich gut, wenn er aus einem kältern in ein wärmeres Klima gebracht wird. Dies ist möglich, und die Folge wäre, nicht, daß er in dem wärmern Klima ausarten, sondern vielmehr, daß er sich darin veredlen müsse. Es rühret daher die Degeneration des leinsamens an solchen Orten, die einen zum Flachsbau tauglichen Grund und Boden haben, von Fehlern her, die man bey eigner Gewinnung und dem Einsammeln des Samens begehet.

Um solche Fehler zu vermeiden, und seinen Zweck zu erreichen, könnte man zuförderst folgende allgemeine Regeln beobachten:

1) Findet man nicht für rathsam, Frühlein zu säen, so könnte man doch versuchen, ob man nicht wohl dabey fahre, wenn man den Spätlein 3 Wochen oder 14 Tage früher säete, als sonst gewöhnlich ist. Alsdann gewönne man so viel Zeit mehr zur völligen Reife des Samens, und die Flachsarbeit könnte doch noch so, wie vorhin, größtentheils vor dem Winter geschehen. Geschähe dies, so könnte man um so viel füglicher

2) den Flachs so lange stehen lassen, bis die meisten, oder doch viele Samenkörner ganz vollständig an Größe, und braun an Farbe geworden. Man darf eben nicht besorgen, daß der Bast des Flachses dabey Schaden leiden werde. Vielmehr würde man ohne Zweifel vieles an der Stärke, vielleicht auch etwas an Güte desselben gewinnen. Die Mittelleinwand ist immer die, welche am meisten gesucht wird, und diese entsteht aus reifem Flachse

diesem Räucherwesen am dienlichsten seyn. Hierunter lassen sich die vorhin angeführten fettigen Theile sehr gut anbringen, und in Ruß verwandeln.

Was den Gebrauch des Leinsamens in der Medicin betrift, so hält man ihn für erweichend und einwickelnd, denn die Schale ist schleimig und der Kern ölig. Die ganzen Samenkörner mit heißem Wasser übergossen, und etwas stehen lassen, alsdann durchgegossen, geben einen Schleim, den man innerlich, im Brennen des Urins, bey Steinschmerzen, unter Tränken beym Gebrauch des versüßten und ätzenden Queckſilbers, auch (nach Rosenstein) mit Rosenhonig vermischt, bey Mundschwämmchen der Kinder anwendet. Aeußerlich, unter Gurgeltränke und Einspritzungen bey der eiternden Bräune. Unter erweichenden Klystieren und Umschlägen, auch unter Klystieren im Stuhlzwange. (Tenesmo). Auch wird der Schleim hiervon mit dem Schierling und ausgepreßten Oelen vermischt.

Zu Umschlägen und Klystieren ist es besser, daß die Samenkörner zerquetscht werden; weil hier das Oel mit dem Schleime verbunden, gut genutzt wird. Zwey loth Samen geben mit zwölf loth Wasser einen Schleim zu Umschlägen; und ein loth mit eben so vielem Wasser, zu Gurgeltränken und Klystieren.

Um aber den Schleim des Leinsamens zu Umschlägen noch wirksamer zu machen, kann man den Samen in süße Milch kochen, und diese Masse warm auflegen. Es ist mir unter mehreren Fällen, wo dieses Mittel große Wirkungen that, vorzüglich einer bekannt, der Bewunderung erregte. Es war ein junger Mensch so unglücklich gewesen, auf der Schule von der Krätze angesteckt

wenn sie 8 Tage und auch noch länger an der Erde liegen, ehe man die Knoten davon nimmt, und ich glaube fast mit Gewißheit behaupten zu können, daß es vielmehr dem Flachse vortheilhaft sey, wenn er zuerst mit den Knoten etwas liegt, indem auch selbst der leimartige Saft in der Pflanze sich zur Vervollkommnung der Samenkörner in die Höhe zieht, und dadurch verursacht, daß der Bast nicht so stark an dem Holze klebt, weil nun aus der Erde kein Nachsatz erfolgt, folglich, auch so stark nicht gerötzet und überhaupt bearbeitet werden darf. Es theilen bey der Abwesenheit des Leimes sich die Härchen leichter, und die Folge davon ist, daß man feinern Flachs erhält. Nimmt man, nachdem der Flachs mit den Bollen etwas gelegen, die Bollen erst ab, so rechnet man diese Zeit des Liegens schon mit auf die Zeit der Röthe.

4) Die abgeriffelten Knoten müssen auf luftigen Böden dünne ausgebreitet, und häufig mit einer Harke, oder einem Rechen umgewendet werden, damit die Bollen mit den darin enthaltenen Samen, trocknen. Wer aber keinen Bodenraum hat, sondern genöthiget ist, seine Flachsknoten gleich in die freye Luft und Sonnenschein zu bringen, dem wäre nicht anders zu helfen, als daß er sie desto reifer an den Stängeln im Felde werden ließe, wofern er sonst vollständigen und brauchbaren Samen, zu gewinnen wünscht.

Hätte man nun durch Beobachtung der obigen Cautelen, nicht allein mehreren, sondern auch vielen guten Samen erhalten, so könnte man doch noch die Vorsicht gebrauchen, daß man beym Worfeln den sogenannten Vorsprung, oder die ersten und schwersten Körner von dem Hinter-

lein (*) abſonderte, und bloß die erſten und ſchwerſten zum Säen weiter anwendete; aus den übrigen leichtern, und unvollſtändigen Körnern aber Oel ſchlagen ließe. Vielleicht möchte man bey ſolcher Wirthſchaft nicht nöthig haben, ſich über die Ausartung des inländiſchen Leinſamens zu beſchweren.

Schon im Jahre 1755 ſahe man es ein, daß man auf deutſchem Grunde und Boden, recht guten Leinſamen erziehen könnte, und es gaben ſich damahls ſchon verſchiedene Oekonomen Mühe, ſolches zu erzwecken. Dieſerhalb rückte in den nützlichen Sammlungen von 1755 ein gewiſſer ſich nennender Linophilus eine Abhandlung ein, in welcher er Columne 1607. §. 7. ſeine zweckmäßige Verfahrungsart folgender Maßen beſchreibt.

„Ich bin zwar nicht in Abrede, daß der Same ein großes zu einer reichen Flachsärnte beytrage: denn wollte man einerley Samen, 15, ja

„20

(*) Das Worfeln, Werpen oder Werfen iſt bey dem Dreſchweſen eine ſehr vorzügliche Sache. Eine jede Art Korn, oder Feldgeſäme, die in der Scheune ausgedroſchen wird, worfelt man, außer einigen wenigen, die zu leicht überhaupt, dazu ſind. Soll das ausgedroſchene geworfelt werden, ſo giebt man Acht, wo der Wind her kommt. Man öffnet alle beyden Thüren der Scheuer. Iſt der Wind ſchwach, ſo öffnet man ſie ganz, iſt er aber ſtark, ſo ſucht man nur ſo viel Zugluft zu haben, als nöthig iſt. Nun ſtellet ſich der worfelnde Dreſcher mit dem Geſichte gegen den Wind, und wirft immer eine Schaufel voll Korn oder Leinſamen gegen den Wind mit einer Schaufel, die Worfel, oder Worfſchaufel genannt wird. Von dieſen gegen den Wind geworfenen Körnern fliegen ſtets die ſchwerſten am weiteſten, und die leichtern werden in ihrem Fluge von der Zugluft zurückgehalten, ſo daß ſie nur immer nach Verhältniß ihrer Schwere entfernter oder näher am Dreſcher niederfallen. Die allerſchlechteſten und leichteſten Körner fallen gleich vorn wie Spreu nieder, und haben keine Schwere der Zugluft zu widerſtehen. Daher nennt man beym Getreide ſolche zurück gebliebene Körner, Hinterkorn, und es wird ſolches bloß zum Futter desjenigen Viehes genommen, welches man nicht fett machen, ſondern nur geſund und gut erhalten will.

„20 Jahre fort säen, so würde endlich die Zeit uns „selbst überführen müssen, daß man in hiesigen „landen leinsamen länger als acht Mahl säen könne. „Doch aber gebe ich jetzt eine Anweisung, wie man „einerley Samen 20, ja 30 Jahre gut und rein „behalten könne. Die Art und Weise ist diese: „Man kauft zwey Himten rigaischen Leinsamen, „und säet solchen das erste Jahr aus; so verspricht „man sich, wenn der Same, das land, und die „Witterung gut ist, acht Himten bey der Flachs„ärnte wieder. Nun lasse ich den Samen bis in „den Monath Februar in Knoten liegen, und „dresche alsdann den Halbscheid von den Knoten, „und säe den empfangenen Leinsamen im Monath „May aus. Die andere Hälfte Knoten lasse ich „das Jahr hindurch liegen, und säe den daraus ge„droschenen Leinsamen in den darauf folgenden „Jahren, da denn der erst gesäete Leinsame wieder „ein Jahr in Knoten liegen bleibet. Auf diese Art „und Weise wechsele ich alle Jahre mit dem Samen „ab, und behalte dadurch nicht allein einen guten und „reinen Lein, welcher einträglicher bleibet, wie der „neue, indem das erste Jahr der neue Same sehr „groben Flachs giebt; sondern ich erspare dadurch „die Unkosten, alle 5 oder 6 Jahre eine Tonne „neuen rigaischen Leinsamen zu 12 Rthlr. zu „kaufen.“

Dieser Methode will ich nichts in den Weg legen, doch aber so viel sagen, daß das Ueberliegen des Leinsamens nichts helfen kann, wenn der Same selbst nicht völlig reif wird. Hierbey muß ich noch anmerken, daß es eine allgemeine Meynung des deutschen landwirthes sey, daß der Leinsame besser zum Flachsbau, und zur Samenärnte werde, wenn er überlieget, das heißt, wenn er ein und mehrere Jahre verwahret wird, ehe man

ihn wieder ſäet. Man ſagt: der Leinſame müſſe ſich ausruhen. — — Wer aber nur irgend mit den Gewächſen und der Pflanzenkunde bekannt iſt, wird wiſſen, daß man ein und eben daſſelbe Samenkorn nie wieder erhält, ſondern daß an deſſen Stelle immer neue Samenkörner entſtehen: — auch wird er wiſſen, daß die einmahlige Einrichtung in der ganzen Natur vorhanden iſt, daß aus ſchlechtem Samen auch nur ein ſchlechtes Gewächs wieder entſtehen könne; ſelbſt aber der ſchlechte Same iſt nicht im Stande, ſich durch bloßes Liegen, wenn er ſchon einmahl ſeine nothdürftige Reife erlangt hat, zu veredeln, noch viel weniger kann er gute Körner wieder geben, weil die abgeſtorbenen Samenkapſeln ihm keine Nahrung zuführen können. Er braucht alſo auch hierzu keine Ruhe, und da daſſelbe Samenkorn nie wieder als Samenkorn hervorkommt, ſo iſt auch in dieſer Hinſicht keine Ruhe nöthig. Und, da wir doch den rigaiſchen und andern Leinſamen friſch erhalten, und den Frühling darauf ausſäen, ſo ſehe ich nicht ein, warum unſer Leinſame es auch nicht eben ſo könne.

Ein einziger Fall möchte vorhanden ſeyn, in welchem es beſſer wäre alten Leinſamen auszuſäen, als den neuen, und dieſer wäre der, wenn ein äußerſt trockner Frühling einfiele, ſo daß das Land durchaus ausgetrocknet würde. Wäre nun das Land trockner, als die friſchen Leinkörner, ſo könnten dieſe leicht Schaden leiden, und es möchte in dem Fall wohl rathſamer ſeyn, alten, ganz ausgetrockneten Leinſamen zu ſäen, der mit der Dürre des Bodens, ohne Schaden zu leiden, ſo lange aushielte, bis das Wetter fruchtbarer würde.

Will und muß man aber den Leinſamen aufbewahren, um ihn noch einſt zu ſäen, ſo läßt man ihn mit den Bollen in Tonnen verwahren, wovon

ſchon

schon im Art. Lein gesaget worden. Die Hausleute in der Grafschaft Ravensberg, haben aber eine andere Methode, die sie für besser halten, und welche schon 1766 in den Hannöverschen Anzeigen bekannt gemacht wurde. Diesemnach kaufen sie nach der Saatzeit von den Kaufleuten den übrig gebliebenen Samen, welchen sie nun wohlfeiler erhalten, vertheilen solchen in Säcke, und hängen diese auf die Böden, wo der Rauch hinziehen kann, und lassen solcher Gestalt den Samen beräuchern. In dem folgenden Jahre säen sie den Samen aus, und erzielen davon eben so guten Flachs, als von dem neuern Samen, der ein Jahr später gewachsen ist. Sie glauben also nicht den Samen verbessern, sondern nur erhalten zu wollen.

Durch das Räuchern werden von dem Russe die Samenkörner umzogen, und die Pori verstopft, damit die feuchte Luft nicht an den Keim dringen, und solchen zernichten kann. Der Keim wird durch das Eindringen der feuchten Luft in Bewegung gesetzt, und findet an dem im Korne steckenden Oel seine erste Nahrung. Kann nun der Keim nicht hervorgehen, so muß solcher in sich ersticken und unfruchtbar werden. Der Ruß hingegen enthält Erde, und ölige, aber wenige Salztheile in sich, diese umgeben das Korn, und lassen die feuchte Luft nicht zum Keim dringen; mithin kann der Keim nicht ein, sondern mehrere Jahre gut bleiben, und seine fruchttreibende Kraft behalten.

Je öliger ein Same ist, desto länger bleibt solcher zum Keimen gut, in so fern er vor der Wärme, und dem Zugange der freyen Luft in Acht genommen wird. Auch dies wissen viele andere Hauswirthe auf dem Lande, indem sie im

Ge-

Gebrauch haben, den Kohlſamen in den Rauch zu hängen, und ſolchen dadurch einige Jahre gut und fruchtbar erhalten.

Sowohl von dem mit Ruſſe überzogenen Kohl- als Leinſamen will man bemerkt haben, daß die Erdflöhe die jungen Pflanzen nicht ſo gern als die, von dem friſchen Samen aufgegangen, benagen und zernichten. Es kann dieſes in gewiſſer Hinſicht einigen Grund haben. Denn, es iſt bekannt, wenn der Keim ſich in die Erde geſenkt, und etwas befeſtiget hat, ſo hebt er das Korn aus der Erde hervor. Die beyden erſten Blätterchen liegen zu beyden Seiten in dem Kerne, und wenn gleich auch die äußere Haut oder Schale des Kornes zerplatzet iſt, ſo decket ſie doch noch die zarten Blätter einige Tage gleichſam als eine Haube. Nun iſt bekannt, daß die Erdflöhe die Gewächſe deſto lieber freſſen, je zarter ſie ſind. Da ſie aber keine Aſche ertragen können, ſo iſts auch ſehr wahrſcheinlich, daß ſie wie mehrere andere Inſecten auch den Ruß nicht ertragen können. Dieſer, oder wenigſtens der Geruch davon befindet ſich aber nun noch an der die Blätter deckenden Haut, oder, wenn ſie auch ſchon abgefallen wäre, ſo liegt ſie doch noch unter der jungen Pflanze, und verurſacht alſo den Erdflöhen einen ſo unangenehmen Geruch, daß ſie auf dem ganzen, mit frischem Samen beſäeten Stücke, nicht bleiben, ſondern anderweitige Nahrung ſuchen. Iſt aber der Geruch vom Ruſſe gänzlich vertrieben, ſo ſind unterdeß die Pflanzen auch ſchon ſo ſtark heran gewachſen, daß ſie dadurch ſchon von ſelbſt ſich wider die Erdflöhe ſchützen können.

Da es nun bekannt iſt, daß auch ſehr vielen Samen erhalten kann, und ſogar auch Eyer,

welche

welche man dünne mit Schweinschmalz überzieht, lange frisch und gut erhalten werden können, so möchte eine mittelst des Rauches an die Leinkörner gebrachte Fettigkeit auch noch vortheilhaft seyn, um die längere Dauer desselben zu bewirken. Vielleicht möchten die großen Handelsstädte, in welchen zu Zeiten eine große Menge leinsame übrig bleibt, nicht unrecht handeln, wenn sie an einem abgelegenen Orte in der Stadt eine gemeinsame Rauchkammer zu diesem Zwecke anlegen ließen. An solchen abgelegenen Orten könnten einige fettige Sachen, als Knochen, dicker Thran und Oel, alte Stäbe von Oeltonnen, auch der Abfall bey den Thranbrennereyen mit zum Feuer gegeben werden, wobey man aber die äußerste Vorsicht gebrauchen müßte. Dieses würde den vegetabilischen brennbaren Materien behutsam beygemischt, und auf diese Weise das Fett durch den Ruß dem Samen beygebracht.

Ehe man aber den Samen in die Rauchkammer brächte, würde nöthig seyn, solchen auszuschütten, und einige Mahl umstechen zu lassen, damit die Luft die im Schiffe eingesogenen faulen Dünste, davon bringen kann. Auch versteht es sich von selbst, daß, je höher und kälter die Rauchkammer ist, desto feiner und besser sich der Ruß an den Samen anlege. Dergleichen Rauchkammern liegen am besten im dritten oder vierten Stockwerke des Gebäudes, an der mitternächtlichen Seite, und es könnten daselbst Stellagen angebracht werden, worauf der Same über einander zu schütten wäre.

Ein flammendes, oder hellbrennendes Feuer, welches Wärme macht, muß nicht zugelassen werden; daher wird der kurze Abfall von Drechslerspänen, Sägespänen und dergleichen mehr, zu

diesem

erkennt man an dem dichtern Stande der Pflanzen die Stelle eines jeden Fußtritts, in den die Harke den Samen zusammen geschleppet hat. Anderswo siehet man nur wenige, oder gar keine Pflanzen, indem der zu tief untergeharkte Same, theils gar nicht, theils zu spät aufläuft, und alsdann die schädliche Zweyläufigkeit des Flachses verursachet. Manche haben auch die üble Gewohnheit, die Harke, wenn sie den Zug gethan haben, nicht gerade aufwärts aus der Erde zu heben, sondern die Zacken derselben heraus zu biegen, wodurch viele der davor liegenden Körner wieder zu Tage gebracht, und ein Raub der Vögel, oder bey einfallender Dürre am Keime verbrannt werden.

Allen diesen und noch mehreren, jetzt nicht anzuführenden Inconvenienzien, die aus dem Einharken des Leinsamens entstehen, hilft eine leichte Ege mit hölzernen, nicht zu weit von einander stehenden Zinken ab, wenn man sich derselben auf folgende Art bedienet.

Das zur Bestellung vorbereitete Land wird mit der Harke gehörig gebauet, und kunstgerecht mit dem Leinsamen übersäet; alsdann spannen sich ein Paar Menschen, mit bloßen Füßen gehend, vor die Ege, und ziehen sie längst des Stücks, Strich für Strich, bis es geeget ist. Diese Arbeit erfordert keine außerordentliche Stärke, auch viel weniger Zeit, als das mühsame Einharken.

Menschen werden dazu erfordert, weil Pferde zu tief, besonders in weiches Land eintreten; wodurch ein beträchtlicher Theil der Samen, vornähmlich bey größern Stücken, völlig verloren gehet. Mit bloßen Füßen muß die Arbeit verrichtet werden; weil ein bloßer Fuß nicht so tief, als ein beschuheter, eintritt, indem das Ausbreiten der

gabe bestehen die Einwohner dieses Theils von Irland aus 214173 Protestanten und 474863 Katholiken. Man zählet hier 2642958 Morgen landes, an die 127530 Häuser, imgleichen 858 Kirchspiele, und 53 Boroughs oder Flecken. (*) Die in diesem Theile enthaltenen Grafschaften sind:

1) Die Grafschaft **Dublin**, oder **Divelin**, sie wird in sieben Baronien abgetheilt, welche sind: **Balrudery**, **Croß**, **Coolok**, **Castlecknok**, **Newcastle**, halb **Rathdown**, und **Upper-Croß**. An verschiedenen Orten dieser Grafschaft, z. B. zu **Howth**, **Clontarf**, **Dolphinsbarn**, **Dalkey** und **Rokestown** sind Bleygruben, und die letztere liefert vorzüglich gutes Blei. Die Grafschaft enthält 123784 Morgen landes, 87 Kirchspiele, und 4 Flecken. Diese Grafschaft enthält die Hauptstadt des ganzen Reichs, **Dublin** in sich, welche in der irischen Sprache **Balacleigh** genannt wird. Sie ist der Sitz des Unterkönigs, und vornehmsten Erzbischofs, liegt am Fluß **Liffe**, der einen großen Hafen macht, ist sehr groß, wird auch noch immer größer, wie denn seit 1711 in den Vorstädten an 4000 neue Häuser gebauet sind. In *John Rutty* Essay towards a natural history of the country of Dublin, 1772, wird angegeben, daß die Stadt 12857 Häuser, und über 100,000 Einwohner habe; der Bierschenken wären 2000, der Brandtweinschenken 3500, und der Gasthöfe 300. Man rechnete 1775 die Häuser auf 13500, und die Einwohner auf 160,000, welche Summen doch zu groß sind. Jener Verfasser klagt sehr über die Unrei-

(*) Man muß sich unter den irischen Boroughs oder Flecken, aber nicht solche vorstellen, als wir in Deutschland zum Theil haben. Die irischen schicken Deputirte an das Parlament, sind folglich stimmenfähig in Landesangelegenheiten.

reinigkeit der Stadt. Es waren hier um das Jahr 1774 mehr Seeleute, als am Ende des 17ten Jahrhunderts ganz Irland hatte. Die Menge der ſchönen Häuſer und Palläſte iſt groß, inſonderheit wird die Hauptſtraße Sackville, welche eine halbe engliſche Meile lang iſt, unter die ſchönſten Straßen in Europa gezählt. Außer der Cathedral- und einer Collegiatkirche, ſind hier noch 13 Pfarrkirchen. Das hieſige Collegium iſt eine Art von Univerſität. In demſelben ſiehet man eine metallene Bildſäule zu Pferde, welche dem Könige Wilhelm III. zu Ehren iſt errichtet worden. Das Hoſpital für Invaliden, welches Kilmainham genennet wird, iſt anſehnlich. Das hieſige alte Schloß iſt eine unbeträchtliche Feſtung.

2) Die Grafſchaft Wicklow, beſteht aus 6 Baronien, welche ſind: halb Rathdown, die zum Theil in der Grafſchaft Dublin liegt, Newcaſtle, Talbowthown, Ballinacur, Arklow und Shellaley. Sie enthält 252410 Morgen landes, 54 Kirchſpiele, 4 Flecken, und im Jahr 1766 zählte ſie 7781 Häuſer. In dieſer Grafſchaft iſt ſehr reiches Cementwaſſer. Wicklow iſt hier die Hauptſtadt, ſie liegt am Meer, und hat einen kleinen Hafen. Zur Erhaltung deſſelben wurden 1765 vom Parlament 2414 Pf. Sterl. bewilligt.

3) Die Grafſchaft Wexford oder Weisford, auf iriſch Reogh, wird in acht Baronien abgetheilt, welche ſind: Gorey, Scarewalsh, Bantry, Ballaghkeen, Shelmaliere, Sheilburn, Bargie und Forth. Sie hat 315396 Morgen land, 109 Kirchſpiele, 8 Flecken. Im Jahr 1766 zählte man 11438 Häuſer. Der vornehmſte Ort der Grafſchaft iſt ihre Hauptſtadt Wexford oder Weis-

ford

Ford, ſie lieget an der Mündung des Fluſſes Slaney, iſt aber auch nur ein Borough oder Flekken nach iriſcher Art, indeſſen ziemlich groß und wohl gebauet, hält öffentlichen Markt, ſchickt zwey Deputirte zum Parlament, und hat einen bequemen Hafen.

4) Die Grafſchaft Kilkenny, beſteht aus 11 Baronien, welche ſind: Faſſadining, Gallmoy, Crannagh, Kilkenny, Shelilogher, Gowran, Kells, Knoctopher, Ida, Igrin und Ibercon. Sie hat nur eine Stadt die Markt hält, und acht Oerter die Deputirte zum Parlament ſchicken. Indeſſen befinden ſich hier 287630 Morgen land, und 9 Kirchſpiele.

Die Hauptſtadt dieſer Grafſchaft Kilkenny liegt am Fluſſe Nure oder Noire. Sie iſt ziemlich groß, und beſteht aus zwey Theilen, nähmlich aus der alten, oder irelandiſchen Stadt, (Irish-Town), die heutiges Tages nur eine Vorſtadt iſt, und aus der neuen, oder engländiſchen Stadt, welche nun die eigentliche Stadt iſt. Ehemahls war ſie der Siß eines Biſchofs. Sie treibet guten Handel, hält Markt, und ſchickt 2 Deputirten zum Parlament.

5) Die Grafſchaft Carlow, hat 116900 Morgen land, und 5 Baronien: Ravilly, Carlow, Forth, Idrone, St. Mullin, 2 Flecken, 42 Pfarren, und hatte vor etwa 30 Jahren 5444 Häuſer. Die Hauptſtadt in dieſer Grafſchaft heißt auch Carlow, Catherlagh oder Catherlogh; ſie liegt am Fluß Larrow, iſt ein Flecken, hat das Marktrecht, und ſchicket zwey Deputirte zum Parlament.

6) Die Grafſchaft Kildare, ſie hat 228590 Morgen landes, 10 Baronien, nähmlich: Carbury,

letten, Imperialen, lavalen, Sylhoretten, Cammertuch, nachgemachte ſchleſiſche, ſächſiſche und ſo ferner. Von der leinwand die in Flandern gemacht wird, giebt man gewöhnlich den Fehler an, daß ſie auf den Bleichen am Rande ausgewunden wird, und daher im Waſchen einläuft. Vielleicht aber rührt dieſes auch daher, daß ſie loſe gewebt, ſtark geſtärkt, und feucht gerollt wird, woher ſie ſich aus einander zieht, und ein feſtes Anſehen erhält, in der Wäſche aber wieder zuſammen läuft.

Frankreich hat in Bretagne, Normandie, Picardie, Artois, Flandern u. ſ. f. viele wichtige leinwandmanufacturen. Valenciennes, Cambray, Nivelles und Mons liefern eine Menge feiner leinwand, beſonders Damaſt, ſchöne Batiſte und Cammertuch, Roletten, eine Art feiner leinwand, von ¾ breit, und 45 Amſterdammer Ellen im Stück; demi Hollandes, etwas gröber als die vorige; Pladilles, eine ziemlich feine leinwand, die in großer Menge nach Afrika, Spanien und Amerika geht, und aus kleinen Stücken von 5 Pariſer Ellen beſteht. Die leinwand von Cambray iſt eigentlich ein undichter Batiſt, welcher die Arbeit ſehr mühſam macht, indem der Flachs ſehr ſorgfältig zubereitet, und fein geſponnen werden muß, und das Weben ſelbſt alle mögliche Vorſicht erfordert, weil das Gewebe zu leicht reißt.

Die Picardie iſt reich an leinwandmanufacturen; noch wichtiger aber ſind die Webereyen in der Normandie, welche eine große Menge der ſogenannten toiles de coutil bonvardes, Briones blancards, Canevas d'Ourvilles, Siamoiſes, Tiſch- Futter- und dergleichen leinen verfertigen, ſie theils im lande ſelbſt verbrauchen, theils nach den franzöſiſchen Colonien, nach Spanien, Por-

gar, Farbil, Termullagh, Moycashel, Racondra, Kilkennywest und Clunlonan; 4 Flecken und 62 Pfarren. Der Hauptort ist hier der Flecken Mullingar.

11) Die Grafschaft Longford, ist zwar klein, aber angenehm und fruchtbar. Sie hat 134700 Morgen Land und 6 Baronien, nähmlich: Longford, Granard, Ardagh, Moydoe, Ratheline und Shroole; wie auch 4 Flecken und 24 Pfarren. Der Hauptort ist hier der Flecken Longford.

12) Die Grafschaft Louth, vor Alters Luva auch Luda, auf irisch Iriel. Sie hat 111180 Morgen landes, 4 Baronien, nähmlich: Dundalk, Louth, Atherdee und Ferrard, fünf Flecken und 50 Pfarren. Die beyden vorzüglichsten Oerter sind unter andern, Drogheda oder Tredagh der Hauptort, welcher ein Flecken, fest und volkreich ist, und einen guten Hafen hat; wie auch Dundalk, eine Stadt mit einem bequemen Hafen, und der Sitz eines Bischofs. Zur Aufnahme der hiesigen Kammertuchmanufactur, bewilligte 1765 das Parlament 1375 Pf. Sterlinge.

Leinstetten, ist ein schwäbisches Pfarrdorf von 555 Seelen, in der Grafschaft Oberhohenberg, am Flusse Glat, gehört der gräflichen Familie von Spaur.

Leinstetten, ist ein ritterschaftliches Dorf im schwäbischen Ritterkreise, im Canton an dem Neckar und Schwarzwalde.

Leinstraße, wird auch der Leinpfad genannt, man sehe diesen Artikel.

Leintrank, s. Leinkuchen.

Leinungen, (Gros) ist ein churfächsisches Dorf und Rittergut in der Grafschaft Mansfeldt, im Amte Lein- und Mornungen, bey Sangershausen.

Leinungen, (Klein) ist ein gräflich Stollbergisches Dorf im Amte Questenberg.

Leinwächter, oder **Leinenwächter**, (der) iſt gemeiniglich bey der Strom und Flußſchiff-Fahrt, ein Schifferknecht, der bey dem Ziehen des Fahrzeuges eine ganze Strecke hinter dem übrigen ziehenden Schiffsvolke gehet, und Acht hat, daß die Leine nirgends hängen bleibt. Zu dieſem Ende hat er auch gewöhnlich eine lange leichte Stange in der Hand, die oben mit einem eiſernen Haken und einer Spitze verſehen iſt, zwiſchen welcher und dem Haken ſich eine Vertiefung befindet. Mittelſt des Hakens kann er die Schiffsleine an ſich ziehen, und mittelſt der Vertiefung zwiſchen der Spitze, womit er etwas von ſich ſtößt, und dem Haken, kann er die Linie in die Höhe heben, wenn ſie etwa ſich über einen Baumzweig legen ſollte. Dort, wo die Schiffsknechte auf Deichen, und an Ufern gehen, braucht kein Leinenwächter zu ſeyn. Die Leine iſt gewöhnlich oben an der Spitze des Maſtbaumes befeſtiget, und da, 4, 6, 8, und mehrere Leute zuweilen ziehen, ſo wird ſie ſtraff genug gehalten, um nicht an kleinem Gebüſche hängen zu bleiben. Jeder Leinenzieher, oder Schiffsziehr hat eine Art von Siele über die Schulter, und in der einen Hand einen kurzen dicken Stock, der gewöhnlich oben mit einer Krücke verſehen iſt. Dieſes Krückenſtocks bedienen ſie ſich, um mit der Hand und dem Stocke das Ziehen zu unterſtützen, wenn ſie einen Fuß aufgehoben haben. Sie halten Schritt, wie die Soldaten beym Aufmarſchiren, und weil die Hand mit dem Stocke die fehlende Kraft des aufgehobenen Fußes erſetzt, ſo bleibt der Zug immer in gleicher Stärke, und ſie ziehen ſtärker, als ſonſt Leute ziehen würden, die dieſe Vorſichtsregeln nicht beobachten.

Leinweben, **Leinenweben**, (das,) ſ. **Leinweber.**

Leinwand, **Leinen**, **Linnen**; in einigen oberdeutſchen Ausſprachen, **Leinwat**, **Leinwad**, von **Wad**, Tuch,

land, Holland und weiter haben. Schwaben hat in vielen Gegenden ſtarken Verkehr und Handel mit Leinwand nach der Schweiß, Italien, Frankreich und Spanien getrieben. Ueberhaupt aber kann man von den verſchiedenen Arten der Leinwand, die in Deutſchland verfertiget werden, nachſehen im Schauplatz der preußiſchen Zeugmanufacturen ꝛc. von J. C. G. Jacobsſon. Berlin, 1773. B. 1. S. 119. fgg.

Es werden ſehr häufig viele Hausmütter in Hinſicht des zu verwebenden Garnes zur Leinwand entweder von den Leinwebern, unter denen einige verſchmitzt genug ſind, oder durch ihre eigenen Berechnungen, die aber auch nicht immer richtig ſind in ihren Erwartungen, getäuſcht, indem ſie manches Mahl mehr Leinwand zu erhalten hoffen, als wirklich erfolgt. Die Urſachen hiervon können außer dieſen angeführten auch noch mehrere ſeyn, da nicht alle Hände der Leinweber im Anſchlagen gleich ſchwer — oder gleich leicht ſind. Indeſſen, um doch einigermaßen beſtimmen zu können, wie viel Garn in einem Stück Leinwand enthalten ſey, hat man bis jetzt noch keine andere, als folgende Grundſätze auffinden können, welche ſind:

1) Zu erfahren, aus wie viel Ellen oder Stücken Garn ein oder das andere Stück Leinwand beſtehe, erfordert eine vorhergehende Erklärung einiger Benennungen und Erfahrungen. Z. B. Wenn die flächſene Leinwand 2 Dresdner Ellen in der Breite, (welche Breite und Elle hier zum Maßſtabe angenommen worden, man ſehe den Art. Elle Th. X. S. 742. fgg.) und die Leinwand in dieſer Breite aus 70 bis 80 Gängen beſteht, ſo iſt ſolche als fein zu betrachten.

2) Das Werft iſt das auf dem Weberſtuhl aufgeſchärte Garn oder der Aufzug oder Kette genannt; der Eintrag, Einſchuß oder wie hier geſprochen wird, Einſchlag, iſt hingegen das durch die Werftfaden oder den Aufzug, deſſen Faden in abwechſelnder Ordnung auf und nieder getreten werden, quer hindurch geſchoſſene Garn.

3) Das Werft oder der Aufzug wird in Gänge eingetheilt, und jeder Gang hält immer 40 Fäden. (Hierüber wird im Art. Leinweber weitläuftiger gehandelt werden.) Sind nun viel Gänge in einer beſtimmten Breite der Leinwand, ſo kann es nicht fehlen, die Faden müſſen klar ſeyn, nahe neben einander liegen, und folglich die Leinwand fein werden; ſind wenig Gänge, in eben dergleichen Breite, ſo muß nothwendig das Gegentheil erfolgen. Die Länge der Werfte oder des Aufzuges, wie ſolche der Weber auf dem Rahmen nach einander abgehen läßt, wird an einigen Orten nach Recken, an andern nach Ellen, und ſo fort benennet.

4) An dem Wirkrähmen, welchen die Weber auch Kammlade nennen, iſt quer über das befindliche Blatt, ſo aus vielen Rohrſpänchen beſteht, zwiſchen welchen die Faden der Werfte hindurch gezogen ſind. Alle 40 Faden iſt an dem Blatte, oder Kamme ein Zeichen gemacht, wodurch man die Anzahl der Gänge alſobald finden kann. (Dieſe Zeichen ſind gewöhnlich Stäbchen von anderer Farbe.) So wie alſo die Leinwand fein oder grob, ſchmahl oder breit werden ſoll, darnach bedient ſich der Weber eines andern Blattes.

5) Die gar grobe Leinwand, wenn ſie in der Breite 2 Ellen hält, beſteht ohngefähr aus 24 Gängen. In vielen Provinzen aber macht

man

ländiſche Ellen lang iſt. Die ſtärkſte Handlung wird zu Harlem damit getrieben, wo ſie auch gebleicht wird. Amſterdam und Rotterdam verſchicken viel Hollandillas und Landillas, halben Hollandillas und Segeltücher, meiſt nach Spanien, Portugal, und Italien. (*) Die öſtreichſchen Niederlande, vorzüglich Flandern, haben ganz vortreffliche Leinwebereyen und Bleichanſtalten, beſonders zu Tornhout im ſchönſten Zwillich von allen Sorten, und einer Menge feiner Leinwand; zu Gent in allen Sorten von Leinwand und Zwillich von der mittlern bis zu den feinſten, die auf der vortrefflichen Bleiche bey der Stadt die ſchönſte Appretur erhalten; zu Courtryk oder Courtray in der feinſten Leinwand, in allen Sorten von groben und feinen Zwillich, und allen Arten Damaſt und geblümter Leinwand, mit den feinſten Figuren und Deſſins; zu Dorwick und Tournay vornähmlich in Zwillich und einiger feiner Leinwand; zu Brügge und Ypern in vielen feinen Leinen; zu Rüſſel, Nivelle u. ſ. w.

Alle dieſe Leinwand wird eben ſo gebleicht, appretirt und eingepackt, wie die holländiſche, und wird unter dem Nahmen der holländiſchen, in außerordentlicher Menge, und nach eben den Ländern verſandt. Sie hält meiſt 60 holländiſche Ellen, und iſt $\frac{7}{4}$ breit, iſt aber gewöhnlich einen Zoll ſchmahler, als die holländiſche. Man macht $\frac{7}{4}$ breite, roſe und halb gebleichte 60 bis 70 Ellen lange Brabantes, oder Precillas crudas, die ſtark nach dem ſpaniſchen Amerika gehen; ferner das ſchönſte gemuſterte und geblümte Tafelzeug, von allen Sorten und Preiſen, geſtreifte und gegitterte Leinwand, Batiſte, Noletten

(*) Die friesländiſchen Hollandillas ſind länger und breiter als die ſchleſiſchen, wovon S. 75. die Rede iſt.

behüten wolle! auch nicht zerschlagen werden können. Sollten aber nach einem sichern und dauerhaften Frieden, andere Einrichtungen entstehen, die noch nicht zu bestimmen sind, so wird solches alsdann erst beschrieben werden können.)

England hat seine Leinwandmanufacturen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts sehr in Aufnahme gebracht. In England selbst sind wenige, und diese größten Theils in den nördlichen Gegenden gegen Schottland zu; in den südlichen Grafschaften aber nur in Sommerset, Dorset, Wilt und Hampshire. Schottland hat schon mehrere; die mehreste und feinste Leinwand wird aber jetzt in Irland gemacht. Die Bleichanstalten sind sehr gut, und man verfertigt fast alle Arten von leinenen Waaren. Indessen ist die Einfuhr der deutschen Leinwand noch sehr stark, indem viele Arten theils nicht so gut, theils nicht so wohlfeil geliefert werden, doch muß von der Einfuhr derselben ein beträchtlicher Zoll gegeben werden.

Unter den deutschen Provinzen zeichnet sich Schlesien in Ansehung seiner Leinwand vorzüglich aus, und hiervon habe ich schon im Art. Lein S. 65. fga. gehandelt, dennoch aber wird weiterhin des schlesischen Leinwandes noch mehr gedacht werden. Von der Leinwand in der Lausitz und deren Manufacturen, ist ebendaselbst gehandelt worden. Von der Leinwand und dem Handel mit derselben in Böhmen, wird man im Art. Leinwandhandel finden.

Westphalen hat in Osnabrück, Münster, Ravensberg, Tecklenburg, Minden, der Grafschaft Mark eine große Menge Leinwandmanufacturen, (deren schon zum Theil vorläufig gedacht worden ist, und noch gedacht werden soll,) die einen starken Absatz selbst in Deutschland, der Ostsee, England,

land, Holland und weiter haben. Schwaben hat in vielen Gegenden starken Verkehr und Handel mit Leinwand nach der Schweiß, Italien, Frankreich und Spanien getrieben. Ueberhaupt aber kann man von den verschiedenen Arten der Leinwand, die in Deutschland verfertiget werden, nachsehen im Schauplatz der preußischen Zeugmanufacturen ꝛc. von J. C. G. Jacobsson. Berlin, 1773. B. 1. S. 119. fgg.

Es werden sehr häufig viele Hausmütter in Hinsicht des zu verwebenden Garnes zur Leinwand entweder von den Leinwebern, unter denen einige verschmitzt genug sind, oder durch ihre eigenen Berechnungen, die aber auch nicht immer richtig sind in ihren Erwartungen, getäuscht, indem sie manches Mahl mehr Leinwand zu erhalten hoffen, als wirklich erfolgt. Die Ursachen hiervon können außer diesen angeführten auch noch mehrere seyn, da nicht alle Hände der Leinweber im Anschlagen gleich schwer — oder gleich leicht sind. Indessen, um doch einigermaßen bestimmen zu können, **wie viel Garn in einem Stück Leinwand enthalten** sey, hat man bis jetzt noch keine andere, als folgende Grundsätze auffinden können, welche sind:

1) Zu erfahren, aus wie viel Ellen oder Stücken Garn ein oder das andere Stück Leinwand bestehe, erfordert eine vorhergehende Erklärung einiger Benennungen und Erfahrungen. Z. B. Wenn die flächsene Leinwand 2 Dresdner Ellen in der Breite, (welche Breite und Elle hier zum Maßstabe angenommen worden, man sehe den Art. Elle Th. X. S. 742. fgg.) und die Leinwand in dieser Breite aus 70 bis 80 Gängen besteht, so ist solche als fein zu betrachten.

verhindert, daß sie sich nicht so nahe, als diese, zusammen legen können, oder als die Werftfaden aufgeschärt sind. Die Faden des Werftes bleiben nach dem Durchschießen alle in ihrer Lage liegen, die Leinwand wird nicht schmahler und nicht breiter, als die Anzahl der Gänge mit sich bringt, und als solche aufgeschärt sind. Blatt und Gang wird durch das Einschießen und Zuschlagen im Wirkstuhle nicht im geringsten verändert. Durch das Auf- und Niedertreten der Werftfaden wird den Einschlagsfaden Platz gegeben, daß sie leicht hindurch gehen, und etwas angespannt werden, folglich ohne Krümmung geradeaus gehen können. Hingegen legen sich die Werftfaden durch das Anschlagen und Wirken einiger Maßen um die Einschlagsfaden herum; je derber geschlagen wird, oder auch je stärker der Einschlag ist, desto mehr müssen die Werftfaden nachgeben, und sich krümmen, welches denn verursacht, daß die Einschlagsfaden sich nicht sehr nahe zusammen fügen.

Man kann auch solches beym Ausriffeln einiger Faden wahrnehmen, indem die Faden des Werftes allezeit ein wenig genarbet, oder schlangenförmig gekrümmet sind, die Einschlagsfaden aber nur in gewisser Hinsicht gepreßt sind, und die Narben vom Aufzuge haben. Es sind aber zweyerley Hauptumstände bey dem Wirken zu beobachten: Erstlich die Veränderung des Werftes, das solches sich um etwas einwirkt oder verkürzet, und zweytens die Beschaffenheit des Einschlages, daß dessen Faden nicht so nahe, als jene, beysammen liegen. Denn die Faden des Werftes werden krumm geschlagen, aber bey dem Faden des Einschlages geschieht das Gegentheil, indem sie nicht nur nicht in eine Krümmung geschlagen, sondern auch noch von dem Weber angespannt werden. Folglich ist jeder

Wer-

9) Das Werft, oder der Aufzug erfordert beynahe zwey Mahl so viel Garn, als der Eintrag oder Einschlag, welches eine andere Subtilität, als das jetzt vermeldete Einwirken des Werftes ist, ob sie schon beyde einerley Ursachen haben. Die Ursache des Unterschiedes wissen die gemeinen Leinweber selbst nicht deutlich anzugeben. Wenn das Werft z. B. $7\frac{1}{2}$ Stück Garn erfordert, so wird zum Eintrag kaum $4\frac{1}{2}$ Stück Garn gebraucht werden können, im Fall das Garn einerley Stärke hat. Nimmt man ein Stück Leinwand, welches so lang als breit ist, vor sich, z. B. 2 Ellen, so sollte man dem ersten Ansehen nach dafür halten, der Faden des Eintrages sey so lang, als der Faden des Werftes, und als dürfte nur die Länge des Werftfadens mit der Länge aller Einschlagsfaden summirt werden, so würde die Länge des dazu gegebenen Garnes sich äußern, z. B. man hätte 50 Gänge, welche 2000 Faden betrügen, davon jeder 2 Ellen lang wäre, so scheint es, als dürfte man nur eine gleiche Ellenzahl auf den Einschlag rechnen, weil die Leinwand 2 Ellen breit liegt; aber dieses geht nicht von Statten, und würde die Rechnung falsch machen. Daß man sich hierin irren könnte, ist daher etwas leichtes, weil die Leinwand, schlechthin alle Faden übers Kreuz hat, und gleichsam wie ein enges Gitter gewirkt worden. Es beruhet aber die Ursache des Unterschiedes in Folgendem: die Faden des Aufzuges werden so enge zusammen geschärt, als es ihre Stärke, die Feinheit oder Grobheit des Garnes mit sich bringt, und daran kann, wenn ein zu solcher Fadenstärke gehöriges Blatt eingesetzt wird, nichts hinderlich seyn. Aber die Faden des Einschlages werden, um so mehr als im Wirken, derbe zugeschlagen wird, durch die Werftfaden

ziehe man ohngefähr in der Mitte der Leinwand einen Werkfaden behutsam aus, so wird er in feiner Leinwand $2\frac{1}{2}$ Zoll mehr oder weniger, länger als ein Faden des Einschlags ſeyn. Die ganze Länge des Werkfadens multiplicire man mit der Anzahl der Einſchlagsfaden; dieſe Producte addire man, und ſage nach der Regel de Tri: Wie ſich verhalten 2 Ellen Leinwand gegen jetzt gedachte Summe, alſo verhalten ſich ſo — oder ſo viel Ellen Leinwand, (wie viel man nähmlich von dem Leinweber erhalten habe,) zu der unbekannten Ellenzahl des in das ganze Stück Leinwand verwirkten Garns, ſo wird ſich zeigen, ob das gegebene Garn völlig verarbeitet ſey.

13) Oder, man zähle die Faden in die Breite und Länge, z. B. in einem Stück, ſo zwey Ellen lang und und eben ſo breit iſt. Man nehme an, als ob dieſ Werkfaden nicht länger, als dieſes Stück Leinwand wären; z. B. es beſtände aus 2090 Werkfaden, und 1200 Einſchlagsfaden, deren jedes 2 Ellen lang iſt, man addire beyde, die Summen duplire man, ſo erhellet, wie lang der in dieſes Stück Leinwand verwirkte Faden ſey, ſofern man ſo viel, als ſich einwirket, zu dieſer Summe hinzu ſetzet. Dieſes zu erleichtern, kann man im Voraus einen Rechenknecht machen und aufſchreiben, wie viel Ellen ein und mehr Gebinde, ein und mehr Strehnen, ein Stück, zwey und viel Stücken Garn, in der Länge halte.

14) Will man aber die Faden der Breite zu 2 Ellen u. dergl. und die Faden einer Länge von 4 Ellen der Leinwand zählen, und dadurch die Länge des Garns zur ganzen Leinwand überſchlagen, ſo ſage man: wie ſich verhalten 4 Ellen Leinwand zu dem dazu gebrauchten Garne, alſo verhält ſich

die

die ganze Leinwand gegen die gesuchte Quantität, des Garnes, und man kann so desto weniger fehlen.

15) Weil aber die bisher vorkommenden großen Zahlen die Rechnung mühsam und verdrüßlich machen, so kann man nach geschehenem Auszählen der Faden in die Breite und Länge, solche (obschon den Einschuß nach Gängen zu berechnen, sonst gar nicht gebräuchlich ist,) in ihre Gänge eintheilen, welches geschiehet, wenn sowohl diese als jene, mit der Zahl 40, als so viel ein Gang an Faden enthält, dividirt, und also die Gänge, nicht aber die einzelnen Faden, gerechnet werden, der Länge der ganzen Leinwand aber, wie oben erinnert worden, so viel zusetzen, als wie viel das Werft nach 3, 4, 5 und 6 sich einwirket. Ein jeder kann nach seiner Art sich diese Rechnung zu erleichtern suchen, wozu hier die Grundsätze angegeben worden.

Genauer als hier gezeigt ist, kann man bis jetzt noch nicht füglich hinter die Wahrheit kommen. Nach dem Gewichte des Garnes arbeiten zu lassen, wie es noch in vielen Provinzen und vielen Häusern der Gebrauch ist, ist sehr unsicher, weil die Leinwand, ohngeachtet im Wirken etwas Weniges vom Garne abgeht und herab fällt, allezeit mehr als das dazu gebrauchte Garn wiegen muß, und das Uebermaß des Gewichtes, mittelst der Schlichte so ziemlich in des Webers Gewalt stehet. Man hat sogar Beyspiele, daß Leinweber Bleyweiß unter die Schlichte bey feinem Garn genommen haben, um die entwandten Pfunde des feinen Garns zu ersetzen. Wenn aber klares Garn gegeben wird, so kann der Leinweber oder Damastwirker gröberes Garn zum Eintrage brauchen, und den Garnüberschuß unterschlagen.

Die Artikel Lein, Leinen, Leinengarn, Leinwand, Leinwandhandel, Leinwandmanufactur und mehrere andere, die hieher gehören, sind so genau mit einander verwandt, daß man, um in jedem doch etwas zu sagen, welches zur allgemeinen Sache gehört, sich nicht genug in Acht nehmen kann, um in dem einen nicht zu viel — und in dem andern nicht zu wenig zu sagen. Es ist dieses aber gewöhnlich der Fall bey alphabetischen Werken, in welchen die Materien zerrissen werden, und wo man oft wiederhohlen muß. Wer also eine völlige Uebersicht von der gesammten lein- und Flachswirthschaft haben will, mit allen ihren Kunstzweigen, der muß auch alles ansehen, was in den Artikeln, die davon handeln, gesagt worden ist, und wird, wenn er auch in einem der Artikel das Gesuchte vermißt, solches doch gewiß in einem andern vorfinden. In dieser Hinsicht füge ich hier einen schriftlichen Aufsatz des Königl. Geheimenraths und Freyherrn, Herrn von Hohenhausen von 1796, über das Leinen- und Garngewebe, imgleichen den Leinwandshandel der Grafschaft Ravensberg, bey, welcher wörtlich also lautet.

Die Linnenweberey gleich wie der Leinwandhandel der Grafschaft Ravensberg, theilt sich in zwey Hauptzweige, nemlich a) in die Fabrication und den Handel mit dem sogenannten Lauen oder Löwenlinnen, und b) in die Fabrication, und den Handel mit dem feinen Warendorfer Linnen.

Außerdem wird noch ein starker Trafik mit Sierlinnen, oder Schleyertuch, mit Linnendamast, und seit einigen Jahren mit Kammertuch oder Linnen getrieben: auch hat man angefangen Batiste zu verfertigen, welche wohlfeiler sind als die französischen, folglich hier guten Absatz finden.

Zu der Linon-Manufactur ist der Grund durch einen Schweitzer Namens Geschwind in dem Kirchdorfe Hepen ohnweit Bielfeld, im Jahr 1771. gelegt wor-

worden. Als dieser nicht hinlängliche Unterstützung fand, verließ er die dortige Gegend; während zwey von seinen Lehrlingen das Metier fortsetzten:

Damit diese auf der betretenen Bahn nicht stehen bleiben möchten, suchte der Königl. Geh. Rath Freyh. von Hohenhausen dieselben durch Prämien aufzumuntern, er setzte diesen nützlichen Menschen andere Arbeiter an die Seite, und es ist gegenwärtig mit dieser Fabrications-Anstalt, insbesondere da man seitdem hinter das Geheimniß der eigentlichen und bessern technischen Handgriffe gelangt ist, überdies verschiedene Verbesserungs-Anstalten getroffen hat, so weit gediehen, daß damit ein ausgebreiteter Handlungsverkehr getrieben wird.

Die Waare die jetzt verfertiget wird, ist sehr beliebt, sie wird theils ganz weiß und schier, theils in mouschierten blumigen, und gestreiften Mustern, theils mit rothen, blauen, und andern baumwollenen Faden durchwebt, zu Putz, Vorhängen und Dames-Kleidungen gebraucht, wozu sie sich sehr gut ausnimmt. Da sie sich bei vorsichtiger Behandlung in der Wäsche überaus gut hält, so macht sie in vielem Betrachte den seidenen Zeugen den Vorzug streitig; überdies ist der Preis derselben mäßig, denn gewöhnlich wird ein Stück von 20 Bielefeldschen Ellen, welches zu zwei Kleidern hinlänglich ist, nur mit 12 bis 15 Rthlr. bezahlt.

Die geringere Gattung wird zu 8, 9 bis 10 Rthlr. das Stück verkauft.

Die feine Warendorfer Leinwand, der oben unter Lit. 13. gedacht worden, wird von allen Sortiments vom Werth von 20 bis zu 100 Rthlr., das Stück zu 60 Bielefelder Ellen gerechnet, nach Beschaffenheit seiner Feine und Güte, verfertiget.

Jedes Stück muß nach der Leggeordnung grade jenes Maß, oder $50\frac{7}{10}$ Berliner Ellen in der Länge und $1\frac{4}{5}$ Berliner oder $1\frac{1}{2}$ Bielefelder Elle in der Breite halten, was darunter ist, darf nicht mit dem gewöhnlichen Legge-Schaustempel authorisiret, sondern muß mit dem Straf-stempel bezeichnet werden.

Der Sitz der Fabrication desselben ist fast allgemein auf dem platten Lande, in den Aemtern, Heepen, Schildesche, Werther und Enger, woselbst es die Hauswirthe in ihren Nebenstunden, theils selbst, theils durch ihr Gesinde verfertigen.

Die

Die Anstalten zur Bleicherey und Appretur aber befinden sich in den Vorstädten am Gadderbaum, und auf dem sogenannten Fabriken-Hofe vor Bielefeld, woselbst verschiedene Maschinen nach englischen Zeichnungen gebauet worden, welche dem Linnen die letzte Vollkommenheit gewähren.

Des letzt verstorbenen Königs Maj. haben bey Antritt Höchstdero glorreichen Regierung hierzu ein Geschenk von 50,000 Rthlr. gewidmet, und außerdem 200 Rthlr. jährlich als Besoldung für den zeitigen Aufseher dieser Fabrications-Anstalten, aus dem Fonds der Accise und Legge, ausgesetzt.

Bevor das Linnen zur Bleiche gehet, muß es die sogenannte Legge passiren. Dieses ist eine Schau-Anstalt, wo es nach der Länge und Breite, welche für die Stücken in der Leggeordnung vorgeschrieben ist, gemessen, und in Ansehung seiner guten oder schlechten Beschaffenheit untersuchet und gewürdiget wird.

Es darf weder gekalket, noch mit zu vieler Schlichte, welche eine Art von Mehlteig ist, womit es der Landmann gewöhnlich einschmieret, um ihm beym rohen Verkauf ein glatteres und schöneres Ansehen zu geben versehen seyn, sonst wird es zerschnitten, und auf Strafe erkannt, welche der über die Fabriken die Aufsicht führende, jedesmahlige Provinzial Kr. und Steuer-Rath, als beständiger Commissarius des Kammer-Departements, in wichtigen Fällen aber das Collegium selbst festsetzet.

Die Bleichung geschiehet auf eine doppelte Art, einmahl auf der holländischen Bleiche, nach einer in einigen Punkten verbesserten Methode: diese wird für Rechnung einer ansehnlichen Gesellschaft von Interessenten, aus der Mitte der mit Leinewand handelnden Kaufmannschaft betrieben, oder auf Privatbleichen, deren Eigenthümer ein ansehnliches Gewerbe treiben, unter diesen ist die Bleicherey auf dem adeligen Hause Milse, 2 Stunden von Bielefeld die beträchtlichste.

Verschiedene wollen behaupten, daß das Linnen bey der fabrikmäßigen Bearbeitung zwar schöner ins Auge falle, in den Privatbleichen aber mehr geschonet werde, mithin für die Folge dauerhafter bleibe. Man läßt diese Behauptung dahin gestellet seyn. Auf der holländischen Bleiche hat man indessen vor kurzem eine besondere Schau-Anstalt errichtet, woselbst mittelst einer Maschine jedes Stück Leinen, so wie es von der

Bleiche

Bleiche kommt, vor das Sonnenlicht gezogen, genau besichtiget und untersucht wird, ob es auch in der Bleiche Risse bekommen, oder sonst Schaden gelitten hat, ferner ob es nach der besondern Vorschrift für die Bleicher, behandelt worden oder nicht? Im Fall ein Fehler daran befunden wird, werden Maßregeln genommen, daß es nicht in den Handel kommt.

Das Löwent oder Lauenlinnen scheint seinen Namen von dem Stempel erhalten zu haben; mit welchem es bei der Besichtigung auf der Legge bezeichnet wird. Es muß solches gleichfalls auf die dazu bestimmten Leggen in den Städten gebracht werden, daselbst wird es gemessen, und gewürdiget. Es ist eine grobe Art von Sacklinnen, und wird in dem Amte Ravensberg, von dem daselbst gebaueten zum Theil auch aus dem Münsterschen angekauften Hanf, in dem Amte Limberg aber von der gröbsten Sorte von Flachsgarn verfertiget. Die Länge desselben ist willkührlich, gewöhnlich hält es 100 Leggeellen, in der Breite muß nach Vorschrift der Leggeordnung nicht allein auf 22 bis 23 Ginge geschieret werden, sondern es muß dasselbe auch, weil das Garn oftmahls ungleich ist, volle 27 Berl. Zoll halten, jede unrichtige Schierung wird scharf bestraft.

Die erstere Sorte von diesem Linnen wird von den Kaufleuten der Städte Versmold, Halle und Borgholzhausen den Bewohnern des platten Landes, welche es auf ihren Werkstätten verfertigen, abgehandelt, und damit ein ansehnliches Commerce nach Bremen getrieben, von wo es nach England und Amerika gehet, und zu Säcken und Sclavenkleidung gebraucht wird.

Die zweyte Sorte wird auf den Leggen zu Oldendorf im Ravensbergischen, im Fürstenthum Minden aber, auf den Leggen zu Rhaden, Levern und Dielingen meistbietend an gewissen Tagen verkauft.

Die Fabrikation des Letztern verbessert sich vorzüglich im Ravensbergischen Amte Limberg, und einigen andern Orten des Fürstenthums Minden, unter der Aufsicht zweyer Fabriken-Commissarien, wovon der eine im Amte Ravensberg, der andere in den Aemtern Limberg und Rahden angestellt ist. Durch einige ausgetheilte Prämien an diejenigen Unterthanen, welche das beste Product zur bestimmten Zeit vorzeigen ist es mit dieser Gattung bereits im Amte Limberg so weit gediehen, daß es ohne weitere Bleichung und Appretur in der nämlichen Beschaffenheit, wie es zur Leg-

ge gebracht wird, gleich, zu groben Bettbezügen und Laken, zu Hemden für gemeine Leute, und zu manchem andern häuslichen Gebrauche, genutzet werden kann.

Die Beschauung geschiehet übrigens auf den nämlichen Fuß, wie diejenige des feinern Warendorfer Linnen.

Man kann sicher rechnen, daß das Linnen und Garn-Commerce, nebst dem Flachshandel dieser Grafschaft einen jährlichen Erwerb von einer Million verschafft. Denn werden die eingeführten Artikel aufs genaueste nach ihrem Werth mit den ausgehenden balancirt, so bleibt nach den sichersten Berechnungen jährlich eine Handlungs-Bilanz zum Vortheil der Provinz, von Siebenmahl hundert tausend Reichsthalern, wovon obiges Commercium allein der Grund ist. Durch diesen durch die allgemeine Industrie der Einwohner bewirkten Handel, ist die Volksmenge denn auch zu einer solchen Höhe gestiegen, daß auf die □ Meile über 6000 Menschen gezählet werden.

Außer den oben angegebenen verschiedenen Arten von Leinwand, giebt es überall noch verschiedene Sorten, die angeführt zu werden verdienen. Hierher gehört: das **Hemden-Leinen**, die **Heden- oder Werrigleinwand**, welche überhaupt von **Hede** oder **Werrig** verfertiget wird. Die von der feinen Hede nennt man **Kleinheden Leinwand**, so wie die **Mittelleinwand** diejenige ist, welche aus dem kurzen Werrig, aus Flachs ausgehechelt ist, und Heede oder Werrig heißt, verfertiget wird; daher sie auch ihren Nahmen hat, und zwischen der flächsenen und hanfenen Leinwand das Mittel hält.

Hanfene Leinwand wird diejenige genannt, die aus hanfenen Garn verfertiget wird. Sie ist eigentlich die gröbste unter allen Gattungen von Leinwand, und wird mehrentheils zu den Packtüchern, in welche die Kaufleute ihre Waaren einzuschlagen pflegen, zu Säcken, Segeln u. s. w. gebraucht; an manchen Orten aber, wo eine gute Art Hanf

ge-

gebauet wird, die oft dem Flachſe nichts nachgiebet, wird auch aus dem Hanfe, zumahl, wenn ſolcher fein gehechelt, und ſo viel möglich fein geſponnen wird, eine gute Leinwand davon gemacht, die auf eben die Art, wie die flächſene gebraucht werden kann, und gebraucht wird. Beſonders hält dieſe Leinwand vortrefflich, und wird bey zweckmäßiger Bleichanſtalt auch ſehr weiß. Im Tecklenburgiſchen wird beſonders ſchöne Hanfleinwand gemacht, wovon im Art. **Leinwandmanufactur** weiter gehandelt wird.

Halbflächſene Leinwand, iſt ſolche, welche halb aus flächſenem, halb aus hanfenem Garn gemacht iſt, davon die eine Gattung zum Aufzuge, und die andere zum Einſchlage genommen wird.

Halbflächſene nennt man auch die, wo der Aufzug grobes flächſenes, und der Einſchlag feines hedenes Garn iſt, und dieſe Leinwand pflegt man auch **Heden in Flachſen** zu nennen.

Gemengte Leinwand nennt man diejenige, in welcher Seide oder Baumwolle mit eingewebt iſt. Die erſte, welche aus leinengarn, mit untermengter Seide gemacht iſt, heißt auch **ſeidene Leinwand**. Beyde Gattungen aber werden füglicher **halbſeidene** und **halbleinene**, imgleichen **halbleinene** und **halb baumwollene** Zeuge genannt. Zu den letztern gehört der Barchent, und einige andere aus leinenem und baumwollenem Garne gemengte Gewebe.

Da aber nicht alle Leinwand von gleicher Breite, ſondern manche ſchmahl, andere breit gewebt wird, welches auf die Gewohnheit eines landes oder einer Stadt, oftmahls aber auch auf die Verordnungen und Vorſchrift der Landesherrn oder obrigkeitlichen Perſonen ankommt: ſo iſt dieſes der Grund der Eintheilung in breite und ſchmahle Leinwand. Mehrentheils wird die leinwand von 1 bis

2 Ellen breit, selten darunter, oder darüber gewebt. Weiter macht man einen Unterschied unter dichter, und unter dünner oder klarer Leinwand. Ob aber wohl eine dichte Leinwand allezeit dauerhafter und besser ist, als eine dünne, weil sie mehr Faden in dem Kamme hat, als diese; wie denn z. B. eine gute niederländische Leinwand bis auf 5000 Faden, je nachdem das Garn fein oder grob, zähe und rein ist, und zum Einschlage das reinste Garn enthält; so ist dennoch eine Leinwand von mittlerer Dichtheit einer gar zu dicht gewebten vorzuziehen, indem die letztere leicht bricht. Uebrigens muß man sich wohl vorsehen, daß man nicht lose und dünne Leinwand, die zwar dicht seyn sollte, und auch äußerlich so zu seyn scheint, weil sie entweder gewalkt, oder ihr mit der Stärke und Rolle ein solches Ansehen gegeben worden ist, für dichte Leinwand ansehe und halte. Von dergleichen dicht scheinender, imgleichen von der gemeinen dünnen Leinwand hat man diejenige wohl zu unterscheiden, die mit Fleiß locker gewebt worden ist, und daher besonders Flohrleinwand, in der Prignitz von den Hausmüttern Gardinenzeug oder selbst gemachter Alar genannt wird.

Rohe Leinwand ist diejenige, deren Faden nicht gebleicht ist, und die so geblieben ist, wie sie vom Weberstuhl gekommen. Sie läßt sich also füglich wieder in zwey Gattungen eintheilen, nähmlich in solche, die noch gebleicht werden soll, und in andere, die beständig ungebleicht bleibt. Die Leinwand welche noch gebleicht werden soll, wird, um den darin steckenden sogenannten Schnitt oder die Schlichte, das ist, die aus Mehl und Fett gekochte Seife, womit der Aufzug auf dem Weberstuhl mittelst Bürsten bestrichen wird, und welche die Leinwand, wenn solche lange ungebleicht und ungewaschen

waſchen liegen bleiben ſollte, ſchaden könnte, aus derſelben heraus zu bringen, eine Nacht in kaltes Waſſer geſteckt, ausgekocht, wieder getrocknet und zuſammen gelegt, und ſo bis zur Bleiche aufgehoben oder verſandt. Derjenigen Leinwand, welche beſtändig ungebleicht bleiben ſoll, wird der Schnitt oder die Schlichte nicht genommen, indem dieſe zu deren Anſehen und Steifigkeit viel beyträgt. Manches Mahl wird ſie auch noch über dieſes mit einem Stein, Holz oder Knochen geglättet, damit ſie Glanz bekommt. Dieſe dient zu Wachs- Tapeten- Sack- Mahler- Futter- und anderer Leinwand.

Alle rohe Leinwand hat die Farbe, die das Garn, woraus ſie gewebt worden iſt, natürlicher Weiſe hat, und daher ſieht die rohe flächſene Leinwand grau aus; die vom Hanf aber gelblich oder bräunlich, und dies iſt der Grund, warum man die rohe Leinwand manches Mahl **graue Leinwand**, franzöſiſch Toile biſe, zuweilen aber **gelbe Leinwand**, Toile jaune, nennt, welche letztere jedoch von der mit Fleiß gelb gefärbten Leinwand unterſchieden werden muß.

Gebleichte oder weiße Leinwand, franz. Toile blanche, iſt diejenige, welche unter freyem Himmel ausgeſpannt, durch öfteres Anfeuchten mit verſchiedenen Laugen, und vielfältiges Beſprengen mit Waſſer, mittelſt der Sonnenſtrahlen eine weiße Farbe angenommen hat. Man ſehe den Art. **Leinwandbleiche**.

Eine halb gebleichte, oder halb weiße Leinwand, (Toile mi-blanche, oder Toile boulavardée,) nennt man diejenige, die nicht völlig weiß gebleicht iſt. Mehrentheils iſt es hänfene Leinwand, indem die flächſene nicht leicht dieſe Zurichtung erhält.

2 Ellen breit, selten darunter, oder darüber gewebt. Weiter macht man einen Unterschied unter dichter, und unter dünner oder klarer Leinwand. Ob aber wohl eine dichte Leinwand allezeit dauerhafter und besser ist, als eine dünne, weil sie mehr Faden in dem Kamme hat, als diese; wie denn z. B. eine gute niederländische Leinwand bis auf 5000 Faden, je nachdem das Garn fein oder grob, zähe und rein ist, und zum Einschlage das reinste Garn enthält; so ist dennoch eine Leinwand von mittlerer Dichtheit einer gar zu dicht gewebten vorzuziehen, indem die letztere leicht bricht. Uebrigens muß man sich wohl vorsehen, daß man nicht lose und dünne Leinwand, die zwar dicht seyn sollte, und auch äußerlich so zu seyn scheint, weil sie entweder gewalkt, oder ihr mit der Stärke und Rolle ein solches Ansehen gegeben worden ist, für dichte Leinwand ansehe und halte. Von dergleichen dicht scheinender, imgleichen von der gemeinen dünnen Leinwand hat man diejenige wohl zu unterscheiden, die mit Fleiß locker gewebt worden ist, und daher besonders Flohrleinwand, in der Prignitz von den Hausmüttern Gardinenzeug oder selbst gemachter Klar genannt wird.

Rohe Leinwand ist diejenige, deren Faden nicht gebleicht ist, und die so geblieben ist, wie sie vom Weberstuhl gekommen. Sie läßt sich also füglich wieder in zwey Gattungen eintheilen, nähmlich in solche, die noch gebleicht werden soll, und in andere, die beständig ungebleicht bleibt. Die Leinwand welche noch gebleicht werden soll, wird, um den darin steckenden sogenannten Schnitt oder die Schlichte, das ist, die aus Mehl und Fett gekochte Seife, womit der Aufzug auf dem Weberstuhl mittelst Bürsten bestrichen wird, und welche die Leinwand, wenn solche lange ungebleicht und ungewaschen

waſchen liegen bleiben ſollte, ſchaden könnte, aus derſelben heraus zu bringen, eine Nacht in kaltes Waſſer geſteckt, ausgekocht, wieder getrocknet und zuſammen gelegt, und ſo bis zur Bleiche aufgehoben oder verſandt. Derjenigen Leinwand, welche beſtändig ungebleicht bleiben ſoll, wird der Schnitt oder die Schlichte nicht genommen, indem dieſe zu deren Anſehen und Steifigkeit viel beyträgt. Manches Mahl wird ſie auch noch über dieſes mit einem Stein, Holz oder Knochen geglättet, damit ſie Glanz bekommt. Dieſe dient zu Wachs-Tapeten-Sack-Mahler-Futter- und anderer Leinwand.

Alle rohe Leinwand hat die Farbe, die das Garn, woraus ſie gewebt worden iſt, natürlicher Weiſe hat, und daher ſieht die rohe flächſene Leinwand grau aus; die vom Hanf aber gelblich oder bräunlich, und dies iſt der Grund, warum man die rohe Leinwand manches Mahl graue Leinwand, franzöſiſch Toile biſe, zuweilen aber gelbe Leinwand, Toile jaune, nennt, welche letztere jedoch von der mit Fleiß gelb gefärbten Leinwand unterſchieden werden muß.

Gebleichte oder weiße Leinwand, franz. Toile blanche, iſt diejenige, welche unter freyem Himmel ausgeſpannt, durch öfteres Anfeuchten mit verſchiedenen Laugen, und vielfältiges Beſprengen mit Waſſer, mittelſt der Sonnenſtrahlen eine weiße Farbe angenommen hat. Man ſehe den Art. Leinwandbleiche.

Eine halb gebleichte, oder halb weiße Leinwand, (Toile mi-blanche, oder Toile boulavardée,) nennt man diejenige, die nicht völlig weiß gebleicht iſt. Mehrentheils iſt es hänſene Leinwand, indem die flächſene nicht leicht dieſe Zurichtung erhält.

Weißgarnige Leinwand iſt diejenige, welche ich in dieſem Artikel S. 447. unter dem Bretagniſchen Cres, (engl. Lochreas und Dowlas) angeführt habe, und wo das Garn ehe es verwebt wird, ſchon gebleicht iſt.

Bunte Leinwand, wird überhaupt alle die Leinwand genannt, welche aus Faden von verſchiedenen Farben, als roth und weiß, grün und weiß, u. ſ. w. beſteht.

Noch weiter wird die Leinwand eingetheilt, in glatte und gemodelte, geſtreifte, gegitterte, würfelige und geäugelte. Glatte Leinwand nennt man jede Leinwand, die ſchlechthin, d. i. ohne Erhöhungen, Muſter, Blumen, Streifen u. ſ. w. gewebt iſt; und die gemeinſte, deren Gebrauch unſtreitig der ſtärkſte iſt.

Gemodelte oder bildgemodelte Leinwand, façonirte, figurirte, gezogene Leinwand, gezogene damaſtene Leinwand, leinener Damaſt, Leinwand auf Damaſtart, heißt diejenige hänfene oder flächſene Leinwand, auf welcher verſchiedene eingewirkte Figuren oder Muſter zum Vorſchein kommen. Man hat deren von verſchiedenen Farben, als ganz weiße, und bunte, welche letztere wieder blau und weiß, roth und weiß, oder weiß und grau iſt. Hierüber wird unter Leinwandmanufactur mehr vorkommen.

Geſtreifte Leinwand heißt diejenige, welche mit weißen und farbigen Streifen der Länge nach durchzogen iſt. Man hat aber auch dergleichen, wo die Streifen in die Breite gehen. Geäugelte und gewürfelte Leinwand, heißt die doppelte der Länge und der Breite nach geſtreifte und alſo mit Augen, Würfeln oder Rauten verſehene Leinwand. Sonſt nennt man auch geäugelte Leinwand, eine gewiſſe Art überſchüſſige Leinwand

wand, welche auf der einen, oder rechten Seite, Flecken von beliebigen Farben hat, in deren Mitte wieder die Grundfarbe der Leinwand zu sehen ist, und da diese Flecken einem Auge ähnlich sehen, so nennt man diese Leinwand geäugelte. Auf der unrechten Seite liegt dieses zu den Augen eingeschossene Garn von einem Auge bis zu dem andern über, woher diese Leinwand auch nur auf einer Seite getragen werden kann. Solcher überschüssiger Leinwand giebt es viele Sorten, theils mit Blumen, theils mit andern Figuren.

In Ansehung der weitern Zubereitung ist theils die gebleichte, theils die ungebleichte, gewichste, geleimte, gestärkte, gefärbte, gedruckte, bemahlte und mit Blumen von Goldblättern gezierte Leinwand.

Gewichste, oder gewächste, auch gefirnißte Leinwand, insgemein Wachsleinwand genannt, ist eine Leinwand, die mit einem gewissen Gemenge aus Wachs oder Harz, und einigen andern Zuthaten, die unter einander gemischt werden, überzogen worden ist. Von ihren verschiedenen Gattungen und Gebrauch, wie auch von dem Handel damit, wird man im Art. Wachsleinwand weiter nachlesen, weil dieses Product als Wachsleinwand nicht eigentlich mehr unter Leinwand an und für sich gerechnet werden kann.

Geleimte steife Leinwand, Starrleinwand und Scheuer, nennt man diejenige Leinwand, welcher man mit Gummi oder Leim einen gewissen Grad Steife gegeben hat. Es giebt dieser von verschiedener Gattung, feine und grobe. Die ganz starre und grobe, welche eigentlich Starrleinwand, oder Scheuer schlechthin, franz. Bougran, heißt, und die man von verschiedenen Farben, als schwarz, grau, braun u. s. f. hat, wird in die Kleider unter

men jetzt tragen, und ich führe dieſes an, damit man ſich allenfalls nicht jeder Wäſcherinn anvertraue — die mehrere Wäſchen hat, indem zugleich mit ſolchem Kleide ein anderes feines Stück Zeug auch gewaſchen werden könnte, in welchem ſich Ueberbleibſel von den bekannten Queckſilberſalben befinden, welche häufig in Galanteriekrankheiten verſchrieben werden.

Ein Mehreres von dieſer mit Geld gedruckten Leinwand leſe man in Wilhelm Lewis Zuſammenhang der Künſte. I Th. 1 Band S. 365.

Nach der Art, wie die Leinwand verkauft zu werden pflegt, wird ſie eingetheilt in Bällchen- oder Ballen-Schock Weben- Roll Korb und Rollleinwand. Bällchen- oder Ballenleinwand heißt diejenige die nach kleinen oder großen Rollen, von 15, 20, 30, und mehr Ellen verkauft wird. Schockleinwand wird diejenige genannt, die nach Stücken von einem Schock, d. i. 60 Ellen verhandelt wird. Webenleinwand heißt diejenige, die nach der Webe von 72 Ellen verkauft wird. Rollleinwand nennt man diejenige, welche in großen Rollen zu 100 und mehr Ellen verkauft wird, wie beſonders bey verſchiedenen Gattungen weſtphälischer Leinwand geſchieht. Korbleinwand nennt man diejenige Leinwand, die in Körbe gepackt, verſandt, und ſo verkauft wird, welches beſonders bey der Herforder und einigen andern Gattungen weſtphälischer Leinwand geſchieht.

Rollleinwand wird diejenige genannt, welche von ausgezeichneten Stücken klein gerollt wird.

Nach der Gebrauch, zu dem die Leinwand, wo nicht bereitet und ganz allein, doch vorzüglich und am allergewöhnlichſten angewandt wird, giebt ihr verſchiedene Nahmen. Dergleichen ſind Ma-

nufac-

tratzen- Pack- Sack- und Siebleinwand oder Beutelnuch.

Ferner giebt es verſchiedene Arten der Leinwand, die den Nahmen Leinwand ganz verlieren, und dagegen andere, manches Mahl von dem Eigenſinn der Leute oder von einem ſinnreichen Einfalle herrührende Nahmen annehmen, dennoch aber wirkliche Leinwand ſind. Dergleichen ſind Zwillich, Cannefaß, Schleyer, Segeltuch, Auffertuch, Kammertuch, Batiſt, Neſſeltuch, Contil, Linon, Truffette, Platille, Guibert, Cretonne, Blancard, Polizeau, Grands-Brins oder Hauts-Brins, Grande Roſe, Amour oder Lacq d'Amour, Gremade, Coeurfleuri und mehrere andere von welchen insgeſammt man in der neu eröffneten Akademie der Kaufleute, der im encyklopädiſchen Kaufmannslexikon des Prof. Carl Günther Ludovici — umgearbeitet von Joh. Chriſt. Schedel, Leipzig. 1798. nachſehen kann.

Eben ſo giebt man auch der Leinwand nach den Ländern und Städten, wo ſie gemacht werden, oder wo man ſie zuerſt zu machen angefangen hat, oder auch von denen, die zuerſt damit gehandelt haben, den Nahmen, und wenn in andern Ländern oder Städten eine Art Leinwand nachgemacht wird, wie es der Fall in Schleſien, Frankreich und Weſtphalen iſt, ſo behält man doch häufig die Nahmen bey, und der Leinwandkäufer muß dieſes wiſſen, verſtehen, und die Leinwand kennen, um ſich und andere nicht zu hintergehen. Daher kommen im Deutſchen auch die verſchiedenen Nahmen, als: Holländiſche, Frieſiſche, Schleſiſche, Lauſitziſche, Sächſiſche, Thüringiſche, Schwäbiſche, Polniſche, Ruſſiſche, Mähriſche, Glätzer, Weſtphäliſche, Schweitzer, Franzöſiſche u. ſ. f. Nach den holländiſchen Leinwanden ſind die ſchleſiſchen, böh-

miſchen, lauſitzer, weſtphäliſchen und die aus dem Schweitzerlande kommenden Leinwande die bekannteſten in Deuſchland ſowohl als auch ſelbſt in vielen andern Reichen und Welttheilen.

Von aller Leinwand aber iſt die holländiſche die glatteſte, zarteſte, dichteſte, und ohngeachtet ihrer Feſtigkeit dennoch die feinſte unter allen, wovon ſchon verſchiedentlich gehandelt worden; jedoch iſt nicht alle Leinwand, welche für holländiſche verkauft wird, wirklich in Holland gewebt, wovon auch ſchon geſagt worden, noch viel weniger ſolche, wenn ſie auch in Holland gewebt iſt, aus dort geſponnenem Garne gemacht, ſondern es giebt, wo nicht mehr, doch gewiß dreyerley Gattungen von holländiſcher Leinwand, wovon ich auch ſchon gehandelt, nähmlich: die erſte wird verfertiget von ſchleſiſchem, böhmiſchem oder heſſiſchem Eintrage oder Einſchlage, der Aufzug oder die Kette iſt von holländiſchem, oder auch aus oldenburgiſchem und weſtphäliſchem Flachſe geſponnenem Garn, welchen Flachs ſie noch einmal brechen, und auf eine beſondere Art hernach bereiten, wovon im Art. Lein ſchon verſchiedenes vorgekommen. Und dieſe Gattung Leinwand behalten die Holländer mehrentheils für ſich ſelbſt, weil ſie glauben, die Ausländer bezahlen ihnen ſolche nicht nach Werth. An der zweiten Gattung iſt ſowohl der Aufzug, als der Einſchlag von deutſchem Garne; ſie iſt aber in Holland gewebt. Die dritte Gattung iſt feine in Deutſchland, beſonders in Schleſien gewebte Leinwand, welche die Holländer roh eingekauft, nach ihrer Art zugerichtet, und ihr die ſchönſte holländiſche Bleiche gegeben haben, wovon im Art. Lein ſchon gehandelt worden.

Die vornehmsten Eigenschaften, welche eine gute hänfene oder flächsene Leinwand an sich haben, und worauf man also bey deren Einkauf sehen muß, sind folgende:

1) Muß solche wohl gewebt, d. i. auf dem Weberstuhl gut und fest geschlagen seyn.

2) Muß sie entweder ganz von flächsenem, oder hänfenem Garne seyn, und nicht aus einem Gemenge von beyden, weder im Aufzuge noch im Einschlage, bestehen.

3) Das Garn, das man dazu gebraucht, es mag solches hänfenes oder flächsenes seyn, muß eines Theils nicht verdorben, andern Theils aber von gleichem Gespinnste seyn, sowohl das welches zum Aufzuge als zu dem Eintrage und zu den Sahlleisten genommen wird.

4) Die Kette muß die gehörige Anzahl Faden haben, welche an den Orten, wo die Leinwand gewebt wird, vermöge der vorhandenen Verordnungen, für die Breite festgesetzt wird.

5) Die Leinwand selbst muß weder nach der Länge, noch nach der Breite, ausgezogen oder gedehnt seyn.

6) Sie muß in der Mitte des Stücks und an beyden Seiten von gleicher Dichtigkeit, Güte und Feine seyn.

7) Sie muß so wenig Zurichtung haben, als nur immer möglich ist, das heißt, weder mit Gummi oder Stärke gestärkt, noch mit Kalk gebleicht, oder zugerichtet, auch nicht gewalkt, gerollt, oder auf eine andere Art so zugerichtet seyn, daß die Fehler und Mängel derselben verdeckt, und den Augen entzogen werden.

8) Die Leinwand muß durchaus keine Reißstellen haben; solche entstehen, wenn der Weber nicht Acht auf die abgerissenen Faden des Auf-

zuges

zuges giebt; werden dieſe nicht ſogleich wieder angeknüpft, ſo entſteht dadurch eine Lücke oder ein Streif, der ſich ſogleich auszeichnet und mit dem Eintrage nicht verdecken läßt; und

9) muß die Leinwand auf dem Stuhle nicht zu ſtark mit dem Sperrholze angeſpannt geweſen ſeyn, wodurch nicht allein die Seiten ungleich werden, ſondern es entſtehen daraus auch Löcher.

Leinwandappretur; iſt diejenige Zurichtung der Leinwand, wodurch ſie einen Glanz und überhaupt ein ſchönes Anſehen erhält. Man ſehe die Artikel **Leinwandbleiche** und **Leinwandmanufactur**.

Leinwandballen; ſ. **Leinwandhandel**.

Leinwandbläuen, (das) ſ. Th. V. der Encyklopädie, S. 622. im Art. **Bläuen**. Uebrigens wird aber noch in den Artikeln **Leinwandbleiche** und **Leinwandmanufactur** hiervon mehr vorkommen.

Leinwandbleiche, oder das Bleichen der Leinwand iſt das Geſchäfte, vermöge welches man durch Gähren, Beizen in alkaliſchen Laugen, Ausbreiten an der Luft und Sonne, und vielfältiges Begießen mit reinem weichem Waſſer, nach und nach alles, welches die natürliche weiße Farbe unterdrückte, aus der Leinwand wegbringt, und alſo ſchneeweiß macht. Es iſt hier die Rede von einer jeden Sorte Leinwand, ſie ſey von Hanf oder von Flachs verfertiget worden. Der Baſt des Flachſes und des Hanfes iſt mit einem unreinen harzigen Weſen angefüllt, welches ſeine natürliche weiße Farbe in eine unanſehnliche graue verwandelt. Da nun aber die Mode ſowohl, als die Reinlichkeit, und beſonders auch das Färben die ſchönſte weiße Farbe erfordert, ſo iſt das Bleichen ein unentbehrliches Geſchäfte bey den Leinwandmanufacturen.

Im Artikel Leingarnbleiche findet man schon einen Theil des Bleichwesens abgehandelt, allein da man dort nicht von der Leinwand reden konnte, so wie hier nicht von dem Garne, so mußte diese nahe verwandte Materie in zwey von einander abgesonderten Artikeln abgehandelt werden.

Die harzigen Substanzen im Flachse können durch die Alkalien aufgelöset werden; zu dem Ende aber ist es nöthig, daß diese Salze bis ins Innerste der Fasern dringen. Da nun der natürliche Bau derselben, und hernach auch noch das Spinnen und Weben die Dichtigkeit vermehren, so muß man sich solcher Handgriffe bedienen, die jene Körper auflockern, den Alkalien also bis ins Innerste der Zusammensetzung den Weg bahnen, und das Aufdünsten der flüchtig gewordenen Theilchen auf der Bleiche erleichtern können.

Das Wasser erweicht das Gewebe der Gewächse, die Wärme dehnt die Luft in den Zwischenräumchen, und also auch diese aus, macht sie größer, und erleichtert das Zudringen der alkalischen Theilchen; und die Gährung befördert die Auflösung der ungleichartigen Bestandtheile durch die Laugensalze, und macht sie flüchtig, so daß sie hernach durch Sonne, Luft und Wärme, völlig aufgelöset, verdünsten können. Alle diese Hülfsmittel gehörig zu gebrauchen, und kunstmäßig mit einander abwechseln zu lassen, macht die ganze Kunst des Bleichens aus.

Man hat viele verschiedene Methoden beym Bleichen, die theils zweckmäßiger, theils unvollkommen, theils aber auch überflüssig sind, indessen ist so viel gewiß, daß die grobe Leinwand nicht so viele Behutsamkeit und Umstände erfordert, als die feine. Wenn daher in der Lausitz, Schlesien, zu Chemnitz, Altona, Braunschweig, Nitt-

berg,

berg, Mannheim, im Herzogthum Berg, in Westphalen u. s. w. kostbare Leinwand gebleicht wird, so scheint es manches Mahl doch, als ob diese Bleichen das Schöne nicht ertheilen können, wie es in Frankreich, Flandern, Brabant, Holland und St. Gallen geschieht. Unsere Hausbleichen in der Mark Brandenburg und verschiedenen angränzenden Ländern, sind gegen eben hier genannte Bleichen aber nicht zu rechnen. Man macht wenig Umstände mit der Leinwand. Die Bauerfrauen büken, oder bauchen nur ihre Leinwand in der Asche die sie haben, obwol sie keine andere als Holzasche nehmen, und legen sie alsdann in ihren Garten, oder wo sie können auf einen Grasplatz, wo sie in der Nähe eine Pfütze, einen Graben, oder einen kleinen Born haben, der nur klares Wasser giebt. Durch ordentliches Abwechseln der Büke und des Bleichens, erhalten sie endlich auch eine weiße Leinwand, wiewohl nicht in dem Grade, wie die Bleicher solche weiß machen.

Diejenigen Hausmütter hingegen, welche schon mehr auf feine weiße Leinwand geben, als vorhin gedachte Bauerfrauen, machen schon etwas mehrere Umstände. An der groben Leinwand, so wie sie vom Weber kommt, nähen sie Strippen oder Schleifen entweder von Bindfaden, oder von dem sogenannten Drähmt nachdem beyde Enden umgesäumet worden, damit sie nicht ausreißen, welches an den Seiten nicht nöthig ist. Nach Maßgabe der Breite der Leinwand werden an beyden Enden, (die beyden Eckschleifen mit gerechnet,) vier oder fünf solcher Schleifen angenähet. In Hinsicht der Länge ist die Zahl der Schleifen unbestimmt, und richtet sich nach der Länge des Stücks; gewöhnlich befestigt man aber

alle

alle 2 oder 3 Ellen auf jeder Seite eine Schleife, und beobachtet vorzüglich dieſes, daß ſich die Schleifen alle gerade gegen einander über befinden. Mit feinerer Leinwand, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, kann man des Reißens wegen ſo nicht verfahren; es werden daher ſowohl an die Enden, als die Seiten handbreite Säume von gröberer Leinwand genähet, an welchen man die Schleifen befeſtiget. Durch dieſe Schleifen werden hernach auf der Bleiche die Stücke mit in die Erde geſteckten Pflöcken (Bleichpflöcken) wider die Windſtöße geſichert, gerade, und feſte gehalten. Solches zeigt die Figur 4487.

Die Wahl der Bleichſtellen ſetzt unſere Hausmütter oft in Verlegenheit, indem ſie manches Mahl gar keine ſchicklichen Plätze dazu haben, manches Mahl aber auch ſchlechtes Waſſer, und wiederum findet ſichs, daß ſie wohl einen Bleichplatz hätten, der aber entweder wegen Entfernung vom Wohnhauſe, zu viele Umſtände in Hinſicht des Wachens macht, oder nur mit großen Koſten ſicher bewacht werden kann, woher viele des Abends ihre Leinwand von der Bleiche auch nach Hauſe nehmen, und ſie des Morgens wieder auf den Bleichplatz bringen. Können ſie es aber haben, (ich rede hier nur bloß von unſerer ländlichen Hausbleiche,) und es wollen ſich verſchiedene dazu dienende Umſtände günſtig zeigen, ſo ſieht man auf die Nähe eines fließenden, oder auch ſtehenden, aber auch klaren, weichen Waſſers, und man zieht zum Lager der Leinwand oft dürre Sandflächen den ſtark graſigen Plätzen vor; hat man letztere aber, ſo mähet man zum öftern das Gras ab, weil das lange Gras, wenn es auf irgend eine Art gequetſcht wird, abfärbt, und die Leinwand leicht fleckigt werden könnte. Wer das Gras aber nicht mähet, pflegt längere Pflöcke

zu

zu haben, damit man die Leinwand über dem Grase ausspannen könne, damit die Stücke das Gras nicht unmittelbar berühren. Doch dies thun sehr wenige. Indessen ist nicht zu läugnen, daß man, wenn die Leinwand höher und zwar etwas schief, gegen die Sonne mit ihrer Fläche gerichtet, gespannt würde, wozu denn die Pflöcke der einen Seite länger seyn müssen, als die auf der andern, ungleich vortheilhafter bleichen könnte, indem diese Richtung gegen die Sonne das Begießen und wechselnde Abtrocknen ungemein erleichtern müßte. Flußwasser ist in unsern Gegenden hierzu das beste, stehendes Wasser nicht so gut, so wie auch nicht gesammeltes Regenwasser, und am schlechtesten ist das Brunnen- oder Sumpfwasser zur Bleiche.

Den Anfang macht man in diesen Gegenden mit dem Auslegen der Leinwand der Bleiche, gewöhnlich mit dem Anfange des Mayes; ist das Wetter aber gut, so fängt man etwas früher an. Die Personen, welche die Bleiche bedienen, müssen dabey mit bloßen Füßen gehen, damit mit den Schuhen keine Löcher in die Leinwand getreten werden, oder die Lohe vom Leder nicht Flecken mache, oder auch die Schuhpinnen, womit häufig der Landleute Schuhe beschlagen sind, keine Eisenflecke geben. Sind Lauflecke oder Bükflecke in die Leinwand gekommen, so ist das Frauenzimmer, welches einen Vorrath von Urin zu haben glaubt, bereit, solchen auf den Fleck zu lassen, worauf alsobald ausgerauftes Gras gestreut wird. Dieses hält man fast allgemein für das schnellste und wirksamste Mittel, solche Flecke aus der Leinewand zu bringen.

Die Frühlingsbleiche hält man für die schönste und kürzeste von allen übrigen, und der Landmann richtet

richtet sich damit, nicht ganz zweckwidrig, nach der Zeit der Baumblüthe.

Man fängt aber auf zweyerley Art die Bleiche an, und eine Haushaltung hält die eine Methode besser, eine andere hingegen die andere Weise. Die erste Art die Bleiche anzufangen ist diese: daß die Leinwand sogleich, ehe sie in die Luft kommt, gebüket wird, womit man alle acht Tage fortfährt, und zu welchem Ende die Leinwand alle Sonnabend nach Hause genommen, und des Montags wieder heraus gebracht wird, womit man so lange fortfährt, bis die Leinwand weiß ist. In den kleinen Städten, wo man vor den Stadtthoren Bleichplätze hat, und wo sehr oft nur Arbeitsleute das Bleichen und die Wache bey dem Leinen übernommen haben, also nicht so eingerichtet sind, daß sie die ganze Procedur besorgen können, bringen diese auf Schiebkarren des Sonnabends den Eigenthümern die Leinwand zur Büke ins Haus, und holen sie am Montage wieder ab. Wenn die Leinwand weiß ist, und der Bleicher oder die Bleichfrau bringt solche, so erhält z. B. in Kyritz in der Prignitz der Bleicher für alle seine Mühe, 2 Groschen für jedes Stück Leinwand, welches dort 12 Ellen gerechnet wird. Ist das Stück länger, so bezahlt man nach dieser Richtschnur mehr. Für Garn, es sey fein oder grob, wird für das Pfund 3 Groschen bezahlt. Bey der vielen Mühe, welche die Bleicher hier haben, scheint es nur eine geringe Bezahlung zu seyn, allein, da die Leute die Menge zu bleichen haben, so merkt man, daß sie, wenn sie nur gute Wirthe sind, sich dabey dennoch sehr wohl stehen. Von dem Büken selbst, welches bey der Bleiche nothwendig ist, findet man schon in der Encyklopädie Th. IV. S. 153 fgg. im Artikel Bleichfaß etwas abgehandelt. Wer aber ein solches Bükfaß, oder wie man

auch

auch hat, eine Bütte, nicht kennt, wie es der Fall in großen Städten wohl seyn kann, der siehe die Figur 4488. und ich merke dabey an, daß nicht alle Bottiche Tragstäbe haben, wie diese Figur zeigt, nämlich solche Stäbe, die oben hoch über die andern hervorragen, und durch welche jeden oben ein so großes Loch ist, daß man mit einem Tragstocke hindurch fahren kann, auf welchen zwey Leute ein solches angefülltes Faß an einen bestimmten Ort auf den Schultern hintragen. Diese Art pflegt man sonst auch Zuber oder Zeber, plattdeutsch Tüper zu nennen; und da ich jetzt nur noch von kleinen Bleichen für einzelne Hauswirthschaften handele, so bedient man sich solcher hierzu, wenn man nur wenig Leinwand hat. Für mehrere Leinwand hat man größere Bottiche, die auch bey großen Wäschen gebraucht werden. Diese sind höher in den Stäben, haben einen viel weitern Umfang, und keine Tragstäbe, weil sie mit vollem Zeuge doch nicht getragen werden können. Solche Bottiche, wer es haben kann, braucht man nie anders, als zu solchen Dingen, die mit Lauge, Asche und dergleichen verarbeitet werden müssen, wohin vorzüglich die Wäsche und das ländliche Seifenkochen gehört, indem man beym letztern Fall die Asche und den Kalk darein bringt, um die Seifenlauge zu verfertigen. Dies geschieht aber nur im Nothfall, denn wer eine vollständige Wirthschaftsemporge hat, hält auch für das Seifekochen ein besonderes Aescherfaß. Die Asche bleibt darin, nachdem man die Lauge zur Seife davon genommen, und wenn man wieder Lauge gebraucht, so gießt man, einen, oder ein Paar Eimer voll Wasser des Abends darein, und zapft am andern Morgen die Lauge wieder ab.

Gewöhnlich stellet man die Bükfässer auf einen großen hölzernen Dreyfuß; es ist unten in dem Boden des Fasses ein Loch, worin sich ein über die Stäbe des Fasses hervorragender Stock befindet, mittelst dessen man die Lauge, indem man ihn in die Höhe zieht, ablassen, oder zurück halten kann.

Die andere Art die Bleiche anzufangen, besteht darin, daß man nicht zuvor büket, sondern die Leinwand nur zuvor eine Nacht in Wasser einweicht, und dies nennet man hier zu Lande, aus der Schlichte bleichen. Man weicht nähmlich die Leinwand eine Nacht oder zwölf Stunden in kaltes Wasser ein, und dieses anfängliche Einweichen der rohen Leinwand ist, der oft sehr fetten Schlichte wegen, nothwendig. Nach Verlauf erwähnter Zeit zapfet man das Wasser ab, da man findet, daß es unrein und schmutzig ist. Hierauf gießet man noch einige Mahl auf solche Weise frisches Wasser darauf. Einige Hausmütter binden sich aber so genau nicht an diese Regel, denn sie weichen ihre Leinewand etwa 8 Tage vor dem Auslegen in kaltes Wasser ein, und geben ihr nur ohngefähr alle zwey Tage frisches Wasser. Ist dieses geschehen, so spannen sie (gemeiniglich) vom Montage bis zum Sonnabend die Leinwand auf der Bleiche aus, wobey das beobachtet wird, daß, so lange das Stück sich auf der Bleiche befindet, man es nach Verlauf einer halben Woche umwendet, damit die andere Seite auch von der Sonne und Luft eben so viel erhält, als die erste, und dieses Verfahren behält man die ganze Bleichzeit hindurch bey. Nun wird die Leinwand also bis zum Sonnabend fleißig begossen, und alsdann nimmt man sie zur ersten Büke nach Hause.

Der Herr Profeſſor Halle ſagt in ſeiner Abhandlung von der Leinenmanufaktur S. 161. daß man bey der Leinwandbüke ſogleich heißes Waſſer auf die Aſche, welche ſich auf dem Aeſcherlaken befindet, gieße, und ſcheint voraus zu ſetzen, daß die Leinwand eben ſo, wie die Hauswäſche in das Bükfaß eingelegt werde, wie ſolches auch an andern Orten gebräuchlich iſt, wo vorzüglich feine Leinwand gewebt wird, wovon ich weiterhin handeln werde. Dieſes wollen unſere bleichverſtändigen Hausmütter aber nicht wagen; ſie nehmen vielmehr den auseinander gewickelten Leinwandballen mit den Händen von einem Ende an, ſo zuſammen, als wollten ſie das ganze Stück die Quere hindurch in lauter Falten legen, und ſo ſtauchen ſie das ganze Stück nach und nach in das Bükfaß hinein, oben darüber wieder mehrere Stücke, ſo viel ſie haben, oder wollen, und dieſes deshalb, damit die Lauge deſto eher und beſſer in die Leinwand dringe. Darauf verfahren ſie ſo, wie ich das Büken im Art. Leinengarnbleiche, S. 296. deutlich beſchrieben habe, weil ſie aus Erfahrung behaupten, daß ſogleich aufgegoſſene heiße Lauge den Schmuz der Leinwand mehr einbrenne, als herausbringe. Vielleicht könnten ſie aber beſſer mit warmen Waſſer anfangen.

Wer es haben kann, nimmt zu dieſer Bükaſche gerne Büchenaſche, in Ermangelung deren aber muß man andere Aſche (nur keine Torf- oder Kohlenaſche) nehmen, oder zukaufen. Von dieſer aber gehört mehr dazu, eine ordentliche Lauge zu machen. Zwiſchen der zugekauften Aſche iſt ſehr häufig Sand. Dieſer läßt ſich mittelſt des Siebens nicht heraus bringen; aber er verurſacht wenigſtens zuerſt die Unannehmlichkeit, daß

daß er sich sogleich auf das Aeſcherlaken ſetzt, die Zwiſchenräume verſtopft, und alſo den Durchgang der Lauge verhindert. Um alſo ſolches zu verhüten, ſchüttet man die Aſche in ein großes Faß oder einen Zober, gießet Waſſer darüber, rühret ſie ſtark mit einem Beſen durch, worauf ſich der gegen die Aſche ſchwere Sand bald zu Boden ſetzt, und darauf gießt man die reine Aſche ab.

Viele Hausmütter aber nehmen gar keine Aſche, ſondern büken bloß mit der ſogenannten ſchwarzen, oder grünen Seife, womit ſie die Leinwand einſchmieren, und dann, wie oben beſchrieben worden, das Waſſer darüber gießen. Feine Leinwand bedarf weniger Büken als die grobe, und man kann hier keine beſtimmte Vorſchrift über die Zahl des Bükens geben, weil ſolches jede Hausmutter ſelbſt ſehen muß, ob, und wenn ihre Leinwand weiß genug iſt. Es kann daher eine feine Leinwand mit drey Büken genug haben, da hingegen die grobe vier bis fünf derſelben haben muß, und wenns ein naſſer trüber Frühling iſt, muß man noch öfter büken.

Zu der Aſchbüke in der Priegnitz, wo man nach ſogenannten Reken rechnet, deren jede ein Stück von zwölf Ellen iſt, rechnet man in jeder Büke auf die Reke eine Metze Aſche, und auf das Pfund Garn eine halbe Metze. Beym Ausnehmen der Leinwand aus dem Bükfaſſe ſehen die Bleicherinnen ſogleich, ob die Aſche gut geweſen, und ob die Leinwand gut werden wolle; denn, wenn die Aſche gewirkt hat, zeigt ſich die Leinwand wolkigt, indem ſie alsdann gelb und grau ausſieht, welches man **Blumen** nennet.

Eben in der Priegnitz ſowohl als andern Gegenden giebt es Hausmütter, die das Büken der Leinwand zur Bleiche gänzlich verwerfen, und

ſagen; ſie wollen ihre Leinwand nicht verbrennen. Daher kochen ſie, wenn ſie die Leinwand auf das Bükfaß gebracht haben, zuvor ſtarke Lauge von Aſche, und gießen ſolche kalt auf die Leinwand, welche damit ſtets etwa zwey Tage ſtehen muß. Es ſoll dieſes eben ſo gut ſeyn, als die Büke, aber man bemerkt dabey, daß ſie wohl 14 und mehrere Tage länger als andere bleichen müſſen.

In einigen Gegenden, wo die Aſche ſehr theuer iſt, und wo der gute Boden Wermuth giebt, ſucht man die Aſche zu erſparen, und nimmt ſtatt deren Wermuth. Dieſer wird aber nicht, wie die Aſche auf das Bük- oder Aeſcherlaken gelegt, ſondern man legt denſelben ſchichtweiſe mit der Leinwand auf das Faß, nähmlich unten auf den Boden erſt eine Lage Wermuth, dann kommt die darauf geſtauchte Leinwand, wie ich das Stauchen oben beſchrieben, dann wieder wechſelsweiſe Wermuth und Leinwand, bis oben im Faſſe, wo auch eine Lage Wermuth kommt. Ein Aeſcherlaken wird aber doch darüber gelegt, weil man ſonſt den oberſten Wermuth auseinander ſpühlt. Man gießt hier auch zuerſt kaltes, allmählig heißes, und zuletzt kochendes Waſſer darauf, aber keine Lauge, und man hat ſehr viele Vortheile, vor der ſonſtigen Büke. Wenn man aber das letzte Mahl bükt, nimmt man doch gerne ſtatt des Wermuths Aſche.

In andern Gegenden, und beſonders die ganz holzarm ſind, und auch keinen Wermuth haben, bedient man ſich ſtatt der Aſche oder des Wermuths, des Kuhmiſtes, und auch dieſer wird, wie der Wermuth ſchichtweiſe zwiſchen die Leinwand gebracht. Er thut auch ſeine Dienſte, und hievon ſoll weiter unten, wo ich von den Bleichereyen im Redingſchen reden werde, gehandelt werden.

Dieſe

Diese drey letzten Arten von Büken erfordern, daß die Leinwand, ehe sie auf den Bleichplatz gebracht wird, zuvor gut ausgeklopft werde; bey den vorher beschriebenen Methoden aber wird die Leinwand nur durchs Wasser gezogen. Was das durchs Wasser ziehen heiße, ist auch schon im Art. Leinengarnbleiche S. 296. beschrieben worden.

Das Bleichen selbst besteht in dem fleißigen Begießen, und da man nicht allenthalben die Gelegenheit hat, daß man mit Schaufeln das Wasser aus den in der Länge der Bleichen gezogenen Gräben über die Leinwand schütten kann, so bedienet man sich solcher Gießkannen (auch Brausen genannt,) wie die Gärtner zum begießen der Gewächse haben; und wovon man im XVIIIten Th. der Encyklopädie S. 418. fgg. im Art. Gießkanne nachlesen kann.

In denjenigen Gegenden aber, wo man mehr Leinwand verfertigt, und besonders mit der Bearbeitung der feinen Leinwand beschäftigt ist, hat man zwar nicht überall einerley Methode zu bleichen, allein in der Hauptsache stimmen sie doch überein, und sie nähern oder entfernen sich von der holländischen Methode, theils aus Mangel an nutzbarem Wassers, oder Mangel an Raum, oder auch theils wegen weniger Mühsamkeit. Indessen stimmen die mehresten großen Bleicher dahin überein, daß das Einweichen oder Gähren der Leinwand, die erste Arbeit seyn müsse. Man schichtet zu dem Ende die Leinwand in einen großen dazu gehörenden Bottich ganz eben und gleich auf einander, (*) schüttet alsdann

(*) Wenn bey uns in dieser Gegend auch so feine Leinwand als die holländische, schlesische oder westphälische gemacht würde, so glaube ich, würde man hier auch die Leinwandstücken eben in den Bottich legen, und nicht hinein stauchen müssen, weil die feine Leinwand in allem Betracht nicht so stark angegriffen werden darf, als die grobe.

denn entweder bloß warmes Wasser, oder halb Aschenlauge und halb Wasser, oder am allerbesten, warmes, mit Rockenmehl vermischtes Wasser darauf, so daß alles recht wohl damit bedeckt sey: sechs bis zwölf Stunden nachher fängt dieses an zu gähren, und zu schäumen, die Leinwand schwillt auf, weßhalb sie mit einem Deckel niedergehalten werden muß. Nach 36 bis 48 Stunden sinkt der Schaum zu Boden, allein, noch ehe dies geschieht, muß man die Leinwand heraus nehmen.

Durch die Gährung sind schon viele unreine Theile, sowohl von der Lauge, als auch aus der Substanz der Leinwand selbst, in einem Schleim verwandelt worden, der die Zwischenräumchen anfüllt, und daher heraus gebracht werden muß. Dies geschieht durchs Ausklopfen und Stampfen; bey großen Werken aber auf einer Walkmühle, wo immer frisches Wasser zufließt. Durch die Stöße der Stampfen wird nun alles ausgepreßt, und das Wasser spühlt die Unreinigkeiten mit sich fort. Jetzt ist die Leinwand geschickt zum Büken, da die Laugensalze nun durch die geöffneten Zwischenräumchen hindurch dringen können.

Aus der Walkmühle, oder nach dem Ausklopfen, wird die Leinwand auf die Bleiche gebracht, wo sie trocknet; ist dieses geschehen, so erfolgt die Büke. Zu dem Ende macht man eine Lauge aus Weinsteinasche oder Pottasche, (letztere wollen einige aber nicht gerne nehmen,) und Sodesalz; man nimmt von beyden gleich viel, und löset es in kochendem Wasser auf. Wenn sich alles gesetzt hat, so ist die oben stehende klare Lauge gut. Zu gleicher Zeit kocht man eine hinlängliche Menge Wasser in einem andern Kessel, löset schwarze, oder Schmierseife darin auf, und setzt ohngefähr so viel von diesem Seifenbade zu der Lauge, als der zwanzigste

Theil

Theil der Lauge beträgt. Dies wird durch ein Paar Aufwallungen zusammen gekocht.

Die Leinwand wird nun eben und schichtweise wieder auf das Bükfaß gebracht, und immer handwarme Lauge dazu geschüttet, während daß ein Arbeiter mit reinen Holzschuhen an den Füßen in dem Bottich steht, und alles fest auf einander tritt. Hat die Leinwand hier einige Zeit geweicht, so läßt man die Lauge durch den Zapfen ab, wärmt sie, schüttet sie wieder auf, und fähret damit sechs bis sieben Stunden fort; alsdann läßt man alles drey bis vier Stunden ruhig stehen und weichen; darauf läßt man die Lauge wieder ab, welche aufgehoben, und hernach zur ersten Gährung anderer Leinwand wieder gebraucht werden kann.

Durch diese beyden Arbeiten, die Gährung und das Büken wird die Leinwand bequem zur Bleiche; daher bringt man sie nach vollbrachter Büke des Morgens früh auf die Wiese. Wenn nun die Sonne scheint, so muß man sie sechs Stunden lang unaufhörlich begießen, damit das Wasser bis ins Innerste der Zwischenräumchen eindringen, und sich mit dem alkalischen und aufgelöseten Schmutztheilchen vermischen könne. Alsdann läßt man Sonne und Luft wirken; die Wassertheilchen verdünsten, und führen die Schmutztheilchen allmählich mit sich fort. So oft die Leinwand anfängt trocken zu werden, begießt man, Abends nach sieben Uhr aber nicht mehr, es sey denn, daß die Nacht sehr heiß und trocken wäre. Wenn es regnet, so begießt man auch nicht.

Den folgenden Morgen begießt man noch ein Paar Mahl, und bringt nun die Leinwand wieder in die Büke; so fährt man wechselsweise fort, indem man den einen Tag bükt, und den

ſtändigem Treten der Bottich mit Milch und Leinwand angefüllet, wobey man der Milch ohngefähr ein Drittel Waſſer beymiſchen kann. Hierauf beſchweret man die Leinwand mit einem ſaubern Dekkel, der durchlöchert iſt, damit ſie unter dieſer Brühe erhalten werde.

Nach einigen Stunden entſteht hiedurch eine Gährung, oder vielmehr Aufbrauſung, denn die Milchſäure verbindet ſich mit den alkaliſchen Theilchen zum mittelſalzigen Weſen. Dadurch werden abermahl die Zwiſchenräumchen ausgedehnt, und der Säure wird der Zutritt zu den innerſten Salztheilchen erleichtert. Dieſe Gährung dauert unter beſtändigem Schäumen fünf bis ſechs Tage. Die Milch iſt zu dieſem Zwecke beſonders geſchickt, denn ihre Säure bindet das Alkali, ihre fetten Theilchen können mit denſelben ein ſeifichtes, reinigendes Weſen werden, und die käſichten Theile befördern durch ihre faulichte Gährung die gänzliche Auflöſung aller Schmutztheilchen, und beſſere Ausdehnung der kleinen Zwiſchenräumchen. Um nun nach Verlauf dieſer Gährung auch die Milch wieder herauszubringen, ſpühlt man die Leinwand erſt ab, und walkt ſie hernach wieder in fließendem Waſſer.

Zuletzt pflegt man die Leinwand noch in Seife zu waſchen, auf die Bleiche zu legen, einige Mahl zu begießen, alsdann zu trocknen, und durch gebläuete Stärke zu ziehen. Wenn aber einige Bleicher, um das Bleichen zu beſchleunigen, den alkaliſchen Salzen, Kalk zuſetzen, welches häufig in der Bergiſchen Bleichart geſchieht, um die Arbeit zu befördern, und die Leinwand ſchneller, und ſchön weiß zu machen, ſo iſt dieſes wider die Geſetze mancher Provinzen, welches im Art. Lein auch ſchon angeführt worden, wo ich von der ſchleſiſchen

Lein-

Wenn die Leinwand sechs Mahl auf diese Weise gelaugt, oder gebükt worden, übergiebt man sie den Molken, um alle Schmuz- und laugensalztheilchen völlig heraus zu bringen. Diese Verfahrungsart können wir im Allgemeinen aber auch selbst auf unsern gröſsten Landgütern nicht nachahmen, weil, wenn man eine groſse Bleiche anlegte, entweder die Milch mangeln, oder, nähme man sie dazu, man an der Holländerey verlieren würde, und, hätten wir das holländische Dünenwasser, oder ein anderes ganz leichtes Springwasser nicht, wir doch nicht so weit als die Holländer, mit der Weiſse der Leinwand, kommen würden. Wäre aber auch alles bey uns dazu geschickt, so müſsten unsere Gutsbesitzer, die solches anfangen wollten, ihre ganze Wirthschaft umwerfen, mit den Holländereyen und dem Ackerbaue ganz andere Einrichtungen treffen, und dann müsten sie auch ganz holländisch denken, welches der Fall wohl nicht seyn kann. Indessen kann man bey einzelnen Stücken Leinwand zum Hausgebrauche, immer sich mit Vortheil der holländischen Methode bedienen. Man legt daher nach der letzten Büke die Leinwand in die Molken, so wie man es mit dem Garne macht, und so wie es im Art. **Leinengarnbleiche** beschrieben worden.

Man verfährt aber vielleicht nicht in allen holländischen Bleichen auf einerley Art; denn einige Bleicher nehmen nicht die Molken allein, sondern sie schütten Buttermilch, oder saure Milch in einen Bottich, so viel genug ist, die erste Lage Leinwand einzuweichen, und treten alsdann die Leinwand mit bloſsen Füſsen, bis die Milch recht durchgedrungen ist. Alsdann bringen sie neue saure Milch dazu, so viel die zweite Lage Zeug erfordert, schichten alsdenn wieder Leinwand darauf, und fahren mit dem Eintreten fort. So wird wechselsweise unter beständ-

ſtändigem Treten der Bottich mit Milch und Leinwand angefüllet, wobey man der Milch ohngefähr ein Drittel Waſſer beymiſchen kann. Hierauf beſchweret man die Leinwand mit einem ſaubern Dekkel, der durchlöchert iſt, damit ſie unter dieſer Brühe erhalten werde.

Nach einigen Stunden entſteht hiedurch eine Gährung, oder vielmehr Aufbrauſung, denn die Milchſäure verbindet ſich mit den alkaliſchen Theilchen zum mittelſalzigen Weſen. Dadurch werden abermahl die Zwiſchenräumchen ausgedehnt, und der Säure wird der Zutritt zu den innerſten Salztheilchen erleichtert. Dieſe Gährung dauert unter beſtändigem Schäumen fünf bis ſechs Tage. Die Milch iſt zu dieſem Zwecke beſonders geſchickt, denn ihre Säure bindet das Alkali, ihre fetten Theilchen können mit denſelben ein ſeifichtes, reinigendes Weſen werden, und die käſichten Theile befördern durch ihre faulichte Gährung die gänzliche Auflöſung aller Schmutztheilchen, und beſſere Ausdehnung der kleinen Zwiſchenräumchen. Um nun nach Verlauf dieſer Gährung auch die Mich wieder herauszubringen, ſpühlt man die Leinwand erſt ab, und walkt ſie hernach wieder in fließendem Waſſer.

Zuletzt pflegt man die Leinwand noch in Seife zu waſchen, auf die Bleiche zu legen, einige Mahl zu begießen, alsdann zu trocknen, und durch gebläuete Stärke zu ziehen. Wenn aber einige Bleicher, um das Bleichen zu beſchleunigen, den alkaliſchen Salzen, Kalk zuſetzen, welches häufig in der Bergiſchen Bleichart geſchieht, um die Arbeit zu befördern, und die Leinwand ſchneller, und ſchön weiß zu machen, ſo iſt dieſes wider die Geſetze mancher Provinzen, welches im Art. Lein auch ſchon angeführt worden, wo ich von der ſchleſiſchen

Lein-

leinwandbleiche handelte, und es wird die Leinwand dadurch faul und zerbrechlich.

Hat die Leinwand nun ihre gehörige Zeit in der Gährung von der Milch gelegen, so wird sie heraus genommen, in langen, von Holz abgeschlagenen Behältern ausgewaschen, und zum Ablaufen des übrigen Wassers, auf lange Lattenbänke geworfen, von denen sie unter die Hände der Wäscherinnen kommt. Deren sind nach Eversmann in den holländischen Leinwandbleichen, die er gesehen hat, 40, die unter dem Commando ihrer Frau, der Ehegenossin des Bleichherrn, ihr Wesen treiben, diese sitzt nach der Beschreibung auf einem erhabenen Katheder, mit einer Sanduhr versehen, an einem Orte, wo sie alle Wäscherinnen am besten übersehen, in einem langen, ein Stockwerk hohen Hause, durch welches mitten hin eine Bank geht, auf der für jede Wäscherinn ein Waschzober, oder Waschtubben, steht. Eigentlich sind es nur 20 Wäscherinnen, deren jede eine ihr gegenüber stehende Assistentin hat, welche letztere nicht als Wäscherinn gerechnet wird; indessen ist doch die Zahl der Personen vorhanden.

Das Haus ist durch eine lange Reihe von Fenstern erleuchtet, und hinter jeder Wäscherinn befindet sich ein Buchstab, zur Anciennität, wornach sie rangiren. Alle Morgen werden die 180 Stück, die am Tage gewaschen werden müssen, auf einen Haufen geworfen, und darüber gelöset, weil sonst jede nach dem Feinsten greifen würde.

Die erste Arbeit ist, daß das Stück auf der Selfkante, nachdem es vierdoppelt zusammen gelegt ist, mit Seife bestrichen, und gegen einander gerieben wird; dadurch werden die beyden äußern Streifen zuerst gewaschen, und die mittlere bleibt zuletzt.

zuletzt. Die Leinwand muß aber wenigstens 14 Tage erst gebleicht seyn, ehe sie gewaschen wird. Auch hier bleicht bey guten Umständen ein Stück Leinwand vier bis fünf Wochen. Gewöhnlich müssen die Leinwandbleicher mit dem Ende des August aufhören, weil sie später keine Leinwand gut machen, und versenden können.

Zu einer solchen Leinwandbleiche, wie es bey Harlem giebt, werden 16 bis 28 Knechte, und 30 bis 45 Mädchen erfordert. Eine Garnbleiche hingegen braucht etwa 25 bis 30 Knechte, und nur drey oder vier Mädchen. Gewöhnlich haben die holländischen Bleicher in einer gewissen Gegend eine Convention geschlossen, vermöge welcher sie alle für einen Preis bleichen.

Der Herr Fabriken-Commissarius Eversmann hat sich viele Mühe gegeben, die holländischen Bleichanstalten näher kennen zu lernen, allein, es ist ihm nicht immer nach Wunsch geglückt. Er sagt daher in seinen technologischen Anmerkungen auf einer Reise durch Holland etc. S. 122 fgg. „Den „Tag darauf, als ich die Bleichen in Bloemendael „gesehen hatte, machte ich mich ganz frühe auf, und „gieng nach Ober-Veen, in der Absicht, noch eins „und das andere von Bleichereyen zu entdecken; „allein hier merkte ich erst, wie wenig ein Rei„sender in Holland, durch das bloße Prädicat: „wißbegieriger Reisender, ohne weitere Empfehlung „ausrichten kann. Ich gieng zu einem Bleicher, „Hr. Malefyt, der mich zwar ganz artig empfieng, „allein in Absicht der Hauptsache äußerst geheimniß„voll war; kaum daß er mir erlaubte in das Bleich„haus zu gehen. Die Bleiche war eben so ein„gerichtet, wie die, so ich gestern sah, nur daß die „Gräben breiter waren; ich sah das Wasser sehr

„stark

wandbleiche handelte, und es wird die Leinw
urch faul und zerbrechlich.

Hat die Leinwand nun ihre gehörige Ze
Gährung von der Milch gelegen, ſo wir
aus genommen, in langen, von Holz
ſchlagenen Behältern ausgewaſchen, und zum
laufen des übrigen Waſſers, auf lange La
bänke geworfen, von denen ſie unter die H
der Wäſcherinnen kommt. Deren ſind nach Ev
mann in den holländiſchen Leinwandbleichen,
er geſehen hat, 40, die unter dem Commando
Frau, der Ehegenoſſin des Bleichherrn, ihr W
treiben, dieſe ſitzt nach der Beſchreibung auf e
erhabenen Katheder, mit einer Sanduhr verſ
an einem Orte, wo ſie alle Wäſcherinnen am b
überſehen, in einem langen, ein Stockwerk h
Hauſe, durch welches mitten hin eine Bank
auf der für jede Wäſcherinn ein Waſchzober,
Waſchtubben, ſteht. Eigentlich ſind es nu
Wäſcherinnen, deren jede eine ihr gegenüber
hende Aſſiſtentin hat, welche letztere nicht als
ſcherinn gerechnet wird; indeſſen iſt doch die Za
Perſonen vorhanden.

Das Haus iſt durch eine lange Reihe
Fenſtern erleuchtet, und hinter jeder Wäſcherin
findet ſich ein Buchſtab, zur Anciennität, wor
ſie rangiren. Alle Morgen werden die 180 S
die am Tage gewaſchen werden müſſen, auf
Haufen geworfen, und darüber geloſet, weil
jede nach dem Feinſten greifen würde.

Die erſte Arbeit iſt, daß das Stück au
Selfkante, nachdem es vierdoppelt zuſammen g
iſt, mit Seife beſtrichen, und gegen einande
rieben wird; dadurch werden die beyden äu
Streifen zuerſt gewaſchen, und die mittlere

zuletzt. Die Leinwand muß aber wenigstens 14 Tage erst gebleicht seyn, ehe sie gewaschen wird. Auch hier bleicht bey guten Umständen ein Stück Leinwand vier bis fünf Wochen. Gewöhnlich müssen die Leinwandbleicher mit dem Ende des August aufhören, weil sie später keine Leinwand gut machen, und versenden können.

Zu einer solchen Leinwandbleiche, wie es bey Harlem giebt, werden 16 bis 28 Knechte, und 30 bis 45 Mädchen erfordert. Eine Garnbleiche hingegen braucht etwa 25 bis 30 Knechte, und nur drey oder vier Mädchen. Gewöhnlich haben die holländischen Bleicher in einer gewissen Gegend eine Convention geschlossen, vermöge welcher sie alle für einen Preis bleichen.

Der Herr Fabriken-Commissarius Eversmann hat sich viele Mühe gegeben, die holländischen Bleichanstalten näher kennen zu lernen, allein, es ist ihm nicht immer nach Wunsch geglückt. Er sagt daher in seinen technologischen Anmerkungen auf einer Reise durch Holland etc. S. 122 fgg. „Den „Tag darauf, als ich die Bleichen in Bloemendael „gesehen hatte, machte ich mich ganz frühe auf, und „gieng nach Ober-Veen, in der Absicht, noch eins „und das andere von Bleichereyen zu entdecken; „allein hier merkte ich erst, wie wenig ein Rei„sender in Holland, durch das bloße Prädicat: „wißbegieriger Reisender, ohne weitere Empfehlung „ausrichten kann. Ich gieng zu einem Bleicher, „Hr. Malefyt, der mich zwar ganz artig empfieng, „allein in Absicht der Hauptsache äußerst geheimniß„voll war; kaum daß er mir erlaubte in das Bleich„haus zu gehen. Die Bleiche war eben so ein„gerichtet, wie die, so ich gestern sah, nur daß die „Gräben breiter waren; ich sah das Wasser sehr

„stark

„stark wie Quellen aus dem Sande, der wie ein „Spiegel klar unten lag, hervordringen.“

„Der Leinwandbleicher muß so gut, wie der „Garnbleicher seine Waare kennen, und zu beur„theilen wissen, ob sie wenig oder viel Molken ver„tragen kann; denn kommt sie zu oft in die Milch, „so wird sie zu stark angegriffen, fängt an zu fau„len, und der Faden wird mürbe. Gemeiniglich „kommt die Leinwand zwey bis drey Mahl hin„ein.“

Die Bleichplätze selbst sind so wie ich sie im Art. Leinengarnbleiche schon beschrieben habe.

Das Zusammenlegen der Leinwand, und das Präpariren derselben nach der Bleiche bey Haarlem, geschieht in der Stadt selbst. Es wird zu dem Ende die Leinwand über einer langen Tafel, an deren Enden zwey Weibspersonen stehen, in die Länge ausgereckt, indem die eine das Laken zwischen zwey Hölzer legt, sie auf einander paßt, und damit anstrammt. An einem andern Tische recken zwey andere Frauenspersonen die Leinwand mit bloßen Händen in die Breite; an einem dritten wird sie ellenlang zusammengefaltet, und darauf geglättet. Dazu stehen um einen viereckigen, mit einer glatten, dicken, schwarzen marmornen Tafel belegten gemauerten Tisch, vier Arbeiter, die auf jede Fläche der zusammengelegten Leinwand, mit hölzernen Schlägeln so lange schlagen, bis ein Glanz entsteht, und dieses ist die Appretur der berühmten Haarlemer Leinwand.

Hierauf kommt sie unter die Presse, und wird in der viereckigen Form von derselben Breite der Leinwand, und einer Elle lang in gewöhnlichen Pressen zwischen Preßspänen gepresset, ohne warm gemacht zu werden. Aus der Presse kommt sie unter die Hände eines Frauenzimmers, welches die

leinwand zusammen legt; hierauf preßt man sie abermahls zwischen zwey hölzernen Brettern; das Frauenzimmer erhält sie wieder und legt sie nochmahls zusammen, und auch hierauf erfolgt eine Presse. Da man nun zuletzt mit den Händen so viel Kraft nicht mehr besitzt dem Stücke Leinwand die letzte Form zu geben, so wird dieses Stück mittelst einer Maschine einwärts so zusammen gebogen, wodurch die cylindrische Gestalt der holländischen Leinwandstücke entsteht, in welcher wir sie erhalten.

Da ich beym Leinengarnbleichen die Verfahrungsart im Bergischen zugleich mit gezeigt habe, so glaube ich, es wird einem Theil meiner Leser nicht unangenehm seyn, wenn ich hier kürzlich auch die Bergische Methode beym Leinwandbleichen zur Gegeneinanderhaltung mit der Haarlemer, anführe.

Die zu bükende Leinwand wird dort in einem Einweichzober 24 Stunden lang in kaltes Wasser eingeweicht, und solches in dieser Zeit zwey bis drey Mahl frisch wieder aufgegossen, um den Schmutz und die Schlichte heraus zu bringen, die während des Spulens und Webens sich hinein gesetzt hat; darauf walket man die Leinwand und trocknet sie zur Büke. Das Büken geschieht auf folgende Art: Man nimmt, um die dazu erforderliche Lauge zuzubereiten, einen großen Zober, spannt darüber ein Laken, oder sogenanntes Aeschertuch dergestalt, daß zu 100 Stück Leinwand, jedes von 50 Ellen, 6 Berliner Scheffel gute Büchenasche, und 16 Pfund lebendiger Kalk Platz darin haben, worauf denn so viel Wasser gegossen wird, als zu der zu bükenden Quantität Leinwand erforderlich ist.

Das

Das Uebergießen und Durchſeihen muß zwey Mahl wiederhohlt werden, um die aufzulöſenden Theile genugſam auszuziehen. Noch beſſer bereiten einige die Lauge alſo: Wenn man die Aſche über dem Aſchruche, wie geſagt, ablaugt, den Kalk beſonders ablöſcht, und das Waſſer über demſelben ſtehen läßt; wenn er ſich zu Boden geſetzt hat, ihn wieder aufrühret, und, wenn er dann zum andern Mahle geſunken, das klare Kalkwaſſer abgießt, und zur Aſchenlauge hinüber ſchüttet. Ob dieſe Lauge ſtark genug ſey, erkennt man daran, wenn man etwas Baumöl ihr zumiſcht, und daß ſie dadurch milchicht weiß wird; alsdann iſt die Lauge ſtark genug: wo nicht, ſo gießt man ſie noch einmahl über die Aſche und den Kalk; und iſt ſie alsdann noch nicht ſtark genug, ſo muß noch etwa ein halber Scheffel Aſche hinzu geſetzt werden.

Da der einmahl abgelöſchte Kalk noch viele Theile enthält, die unaufgelöſet geblieben ſind, ſo darf er nicht weggegoſſen werden, ſondern iſt zur folgenden Lauge noch tauglich, ſo lange ſich noch ein ſchwimmendes Häutchen oben auf der Auflöſung zeigt.

Mit dieſer fertigen klaren Lauge bükt man nun den folgenden Tag, anfänglich nur ſo heiß, daß man eine Hand darin halten kann; hernach immer einen Keſſel mit Lauge um den andern, heißer, bis die Lauge ihre Salze verloren, und die Leinwand ſolche an ſich gezogen hat. Die Lauge darf nicht lange vorher, ehe die Leinwand aus der Büke genommen worden iſt, abgelaſſen werden, um das Zeug nicht in trockner Hitze liegen zu laſſen, welches ſehr nachtheilige Folgen hat. Am beſten iſt es, wenn man die Leinwand nach der erſten Büke mit der Lauge eine Handbreit hoch über-

überdeckt, bis des andern Toges stehen läßt, und alsdann solche heraus nimmt, walkt, und an der Bleiche niederlegt, bis sie sich einseitig gemacht hat. Alsdann nimmt man sie auf, und bükt sie zum zweyten Mahl mit einer Lauge von 9 Scheffel Asche, zu der kein Kalk genommen wird. Zum dritten Büken nimmt man wieder 6 Scheffel Asche, und verstärkt solche mit 8 Pfund lebendigem Kalk; zur vierten Büke wird wieder Lauge von bloßer Asche gemacht; zur fünften aber wird die Lauge mit acht Pfund schwarzer Seife statt des Kalkes vermischt. Die sechste Büke geschieht wieder mit bloßer Lauge von Asche, und bey nicht gar zu schwarzer Leinwand sind sechs Büken hinreichend, wozu niemahls mehr als 6 Wochen erfordert werden. Sollte aber sieben Mahl gebükt werden müssen, so ist es gut, wenn die siebente Lauge wieder mit schwarzer Seife verstärkt wird. Kalklaugen sind zuletzt nicht mehr nöthig. Hanfene, graue und schwarzgraue flächsene Leinwand erfordert wohl acht bis zehn Bükwäschen, dagegen ganz feine Waare mit fünfen in eben so viel Wochen fertig ist.

Auf die berühmten holländischen Bleichen will ich jetzt eine kürzlich berühmt gewordene Bleichart folgen lassen, die in allen Gegenden und an allen Orten Statt finden kann: **Es ist das Bleichen der Leinwand vermittelst dephlogistisirter Salzsäure.**

Das Wesentliche im Verfahren hierbey besteht in Folgendem: Man nimmt 12 loth gepülverten krystallisirten Braunstein, ein Pfund gepülvertes Küchensalz, und 24 loth Vitriolöl, welches mit eben so viel Wasser verdünnet wird. Mit dieser Mischung wird ein Kolben auf ⅔tel seines Gehalts gefüllt, und dieser durch eine Röhre mit einem Gefäß verbunden, aus welchem eine andere Röhre

die aus dem Kolben aufſteigende, mit Lebensluft verbundene Küchenſalzſäure, in Form einer Luft in einen gewiſſen Behälter mit Waſſer führt. Damit ſich aber dieſe Luft leichter mit dem Waſſer verbinde, iſt in der großen Wanne ein Querl angebracht, welcher das Waſſer in Bewegung zu ſetzen dient. Im Anfange liefert nun jene Miſchung, ohne angebrachte Wärme, dieſe luftförmige Küchenſalzſäure; fängt ſie aber an, ſchwach überzutreten, ſo befördert man den Uebergang durch gelinde Wärme, welche man bis zum Sieden verſtärkt. Das mit dieſer Säure nun getränkte Waſſer dient alsdann zum Bleichen.

Um aber das Zeug hiezu beſſer vorzubereiten, weicht man es in Lauge ein, und bükt oder kocht es in ſolcher, worauf es, ſtatt in die Luft, in jenes Waſſer, und zwar ſo oft mit Abwechſelung des Gebrauches der Lauge getaucht wird, bis das Zeug die gehörige Weiße erlangt hat. Außer den gewöhnlichen flächſenen, hänfenen und baumwollenen Zeugen, können auch gefärbte ihrer Farben beraubt werden, wenn man, wie bey ſchwarzen Zeugen, verdünnende Vitrielſäure zu Hülfe nimmt. Die Anwendung dieſes Verfahrens bey großen Bleicherenen wie in England und Frankreich bürgen ſchon für ihren wahren Nutzen, und ihren Vorzug vor den gewöhnlichen Bleicherenen. Auch hier in Berlin macht man ſchon recht gute Verſuche damit.

Damit man aber die Vortheile dieſer Behandlungsart deſto eher einſehe, ſo wird nöthig ſeyn, daß man dieſe Art zu bleichen mit der gewöhnlichen vergleiche, und deren Vorzüge betrachte:

1) Man erſpart bey dieſer neuen Bleicherey die ſehr beträchtlichen Bleichplätze.

2) Es

a) Es ist bey dem gemeinen, so vielfältig und schädlich erkünsteltem Verfahren, das zu bleichende Zeug mancherley Mißhandlungen ausgesetzt, es fault nicht selten während der Bleiche, oder es wird mit Kalk so eingetränkt, daß es entweder mürbe wird, oder seine weiße Farbe hernach verlieret, und gelb wird.

Die gemeine Bleiche hängt von der Witterung, und besonders dem Sonnenschein so wesentlich ab, daß keine gewisse Zeit in ihrer Beendigung zu bestimmen ist. Im Jahr 1793 konnten bey Herrn Hausmann in Colmar ganze Tafelzeuge in einigen Stunden gebleicht werden; und diese Behandlung hängt gar nicht von der Witterung ab, da das Trocknen im Zimmer geschehen kann. Wir sind in Berlin schon eben so weit gekommen, indem Herr Johann Christian Fischer, und Herr Christian Gottlieb Arlt eine solche chemische Kunstbleiche schon hieselbst errichtet, und sie mit Ruhm vollführet haben. Die kränklichen Umstände des Herrn Fischer aber erlaubten es nicht, daß er sich länger diesem Geschäfte unterzog, und so übernahm Herr Arlt seit dem 1ten Januar dieses Jahres diese Kunstbleiche allein. (*) Diese Bleiche ist empfehlenswerth und auch sicher.

4) Es sind die gemeinen Bleichen nur für ungefärbte Zeuge anwendbar, da die Bleicherey mit dephlogistisirter Salzsäure sich auch auf gefärbte Zeuge erstreckt, welche dadurch zur Annahme einer neuen Farbe geschickt werden. Der Einwurf, daß die Küchensalzsäure die Zeuge durchfressen möchte, findet hier nicht Statt, da die Säure in diesem

(*) Man sehe die Berliner Zeitungen, 1stes Stück, vom 1sten Januar 1799, im Verlage der Vossischen Buchhandlung.

Zuſtande vorzüglich auf die färbenden Theile, wirkt, auch die Zeuge nur ſehr kurze Zeit in der Säure gelaſſen, und folglich in der Lauge abgewaſchen werden. Beſchwerlich iſt der Umſtand, daß die Zeuge zuweilen (nähmlich die gefärbten,) eine etwas ins Gelbliche fallende Farbe erhalten, welches aber wahrſcheinlich von zufälligen Beſtandtheilen der Küchenſalzſäure herrühret. Man muß alſo in dieſer Hinſicht mit der dem Zeuge wieder zu gebenden Farbe, ſich darnach etwas richten. Indeſſen iſt es doch allemahl ein großer Vortheil, wenn ich eine verblaßte Farbe, aus einem Zeuge bringen, und demſelben eine andere beliebige wieder geben kann.

Ein gewiſſer Herr Berthollet verſuchte übrigens auch Wachs mit jenem ſalzſauren Waſſer zu bleichen. Ohnerachtet er es dadurch ſehr entfärbte, wobey öftere Zerlaſſungen deſſelben nöthig waren, ſo behielt es doch eine gelbliche Farbe. Viel kräftiger ſoll hingegen die luftförmige dephlogiſtiſirte auf das Wachs wirken, und nach Herrn Landriani dies das Verfahren ſeyn, deſſen ſich der Herr von Born bey der Anlage der neuen Wachsbleiche bedient hat, welche ebenfalls jene Vortheile der Erſparung des Bleichplatzes, der Tücher, nebſt andern Vorzügen vor der genannten Art beſitzt. Man ſehe hiervon übrigens den künftigen Artikel Wachsbleiche.

Von der ſchleſiſchen Leinwandbleiche iſt ſchon im Art. Lein vorgekommen; ich will daher nur noch einiger anderer Methoden gedenken; denn es ſind ſowol die Bleicher, als auch die Schriftſteller ſich darin nicht einig, indem einige etwas für ſchädlich halten, welches andere wieder als vortheilhaft anſehen. Es folgt daher aus dem Bremiſchen Magazin, 1 B. S. 571 fgg. eine Anwei-

weiſung Leinengarn und Leinwand zu bleichen, welche die gangbarſte Methode im Herzogthum Bremen zu ſeyn ſcheint.

Die bequemſten Sachen zum Bleichen ſind Holzaſchen, die aus Moskau und Deutſchland kommen, und noch eine andere Art Aſche, die man von Danzig erhält, und Caſſupiſche genennet wird. Inzwiſchen ſind die gemeinen Aſchen, welche in dieſem Königreiche von Holz und Kraut gebrannt werden, hinlänglich dazu; wenn nur die Leinewand nicht gar zu fein iſt.

Es iſt nothwendig, damit das Bleichen wohl von Statten gehe, daß man ein gutes Bleichhaus und Bleichplatz habe, auch mit dem rechten Zubehör und Geräthe wohl verſehen ſey. Der Bleichplatz muß beides im Winter und Sommer keinen Mangel an weichem Waſſer haben. Im Bleichhauſe muß ein Vorrath ſeyn von guten Pfannen und Keſſeln, guten Kübeln, Zobern oder Wannen verſchiedener Art zum Beuchen, auch Geſtellen und Tonnen, deren einige zu Aufbewahrung der unterſchiedlichen Laugen, andere zur Milch, und die Leinewand darin einzumilchen, dienen.

Beym Garnbleichen muß man zuförderſt jedes Bund öfnen, und in den Beuchkübel legen. Hiernächſt gießt man kaltes Waſſer darauf, bis es damit bedecket wird, läßt es ungefähr neun Stunden lang weichen; nach welcher Zeit das Waſſer, vermittelſt eines unten am Kübel befindlichen Hahnen abgezapfet, und friſches darauf gegoſſen wird. Mit dieſer Art das Garn einzuweichen, und es von ſeinem Schmutze zu ſäubern, fähret man ſo lange fort, bis man merket, daß das abgezapfte Waſſer gar nicht mehr unrein iſt. Alsdann nimmt man das Garn aus dem Kübel, ſpühlet es in klarem Waſſer, windet es trocken aus, und legt es auf dem Bleichplatze in die Sonne; doch muß man ſich wohl in acht nehmen, daſſelbe niemals zu ſchlagen oder auszuklopfen. Wenn das Garn vollkommen trocken geworden, muß man eine zum Beuchen taugliche Lauge zubereiten. Die erſte Beuche, ſo dem Garn gegeben wird, muß mit der ſtrengſten Lauge geſchehen. In dieſe tunket man zur Zeit drei oder vier Bund des ganz trockenen Garns ein, und leget ſie in den Beuchkübel, ſo

ıtlich und eben, als es möglich iſt, doch ohne man ſie zu ſehr eindrücke, damit die Lauge jeden den deſto beſſer durchdringen möge. Wenn alles Garn auf dieſe Weiſe in dem Kübel iſt, thut man die übergebliebene Lauge, worin daſſelbe eingeweichet worden, in eine Pfanne, giebt ein ſchwaches Feuer darunter, und trägt Sorge, daß dieſelbe in den erſten fünf Stunden nicht heißer werde, als daß man die Hand darin leiden kann. Während dieſer Zeit nimmt man öfters etwas von dieſer Lauge, und gießet ſie über das im Kübel befindliche Garn. Nachher vermehret man das Feuer nach und nach, aber ſo unvermerkt, daß die Lauge wenigſtens innerhalb vier Stunden nicht koche; unter der Zeit man fortfähret von dieſer Lauge, jedoch nur wenig auf einmahl, aus dem Keſſel auf das Garn zu gießen. Fängt die Lauge an zu kochen, ſo muß ſie drei Stunden lang im Kochen gehalten werden, und davon beſtändig ausgeſchöpfet und zu dem Garne im Beuchkübel gethan werden. Iſt die Lauge ſtreng und gut, und der Flachs wohl bereitet geweſen, ſo wird das Garn eine gelbe Farbe bekommen. Sollte dieſes aber gar nicht, oder auch zum Theil nicht geſchehen, muß man die Beuche ſo lange wiederholen, bis das Garn die gelbe Farbe bekommt.

Iſt das Garn alſo genugſam gebeuchet, nimmt man daſſelbe aus dem Kübel, ſpühlet es im kalten Waſſer, und windet es wohl aus, wobey man nur drey oder vier Bunde zu gleicher Zeit nimmt; auch ſich hütet, es nicht auszuklopfen. Hierauf wird es auf dem Bleichplatze ausgebreitet, woſelbſt man es drei oder vier Tage an der Luft liegen läſſet; alsdann wendet man daſſelbe um, und läſſet es liegen wie zuvor, bis die Seite, die zuerſt unten gelegen, eben ſo gut von Farbe geworden, als die andere. So lange das Garn auf dem Bleichplatze lieget, muß es oftmals begoſſen werden, durch welche Vorſorge ſolches deſto eher bleichen wird. Dieſes Bleichen geſchiehet nicht deswegen, damit das Garn ganz weiß werde, ſondern hauptſächlich, daß der Schmutz, den es gewöhnlich hat, heraus gebracht, und die Leinewand deſto dicker und feſter werde, auch geſchwinder eine gute Farbe, wenn es recht gebleichet werden ſoll, bekommen möge. Billig ſollten alſo alle Arten von Garn, bevor man ſie webet, gebleicht werden, ausgenommen diejenigen, wovon man Kammer- oder Neſſeltuch machen will.

Das

Das Bleichen der Leinwand betreffend, so muß man es damit eben wie mit dem Garne anfangen, indem man solche neun Stunden in kaltes Wasser einweichet, darauf, wie vorhin bei dem Garn gezeiget worden, das Wasser so lange verändert, bis es gänzlich klar wird, sie nachher spühlet, auswindet und zum Bleichen ausleget, auch öfters begießet, damit sie nie zu trocken werde. Wenn sie solchergestalt drey oder vier Tage auf dem Grase gelegen, und man sie trocken werden lassen, fasset man jedes Stück besonders bey seinen Ränden an, und ziehet es, da man es beständig so eben als möglich fasset, zu sich, bis man das vordere Ende desselben erreichet. Man bindet alsdann mit den Zipfeln desselben die Leinwand in der Mitte der Falten stark zusammen, und leget sie, mit den beiden Ränden aufwärts gekehret, in den Beuchkübel. Solchergestalt leget man so viele Leinewand ein, bis der Boden des Kübels bedekket ist. Man hüte sich aber sie zu feste zusammen zu packen, damit die Lauge überall in gleicher Maße durchdringen könne. Noch eine Sorgfalt ist dabey nothwendig, daß man nähmlich die Leinwand niemals anders, als wenn sie gänzlich trocken geworden, beuche. Ist die erste Lage Leinwand in den Kübel geleget, so gießt man darauf so viele Lauge milchwarm, als hinlänglich ist sie überall zu benetzen. Alsdann macht man eine neue Lage, und macht es wie zuvor; fährt auch auf diese Art fort bis der Kübel voll ist. Wenn dieses geschehen, fängt man die Beuche an, und fährt damit zwölf Stunden lang fort, wobei man sich in Ansehung des Feuers eben so wie oben beym Garn gezeiget worden, verhält. Die zwey ersten Beuchen müssen mit sehr strenger Lauge geschehen, nachher aber, und wie die Leinwand immer weißer wird, darf man sich nur einer schwachen bedienen, indem man Gefahr läuft, daß sie in einer gar zu starken verderbe. Nach jeder Beuche wird sie gleich auf den Bleichplatz gebracht, woselbst sie acht und vierzig Stunden liegen bleibt. Dieses muß man ohngefähr zehn Mahl, nach Beschaffenheit der Leinwand, wiederholen, ehe man anfängt, sie mit Milch zu behandeln. Nach den beyden ersten Beuchen macht man die Lauge nach und nach schwächer, und vergißt nicht die Leinwand auf dem Grase zu begießen, so daß sie während dieses

nie zu trocken werde. Es ist aber unmög-
in eine gewisse Regel vorzuschreiben, oder
die Anzahl der Beuchen genau zu bestimmen, als welche von der Verschiedenheit der zu bleichenden Leinewand abhänat; darin sich denn hierin der Bleicher auf sein Urtheil und Erfahrung verlassen muß. Feine dünne Leinewand bleichet viel früher, als feste und steife; aber beyde Arten müssen, ehe sie in die Milch kommen, ganz trocken seyn.

Das Behandeln der Leinewand mit Milch ist zwar eine sehr späte Erfindung; allein die Erfahrung hat gelehret, daß es viel beitrage, der Leinewand eine gute Farbe zu geben. Es ist oben schon erinnert worden, daß man große Wannen und Tonnen zur Aufbewahrung der Milch in Bereitschaft halten müsse. Diese Wannen, deren jede das Maaß einer Tonne und darüber halten soll, müssen mit Buttermilch, saurer Milch, Molken und dergleichen gefüllet werden, welche darin durch einander gemenget, gähren, bis man Gelegenheit bekommt, sie zu gebrauchen. Es trägt sich selten zu, daß die Milch gar zu sauer werde, sollte es aber dennoch zu Zeiten seyn, kann man deren Säure mit Zugießung kalten Wassers dämpfen. Ist die Leinewand nun trocken und und zum Einweichen bereit, so setzet man eine weite Wanne halb in die Erde, und gießt eine gehörige Menge Milch hinein. In diese thut man die Leinewand, und wenn solche wohl durchgeweichet ist, drücket man sie mit schweren Brettern oder Gewichte nieder, damit nicht die Gährung, die in der Milch bald nach dem Einlegen der Leinwand entstehen wird, dieselbe in die Höhe treibe. Man muß ja nicht zu leichtes Gewicht nehmen, indem die Gewalt, welche die Gährung hervorbringet, kaum zu begreifen ist. Auch muß man Sorge tragen, daß die Bretter weder von neuen Eichen- noch Büchenholze seyn, welches gar viele Flecken in die Leinewand, eben als wenn alle Arten der Steine an dieselbe, entweder im Kübel oder auf dem Felde geleget wären, bringen würde. Die Leinewand muß auf diese Weise wenigstens acht und vierzig Stunden in der Milch bleiben. Einige lassen sie darin drey Tage und drey Nächte, und finden, daß ihre Leinewand dadurch desto besser wird. Nachher wird sie aus der Milch genommen und wohl begossen, damit diese darin nicht

be-

betrockene. Wenn die Milch durch das Begießen gänzlich heraus gebracht ist, spühlet man die Leinwand, und wäschet sie gut mit Seifenschaum. Das nächste, was man nun vornimmt, ist, daß die Leinwand, so wie sie aus dem Seifenschaum kömmt, wieder gebeuchet, und, wenn dieses geschehen, ohne weiteres Spühlen auf dem Bleichplatze ausgebreitet wird. Hier muß sie zwey Tage und zwey Nächte an der Luft bleiben, und den Tag über, so oft sie zum Bleichen ausgeleget wird, beständig begossen werden. Diese Behandlung muß sechs, sieben oder acht Mahl nach einander wiederholet werden, bis man merke, daß die Leinwand die begehrte Weiße bekommen; das ist, man muß sie einmilchen, nachher bleichen, dann eins ums andere einseifen und beuchen, bis die Leinwand so geworden, wie man sie haben will. Denn es ist wegen der Verschiedenheit der Leinwand, wie oben anemerket worden, ohnmöglich, eine gewisse Regel davon fest zu setzen. Jedennoch muß man allezeit in Acht nehmen, daß so oft man beuchet, solches zwölf Stunden lang geschehe; in welcher Zeit von der Lauge beständig und nach und nach etwas in den Kübel gegossen werden muß; weil sonst die Leinwand, besonders wenn die Lauge heiß wird, leicht verbrannt werden könnte. Auch ist noch als eine beständige Regel anzumerken, daß die Leinwand, wenn sie in die Milch gestecket werden soll, vollkommen trocken sey. Wenn man die Leinwand zum letzten Mahl einaemilchet, muß sie ganz sauber gewaschen, und eine Stunde lang in warmes Wasser gethan werden. Hernach wird dies Wasser abgezapfet, und etwas wärmeres aufgegossen, worin die Leinewand gleichfalls eine Stunde lang bleibt. Zuletzt wird dieses Wasser auch abgelassen, und zum dritten Mahl noch wärmeres, denn das vorige, aufgegossen, doch so, daß man das letzte Wasser nicht kochen lasse. Auch darf dieses letzte Einweichen eben nicht über eine halbe Stunde dauren. Ist dieses geschehen, so nimmt man die Leinwand aus dem Kübel, spühlet und windet sie gut aus, damit sie gänzlich von Lauge, Milch und Seife gesäubert werde, und leichter die Stärke und das Blau annehmen möge, als welche Behandlung nun zunächst folget.

Es ist wegen der Verschiedenheit der Leinwand unmöglich eine gewisse Regel für die Zubereitung

der Stärke vorzuſchreiben, womit man die Leinwand bereitet. Denn da feinere Leinwand eine dickere und feſtere Stärke als gröbere erfordert, ſo iſt es nothwendig, daß der Bleicher ſchon einige Erfahrung und Kenntniß hierin habe. Eine jede Wäſcherinn verſtehet Stärke zu machen, und kann dieſelbe zum Aufputz ihrer Wäſche zubereiten. Aber die Bleicherſtärke iſt nicht ſo dick als jene. Man machet dieſelbe auf folgende Art: Man fülle den Keſſel, worin man Stärke machen will, etwa drey Viertel mit Waſſer an. Wenn dieſes kochet, gießet man ſo viel in Waſſer aufgelöſete Stärke dazu, bis der Keſſel voll iſt, rühret ſie beſtändig um, damit ſie nicht anbrenne, und laſſet ſie ohngefähr eine halbe Stunde kochen. Alsdann nimmt man ſie vom Feuer, gießet ſie mit ſo viel warmen Waſſer, als zu der Leinwand, die man bereiten will, nöthig ſcheinet, in ein anderes Gefäß über, und ſorget, daß es wohl gerühret, die Klöße der Stärke zerrieben, und alles gleich dicke und eben werde. Iſt dieſes geſchehen, rühret man ſo viel Bleupulver, als hinlänglich, der Leinwand nach Begehren entweder eine höhere oder ſchwächere Farbe zu geben, mit anderem Waſſer ein, und vermiſchet die Stärke damit. Auf dieſe Art kann man die Stärke dicker oder dünner machen, wie man es für die Leinwand am zuträglichſten findet. Man muß ſich nie des Indigo oder Steinblau bedienen, indem es eine ſchmutzige dunkele Farbe giebet.

Wenn ſolchergeſtalt das Waſſer zum Stärken und Blauen fertig iſt, thut man die Leinwand hinein, und wenn ſie wohl darin durchgeweichet, muß ſie heraus genommen, feſt ausgewunden, und auf dem Bleichplatze ausgebreitet werden, damit ſie trocken. Man wird faſt durchgehends finden, daß ſich an einigen Stellen der Leinwand das Blau mehr geſetzet, als an anderen. Sollte dieſes geſchehen ſeyn, ſo reibet man die blauen Stellen mit einem ſauberen in Waſſer getunkten Stück Leinwand, bis ſie mit den übrigen einerlei Farbe bekommen. Iſt nun die Leinwand wohl geſtärket und blau gemachet, auch ganz trocken geworden, ſo iſt nichts mehr übrig, als daß ſie zum Verkaufe zuſammen geleget werde.

Ich muß noch, ehe ich ſchließe, ein paar Worte von der Zubereitung der beym Leinwandbeuchen dienlichen

lichen Lauge hinzufügen. Es ist oben schon erinnert worden, daß die beste bisher bekannte Aschen, Holzaschen und Cassoup seyn. Jedoch, es ist unmöglich, hier eine solche Regel anzugeben, die jemand, der vom Bleichen nicht das geringste weiß, in den Stand setzen sollte, solches ohne Erfahrung zu verrichten. Aber diejenigen, so vorläufig mit dieser Arbeit umgegangen, werden folgende Anleitungen überaus nützlich finden. Die Cassoup und die Holzasche müssen jede besonders zu Pulver gemachet, und zu jedem Oxhoft kochenden Wassers funfzehn bis sechszehn Pfund, entweder Cassoup oder Holzaschen, welches von beyden man zur Lauge gewählet, geschüttet werden. Hat die Asche eine halbe Stunde lang mit dem Wasser gekochet, so ziehet man das Feuer unter der Pfanne zurück, damit die Lauge sich setzen möge; welches nicht geschehen würde, wenn das Feuer darunter bliebe. Hat die Lauge sich gesetzet, gießt man sie behende von der Asche ab, und hebt sie in einer Tonne zum künftigen Gebrauche besonders auf. Hierauf gießt man eben so viel Wasser als zuvor in die Pfanne, und macht es damit, wie gesagt worden, indem man zuletzt die gesetzte Lauge in eine andere Tonne, die noch einmal so groß als die erste ist, gießet, in dem die zweyte und dritte Lauge gemischet werden müssen. Mit der dritten Lauge verhält es sich eben, wie mit den beyden vorhergehenden. Die beyden letztern Laugen werden nach Maaßgabe strenger gemacht, indem man dazu mehr oder weniger von der ersten gießet. Jedoch muß man wohl merken, daß bey einer zu schwachen Lauge keine große Gefahr sey, weil man durch wiederhohlte Beuche den Mangel derselben ersetzen kann. Ist aber die Lauge zu strenge, so wird sie alles zerfressen und verderben. Diese drey Laugen werden nicht alle Kraft aus der Asche ziehen, und muß man sie deswegen nachher aus der Pfanne nehmen, und in eine Tonne mit Wasser thun, auch alles mischen, und durch einander rühren, und nachdem es vier und zwanzig Stunden gestanden, das Wasser ablassen. Man wiederhohlet solches so lange, bis man noch einige Kraft in der Asche zu seyn vermerket. Diese Laugen dienen sonderlich, um mit den strengern vermischet zu werden, je nachdem man gewahr wird, daß die Leinwand der begehrten Farbe immer näher komme. Diese Asche, woraus alle Lauge heraus

ge-

gezogen, ist zum Düngen für mageres Land überaus bequem zu gebrauchen.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Cassoup und Holzasche. Die erste hat eine rauhe und scharfe Eigenschaft, und ist deswegen zur ersten Beuche sehr geschickt, ehe die Leinwand in die Milch kömmt; er durchdringet sie mehr als die andere. Nach der Behandlung mit Milch aber ist die Holzasche am besten, weil sie sowohl die Leinwand von ihrem Schmutze reiniget, als auch dieselbe durch das öhlichte Wesen, so sie besitzet, stärket. Sollte die Cassoup alsdann statt jener gebrauchet werden, würde sie die Leinewand zu dünne machen, oder die Kraft schwächen, weswegen man jedes derselben zu rechter Zeit gebrauchen muß. Denn nichts ist, was dem guten Glauben so thätig Vortheil schaft, und den Handel befördert, als die ehrliche und gewissenhafte Wahrnehmung der Pflicht eines Handelsmannes.

Sollte man Cossoup nicht haben können, so kann man sich statt dessen der Holzaschen oder Pottasche bedienen. Auch ist es Anmerkungswerth, daß Asche von allerley Holz oder Pflanzen, besonders von Farrenkraute, zum Leinwandbleichen von großen Nutzen sey.

Im Lande Kehdingen im Herzogthume Bremen aber gehet man ganz von der gewöhnlichen Bleich- und Beuchart ab, die wir bisher gesehen haben. Man bedient sich dort des Rindvieh- und Schafmistes zum Beuchen, welches ich oben schon berühret, und hierüber hat der Herr Prediger Prasse in seinen Landwirthschaftlichen Erfahrungen ꝛc. im 1sten Quartal S. 361 fgg. eine umständliche Beschreibung eingerückt, wie folget.

Es sind verschiedene Methoden zu bleichen bekannt, die mehresten aber sind der Absicht wirklich hinderlich, machen das Leinen mürbe und erfordern viele Zeit.

Kaum werden die, welche das Leinen, nachdem es von der Beuche genommen worden, auszuspühlen und auszuklopfen pflegen, glauben, daß dieses gerade der Weg sey, um das Bleichen des Leinens zu verzögern. Und doch ist nichts gewissers, als dieses. Die Lauge, die ihre Kraft in der Beuche an dem Leinen

Leinen beweiſet, die iſt ihm auch auf der Bleiche noch vortheilhaft. Der Einwurf, den man von den Flecken vielleicht hernehmen könnte, die ſich in dem Leinen befinden, das nicht völlig ausgelauget iſt, beruhet bloß auf Vorurtheilen, und wird durch das folgende völlig gehoben werden.

Einige ſchmieren das Leinen, ehe es auf die Beuche geleget wird, mit brauner Seife. Ein ſchlechtes Verfahren! Denn das Leinen muß einige Stunden in der Seife liegen und der Augenſchein lehret, daß es gelber wieder aus der Beuche kommt, als es hineingelegt worden, ob gleich die Seife bereits gebleichtes Leinen von dem Schmutze reiniget, zu geſchweigen, daß die Schärfe des Seifenwaſſers das Leinen, wenn es lange darin lieget, ſehr angreifet und mürbe machet. Ich läugne nicht, daß es mit der Zeit doch weiß werde. Denn was die Beuche mit Seife verdorben, das wird in der Bleiche wieder gut gemacht. Und dieſes geſchiehet ſo ofte, bis das Leinen die gehörige Weiße erhalten hat.

Auf einigen öffentlichen Bleichen giebt man gar Kalk unter die Aſche, mit welcher man beuchet. Ein Verfahren, das durch ein öffentliches Verboth verdiente gehindert zu werden. Denn dergeſtalt gebeuchtes Leinen, wird zwar ſehr weiß, allein der Kalk durchfrißt das Leinen dergeſtalt, das man oft in der erſten Wäſche, ſchon Löcher darin antrift, wenigſtens wird man mit Kalk gebeuchtes Leinen nur eine kurze Zeit nutzen können. Das Uebelſte iſt, daß man nach dieſer ſchädlichen und an den mehreſten Orten üblichen Methode, bis acht Wochen warten muß, ehe das Leinen völlig weiß iſt.

Ein jeder wird die Methode als die beſte erkennen müſſen, nach welcher das Leinen am geſchwindeſten weiß und am wenigſten angegriffen wird. Dieſem Grundſatze, der überall anerkant wird, zufolge, hat man in dem 4ten Stücke, dieſer Landwirthſchaftlichen Erfahrungen, die Methode mit Recht verworfen, nach welcher man acht Wochen zum Bleichen nöthig hat, und einen Vorſchlag eingerückt, nach welchem nur vier Wochen erfordert werden. (*)

Es iſt wahr, dies iſt nur die Hälfte der Zeit. Indeſſen iſt doch vier Wochen noch ſehr lange, und

über-

(*) Hiervon wird weiter unten noch gehandelt werden.

ist zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, es anzuführen. Das eine will ich nur hierbey noch erinnern, daß es dem Leinen sehr vortheilhaft ist, wenn man unter der Asche, sowohl bey der kalten als heissen Beuche einen guten Theil zerriebenen f. v. Schaafs-Koth giebet.

Das Leinen wird mit der Lauge hinausgeleget. Stets, einen Tag um den andern, muß man die Beuche auf eben beschriebene Art wiederholen, und das Leinen, welches ich nochmals erinnere, begießen; so oft es nur eben trocken ist, weil es sonst fleckigt wird, von der Lauge, die darin verbrennet. Nicht jede Witterung ist zum Bleichen vortheilhaft und das Wetter, das andere als erwünscht achten, ist uns schädlich. Grosse Hitze und schwühle Luft ist uns sehr hinderlich. Denn lieget das Leinen bey einer solchen Witterung, auf langem Grase: so verbrennt die Lauge darin und wird gelb. Man kann diesem Uebel dadurch vorkommen, daß man das Gras einige Wochen vorher abmähen lässet, ehe man hinaus leget, und mit dem Begießen nicht säumet. Ist aber diese Vorsicht nicht gebrauchet und das Leinen wirklich gelb geworden: so wird man den Schaden wieder gut machen, wenn man das Leinen einen Tag über in Buttermilch oder Waddik steckt.

In andern Gegenden, wo man andere Arten zu bleichen hat, freuet man sich, wenn es viel regnet. Denn man hat alsdann die Mühe des Begießens nicht. Wir aber betrüben uns, wenn wir eine Regenwolke über unserer Bleiche schweben sehen. Wir eilen sogleich das Leinen aufzunehmen. Denn regnete es stark, oder anhaltend: so würde die Lauge auf einmal herausgehen und die eben geschehene Beuche wäre ohne sonderlichen Nutzen. Während des Regens stecken wir das Leinen in die aufbewahrte Lauge. Hat dieses geschehen müssen: so warten wir, mit der folgenden Beuche einen Tag länger, bis die Lauge durch das öftere Begießen heraus gebracht ist. Will man endlich zu bleichen aufhören; so wäscht man das Leinen, wie gewöhnlich auf. Ich muß noch einer besondern Art, im Winter zu bleichen gedenken, die hier gebräuchlich ist. Selbst habe ich damit noch keinen Versuch gemacht. Allein die Erfahrungen anderer, sind hiervon so häufig, daß ich kein Bedenken tragen würde, ihn im Fall der Noth anzustellen. Doch ist diese Methode,

im

im großen schwer und vielleicht nur alsdann anzuwenden, wenn es etwa am Zwirn fehlete.

Man machet eine starke Lauge, auf vorhin gemeldete Art, steckt das Garn hinein, und kochet es auch wohl damit auf. Den Topf mit dem Garn und der Lauge, setzet man die Nacht unter den Ofen. Am Morgen giebt man Schnee zu den Garn in den Topf, nachdem die Lauge abgegossen. Dieses wiederhohlet man verschiedentlich, wäschet auch zuweilen das Garn mit Seifenwasser und Lauge und leget es auch wohl zu Zeiten, bey gutem Wetter, auf den Schnee oder Anger.

Herr Hahn zu Hannover hat in dem hannoverischen Magazin von 1774. Col. 417 fag. seine Grundsätze über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit des Kalkes und der Pottasche beym Bleichen eingerückt, und er zeigt, daß beydes unter gehöriger Vorsicht mit Nutzen gebraucht werden könne. Was er darüber sagt, ist folgendes.

In den alten Reichspolizeygesetzen wird der Indig wegen seiner fressenden Eigenschaften eine Teufelsfarbe genannt, und selbst noch Colbert wollte dessen Gebrauch ohne Waid, obwohl aus einer andern irrigen Ursache, nicht gestatten. Seit der Zeit muß wohl die Natur des Indigs sich gänzlich verändert haben, weil man jetzt nichts fressendes an ihm zu finden weiß. Alles, was man gegenwärtig bey ihm zu erinnern hat, ist, daß er zum Leidwesen aller Fabrikanten und Färber nicht wohlfeiler werden will.

Fast allenthalben ist das Bleichen der Leinwand und des leinenen Garns mit Kalk, Pottasche, gebrannten Muschelschalen ꝛc. bey Strafe verboten, weil das Linnen damit mürbe gemacht und der Käufer betrogen werde. Sollte es denn aber wohl unumstößlich gewiß seyn, daß alles Bleichen mit Kalk und überhaupt mit Beizen, die stärker sind, wie die Lauge aus der Holzasche, dem Linnen nachtheilig ist? Sollte es damit nicht über kurz oder lang, wie mit dem Indig gehen?

Der Bauer, sagt man, legt das Linnen acht und mehrere Tage in Kalkgruben, die mit Wasser angefüllt sind, oder er legt das Linnen oder Garn in Bükfässer, streuet Lage um Lage Kalk dazwischen, gießt heißes Wasser darauf und läßt es solchergestalt eine Zeitlang beizen, oder er vermischt mit der Asche eine beträchtliche Menge Kalk, und büket mit dieser Lauge die Leinwand, welche Art zu bleichen aller Erfahrung nach das Linnen verdirbt und mürbe macht. Was hier behauptet wird, bezweifle ich nicht, ich will sogar zugeben, daß man auf diese Weise Ankerthaue mürbe machen kann, allein alles das beweiset nicht, daß der Kalk bey dem Linnenbleichen schlechterdings schädlich ist. Wenn irgendwo die Brauer dreymal so viel Wasser bey dem Brauen des Bieres zugießen, wie die gerechte Proportion verstattet, so trinket das Publicum schlechtes Bier, aber man wird wohl nicht daraus folgern wollen, daß das Wasser bey dem Bierbrauen nachtheilig sey und nothwendig schlechtes Bier gebe. Wenn man Wolle in einer gesättigten Pottaschen-Auflösung eine hinlängliche Zeit kochen läßt, so wird sie solchergestalt zersetzt, daß auch nicht eine Spur davon übrig bleibt; so bald aber die Pottasche verhältnißmäßig gebraucht und eine gewisse Zeit beobachtet wird, so bleibt die Wolle unbeschädigt.

So lange man nicht durch Versuche entschieden hat, daß der Kalk, die Pottasche und andere heftige Beizen dem leinenen Faden unter allen thunlichen Proportionen und Behandlungen in der Bleiche nachtheilig sind, und seine Dauerhaftigkeit vermindern, so lange behauptet man eine allgemeine Schädlichkeit dieser Beizen bey dem Linnenbleichen ohne hinreichenden Grund. Man muß zum Beyspiel, um mich deutlicher zu erklären, ein Pfund Leinwand mit zwey, mit anderthalb, mit einem, mit drey Viertel, einem halben, einem Viertel, einem Achtel und einem Sechszehntel Pfunde Kalk oder Pottasche ꝛc. gebeizt haben, man muß diese Proportionen wiederum mit verschiedentlich proportionirten Zusätzen von Büchen- von Tannen- von Waidasche ꝛc. versetzt haben, man muß die Behandlungen bey dem Büken und Bleichen auf mannigfaltige Weise verändert haben, man muß mit den Laugen alle Grade der Wärme vom Laulichen bis zum Sieden versucht haben, man

muß

muß verschiedene Mittel wodurch die Kräfte des Kalkes ꝛc. gebunden werden können, zugesetzt haben, man muß endlich verschiedene Wasser probirt und ihre Bestandtheile untersucht und überhaupt alle diese Versuche mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit angestellt haben, ehe man von einer allgemeinen Schädlichkeit des Kalkes bey dem Linnenbleichen zutreffend urtheilen kann; bis dahin habe ich aber nicht gehört noch gelesen, daß jemals dergleichen vollständige Bleichversuche gemacht worden wären, mithin gründet man sich lediglich auf die nachtheilige Wirkung, die dann und wann bey dem von Bauersfrauen mit Kalk vorgenommenen Bleichen wahrgenommen worden. Die größte Geschicklichkeit eines Schönfärbers besteht darin, daß er mittelst des Geruches beurtheilen kann, ob eine Waidküpe das rechte Maaß von Kalk erhalten hat. Drey bis vier Pfund Kalk mehr oder weniger in einer Küpe von zwey bis dreyhundert Eimern Wasser verursachen unfehlbar, daß sie umschlägt oder doch nur mit Mühe wieder hergestellt wird. So sehr kann es bey dem Gebrauch des Kalkes auf eine genau abgemessene Proportion ankommen. Es ist nicht glaublich, daß derjenige, der die ersten Waidküpen angesetzt, dieses Ebenmaaß sogleich getroffen hat, sondern sie sind gewiß, mit den Färbern zu reden, durchgegangen. Hätte man zu der Zeit bey diesen mißlungenen Küpenansätzen den Schluß gemacht, der Kalk sey dabey schädlich, so würde man vielleicht noch lange Zeit diese vortheilhafte Färberey entbehren müssen.

Ich kann es daher nicht für erwiesen halten, daß der Kalk bey dem Linnenbleichen schlechterdings und ohne Ausnahme schädlich sey, vielmehr bin ich überzeugt, daß selbiger und noch heftigere Beizmittel, wenn sie in gehöriger Proportion gebraucht werden, und die Zeit dabey sorgfältig abgemessen wird, der Leinwand nicht allein nicht nachtheilig sind, sondern daß auch der größten Wahrscheinlichkeit nach ein und anderes dieser ätzenden Mittel sogar ein vorzügliches und ungleich vortheilhafteres Bleichmittel, wie die Holzasche ist, abgeben kann.

Die Leinwand und das leinene Garn wird von den Schwarzfärbern aus einer Küpe blau gefärbt, die gewöhnlich, was die eigentlich wirkenden Materialien anlangt, aus gleichen Theilen Indig, Kalk,

Pottasche, grünen Vitriol und in einigen Färbereyen auch etwas rothen Hammerschlag oder Arsenik beyfügt. Hier werden mehrere sehr heftige und ätzende Mittel mit einander verbunden, gleichwohl ist durch die Erfahrung bekannt, daß das klargefärbte Linnen oder Garn, ohnerachtet es wiederholt in die Küpe gebracht wird, damit die Farbe desto besser durchdringen könne, so wenig beschädigt als mürbe gemacht wird. Man kann ein halbes, ein Viertel Pfund und noch weniger Linnen oder Garn durch die Küpe ziehen, und mithin die ganzen Kräfte von einigen Pfunden der obigen Ingredienzien auf dasselbe wirken lassen, ohne daß es nachtheilig ist. Ich weiß, daß mit dem Vitriol und der Pottasche durch die Verbindung eine wesentliche Veränderung vorgeht, allein der Kalk behält seine natürliche Wirksamkeit. Wenn gelbe oder mit Cochenille rothgefärbte Zeuge in eine Küpe gebracht werden, ehe die Kräfte des Kalkes etwas erschöpft sind, so werden diese Farben von dem Kalk leicht angegriffen und beschädigt. Selbst bey der blauen Farbe macht es eine Verschiedenheit, ob eine Waidküpe, aus welcher das Linnen ebenfalls unbeschädigt gefärbt wird, nach der Sprache der Färber scharf oder süß ist, das heißt, ob der Kalk noch sehr wirksam ist oder nicht.

Man beizet das leinene Garn, um es nachher roth zu färben, mit Sonde, Arsenik, Kalk und einigen andern Zusätzen, allein es wird nicht mürbe, wenn bey dieser Vorbereitung gehörige Vorsicht gebraucht worden.

Ich könnte noch mehrere Fälle anführen, worin die Leinwand unschädlich gebeizet wird, allein jene, die ein jeder Färber bestätigen kann, zeigen schon zur Genüge, daß der Kalk und andere heftige Beizen dem leinenen Faden nicht schlechterdings und unter allen Proportionen nachtheilig sind.

Die Baumwolle kann in einer Seifensiederlauge wiederholt gekocht werden, ohne daß sie mürbe wird. Die Laugen müssen so scharf seyn, daß sie mit den Säuren nicht mehr aufbrausen, wenn man eine Verminderung des Zusammenhanges der Fasern der Baumwolle wahrnehmen will. Man hat Beizen, wodurch die Baumwolle innerhalb vier Tagen im Sommer und Winter, bey gutem und schlechtem Wetter und selbst auf dem Schnee, unschädlich gebleicht und

zu dem möglichsten Grade der Weiße gebracht wird. Was ich so eben sage, ist nicht etwa ein Versuch, der erst gemacht werden soll, sondern wer will, kann zu Hameln die Beweise davon im Großen sehen. So die Baumwolle als der Flachs sind Produkte des Pflanzenreiches. Ihre Bestandtheile sind einander sehr ähnlich und der vorzüglichste Unterschied dieser vegetabilischen Körper besteht in dem Zusammenhange der Theile, der bey dem Flachse noch fester als in der Baumwolle ist. Beyde verhalten sich in der Färberey gleich. So schwer es ist, dauerhafte Farben auf die Baumwolle zu bringen, so schwer, ja fast noch schwerer ist es auch bey dem Flachse; die Farben aber, die die erstere annehmen, sind auch bey dem letztern wirksam. Bey beyden kann einerley Ansud, einerley Beize, wiewohl diese Vorbereitungen bey dem Flachse seiner mehrern innern Festigkeit wegen dann und wann etwas wirksamer seyn müssen, Statt finden. Man darf nur mit Kanefas, dessen Kette bekanntlich aus leinenem und der Einschlag aus baumwollenem Garne besteht, Farbe-Versuche machen, um sich hiervon zu überzeugen. Warum nun bey dem Bleichen der Flachs sich anders, wie die Baumwolle, verhalten und keine heftige Beizen vertragen sollte, davon wüßte ich keinen Grund zu finden; es wird vielmehr bey der Zusammenhaltung der angeführten Umstände höchst wahrscheinlich, daß durch ein oder anderes Beizmittel, das heftiger und wirksamer ist, wie die Holzaschenlauge, die Leinwand gleich der Baumwolle geschwinder und weit weißer, wie gewöhnlich, gebleicht werden kann, ohne daß sie dadurch mürbe gemacht wird.

Der Flachsbau und die Linnenweberey ist bey uns eines der hauptsächlichsten und natürlichsten Gewerbe. Die Bleiche erhöht den Werth des Linnens merklich und erleichtert und befördert seinen Absatz, allein Sachkundige werden nicht in Abrede stellen, daß die mehrsten unsrer Bleichen einer großen Verbesserung fähig sind. Wenn hin und wieder die Leinwand auch zu einem ziemlichen Grade der Weiße gebracht wird, so wird doch dazu eine Zeit von vielen Wochen und eine vielmalige mühsame Behandlung erfordert. Gemeiniglich ist der Bewegungsgrund bey Anlegung einer Bleiche, daß man auf diese Weise den Anger oder die Wiese höher und vortheilhafter, wie sonst, nutzen kann, ohne daß man sich um die Beschaffenheit des

fers bekümmert, gleichwohl wissen doch schon die Wäscherinnen, daß das Wasser auf die Wäsche und Bleiche des leinenen Zeuges einen gar großen Einfluß hat. Sehr selten wird auf solchen Bleichen die eigentliche Absicht erreicht. Wenn das Wasser nicht so beschaffen ist, daß es der Beize in den zarten Röhren des Flachses nachgehen und sie wieder heraustreiben kann, oder gar solche Bestandtheile bey sich führt, die mit der Beize eine Art von Farbe hervorbringen können, so wird man nimmer eine vollkommene Weiße der Leinwand zu erwarten haben.

Es wäre daher zu wünschen, daß Männer, die genugsame chymische Kenntniß, Geduld, Zeit und Gelegenheit dazu haben, sich ein patriotisches Geschäfte daraus machen möchten, mit dem Bleichen der Leinwand und des leinenen Garnes häufige Versuche anzustellen, und das, was sie Nützliches entdecken, bekannt zu machen. Ein glücklicher Erfolg ihrer Arbeit würde ein solides Beförderungsmittel des Linnengewerbes seyn, und wahrscheinlich würden auch diese Bemühungen nicht vergeblich angewandt werden. Ich kann versichern, daß eine unschädliche und sehr wohlfeile Bleiche erfunden ist, vermöge welcher die Leinwand in zwölf bis sechszehn Tagen zu einem sehr hohen und vorzüglichen Grade der Weiße gebracht wird.

Was ich bisher noch von Verbesserungen der Linnenbleichen gehört und gelesen habe, läuft allemal auf eine Nachahmung der Harlemmer Bleichen hinaus. Wenn diese Verbesserer das durchgeseihete Salzwasser aus den Dünen mitbringen und uns die erfoderliche Menge Milch anweisen könnten, so wären ihre Vorschläge vortrefflich, obwohl sich denn doch auch in Ansehung der Wirkungen der Milch um Harlem und um Soltau noch ein unerwarteter Unterschied hervorthun möchte.

Nachricht von der Art Leinwand zu bleichen, ohne sie zu begießen. Diese Methode findet bey einigen vielen Beyfall, und ich will sie daher auch hier ertheilen.

Es ist sowohl auf den kleinen, als großen Bleichen üblich, daß das Leinen täglich begossen, und dieses durch Arbeitsleute den ganzen Tag ver-

verrichtet, mithin das Bleichen kostbar werde. Diese Art zu bleichen dauert 8 Wochen und darüber, bevor das Leinen zur gehörigen Weiße gebracht wird. Selbige kann indessen verbessert, und das Leinen in 4 Wochen völlig gebleichet, und das Begießen erspart werden.

Nemlich das tägliche Begießen geschiehet deswegen, damit die Lauge, welche beym Abspühlen und Klopfen des Leinens nicht rein heraus gekommen, durch stetiges Begießen heraus geschaffet werde. Scheinet nun die Sonne stark auf das begossene Leinen, so setzet sich die Lauge darin feste, und verlängert das Bleichen, anstatt daß der Sonnenschein solche befördert.

Diesem Fehler wird abgeholfen, wenn das gebükte Leinen in einen grossen Zuber mit Wasser, oder in ein Schiff geworfen, mit den Füssen getreten, das trübe Wasser abgegossen, frisches wieder darauf gegeben, und so lange damit fortgefahren wird, bis solches so klar darauf stehet, als es darauf gekommen.

Zur Probe nimmt man alsdann etwas vom Leinen in den Mund, und schmecket, ob noch Lauge darin stecke. Schmecket es rein, wie das Wasser, so ist es gut, sonst muß wieder Wasser darauf gegossen, und abgekläret werden, bis der reine Geschmack sich findet.

Nach diesem Abspühlen wird das Leinen gewöhnlicher Maßen auf das Gras gezogen, und bleibt die eine Seite zwey Tage liegen, sodann wird die andere Seite oben gekehret, und bleibt auch zwey Tage liegen, nach diesen vier Tagen wird es aufgenommen und gebüket, und darauf mit dem Auslaugen und Abspühlen, und Niederlegen verfahren, wie eben beschrieben worden.

Nur muß zum Austreten kein Brunnen- sondern fließendes oder stillestehendes Wasser aus Behältern genommen werden.

Die Sonne mag übrigens so heiß scheinen, wie es die Jahreszeit mit sich bringet, so geschiehet kein Begießen, sondern bleibt ohne Wartung liegen, und wird nur feste verwahret, damit der Wind das Leinen nicht aus der Ordnung bringe.

Das Leinen, welches auf diese Art zurecht gemacht worden, wird dauerhafter befunden werden, als dasjenige, welches acht Wochen lang und darüber auf der Bleiche durch das gewöhnliche Begießen dem Wetter ausgesetzet gewesen. Von dem Büken selbst will ich den Verlauf hieher setzen, und wie mit sechshundert einfachen Ellen Leinwand zu verfahren, anzeigen, weil diese Bükart von andern etwas verschieden ist.

Zu dieser Parthey werden im Hannoverischen zur ersten Büke drey Himbten gute Büchen Asche genommen, und wie gewöhnlich damit verfahren, hierauf vorgemeldeter Maßen ausgelauget, und vier Tage an die Erde geleget. Nach dieser ersten Büke werden

Zweytens drey Pfund schwarze Seife in warmen Wasser dünne geschlagen, die sechs hundert Ellen trockenes Leinen damit durchgeknetet, und mit dieser Nässe auf die Büke geleget, wiederum drey Himbten Asche genommen, gebüket, ausgelauget, und an die Erde gebracht, wie vorhin erwähnet worden. Hierauf verfähret man

Drittens, wie bey der zweyten Büke, und darauf ist in diesen drey Sätzen das Leinen so weiß, daß solches

Viertens acht Tage lang in die Molke, oder noch besser in Buttermilch geleget werden kann,

und

und wird täglich einmal mit den Händen umgerieben, und darauf im Wasser rein ausgetreten, getrocknet, und

Fünftens mit zwey Himbten Asche wieder, jedoch ohne Seife gebüket, ausgelauget, vier Tage an die Erde gezogen, und sodann mit etwas blauer Stärke gezieret, womit die Bleiche völlig geschlossen wird.

Auf grobes Leinen wird ein Drittheil Asche und Seife mehr, als auf feines Leinen, gegeben.

Seit 50 Jahren hat bereits Jemand die Bleiche jährlich angezeigter Maßen tractiren lassen und nie einen Fehler daran gefunden.

Zu Zelle wird schon seit vielen Jahren das Leinen ohne Begießen gebleichet es sey denn, daß man an den Tagen, da es die Nacht vorher gebüket worden, es nöthig findet, dasselbe nach dem Auswaschen noch zu begießen, damit die sämmtliche Lauge herauskomme. Weil man aber daselbst weniges Rindvieh und folglich nicht viele Molken und Buttermilch hat, so kann man den dasigen großen Bleichen damit auch nicht so, wie zu Harlem zu statten kommen, und das Leinen pflegt daher acht Wochen auf der Bleiche zu liegen.

Wo Bäche vorhanden sind, ließen sich mit wenigen Kosten leichte Stampfmühlen, wie die Weißgärber- und Walkmühlen sind, anlegen, welche Mühlen durch die leichten Stampfen das Auslaugen des Leinens verrichten, und immer frisches Wasser in den Kump, wie beym Auswalken, bringen könnten, indem in einer Stunde sich auf diese Art viel Leinen auslaugen liesse. In Schlesien sollen sich dergleichen Mühlen finden. Eine dergleichen, die zum Waschen gebraucht wird, ist wirklich vor Düsseldorf auf dem Kloster der Peres a la Trappe vorhanden.

Diejenigen Werke und Abhandlungen, in welchen das Bleichen des Flachſes und der Leinwand beſonders beſchrieben iſt, ſollen hier erfolgen, und da ich ſchon verſchiedene davon beyläufig angeführet habe, die aber manchem leſer dort nicht ſo zur Hand ſeyn möchten, ſo habe ich ſie hier, um dieſer Anzeige mehr Vollſtändigkeit zu geben, noch zuſammen gerückt. Vom Flachs beſonders, um ihn fein und weiß zu machen, handeln folgende Schriften:

Cedenheim. Anl. den Flachs fein und weiß zu machen: in den Abhandlungen der ſchwediſchen Akademie, 10 B. S. 15.

Verſuch, Flachs und Leinwand auf eine andere Art, als bisher, weiß zu machen. Oekonomiſche Abhandlungen II Theil, S. 691.

Von verſchiedenen Arten den Flachs zu bleichen, weich und fein zu machen. Göttinger Polyer-Nachrichten, 1755. S. 177. In Juſti's kleinen Schriften, 1 Theil, S. 72.

Von der Leinwandbleiche handeln beſonders folgende Schriften:

Von dem Alterthum und der ehemaligen Verfaſſung der Ehemnitzer Bleichen. Sammlung verſchiedener Nachrichten zur ſächſiſchen Geſchichte. 1 Th. V.

Anmerkungen über die Art, bunte Cattune und Leinwand an der Sonne zu bleichen. *Journ. etc. Anglois. Juill.* p. 300. Verſuch auserleſener Aufſätze, 2 Stück, S. 401.

Anweiſung Garn und Leinwand zu bleichen. Bremiſches Magazin 1 B. VII. St. n. 46.

Aufſatz von Bleichen; in Pringſteins Landmanns Lexicon, 1784. Nr. 3.

Umſtändliche Beſchreibung des ganzen Verfahrens bey dem Bleichen. Hamburgiſches Magazin, 17 Th. 369.

Bleichen zu Haarlem. Aus der Handelszeitung, Berlin 1784. 43. Aus dem *Journ. etc. Europ.* 1781. In der Jenaiſchen Sammlung, Tom. . S. 340. Allgemeines Magazin, 3 Th. S. 336. Leipziger Sammlung 2 B. 204.

Von

Von dem Bleichen des Leinengarns und der Leinwand. In den ökonomisch physikalischen Abhandlungen Tom. III. S. 495.

Bleichen der Leinwand, insonderheit was die Anwendung des Kalkes dabey betrifft. Hilds Handelszeitung, 1790. S. 251.

Chemisches Handbuch, oder Anweisung mit der dephlogistisirten Salzsäure vollkommen weiß, geschwind, sicher und wohlfeil zu bleichen, nebst einer kurzen Anweisung, wie man sich dieses Mittels bey dem gewöhnlichen Waschen mit Vortheil bedienen könne, 1791. 8. Leipzig. Voß.

Eversmanns Beschreibung der Haarlemer Bleichen, in seinen technologischen Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, 1792.

Chemische Untersuchung des Bleichens der Leinwand; in den ökonomisch phys. Abhandl. 4 Th. S. 140. 255.

A. Eason, von dem Nutzen der Säure beym Leinwandbleichen. Abhandl. der Gesellschaft zu Manchester. 2 Th. Leipzig 1788. 13.

Umständliche Nachricht von dem vortheilhaften Bleichen der Leinwand, des Garns, des Zwirns in Salisburg in Liefland, von Hrn. v Engelhardt. Im 3ten Bande der Auswahl ökonomischer Abhandlungen der Gesellschaft zu Petersburg. N. Ausgabe. 167 — 176. S.

Einige Verbesserungen bey der Kunst, Leinengarn zu bleichen. Schwed. acad. Abhandl. 3 Th. S. 314.

Entdeckung des Betruges, wenn beym Bleichen der Leinwand Kalk angewendet worden. Leipz. Intellienzblatt. 1781. S. 194.

Farbe und Bleichbuch (vollständiges,) 4 Bände. Ulm 1779.

Gründlicher Unterricht der sogenannten Hausmannischen Bleiche, wie in kurzer Zeit Cattune und baumwollenes Garn, Flachs, Leinwand, Zwirn und Hanfgespinnste gebleicht werden können, aus dem Original des Hrn. Scheelens, nebst einem Kupferstich der dazu erforderlichen Maschine. Zur allgemeinen Bekanntmachung und Nutzen des Publikums, von C. G. Weinlich. Berlin 1792. Auszug und Abbildung in Hilds Handelszeitung 1793, 5, 6 und 7tes Stück.

Harlemanns Gedanken von Bleichen in See und Waſſer. Schwed. Abhandl. 10 Th. S. 55. Schwed. Oek. Wochenblatt. 2 Th. S. 484.

Leinwandsbleiche und Appretur vom Hrn. Heucleyer in Landshut. Hilds Handelszeitung 1793. S. 211.

Franc. Home Experiments on bleaching. Edinb. 1756.

— Trad de l'Anglois par Mr. Larcher. ut. Eſſai ſur le blanchement de Toiles. 2 Paris 1762. 12. 412 S.

— ins Deutſche überſetzt. Leipzig 1777. 8. 1 Alphabet.

Jungs Lehrbuch der Fabrikwiſſenſchaft, 1 Th. Cap. 5 Abſchn.

v. Juſti Abhandlung von der Waidaſche, auf welche es in dem holländiſchen Bleichen am meiſten ankommt. Göttingiſche Polizeynachrichten 1756. 2. und deſſen ökonomiſche Schriften. 1 B. S. 81.

Leinwand in ſieben oder acht Tagen zu bleichen. Wiener. Wochenblatt. 1 B. S. 151.

Manier de blanchir des Toiles. Journ. oecon. 1759. Dec. 140.

Manier de blanchir le fil et le toiles de Lin. Nouv. Oec. Tom. 23. p. 70. phyſik. ökonom. Patriot. 3 Th. S. 385.

Manier das feinſte Garn und Leinenzeug zu bleichen, wie es in England gebräuchlich iſt. Neues Hamburgiſches Magazin, 110 St. S. 149.

J. A. Milz Nachricht von der Art, ohne Begießen Leinen zu bleichen. Braunſchweigiſche landwirthſchaftliche Geſellſchaft. 1. Samml. S. 102.

Nachricht wegen des Leinenbleichens in den Städten Bielefeld und Herford. In den Hannoveriſchen nützlichen Sammlungen, 1757. 3 St.

C. L. N. (Neuenhahn) Verſuch, Flachs und Leinwand auf eine andere Art, als durch das Bleichen, weiß zu machen; in ökonom. phyſik. Abhandl. Th. XI. S. 69 — 718.

Chr. Fr. Reuß, von den Körpern, welche zum Weißmachen der Leinwand dienen; in den Beſchäftigungen der berliner naturforſchenden Geſellſchaft, 2 B. S. 35.

Joh. Roman, Art Leinenzeug ſo weiß, als holländiſches, zu bleichen. Schwed. academ. Abhandl. 3 Th. S. 314.

Rüſſigs Lehrbuch der Technologie. S. 195

Schedel, über das Bleichen der Leinwand, in ſeinen Ephem. der Handlung, 1784. n. 11. Jan.

Anleitung, vermittelſt der dephlogiſtiſirten Salzſäure in jeder Jahrszeit vollkommen weiß, geſchwinde und wohlfeil zu bleichen. Nebſt Anweiſung, wie man dieſes Mittel, bey gewöhnlichen Waſchen, beym Cattundruck, in der Färberey, und beym Papiermachen, mit Nutzen anwenden kann, von Dr. Joh. Gottl. Tenner. Mit 9 Kupfern. gr. 8. Leipzig. 1793.

Hilds Handelszeitung, 1793. S. 277. 2te Aufl. 1794.

Ueber die dephlogiſtiſirte Salzſäure und ihre Anwendung zum Bleichen der Leinwande und Garne, zu Wiederherſtellung beſchmutzter Kupferſtiche und Bücher, zu Herausbringung der Dintenflecke und Vernichtung aller Farben, und zu verſchiedenen andern nützlichen Unternehmungen. Zwey Abhandlungen in den Pariſer Annalen der Chymie. Aus dem Franzöſ. überſetzt. Wien, von Kurzbeck. 1790. 8. 4 Bogen. A. D. Bibl. CXIV. 159.

Uber das Leinwandbleichen der gemeinen Leute. Leipziger Intelligenzbl. 1783. S. 98.

Verfahren, Leinwand und dergleichen mit Kaſtanienwaſſer zu bleichen; ſteht in der Ueberſetzung Marcardier vom Hanfe, 1763. 98 Seiten; auch Hannov. Magaz. 1767. 24 St.

Leinwandbüke; ſ. Leinwandbleiche.

Leinwandbyſſus; ſ. Art. Lein, S. 4 fgg.

Leinwanddrucken; ſ. Leinwanddrucker.

Leinwanddrucker; **Leinwanddruckerey**. Dieſe Materie iſt ſchon Th. V. der Encyklopädie S. 617. im Art. blaue Leinwand abgehandelt worden, ſo wie man in dem Verſuch eines Lehrbuchs der Fabrikwiſſenſchaft von Dr. J. H. Jung, Nürnberg, 1785. S. 193 fgg. etwas weitläuftiger darüber nachleſen kann. Mehrere technologiſche Schriftſteller, als Habich, Jacobſon und andere, verbinden die Leinwanddruckerey der feinen Leinwand, mit der Cattundruckerey, indem beyde

Druck-

Schachkraut, und *Spartium scoparium* genannt,) und Pottasche, worin man das Garn oder die Leinwand nach Verhältniß seiner Feinheit längere oder kürzere Zeit liegen lässet. Das Verhältniß der Farbenbestandtheile muß sich nach dem Verhältniß und der Stärke der Schattirungen, die man verlangt, richten.

Goldgelb färbt man aber also: Man macht erstlich eine Brühe von $\frac{1}{8}$ Pfund Alaun und $\frac{1}{8}$ Pfund Weinstein, in welches Alaunbad die Leinwand eingeweicht wird: alsdann nimmt man zum Färben 4 loth Fürstenholz (*) 4 loth indianisches Goldgelb, klein geschnitten, und weicht es den Tag zuvor in Wasser ein. Den andern Tag kocht man es in einem besondern Topfe. Alsdann thut man anderes Wasser in einen Kessel, läßt es sieden, gießt die abgesottene Farbenbrühe dazu, und färbt darin die Leinwand eine Stunde lang, womit man ihr die Farbe giebt.

Orangegelb zu färben: Man kocht Lauge von recht rein gesiebter Asche. In diese Lauge, welche durch ein Tuch gegossen wird, weicht man auf 1 Pfund leinenes Garn oder Zeug 2 loth Orlean ein, und für 6 Pf. Alaun, (da aber jetzt der Alaun theuerer wird, so muß man sich auch darnach richten —) beydes recht klein gestoßen; am

(*) So benennet Hr. Jacobsson in seinem technologischen Wörterbuche ꝛc. Th. 2. S. 593. im Art. Leinen goldgelb zu färben, dieses Holz. Ich habe darüber nachgeschlagen, allein ich muß bekennen, daß ich ein so benanntes Holz nicht näher bestimmen, oder nach seinen übrigen Benennungen, auffinden kann. Es ist wahrscheinlich der Nahme Fürstenholz (wenn dieses kein Druckfehler ist,) ein technologischer oder Provinzialausdruck, den nicht jedermann kennet, und daher könnte es nicht schaden, wenn auch dieser Ausdruck von einem oder dem andern näher aufgekläret würde.

am folgenden Tage setzt man die Farbe mit der Lauge in einem Kessel auf, und läßt dieselbe eine halbe Stunde kochen, da man sie denn zuweilen umrühret. Alsdann thut man das graue Garn oder Zeug, welches vorher ausgekocht ist, in die Farbe, läßt es wieder eine halbe Stunde kochen, und ziehet es unter der Zeit immer mit einem Stocke auf, damit es sich nicht ansetze; dann hängt man es in ein Waschfaß über eine Leine, oder über einen Stock, und kocht schwarze Seife, (auf jedes Pfund der zu färbenden Sache ein Pfund Seife,) dieses gießt man kochend darauf, und läßt es damit kalt werden; alsdann spühlt man es recht rein, und trocknet es. Nimmt man gebleichtes Garn, so wird es schöner gelb; will man es etwa dunkel haben, so kann man auf das Pfund Zeug 2 loth Pottasche nehmen.

Gelb gefärbtes Zeug wäscht man nur lauwarm mit Ochsengalle, thut unter die Stärke etwas eingeweichten Orlean, und stärkt es damit an. Hat man gelbes und weißes Zeug, welches man waschen will; so nimmt man dazu Ochsengalle und Flußwasser, womit man es nur lauwarm wäscht, und rein ausspühlt.

Will man die Leinwand isabelle färben, so weicht man das Garn oder die Leinwand in Alaun und Weinstein, mit genugsamen heißen Wasser aufgelöset, zwölf Stunden ein. Alsdann giebt man ein loth Orlean, welchen man einweicht, und zwey loth Seife, die man in einem besondern Topfe zerlassen, eingeweicht, und zu einem Schaume geschlagen hat. Den andern Tag setzet man das Wasser auf, thut den Orlean in die Seife, die durchgeseihet werden muß, hinein, und lässet sie sieden, dann gießet man diese Brühe über das Leinen, und kehret solches darin um. Man kann auch

in einem andern Gefäß ein loth Gurkumey abkochen, und wenn das leinen gefärbt ist, solches durch diese Brühe ziehen. Solches Quantum der Farbenmaterialien gehört zu 1 Pfund Leinwand.

Aschgrau färbt man also: Man nimmt auf 1 Pfund Zeug ein loth Galläpfel und ein loth Weinstein, womit man das Zeug eine halbe Stunde und zwar mit Flußwasser kochen läßt; dann nimmt man es heraus, und thut noch vier loth Vitriol dazu, und läßt es mit der andern Farbe noch eine Viertelstunde, nachdem es zu kochen angefangen, mit dem Zeuge kochen. Sollte es dunkler werden, so kocht man es etwas länger. Man muß bey jedem Färben ja nicht vergessen, das Zeug fleißig aufzuziehen; und wenn man die Farbe kocht, so muß man nicht mehr Flußwasser darauf gießen, als nöthig ist, das Zeug gehörig naß darin zu machen, sonst wird die Farbe ohne Noth dünne. Das Zeug oder Garn wird hierauf recht rein gespühlt und aufgehangen, damit es trocken werde.

Braun färbt man, wie folget: Man nimmt zu 1 Pfund Garn oder leinwand 1 loth gestoßene Galläpfel und 4 loth Krapp; dieses setzt man mit Flußwasser in einem messingenen Kessel auf, und, wenn es kocht, thut man die leinwand hinein, und läßt es eine Stunde kochen; dann nimmt man das Zeug heraus und thut 8 loth Vitriol in die Farbe. Wenn dies abermahls kocht, so legt man das Zeug wieder hinein, und läßt es noch eine halbe Stunde darin kochen. Soll es aber sehr dunkel werden, so kann es wohl noch eine ganze Stunde kochen. Will man es hellbraun haben, so nimmt man nur 4 loth Vitriol zu 4 Pfund Zeug; wollte man es noch heller haben, als es hiervon wird, so thut man etliche Messerspitzen voll Cremor Tartari oder Weinstein hinein, so wird es heller.

Roth färbet man also: Man nimmt auf ein Pfund leinwand oder Garn 12 loth Fernambuk, (Brasilienholz) weicht dieses eine Nacht in einem zugebundenen Beutel mit Wasser; am folgenden Tage kocht man die Farbe in dem Beutel eine Stunde; alsdann thut man 4 loth Alaun dazu; wenn derselbe geschmolzen ist, und die Farbe recht stark kocht, so nimmt man sie von dem Feuer, und legt das Zeug oder Garn hinein, zieht es einige Mahl auf, und läßt es mit der Farbe kalt werden; alsdann wird es rein gespühlet und getrocknet.

Will man eine violette Farbe haben, so nimmt man Blauspäne, und macht es auf die vorige Art. Man kann zu jeder Farbe erst eine Probe einstecken, und die Farbe probiren.

Carmesinroth. Man nimmt zu einem Pfunde leinwand oder Garn 4 loth Alaun und 4 loth Weinstein, und eine Handvoll Weitzenkley. Hiermit kocht man das Zeug eine halbe Stunde; dann nimmt man es heraus, und gießt reines Wasser in den Kessel, darin 1 loth gestoßene Cochenille, und 1 loth weiße Stärke. Hiermit wird das Zeug eine Stunde gekocht, dann herausgenommen, und gespühlet.

Eine andere Art Carmesin zu färben. Wenn man z. B. 6 Pfund Garn oder leinwand färben will, so nimmt man 1 Pfund weißen Weinstein, zerstößt und weicht ihn in warmes Wasser ein, und läßt das leinen 3 Stunden, wenn es noch warm ist, darin liegen. Alsdann wird es gespühlt und getrocknet. Dann nimmt man zum Rothen 2 loth Krapp, in reines Wasser eingeweicht und gekocht. Die Farbenbrühe muß in vier Theile getheilt werden, denn das leinen muß durch die Farbenbrühe vier Mahl durchgezogen werden; zu dem ersten Zuge, der sehr

heiß seyn muß, nimmt man noch 1 loth Schmack, und 1 loth Parisröthe. Zum zweiten Zuge nimmt man zur Krappbrühe 2 loth Salmiak, ½ loth gepülverten Gurkumey, und 1 loth Sal gemmae. Zum dritten Zuge ein halb loth Salpeter, ein halb loth Parisröthe, ein Quentchen Mastix, ein Quentchen Gummi Arabicum. Zum vierten Zuge setzet man hinzu 1½ loth gebrannten Weinstein, zwey Quart scharfer Lauge, wie solche überhaupt in den Färbereyen bekannt ist, und ½ Pfund gebrannten Alaun. Wenn das Leinen durch alle diese vier Farbenbrühen gezogen ist, so wird es gut gespühlt und getrocknet. Das Leinen, welches Carmesin gefärbt werden soll, muß schön weiß seyn.

Der Leinwand eine Leibfarbe zu geben: Zu einem Pfunde nimmt man ½ Pfund Safflor, weichet solchen in einem Säckchen mit Lauge den Abend zuvor ein. Den andern Tag nimmt man den Safflor heraus, wäscht ihn wohl aus, dann nimmt man die Hälfte und thut sie in warmes Wasser, so warm als man die Hand darin leiden kann. Durch diese Brühe zieht man das Leinen, und es bekommt eine gelbe Farbe. Dann nimmt man die andere Hälfte Safflor, macht abermahls eine Brühe, wie die erste, und zieht das Leinen durch. Alsdann mit Weinessig oder Citronensaft und Lauge durchgezogen, so ist sie fertig.

Purpur zu färben: Wenn man sechs Pfund Leinen färben will, so nimmt man ½ Pfund Alaun, ½ Pfund Weinstein, 1 loth Salpeter und 4 loth Fernambuk, welches man zusammen kochen läßt; alsdann läßt man das Leinen oder Garn vier Stunden recht heiß darin liegen, und spühlet solches rein aus. Dann blauet man es, wenn es getrocknet ist, aus einer Waid- oder Indigoküpe, läßt es rein

ausspühlen und trocknen. Dann zieht man es durch eine Brühe von 1 loth Gurkumey, ein Quentchen Zinnober, und 1 loth Gummi Arabicum. Darauf zieht man es nochmahls durch eine dritte Brühe, wenn das Garn will röthlich werden, die von zwey Quart scharfer Lauge, 1 Quentchen Grünspan und ein halb loth Salpeter gemacht ist. Dieses giebet eine ächte Purpurfarbe.

Grün auf Leinwand oder Leinengarn: Es muß das Leinen in heißes Wasser getaucht werden, alsdann wird es aber in Schartegelb gefärbt. Man nimmt nähmlich auf 1 Pfund Leinen 2 Pfund Färberscharte, läßt diese eine Stunde lang mit 8 Quart Wasser und 4 loth recht guter Pottasche kochen, nimmt das Leinen heraus, und setzt zwey Quentchen Grünspan hinzu, welches man vorher in Wasser eingeweicht hat. Sogleich legt der Färber die Waare wieder in die Farbenbrühe, und läßt sie eine halbe Stunde oder länger darin liegen, bis sie so stark gelb ist, als man es verlangt. Nachher kann der Färber mehr Leinen zu einer blässeren Farbe hinein legen, und solches färben. Endlich wird das gelbgefärbte Leinen ausgespühlet und getrocknet. Hiernach aber muß der Färber das gelbgefärbte Leinen einen Tag in ein Bad legen, wozu er auf ein Pfund Waare 8 loth braunes Brasilienholz in 8 Quart Wasser ein und eine halbe Stunde gekocht, nachher aber 2 Quentchen Grünspan hinzugethan, und hierauf die vorige Brühe noch einmahl gekocht hat. Dann wird das Leinen in diesem Bade völlig gefärbt, indem es so lange darin liegen bleibt, bis es grün wird, welches einen Tag, auch etwas länger dauren kann. Die grüne Farbe auf Leinen gehört zu den unbeständigen Farben.

sind: man thut hinzu, in der Größe von zwey oder drey Muscaten, ungereinigten Zucker vom Palmbaum, und nimmt sich wohl in Acht mehr zu nehmen, weil sonst die Farbe nicht lange halten, und beym Bleichen verschießen würde. Fünftens, die Farbe noch schöner zu machen, thut man zu den Callou auf die Art zubereitetes Lewarou oder Varagou hinzu, als ich eben gesagt habe. Die sechste und letzte Anmerkung ist, daß diese Farbe auf einer Leinwand die nicht mit dem Cadou zubereitet worden, weder schwarz erscheinen, noch halten würde.

IV.

Nachdem man alle Stellen mit dem Schwarzen gezeichnet und gemahlet hat, wo diese Farbe hingehört, so zeichnet man mit Roth die Blumen und andere Dinge, die mit dieser Farbe müssen umzogen werden. Ich sage, man zeichnet sie, denn es ist noch nicht Zeit, mit der rothen Farbe zu mahlen: man muß vorerst das Blaue auftragen, welches viele Zubereitungen erfordert.

Man muß anfänglich die Leinewand in kochendes Wasser stecken, und sie eine halbe Stunde darin lassen. Thut man mit der Leinewand zwey oder drey Cadou hinein, so wird das Schwarze desto schöner. Zweytens weichet man Schaf- und Ziegenkoth in Wasser, legt die Leinewand in dieses Wasser, und läßt sie die Nacht über darin weichen. Den folgenden Tag muß man sie auswaschen und in die Sonne legen.

Fragt man unsere indianischen Mahler, wozu diese letzte Operation diene, so sagen sie alle einmüthig, sie diene, die Eigenschaft von der Leinewand wegzunehmen, welche sie durch den Cadoucaie angenommen, und wenn sie dieselbe noch behielte, würde das Blaue, daß man auftragen wollte, schwarz werden.

Es ist noch eine andere Ursache, welche diese Operation nöthig macht, das ist, der Leinewand mehr Weiße zu geben: denn ich habe gesagt, daß sie nur halbgebleicht sey, wenn man die Arbeit damit anfange. Wenn man sie in die Sonne legt, so läßt man sie nicht ganz trocken werden, sondern man begießet sie von Zeit zu Zeit den Tag über mit Wasser. Nachgehends schlägt man sie an dem Wasser mit einem Stein, aber nicht mit einem Waschbläuel, wie

man

man in Frankreich thut; die indianiſche Art iſt, ſie vielfach zuſammen zu legen, und ſie ſtark auf einem Stein zu ſchlagen, mit eben der Bewegung, die unſere Schlöſſer und Hufſchmiede machen, wenn ſie mit ihren großen Hammern das Eiſen auf dem Ambos ſchlagen.

Wenn die Leinewand auf einer Seite hinlänglich geſchlagen iſt, ſchlägt man ſie auf eben dieſe Art auf einer andern; zwanzig bis dreyßig Schläge ſind zu der gegenwärtigen Operation hinreichend. Wenn dieſes vollendet, ſo weichet man die Leinewand in Canje von Reiß. Das beſte wäre, wenn man die Bequemlichkeit dazu hätte, von Kevarou zu nehmen, ihn mit Waſſer auf das Feuer zu ſetzen, als wenn man ihn kochen wollte, und ehe dieſes Waſſer ſehr dick iſt, die Leinwand darin zu weichen, ſie ſogleich wieder heraus nehmen, ſie trocknen laſſen, und mit dem Cottapoulli zu ſchlagen, wie man in der erſten Operation, ſie zu glätten gemacht hat.

Wie das Blaue nicht mit dem Pinſel gemacht wird, ſondern appliciret wird, indem man die Leinewand in zubereiteten Indig taucht, ſo muß man dieſelbe durchgehends mit Wachs bemahlen oder überziehen, ausgenommen an den Orten, wo Schwärze iſt, und wo Blau oder Grün hinkommen ſoll. Dieſes Wachs wird mit einem Pinſel von Eiſen, ſo dünn, als es ſeyn kann, auf einer Seite aufgetragen, mit guter Vorſichtigkeit, daß auſſer den gedachten Stellen nichts ohne Wachs bleibet; andernfalls es ſo viele blaue Flecken werden würden, die man nicht wieder ausmachen könnte. Wenn dieſes geſchehen, legt man die auf ſolche Art mit Wachs bezogene Leinewand in die Sonne; man muß aber wohl Acht haben, daß das Wachs nicht weiter ſchmelzt, als es nöthig iſt, auf die andere Seite durchzudringen, alsdenn nimmt man ſie geſchwind weg, kehrt ſie um, und trocknet ſie, indem man ſtark mit der Hand darüber fährt. Das beſte wäre, dazu ein kupfernes Gefäß mit einem runden Boden zu gebrauchen, dadurch würde ſich das Wachs durchgehends verbreiten, und ſelbſt an den Stellen, die auf der andern Seite ſollen blau gefärbt werden. Wenn dieſe Zubereitung verrichtet iſt, ſo giebt der Mahler ſeine Leinewand dem Blaufärber, der ſie nach einigen Tagen wieder liefert; denn es iſt zu merken, daß es nicht die ordentlichen Mahler, ſon-

sind: man thut hinzu, in der Größe von zwey oder drey Muscaten, ungereinigten Zucker vom Palmbaum, und nimmt sich wohl in Acht mehr zu nehmen, weil sonst die Farbe nicht lange halten, und beym Bleichen verschießen würde. Fünftens, die Farbe noch schöner zu machen, thut man zu den Callou auf die Art zubereitetes Lewarou oder Varagou hinzu, als ich eben gesagt habe. Die sechste und letzte Anmerkung ist, daß diese Farbe auf einer Leinwand die nicht mit dem Cadon zubereitet worden, weder schwarz erscheinen, noch halten würde.

IV.

Nachdem man alle Stellen mit dem Schwarzen gezeichnet und gemahlet hat, wo diese Farbe hingehört, so zeichnet man mit Roth die Blumen und andere Dinge, die mit dieser Farbe müssen umzogen werden. Ich sage, man zeichnet sie, denn es ist noch nicht Zeit, mit der rothen Farbe zu mahlen: man muß vorerst das Blaue auftragen, welches viele Zubereitungen erfordert.

Man muß anfänglich die Leinewand in kochendes Wasser stecken, und sie eine halbe Stunde darin lassen. Thut man mit der Leinewand zwey oder drey Cadou hinein, so wird das Schwarze desto schöner. Zweytens weichet man Schaf- und Ziegenkoth in Wasser, legt die Leinewand in dieses Wasser, und läßt sie die Nacht über darin weichen. Den folgenden Tag muß man sie auswaschen und in die Sonne legen.

Fragt man unsere indianischen Mahler, wozu diese letzte Operation diene, so sagen sie alle einmüthig, sie diene, die Eigenschaft von der Leinewand wegzunehmen, welche sie durch den Cadoucaie angenommen, und wenn sie dieselbe noch behielte, würde das Blaue, daß man auftragen wollte, schwarz werden.

Es ist noch eine andere Ursache, welche diese Operation nöthig macht, das ist, der Leinewand mehr Weiße zu geben: denn ich habe gesagt, daß sie nur halbgebleicht sey, wenn man die Arbeit damit anfange. Wenn man sie in die Sonne legt, so läßt man sie nicht ganz trocken werden, sondern man begießet sie von Zeit zu Zeit den Tag über mit Wasser. Nachgehends schlägt man sie an dem Wasser mit einem Stein, aber nicht mit einem Waschbläuel, wie man

man in Frankreich thut; die indianiſche Art iſt, ſie vielfach zuſammen zu legen, und ſie ſtark auf einem Stein zu ſchlagen, mit eben der Bewegung, die unſere Schlöſſer und Hufſchmiede machen, wenn ſie mit ihren großen Hammern das Eiſen auf dem Ambos ſchlagen.

Wenn die Leinewand auf einer Seite hinlänglich geſchlagen iſt, ſchlägt man ſie auf eben dieſe Art auf einer andern; zwanzig bis dreyßig Schläge ſind zu der gegenwärtigen Operation hinreichend. Wenn dieſes vollendet, ſo weichet man die Leinewand in Canje von Reiß. Das beſte wäre, wenn man die Bequemlichkeit dazu hätte, von Kevarou zu nehmen, ihn mit Waſſer auf das Feuer zu ſetzen, als wenn man ihn kochen wollte, und ehe dieſes Waſſer ſehr dick iſt, die Leinwand darin zu weichen, ſie ſogleich wieder heraus nehmen, ſie trocknen laſſen, und mit dem Cottapoulli zu ſchlagen, wie man in der erſten Operation, ſie zu glätten gemacht hat.

Wie das Blaue nicht mit dem Pinſel gemacht wird, ſondern appliciret wird, indem man die Leinewand in zubereiteten Indig taucht, ſo muß man dieſelbe durchgehends mit Wachs bemahlen oder überziehen, ausgenommen an den Orten, wo Schwärze iſt, und wo Blau oder Grün hinkommen ſoll. Dieſes Wachs wird mit einem Pinſel von Eiſen, ſo dünn, als es ſeyn kann, auf einer Seite aufgetragen, mit guter Vorſichtigkeit, daß auſſer den gedachten Stellen nichts ohne Wachs bleibet; andernfalls es ſo viele blaue Flecken werden würden, die man nicht wieder ausmachen könnte. Wenn dieſes geſchehen, legt man die auf ſolche Art mit Wachs bezogene Leinewand in die Sonne; man muß aber wohl Acht haben, daß das Wachs nicht weiter ſchmelzt, als es nöthig iſt, auf die andere Seite durchzudringen, alsdenn nimmt man ſie geſchwind weg, kehrt ſie um, und trocknet ſie, indem man ſtark mit der Hand darüber fährt. Das beſte wäre, dazu ein kupfernes Gefäß mit einem runden Boden zu gebrauchen, dadurch würde ſich das Wachs durchgehends verbreiten, und ſelbſt an den Stellen, die auf der andern Seite ſollen blau gefärbt werden. Wenn dieſe Zubereitung verrichtet iſt, ſo giebt der Mahler ſeine Leinewand dem Blaufärber, der ſie nach einigen Tagen wieder liefert; denn es iſt zu merken, daß es nicht die ordentlichen Mahler, ſon-

läßt es sich doch noch zu eben diesem Gebrauch anwenden.

Um die Leinewand zu bleichen, wäscht man sie in Wasser, schlägt sie neun bis zehnmahl auf dem Stein, legt sie in ein anderes Wasser, worin man Schafkoth hat auflösen lassen. Man wäscht sie nochmals, und legt sie drey Tage in die Sonne, wobey man beobachtet, sie von Zeit zu Zeit mit etwas Wasser zu besprengen, wie weiter oben gesagt ist. Man läßt darauf eine Art Erde mit Namen Ola, deren sich die Bleicher bedienen, in kaltem Wasser zergehen, läßt die Leinewand ohngefähr eine Stunde darin weichen, wornach man unter dem Gefäß Feuer anstreckt, und wenn das Wasser anfängt zu kochen, so nimmt man die Leinewand heraus, um sie in einem Teiche zu waschen, an dessen Ufer man ihr ohngefähr vierhundert Schläge auf einem Stein giebt, und nochmals auswindet. Hierauf weicht man sie einen Tag und eine Nacht in Wasser, worin man eine kleine Quantität Kuhmist, oder von dem weiblichen Büffel aufgelöset hat. Nach diesem wird sie heraus genommen, und aufs neue in dem Teiche gewaschen, schlägt sie auseinander, legt sie einen halben Tag in die Sonne, und begießt sie von Zeit zu Zeit mit etwas Wasser. Man setzt sie abermahls auf das Feuer in einem Gefäß voll Wasser, nimmt sie heraus, um sie noch einmal in dem Teiche zu waschen, ein wenig zu schlagen und trocken werden zu lassen.

Die Leinewand endlich zur Annehmung und zum Behalten der rothen Farben zuzubereiten, muß man die Operation mit dem Cadoucaie wiederholen, wie ich sie anfangs erzählt habe, d. i. man taucht die Leinewand in eine simple Infusion vom Cadou, wäscht sie nachmals, schlägt sie auf dem Stein und läßt sie trocknen, nach diesem weicht man sie in Büffelsmilch, wendet sie darin um und reibt sie einige Zeit mit den Händen; ist sie gänzlich durchzogen, so nimmt man sie heraus, windet sie aus, und läßt sie trocknen; alsdenn mahlt man, wenn in den Blumen weiße Striche seyn sollen, wie oftmals die Staubwege, Staubfäden und andere Striche sind, diese Stellen mit Wachs, worauf man endlich das vorher zubereitete Rothe mit einem indianischen Pinsel mahlt. Gemeiniglich sind es Kinder, die das Rothe mahlen, weil diese Arbeit minder schwer ist, zum wenigsten

wenn

wenn man nicht etwas vollkommeneres machen will.

Laßt uns nun zu der Art der Zubereitung des Rothen kommen. Nehmt ein herbes Waſſer, d. i. Waſſer aus gewiſſen beſondern Brunnen, daran man dieſen Geſchmack findet. Auf zwey Pinten Waſſer nehmt zwey Unzen zu Pulver geſtoſſenen Alaun; thut dazu vier Unzen rothes Holz, das Vartangui heißt, oder Sapan Holz, ebenfalls zu Pulver geſtoßen. Setzet alles zwey Tage in die Sonne, und ſeht euch vor, daß nichts ſaures, noch unreines hinein fällt; widrigenfalls die Farbe viel von ihrer Stärke verlieren würde. Will man das Rothe ſtärker haben, ſo thut man Alaun hinzu: und gießet mehr Waſſer hinzu, wenn man es weniger ſtark haben will; dieſes iſt das Mittel, wodurch man die Schattirungen und das Abnehmen dieſer Farben bewirkt.

Eine Farbe, wie Weinhefe, die etwas veilblau iſt, zu machen, muß man einen Theil des Rothen, wovon ich eben geredet, nehmen, mit einem Theile von dem Schwarzen, davon ich oben die Compoſition gezeigt. Man thut einen gleichen Theil Reiß-Canje hinzu, das drey Monat aufbewahrt worden, und aus dieſer Vermiſchung kommt die Farbe, wovon die Rede iſt. Es herrſcht ein lächerlicher Aberglaube unter vielen Heyden, in Anſehung des ſauren Canje: derjenige der dergleichen hat, bedienet ſich deſſelben alle Tage in der Woche; allein Sonntags, Donnerſtags und Freytags ſchlägt er es andern, denen es fehlet, ab. Dieſes, ſagen ſie, würde ihren Gott aus ihrem Hauſe vertreiben ſeyn, wenn ſie an dieſen Tagen etwas davon weggäben. In Ermangelung dieſes Eßigs von Canje, kann man ſich des Eßigs von Callou oder Palmwein bedienen.

VII.

Man kann verſchiedene Farben, die von dem Rothen abhängen, machen, welches hier unnütz iſt, zu erzählen: es iſt genug, zu ſagen, daß ſie zu eben der Zeit gemahlt werden müſſen, als das Rothe, das iſt, ehe man zu denen Operationen fortgehet, davon ich reden will, nachdem ich erſt einige Anmerkungen über das vorhergehende werde gemacht haben. 1) Die Brunnen, deren Waſſer herbe iſt, ſind ſelbſt in Indien nicht gemein; oftmals findet ſich nicht mehr,

halten kann, so säumen diejenigen, welche ihre Leinewand besser und vollkommener haben wollen, nicht sie herauszunehmen, auszuwinden, und trocken werden zu lassen. Man sehe hiervon die Ursachen: Wenn man das Rothe mahlt, so ist es schwer, daß nicht einige Tropfen an solche Stellen fielen, wo nichts seyn darf: es ist wahr, der Mahler sucht sogleich, sie, so viel er kann, mit dem Finger wegzunehmen, beynahe wie wir es machen, wenn ein Tropfen Dinte auf das Papier gefallen ist, worauf wir schreiben: es bleiben aber doch beständig Flecken zurück, welche die Farbe des Chaia noch merklicher macht. Deswegen wird die Leinwand, ehe man weiter fortfährt, genommen, läßt sie, wie ich gesagt habe, trocknen, und der Arbeiter sucht diese Flecken, und macht sie, so gut er kann, mit einer entzwey geschnittenen Limone heraus.

Nachdem die Flecken heraus gemacht sind, legt man die Leinwand wieder in die Farbe, vermehrt das Feuer, bis die Hand die Hitze nicht mehr ausstehen kann; man kehrt sie sorgfältig eine halbe Stunde lang, bald so, bald anders, um. Gegen Abend wird das Feuer vermehret, und man läßt die Farbe ohngefähr eine Stunde lang kochen: alsdann löschet man das Feuer aus, und wenn die Farbe laulich ist, nimmt man die Leinwand heraus, die man stark auswindet, und so naß bis den folgenden Tag liegen läßt.

Ehe ich zu den andern Farben fortgehe, wird es gut seyn, etwas von der Chaia zu sagen. Diese Pflanze wächset von sich selbst, und man unterläßt auch nicht, zu nöthigem Gebrauche davon zu säen; sie wächst nicht über einen halben Fuß über die Erde, ihr Blatt ist von hellgrüner Farbe, bey zwey Linien breit, und 5 bis 6 lang. Die Blume ist sehr klein und blaulich. Der Same ist fast nicht größer, als vom Tabak. Diese kleine Pflanze treibt in die Erde eine Wurzel, bisweilen fast von 4 Fuß: diese ist aber nicht die beste, man zieht ihr diejenige vor, die nur eine Länge von einem oder anderthalb Fuß hat. Diese Wurzel ist sehr dünne; ob sie schon weit und ganz gerade läuft, so treibt sie doch rechts und links nur sehr wenige und ganz kleine Faden. Sie ist gelb, wenn sie frisch ist, und wird durchs Trocknen braun. Nur alsdann, wenn sie trocken ist,

giebt sie dem Wasser die rothe Farbe. Hierbey will ich einen besondern Umstand erzählen, der mich in Verwunderung setzte: ich hatte davon in Wasser eingeweicht, das roth wurde: in der Nacht wurde das Wasser durch einen Zufall ausgegossen. Allein, es befremdete mich, daß ich den andern Tag auf dem Boden des Gefäßes einige Tropfen von einer rothen Feuchtigkeit fand, die sich daselbst gesammlet hatte. Ich vermuthete, daß irgend ein fremder Körper in das Gefäß gefallen wäre, der diese Veränderung der Farbe veranlasset hätte, und ich redete davon mit einem Mahler: er antwortete mir, wie dieses nichts anders anzeigte, als daß die Chaia, der ich mich bedient, von einer guten Sorte war, und daß es sehr gewöhnlich wäre, daß, wenn die Arbeiter die Wurzel, wie gesagt worden, mit etwas Wasser zu Pulver machten, es eine Safranfarbe bekäme. Ich machte noch eine andere Anmerkung, daß sich um das umgegossene Gefäß ein Häutchen von einem sehr schönen Violblau angesetzt. Diese Pflanze wird in trocknen Packeten verkauft, man schneidet das obere hinweg, wo die vertrockneten Blätter sind, und gebraucht nichts, als die Wurzeln zu dieser Farbe.

Da die Leinwand ganz darein getaucht wird, und ganz von dieser Farbe hat durchzogen werden müssen, so muß man sie wieder weg machen, wobey man nicht zu besorgen hat, daß die rothen Farben durch die folgenden Operationen Schaden leiden. Es sind die nemlichen, als wovon schon gesagt worden; das ist, man muß die Leinwand in dem Teiche waschen, sie zehn bis zwölf Mahl auf den Stein schlagen, mit Schafkoth weiß machen, und den dritten Tag einseifen, und trocknen lassen, dabey man von Zeit zu Zeit etwas Wasser darauf sprengt. Man läßt sie die Nacht über naß, wäscht sie den andern Tag, und läßt sie, wie Tages vorher, trocknen. Mittags wäscht man sie endlich in heißem Wasser, um die Seife und alle Unreinigkeiten abzumachen, die sich könnten angehängt haben, und läßt sie wohl trocknen.

VIII.

Die grüne Farbe, die man auf die Leinwand mahlen will, erfordert ebenfalls Zubereitungen; hier sind sie: Nehmet ein Palam, oder ein wenig mehr,

als

als eine Unze Blumen von Cadou, eben so viel Cadou, eine Hand voll Chayaver; und wenn ihr wollt, daß das Grüne desto schöner werde, so thut dazu eine Schale von Granaten. Wenn diese Ingredienzien zu Pulver gemacht sind, so thut sie in drey Bouteillen Wasser, die ihr bis auf drey Viertel einkochen lasset: gießet diese Farbe durch ein linnen Tuch in ein Gefäß, thut dazu eine halbe Unze gestoßenen Alaun, schüttelt das Gefäß eine Zeitlang, so ist die Farbe fertig.

Wenn ihr mit dieser Farbe auf blau mahlet, so bekommt ihr grün. Deswegen der Arbeiter, wenn er seinen Zeug blau färbt, in Acht nimmt, die Stellen nicht mit Wachs zu mahlen, wo er vor hat, grün hinzumahlen, damit der Anfangs blau gefärbte Zeug im Stande ist, zu seiner Zeit das Grüne anzunehmen. Es ist so nothwendig, auf blau zu mahlen, daß, wenn man auf den weißen Zeug mahlen würde, man nichts als eine gelbe Farbe bekäme.

Ich muß aber bemerken, daß dieses Grüne nicht, wie das Blaue und Rothe, hält, so, daß es, wenn es vier oder fünf Mahl gewaschen ist, verschießt, und an seiner Stelle nichts, als das Blaue, bleibt, worauf man es gemahlt hatte. Inzwischen giebt es doch ein Mittel, diese Farbe dauerhaft zu machen, daß sie so lange hält, als der Zeug selbst. Hier ist es: Nehmet eine Zwiebel von Bananas, zerstoßt sie noch frisch, und drücket den Saft aus. Zu einer Flasche der grünen Farbe thut vier oder fünf Löffel voll von diesem Saft, so wird das Grüne fest kleben, und unvergänglich seyn. Die Unbequemlichkeit dabey ist, daß dieser Saft dem Grünen einen Theil seiner Schönheit verlierend macht.

IX.

Es ist noch übrig, von der gelben Farbe zu reden, die keine lange Erklärung erfordert. Die nemliche Farbe, die zum Grünen dient, wenn man damit auf blau mahlet, dient auch zum Gelben, wenn man auf die weiße Leinwand mahlet. Allein, diese Farbe hält nicht stark, sie vergehet, wenn sie zu gewissen Malen gewaschen worden. Inzwischen wenn man sich begnüget, diese Leinwand wenig zu steifen, oder in saurer Molke, mit Citronensaft vermischt, zu waschen, oder auch noch, wenn man sie in Was-

Mittel ausgesonnen haben, um dadurch den Abgang gewisser Wasser zu ersetzen, die sonst zur Färberey dienlich sind.

Diese Pindjou Cadoucaien sind desto besser, je kleiner sie sind. Man findet einige, die kaum 6 Linien lang sind: einige sind braun von Farbe, andere ziemlich schwarz; diese Verschiedenheit der Farbe ist aber nur zufällig, und zeigt keine verschiedene Sorten an. Da sie noch grün gesammlet sind, so ist es nicht zu verwundern, daß, wenn sie getrocknet sind, ihre Oberfläche ganz voll Runzeln ist. Da es aber viel mehr Mühe gekostet, sie zu sammlen und zu trocknen, so ist ihr Preis viel größer, als der recht zeitigen Cadoucaien.

4) Man muß zu den Pindjou Cadoucaien eine Sorte von braunen oder schwarzen Myrobolanen, wie die kleinen, wovon ich geredet habe, setzen, die aber viel dicker und größer, als diejenigen, sind, deren sich die Mahler zu Pondichery bedienen, wenn sie schon in der Reife gelesen sind. Ich hatte Mühe, es zu glauben: allein, ein indianischer Mahler überzeugte mich, da er vor mir einen von diesen dicken Cadoucaien und seinen Stein entzwey machte, daran er mir zeigte, wie der Kern keine gute Nahrung gehabt hatte, und mit einer braunen Haut umzogen war, anstatt daß ein recht reifer Cadoucaie, den er ebenfalls entzwey machte, in seinem Stein einen Kern hatte, der von guter Beschaffenheit, und so weiß war, als eine Mandel. Die Ursache dieses Unterschieds rührt davon her, daß unter einem Geschlechte Cadou-Baum es viele Sorten giebt, deren Früchte von verschiedener Dicke sind, so, wie unsere Aepfel nicht alle gleich groß sind, zufolge den verschiedenen Sorten von Apfelbäumen, die sie tragen.

Ich habe dieses von einem Specereyhändler in diesem Lande erfahren, den ich deshalb fragte: denn man kann nicht hoffen, als vermittelst vieler Fragen, die mit großer Geduld geschehen müssen, dasjenige von diesen Leuten zu erhalten, was man wissen will: man verlieret jedoch nicht allemal dabey seine Zeit; einer sagt einen Umstand, der dem andern entgangen. Nur macht es manchmal Mühe, sie zu vereinigen, wenn sie von widriger Meynung sind, und widersprechende Sachen sagen. Neue Fragen, die man andern besonders thut, und eine Verdoppelung

wahrscheinlich, daß ich mich weit von der Wahrheit sollte entfernt haben.

Schreiben des Hrn. le Poivre an den P. Coerdoux.

Mein erster Versuch von der Mahlerey nach der indianischen Art ist endlich geendiget. Er würde ohne diese Trägheit und Langsamkeit, welche die Einwohner dieses Landes niemals ablegen, viel eher gewesen seyn. Es erforderte bey mir viele Geduld, ihnen in allen ihren Operationen zu folgen; es hat daher nicht an mir gelegen, euch wegen der Anmerkungen eher zu begnügen, die ihr abzufordern mir die Ehre anthatet.

Bey meinem ersten Werke war meine Absicht, nicht allein mich von der Art zu unterrichten, womit die Malabaren ihre Leinwand mahlen, sondern auch verschiedne Versuche anzustellen, zu wissen, ob man nicht in Europa die Materialien, deren sie sich bedienen, und die wir nicht haben, durch andre ersetzen könne.

Ich habe selbst nicht einmal die Methode befolgt, darnach sie arbeiten, und wovon sie Sclaven sind, als in so weit ich es nöthig zu seyn glaubte, um sie selbst zu lernen und zu wissen; im übrigen habe ich mich oftmals davon entfernt, um zu sehen, ob man nicht auf andere Art darin verfahren, und mit weniger Umständen vollkommnere Werke machen könne.

Ich will euch gestehen, daß ich in vielen Stücken nur unvollkommen zum Zweck gelangt, in andern denselben gar verfehlt habe; einige Mahl aber glücklicher war. Dieses ist das Schicksal derjenigen, welche die ersten Versuche machen, die, wenn sie die sehr unvollkommenen Künste vollkommener machen wollen, damit anfangen, daß sie das Joch der Gewohnheit abwerfen, und sich von den gewöhnlichen Regeln losreißen. Seht demnach hier in wenig Worten die Anmerkungen, die mir die ersten Versuche an Hand gegeben haben.

1) Ich muß den Untersuchungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihr über die Art der Indianer die Leinwand zu mahlen gemacht habt. Eure Entdeckungen sind völlig richtig und genau. Die

Liebhaber der Künſte müßen euch Dank wißen wegen der neuen Nachrichten, die ihr ihnen in dieſer Sache gegeben. Ich finde in eurem Schreiben die verſchiednen Operationen unſerer Gemählde, deutlich erklärt, und wohl auseinander geſetzt. Nur wünſche ich, daß ihr eine deutlichere Nachricht von den verſchiednen Specereyen in Europa geben könntet, die hier bey der Mahlerey der Indianer gebraucht werden. Wenn ihr hiezu einige müßige Augenblicke von eurem apoſtoliſchen Eifer abbrechen könntet, ſo würdet ihr unſern Kunſtverſtändigen in Europa einen wahrhaften Dienſt thun, daß ihr ihnen neue Erläuterungen von der Frucht, die ihr Cadoucair nennet, und von der Pflanze, die ihr ihnen ſchon unter dem Namen Chayaver bekannt gemacht habt. Dieſes ſind die zwey weſentlichſten Ingredienzen, davon der Mangel der Kenntniß denjenigen in einem glücklichen Verſuch hinderlich ſeyn könnte, welche in Europa die indianiſchen Mahlereyen nachzuahmen verſuchen wollen.

2) Der Caducair iſt ein wahrer Myrobolan, deren, wie ihr wißt, unſere Materialiſten bis fünf Sorten unterſcheiden. Die Citronartigen Myrobolanen, die indianiſchen oder ſchwarzen Myrobolanen, die chebuliſchen, emblifchen und bellergiſchen Myrobolanen: unſere Malabaren bedienen ſich blos der zwey erſten Sorten, die viel weſentliches Salz und Oel haben. Nachdem ſie dieſelben zerſtoßen, ſo vermiſchen ſie ſie mit Büffelsmilch. Dieſe Art Milch iſt nicht ſchlechterdings nöthig. Ich habe aus der Erfahrung, daß Kuhmilch eben die Würkung thut. Macht die Fettigkeit der erſten ſie in dieſem Lande vor der andern vorzüglich: ſo findet ſich dieſe Urſache in Europa nicht, wo die Kuhmilch viel fetter iſt, als alle Milch, die man in Indien finden kann.

3) Ich glaube nicht, daß man das Ankleben der Farben derjenigen erſten Zubereitung beylegen darf, die man der Leinwand hier giebt; ſie dient ſchlechterdings zu nichts, als ſie alle Farben annehmend zu machen, die man nachmals darauf bringen will, die zu ſtark einziehen, und auseinander fließen würden, ohngefähr wie es unſere Dinte auf ein Papier macht, das nicht genug Alaun hat. Die Chineſen haben, wie die Indianer, das Geheimniß, die Leinwand zu mahlen, zum wenigſten mit der rothen Farbe. Ehe ſie die Arbeit daran anfangen, geben ſie ihr keine andere Zubereis

reitung, als ihrem Papier, das ist, sie tränken sie mit einer Vermischung von Alaun, und im höchsten Grad hellen Leim. Ihre Arbeiten sind nicht weniger unauslöschlich, obschon weder Cadou, noch Büffelsmilch dabey ist. Dieser Cadou scheint mir daher keinen andern Nutzen zu haben, als die ersten schwarz zu machen, deren sich die Malabaren bedienen, ihren Riß, anfänglich zu zeichnen, nachdem sie das Muster (poucis) weggenommen. In der That habe ich bemerkt, daß die Specerey, davon ihr in dem dritten Artikel eine Erklärung gebt, anfänglich nichts ist, als ein röthliches Wasser, das mit vitriolischen Theilchen geschwängert ist, und nicht eher schwarz wird, als bis man es auf die Zubereitung mit Cadoucair bringt. Daher wird der Gallapfel die nemliche Würkung thun.

4) Ich habe einen andern Versuch gemacht, der mir gelungen ist, nemlich, daß unsere europäische Leinwand so geschickt zu dieser Mahlerey ist, als die indianische: ich habe ein weißes Schnupftuch von gemeiner brittannischen Leinwand, mit einer Zubereitung von Sapanholz gemahlt, das eine sehr gute Würkung thut. Ich habe es verschiedene Mahl waschen lassen, und die Farbe ist beständig gleich lebhaft: ich will es euch überschicken, daß ihr durch eure eigne Augen davon urtheilen könnet.

Ich glaube, daß man sich, an die Stelle des Sapanholzes, mit größerm Vortheil der Farbe von Fernambouc, oder auch von Cochenille, bedienen könne: diese würde unendlich über alles gehen, was man mit Sapanholz machen kann, welches schlechterdings eben das ist, was man in Frankreich Bresilholz nennt. Ich habe mit ein wenig Carmin einen Versuch gemacht, der auf der Leinwand, ob er schon ganz verdorben war, einen solchen Glanz hat, als die frischesten Mahlereyen der Indianer.

5) Was den Chayaver betrift, wovon ich die Ehre habe, euch eine nach der Natur gemachte Zeichnung zu überschicken, so ist es augenscheinlich, daß es seine Wurzel ist, wovon die Farben, zum wenigsten die rothe Farbe, ihr Bekleben, und ihre Haltbarkeit haben. Ehe man die gemahlte Leinwand in dem Wasser von dieser Pflanze hat kochen lassen, kann man die neue Mahlerey nicht ohne Gefahr dem Bleicher anvertrauen: die Farbe verschießt; sie beklebt nicht, als bis sie von

dem alcalischen Salze dieser Wurzel hinreichend durchdrungen ist.

Es scheint mir diese Pflanze nichts anders zu seyn, als was Herr Tournefort Gallium album vulgare nennt. Die Beschreibung, welche dieser geschickte Kräuterkenner von seiner Pflanze macht, ist völlig so, wie man sie vom Chayaver machen könnte. Zum wenigsten ist es gewiß, daß die zwey Pflanzen, wenn sie verschieden sind, die gemeinschaftliche Würkung haben, die Milch gerinnen zu machen: dieses ist ein Versuch, den ich gemacht habe.

Seht, M. E. B. alle Anmerkungen, die ich von der Art, wie die Indianer ihre Leinwand mahlen, zu Pondichery habe machen können; wenn ihr sie richtig befindet, so werden sie zu eurer Absicht etwas beytragen können, die ihr habt, das Geheimniß der Indianer nach Europa zu bringen. Es ist zu verwundern, daß bis jetzt sich in diesem Lande kein neugieriger Europäer gefunden, der sich bemüht hätte, sein Vaterland mit einer Kunst zu bereichern, wovon man so vielen Vortheil ziehen kann. Es wäre zu wünschen, daß unsere Reisenden, wenn sie ihr Vaterland verlassen, es weniger vergessen möchten. Es findet sich fast kein Volk, das nicht in dem Besitz einer besondern Kunst wäre, deren Kenntnisse Europa nützlich seyn würde. Entdeckungen von der Art würden viel vortheilhafter seyn, als eine unendliche Menge übertriebener und wenig zuverlässiger Erzählungen, womit sich Reisende das Publicum zu unterhalten berechtiget glauben. Bisher sind eure ehrwürdigen Väter, und vornehmlich diejenigen, die in den Missionen von China arbeiten, die einzigen, die uns ein Exempel einer so nützlichen Arbeit gegeben haben. Die Mühe, die sie angewendet haben, die Art zu entdecken, wie die Chineser das Porcellain arbeiten, die Maulbeerbäume bauen, die Seidenwürmer ziehen, haben ihnen die Dankbarkeit aller ihrer Mitbürger, denen sie so nützliche Dienste geleistet haben, verdienet. Warum wird ein so schönes Exempel so wenig befolgt.

Schluß

Schluß des Schreibens des P. Coeurdoux d. G. J. an den P. du Halde.

Vorstehender Brief hat mir Gelegenheit gegeben, einige Untersuchungen, und neue Betrachtungen zu machen, die ebenfalls von einigen Nutzen seyn können Hier sind sie.

1) Ob schon der Cadoucaie die erste Sorte von Myrobolanen bey unsern Materialisten ist, so vermischen ihn doch die Indianer nicht, wie sie, unter einem Namen mit Früchten von ganz verschiedenen Bäumen.

2) So wie wir die Kerne von den zeitigen Nüssen unterscheiden, eben so unterscheiden die indianischen Mahler und Kaufleute die Pindjou Cadoucaies, d. i. die man noch grün und zart gesammlet hat, um sie in diesem Zustande zu trocknen, von denenjenigen, die man vor der Ernte hat reif werden lassen. Sie scheinen, dem Anschein nach, sehr verschieden, es ist aber sicher, daß es Früchte von einerley Bäumen sind.

3) Die Ursache dieses Unterschiedes, und die verschiedenen Ernten der Cadoucaien kommt von dem Unterschiede der herben Wasser, die zur Mahlerey dienen, davon anderswo geredet worden, die nicht ganz einerley, noch durchgehends so gut sind; deren Abgang durch herbere Cadoucaien, die noch vor ihrer Reife gelesen worden, ersetzt werden muß.

Zum Exempel, die Eigenschaft der Wasser zu Madras, einer vor diesem in Indien sehr berühmten englischen Pflanzstadt, die 1746. von den Franzosen eingenommen worden, erfordert, daß man sich der Pindjou Cadoucaien bedienet; da man sich zu Pondichery solcher bedient, die in der Reife gesammlet worden. Die indianischen Mahler sind nicht alle einig, daß es der Mangel eines gewissen Grades der Herbigkeit des Wassers ist, daß man sich der noch in ihrer Zartheit gesammleten Myrobolanen bedienen muß: ja es finden sich sogar einige unter ihnen, die im Gegentheil behaupten, daß man sich bey herbern Wasser der Pindjou Cadoucaien bedienen müsse, die nach ihrer Meynung weniger Herbigkeit haben, als die wohl reif geworden sind. Dem sey wie ihm wolle, so muß man sich verwundern, wie die Indianer in dem Unterschiede in der Reife dieser Früchte

Mit-

wand zum Gebrauch des Militairs oder zum Behuf eines Regiments zu liefern übernommen hat. Es bleibt also die Leinwand im Lande.

Ganz anders verhält es sich aber mit dem westphälischen so genannten Löwendlinnen. Diese Art Leinwand wird vornehmlich im Osnabrückischen, Tecklenburgischen und Ravensbergischen, zum Theil auch im Diepholtschen und im Mindenschen, in der Obergrafschaft Lingen, und in ein Paar Kirchspielen im Münsterlande, an den Gränzen der Obergrafschaft Lingen verfertiget.

Man kann nach der Angabe des Herrn Leggemeister Fr. Meese zu Ibbenbühren die Anzahl der Stücke, welche in diesen Provinzen jährlich gemacht und ausgeführt werden, auf 50000 Stück von etwa 4 Millionen Leggeellen, das Stück zu 80 Leggeellen gerechnet, anschlagen, welche nach Brabanter Maße, bey dessen Verhältniß 100 Leggeellen 175 Brabanter Ellen gleich sind, 7 Millionen brabantischer Ellen betragen. Den Werth dieser Leinwand kann man schon, ehe sie aus Westphalen geht, sicher auf eine Million Thaler anschlagen.

Diese Löwendlinnen, oder auch Lauendlinnen genannt, von der ich schon im Art. Leinwand handelte, gehen größtentheils von Bremen, ein ziemlicher Theil von Amsterdam, und etwas weniger von Hamburg aus, meistens nach Spanien, Portugall und England, etwas auch nach Frankreich und Schottland, und aus diesen Ländern geht wieder vieles nach den spanischen, französischen, englischen und holländischen Besitzungen: etwas davon wird auch nach dem nördlichen Afrika und nach Ostindien verschifft. Ein großer Theil bleibt aber doch in Spanien, Portugall, England und Schottland. Nach Spanien, Portugall und deren Besitzungen gehen vornehmlich die flächsenen Löwendlinnen; hingegen in England

und

lung der Geduld, lassen endlich entdecken, auf welcher Seite die Wahrheit sey.

Mein Kaufmann setzte noch hinzu, daß diese dicken Cadoucaien vornehmlich von der Küste der nördlichen Provinzen kämen; er versicherte mich auch, was ich oben auf Glauben der indianischen Mahler gesagt habe, daß die Pindjou Cadoucaien, und die andern, die erst gesammlet sind, nachdem sie recht zeitig waren, schlechterdings einerley Frucht, und von einerley Bäumen sind, und versicherte, daß er in seiner Jugend westwärts von Pondichery gereiset sey, und bis an die Kette von Gebürgen in der Nähe der Küste von Malabar, wo man diese Früchte herbringt, und daß er sie selbst habe sammlen sehen.

5) Ich muß hier nicht eine andere Production des Cadoubaums vorbey gehen, die man Cadoucaipou, d. i. Cadoucaie-Blume nennet, ob es schon nichts weniger, als seine Blume ist. Es ist eine Art trockner Frucht, oder blos eine glatte Schale, die oftmals kugelrund ist, der Farbe nach von außen, wie verdorbenes Laub, und inwendig braunroth. Sie ist leer, und scheint niemals etwas enthalten zu haben, wenn es nicht Eyer von Insekten sind, die wahrscheinlicher Weise seine Erzeugung veranlasset haben: denn diese Art Nüsse findet sich sogar auf den Blättern des Cadou, und ist auf eben die Art entstanden, als die Galläpfel und andere dergleichen Auswürfe, die sich auf den Blättern gewisser Bäume in Europa befinden.

Es giebt dergleichen Cadoucaipou, die bis auf einen Zoll im Durchschnitt haben; es giebt ihrer viel kleinere, und, wie man sagt, auch viel größere; ich habe aber von diesen keine gesehen. Die Beschreibung, die Lemery von den Krähenaugen macht, kommt sehr mit dem Cadoucaipou überein. In der Ungewißheit, ob sie es nicht würklich seyn möchten, hat man einem Hunde eine starke Dosin gegeben, der keinen Schaden davon empfunden. Es schien sogar, daß ihm dieses Mittel Nutzen geschaft, wie es bey den Menschen thut: denn die Aerzte dieses Landes gebrauchen ihn mit Vortheil gegen das Grimmen und den Durchfall, vermittelst einiger Zubereitungen, die zu lang zum Erzählen sind, und nicht zu meiner Sache gehören. Es ist zu verwundern, daß ein so würksames Mittel, wie dieses, nicht in Europa bekannt

kannt ist, wie mich eine sehr verständige Person davon versicherte (*).

6) Dem sey, wie ihm wolle, so ist diese Art platter Nüsse von großem Nutzen beym Mahlen der Leinwand, und ich bin um so willfähriger, den Gebrauch zu erzählen, den die indianischen Mahler davon machen, da ich anderswo gar zu kurz davon geredet, aus Mangel von Nachrichten, die man mir nachher gegeben. Sehet hier die ganze Zubereitung der gelben Farbe, die man dem Cadoucaipou giebt. Nehmt davon z. E. vier Unzen, und ohne sie zu zerstoßen oder zu zerdrücken, laßt sie ohngefähr in 40 Unzen herben Wasser weichen. Man setzet darauf alles an das Feuer, nachdem man 1 Unze zu Pulver gemachten Chayaver hineingeworfen. Man läßt dieses Wasser drey Süde thun, und nimmt es allemal vom Feuer, wenn es kocht, und setzt es wieder hinzu, um es drey verschiedene mal aufzukochen, so, daß das Wasser endlich halb wird. Schüttet dieses Wasser in ein anderes Gefäß, so, daß der Cadoucaipou auf dem Boden zurück bleibt, und wenn dieses Wasser laulich geworden, so setzt noch eine Unze Alaun hinzu, der zu Pulver gemacht, und in ein wenig Wasser aufgelöset worden. Mahlt ihr mit diesem so zubereiteten Wasser auf blau, so bekommt ihr grün. Mahlt ihr auf weiße Leinwand, die mit Cadoucaie und Milch zubereitet worden, wie anderswo gesagt ist, so macht es gelb. Will man ein dunkleres Grün haben, so muß man damit anfangen, daß man das Blaue dunkler macht, worauf dieses gelbe Wasser kommen muß. Will man ein helleres Gelb haben, so nimmt man von dem Wasser das nöthige Maaß, wenn es nur einmal aufgesotten hat. Das Gelbe wird dunkler seyn, wenn man von dem Wasser nimmt, nachdem es zweymal aufgekocht hat. Es wird es noch mehr seyn, wenn man das Wasser bis auf drey Viertel verringern läßt. Man kann auch, um ein dunkleres Gelb zu haben, eine Stelle zweymal, zu verschiedenen Zeiten, mit diesem Wasser mahlen. Ich habe schon angemerkt, daß es mit diesen Farben nicht, wie mit dem Rothen, ist, welches bey dem Bleichen schöner wird, anstatt daß diese durch das Bleichen der Leinwand, worauf sie gemahlt sind, verschießen.

7) Der

(*) M. Mahlle, Doctor der Arzneykunst.

7) Der Cadoucaipou dient nicht zum Gelbmahlen, sondern die Färber bedienen sich desselben auch in dieser Farbe zu färben; die Zubereitung zu dieser Färberey ist aber viel einfacher. Hier ist sie: Z. E. sechs Ellen Leinwand zu färben, nehmt vier Palan von Cadoucaipou, zerstoßt sie zu kleinen Stücken, und laßt sie ohngefähr eine halbe Stunde in 16 oder 17 Pfunden herben Wasser weichen, oder auch anderm Wasser, wenn es nur nicht salzig, oder mit Meerwasser vermischt ist. Laßt es nachher bis auf ein Viertel einkochen: wenn es etwas erkaltet ist, so tauchet man die Leinwand darein, so, daß sie mit diesem Wasser recht getränkt wird; man windet sie hernach ein wenig, und läßt sie an der Sonne wohl trocknen.

Löset ferner zwey Palan zu Pulver gestoßenen Alaun in sechszehn Pfund Wasser auf, macht dasselbe etwas mehr, als laulich warm, und weichet alsdann die Leinwand darin an, die man ein wenig auswindet, und nachmals in der Sonne zum zweyten Mahle trocknen läßt. Eine blaue Leinwand die in eben dieser Zubereitung und auf eben diese Art gefärbt wird, färbet sich grün. Man färbt mit noch weniger Anstalt und wenigern Unkosten gelb. Man nimmt zu eben der Menge Leinwand ein Palan von Cadoucaipou, den man mit einem Cylinder auf einem Stein klein macht, indem man ein wenig Wasser hinzu thut, so, daß diese Ingredienz eine Art Teig macht. Man läßt ihn in zwey bis drey Pinten Wasser weichen, daß man nachher durch ein leinen Tuch seiget; man thut dreymal so viel von der Terramerita-Pflanze hinzu, die man eben so zubereitet, als den Cadoucaipou: man giebt derjenigen, die vom Bengalen kommt, vor dieser, die hier wächset, den Vorzug. Man macht dieses Wasser warm, und weichet die Leinwand darein, die gelb gefärbt ist, wenn man sie nicht in der Sonne, sondern im Schatten, hat trocknen lassen, ohne welche Vorsicht diese Farbe, die weder schön ist, noch hält, geschwind roth oder braun werden würde.

8) Was die Eigenschaft des Cadoucaie, die Festigkeit der Farben zu befördern, betrifft, so glaubt Herr Le Poivre, daß er sie ihm absprechen müsse, worin ich nicht ganz seiner Meynung seyn kann. Er hat die Meynung der Indianer gegen sich, und nach der Abhandlung des Hrn. Paradis von der Rothfärberey, die ich in der Folge mittheilen will, bedient man sich dieser Frucht zur Färberey, wobey es gar nicht auf das

Gum-

Gummiren der Leinwand ankommt, als man bey dem Papiere, worauf geschrieben werden soll, thut. Das Beyspiel der Chineser, die ohne Caddocaie sehr schön roth mahlen, beweiset aufs höchste, daß er ein Mittel ist, welches ihnen fehlt, oder daß sie es durch etwas anders ersetzen, wie sie es in Ansehung des Chayaver machen, die ihnen unbekannt zu seyn scheint.

9) Die Frage zu entscheiden, ob der Chayaver eben das Gallium album vulgare ist, würde der kürzeste Weg seyn, Samen davon nach Frankreich zu schicken. Käme er daselbst fort, so könnte man aus einem Blick urtheilen, ob es einerley Pflanze sey, die sich in Frankreich und in Indien befindet. Ist es die nemliche, so hat Hr. Le Poivre den Färbern einen beträchtlichen Dienst erwiesen, daß er ihnen die Kraft einer so nützlichen Pflanze bekannt gemacht hat, die man besaß, ohne zu wissen, sich ihrer zu bedienen. Ist dieses nicht, so wird er zum wenigsten den Kräuterkennern ein Vergnügen machen, indem er ihnen ein neues Gallium bekannt gemacht hat, das, wie es scheint, dem Verfasser des Hortus Malabaricus entgangen ist. Was mich zweifeln läßt, daß diese beyden Pflanzen einerley sind, ohngeachtet der Gleichheit, die sie haben können, ist dieses, daß kein Kräuterkenner dem Gallium album vulgare die langen Wurzeln beylegt, die den Chayaver der Indianer einigermaßen charakterisiren.

Die hier so sehr gepriesene Cayaver Pflanze siehet man in der Figur 4489.

Leinwandhandel, oder der Handel mit Leinwand ist ein äußerst wichtiger Nahrungszweig für einige Provinzen Deutschlands, für Böhmen, Holland, England, Frankreich und mehrere andere. In Deutschland ist besonders Schlesien und Westphalen des leinwandhandels wegen berühmt. Von Schlesien ist schon im Art. Lein geredet worden, und von Westphalen findet man im Art. Leinwand Nachricht, so wie auch von dem Handel mit Leinwand der übrigen oben genannten Länder, von welchem im Art. Leinwandmanufactur ein mehreres vorkommen wird, indem es mir fast unmöglich scheint,

ſcheint, die drey äußerſt nahe verwandten Artikel Leinwand, Leinwandhandel und Leinwandmanufactur, ſo ſehr aus einander zu reißen, daß jeder als eine ganz beſondere Materie behandelt werden könnte. Es würden außerordentlich viele Wiederhohlungen nöthig ſeyn, die theils unangenehm, theils zweckwidrig ſind. Denn, wenn man von verſchiedenen Sorten Leinwand redet, die hier oder dort in großer Menge verfertigt wird, ſo iſt natürlich der erſte Gedanke des Leſers: wo denn dieſe große Menge der Leinwand bleibt? Um dem Leſer alſo eine Verbindung desjenigen, was er lieſet, zu erhalten, war es unmöglich in der Materie abzubrechen, und anders wohin zu weiſen. Ich werde daher mich bemühen, theils einige beſondere Umſtände beym Leinwandhandel an und für ſich, theils aber auch von dem Handel einiger Provinzen und Länder noch etwas anzuführen.

In der Mark Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Lüneburg und andern Provinzen iſt der Leinwandhandel nicht ſo beträchtlich, als der Flachshandel. Die mehreſte Leinwand wird hier auf dem Lande von den Hausleuten ſelbſt gewebt, ob es gleich auch in den Städten verſchiedene giebt, die Flachs anſchaffen, ſolchen mit den Ihrigen verſpinnen, und das Garn hernach weben laſſen, um die Leinwand zu verkaufen, wobey ſie einigen Vortheil haben. Dieſe Leinwand wird aber nicht weit verführet. Die in der Mark Brandenburg bleibt im Lande, und die mecklenburgiſche geht zum Theil nach der Mark Brandenburg. Gewöhnlich erſcheinen die Leinwandkäufer gegen die Aernte auf dem Lande, weil alsdann der Bauer am eheſten Geld gebraucht. Dieſe Leinwandkäufer handeln oft nicht für ihre eigene Rechnung, ſondern ſind alsdann Abgeordnete eines Handelsmannes, welcher die Lein-

wand zum Gebrauch des Militairs oder zum Behuf eines Regiments zu liefern übernommen hat. Es bleibt alſo die Leinwand im Lande.

Ganz anders verhält es ſich aber mit dem weſtphäliſchen ſo genannten Löwendlinnen. Dieſe Art Leinwand wird vornehmlich im Osnabrückiſchen, Lebenburgiſchen und Ravensbergiſchen, zum Theil auch im Diepholtſchen und im Mindenſchen, in der Obergrafſchaft Lingen, und in ein Paar Kirchſpielen im Münſterlande, an den Gränzen der Obergrafſchaft Lingen verfertiget.

Man kann nach der Angabe des Herrn Leggemeiſter Fr. Meeſe zu Ibbenbühren die Anzahl der Stücke, welche in dieſen Provinzen jährlich gemacht und ausgeführet werden, auf 50 000 Stück von etwa 4 Millionen Leggerellen, das Stück zu 80 Leggerellen gerechnet, anſchlagen, welche nach Brabanter Maße, bey deſſen Verhältniß 100 Leggerellen 175 Brabanter Ellen gleich ſind, 7 Millionen brabantiſcher Ellen betragen. Den Werth dieſer Leinwand kann man ſchon, ehe ſie aus Weſtphalen geht, ſicher auf eine Million Thaler anſchlagen.

Dieſe Löwendlinnen, oder auch Lowendlinnen genannt, von der ich ſchon im Art. Leinwand handele, gehen größtentheils von Bremen, ein ziemlicher Theil von Amſterdam, und etwas weniger von Hamburg aus meiſtens nach Spanien, Portugall und England, etwas auch nach Frankreich und Schweden, und auf dieſen Ländern geht wieder vieles nach den ſpaniſchen, franzöſiſchen, engliſchen und holländiſchen Beſitzungen: etwas davon wird auch nach den ehemaligen Türkey und nach Oſtindien verſchifft. Ein großer Theil bleibt aber doch in Spanien, Portugall, England und Schweden. Nach Spanien, Portugall und deren Beſitzungen gehen vornehmlich die feinſten Löwendlinnen; hingegen in England und

und

und deſſen Colonien, wie auch in Schottland werden mehrentheils die hänfenen verbraucht. In allen vorgedachten Ländern wird dieſes Leinen zu mancherley Kleidungs und Haushaltungsſtücken angewandt; auch trägt man es in den wärmern Ländern ſtatt des Tuches; dies iſt aber nur der Fall bey dem mittlern und geringern Theil der Einwohner. In Spanien und Portugall, und beſonders in den ſpaniſchen und portugiſiſchen Colonien, tragen es die Leute zu täglichen Kleidungsſtücken. Das feinſte von dieſem Leinen kann zu Hemden und Bettüchern dienen, daher man es auch häufig dazu gebraucht.

Dieſe Leinen werden ſo dichte und feſte gewebt, daß die mehreſten den Regen und die Näſſe nicht durchlaſſen, und gegen Wind und Wetter in heißen Ländern ſehr gut ſchützen. Die Leinwand iſt aber nicht breiter als eine Brabanter Elle, und die Stücke haben eine ungleiche Länge, indem die mehreſten zwiſchen 60 bis 100 Legeellen halten. Das Leinen iſt größtentheils weiß, zum Theil halb weiß, das wenigſte aber grau. Es wird auch bunt gefärbt getragen. Indeſſen färbt man es nicht in Weſtphalen, ſondern auswärts.

Seit einiger Zeit ſind die hänfenen Löwendlinnen ſtärker geſucht worden, als ſonſt. Die Hede von Hanf oder Flachs wird zum Einſchlage, das Garn von rein geſponnenem Hanf aber zur Schierung gebraucht. Im Mindenſchen und Diepholtſchen, wo bis jetzt das ſchlechteſte Löwendlinnen gemacht worden iſt, nimmt man auch wohl Hede in Hede; am erſtern Orte iſt jedoch jetzt die Hede zur Schierung anzuwenden, verboten.

Die Appretur erhält dieſes Leinen unter ſchweren und großen Klandern oder Mangeln, welche durch Räderwerk mit einem Pferde in Bewegung geſetzt werden; hierdurch legt ſich der rund geſpon-

mit den Bauern ab, und bezog [illegible] künftige Leinwand wieder von neuem [illegible] Waare.

Vorausgesetzt, daß der Leinwand von Deutschlands stärksten Zweigen vor diesem das Königreich Böhmen Vortheile davon; obschon ehedem die diesem Lande, nicht weniger als jetzt de. Denn in alten Zeiten lieferte schen Webermeisterschaften, die sich barschaft von Sachsen befanden, Waaren an die Zittauer Kaufleute, schlesischen Gebirge wohnenden böhm ber, versorgten die Hirschberger, lan Schmiedeberger Kaufleute mit roher Böhmische, eigentlich dazu bestellte S Factore nahmen die Waaren den W begnügten sich mit einer sehr gerin sionsgebühr, die mit dem Profit, de ten Ausländer hiervon gezogen, in tracht verglichen werden konnte. Da in der ganzen ersten Hälfte dieses nicht einen einzigen Handelsmann in geben können, der nicht mit den s sächsischen Leinwandhändlern in Ve wesen ist, und ein, diesem sonst eint del angemessenes Vermögen erworbe

Die Aufnahme des Leinwand Böhmen auswärts treibt, wurde vor folgende Ursachen sehr zurückgehalt schwert:

1) Die Böhmen hatten keine K doch nur seichte und unzulängliche, p leinen, die für jedes von den ausw passeten.

2) Das Land hatte nur ſchlechte, und nicht recht beſtellte Bleichen, wo die Waare eben nicht verſchönert wurde.

3) Denen die ſich mit dem Leinwandhandel abgaben, fehlte es an den dazu unentbehrlichen Vorkenntniſſen.

4) Endlich, auch ihre Mittel waren immer nicht einem Handel wie dieſer iſt, angemeſſen; ſie konnten ihn folglich nicht mit Nachdruck und glücklichem Erfolge ausführen.

Was nun die Kenntniß der für jedes Land, (wohin die Leinwand gehen ſoll,) ſchicklichen Sortimente und ihre Eigenheiten im Innern und Aeußern anbelangt, nicht weniger die Appretur und Bleiche und anderes mehr, — ſo haben ſich jetzt die böhmiſchen Leinwandhändler ſolche ziemlich erworben; auch nun Böhmen, bis auf die Romburger Gegend mit ordentlichen und wohl eingerichteten Bleichen verſehen.

Nur fehlt noch manchem Leinwandhändler in dieſem Lande ein Vermögen, wie ſolches ein ſo ſtark ins Geld laufender Handel heiſcht. Denn, wenn man das Unternehmen eines reellen Leinwandhändlers genau unterſucht, muß man bedenken, daß ein Theil ſeiner Capitalien im rohen und appretirten Waarenlager ſteckt; der zweyte in unterwegs befindlichen Gütern, der dritte im del Credere, und daß erſt der vierte per Caſſa vertheilt wird. Es iſt alſo leicht zu überſchlagen, wie weit ſich ein auswärts handelnder Kaufmann in dieſem Fache ausbreiten kann, wenn er allenfalls nicht mehr, als einige tauſend Gulden im Vermögen hat. —

Daher wiſſen die meiſten unter den böhmiſchen Leinwandhändlern ſich bis jetzt nicht anders zu helfen, als daß ſie ihre Waare durch die Prager, Wiener und Hamburger Spediteure verſenden, und gleich

neue Faden, das Gewebe erhält eine gewiſſe Glätte und eine Art von Glanz, und das Anſehen wird um vieles verbeſſert. Alsdann wird das Leinen in die Legge- oder Schauanſtalt gebracht, wo es von vereideten leggebedienten auf langen dazu eingerichteten Tiſchen gemeſſen, in ſeiner ganzen Breite egal aufgenommen, und dem leggemeiſter vorgelegt wird. Von der Legge ſehe man den Artikel Leinwandlegge; indeſſen will ich hier doch ſo viel ſagen, daß die Löwendlinnenleggen in Weſtphalen ſich, was die Behandlung der Leinwand betrifft, überall gleich ſind; nur in der Eintheilung der Leinwände, weichen ſolche von einander darin ab, daß ſie in einigen Provinzen die Waare in Kammern, z. B. im Osnabrückiſchen, Mindenſchen und Ravensbergiſchen abgetheilt wird, in andern Provinzen aber, z. B. im Tecklenburgiſchen und Lingenſchen iſt die Eintheilung in Claſſen im Gebrauch; hiedurch werden die feinen von den mindern feinen, und dieſe wieder von den gröbern ſortirt und geſtempelt. Daher kann der Sachkundige gleich die verſchiedenen Arten erkennen, ohne ſolche erſt genau zu beſehen; er erfährt gleich, ob es die beſte, mittlere oder ſchlechte Sorte ſey; wenn er nur von beide Gebräuche der Nummern und Stempel Kenntniß hat. Hieran und noch mehr an dem Waren erkennt man, ob es Osnabrückiſche, Tecklenberger, oder ein anderes Sortiment leinen ſey. Daher führen die Leinwände auch den Namen ihrer Provinzen, und heißen zum Unterſchiede, Tecklenberger, Osnabrückiſche oder Ravensbergiſche Leinwandlinnen, und unter ſolchen Namen ſind ſolche auch in den Handel bekannt, wohin ſie verſchickt werden.

Der Preis dieſer Leinwand wird für die Leggeſtellen beſtimmt, und dieſer entweder auf der Legge angeſchrieben, wie ſolches im Tecklenburgiſchen.

Man

Mindenſchen und Ravensbergiſchen iſt, oder er wird von den verſammelten Kaufleuten auf der Legge, und zwar meiſtbietend, und die Waare darnach eingekauft, wie ſolches auf allen Leggen im Bißthum Osnabrück gebräuchlich iſt. Erſtere Methode iſt für den Fabrikanten vortheilhafter, und dem Handlungsſtyl angemeſſener. Der Verkaufspreis bey Kaufleuten wird bey 100 Leggeellen oder 175 Brabanter Ellen gemacht, und dieſer ſteigt oder fällt, je nachdem die Leinwand Abſatz hat, oder der Kaufmann Gelder benöthiget iſt.

Der Handel mit dieſer Art Leinwand, beſonders im Tecklenburgiſchen, nimmt ſeinen Anfang eben vor und gleich nach Pfingſten, und dauert bis Anfang Novembers, wo die Waare bey ganzen Fuhrwagen voll von der Legge wieder abgehohlet wird. Die Kaufleute verſenden es in Packen von 40 bis 50 Stück mit Bremer Fuhrleuten nach Bremen, von wo es nach London, Briſtol und andern Orten weiter verfahren wird. Dieſe Fuhrleute bringen das ganze Jahr hindurch Kaufmannsgüter von Bremen mit, welche nach Münſter, und den umliegenden Orten gehen; ſie haben gemeiniglich ihre Niederlage in Tecklenburg, und laſſen die Waare durch benachbarte Bauern weiter fahren.

Der einländiſche Leinwandhandel in Weſtphalen, und beſonders im Tecklenburgiſchen, wird auf folgenden Fuß getrieben. Ein jeder Leinwandhändler, deren es allein im Tecklenburgiſchen beynahe 30 giebt, hat, (verſteht ſich der eine mehr, der andere weniger,) eine Anzahl Bauern, und Heuerleute, die man dort Leinenkunden nennt, welche ihnen das Jahr hindurch ihre Leinwand bringen, und oft ſchon das Geld ein halbes Jahr voraus von dem Kaufmann erhalten haben. Sobald nun dieſer das Leinen empfängt, rechnet er

darauf die Hälfte des Betrages traſſiren, und ſie auch die auf eine gewiſſe Zeit gezogenen Wechſelbriefe discontiren laſſen.

Ueberhaupt, der Leinwandhandel, den man nach auswärts treiben will, erfordert ein anſehnliches Vermögen, damit der Mann, der ſich damit abgiebt, nicht nur die ſchickliche Zeit zum Einkaufe wahrnehmen, ſondern auch die Umſtände, die vortheilhaften Abſatz gewähren, abwarten, und zugleich ſeine auswärtigen Freunde, von denen Beſtellungen einlaufen, ohne Verzug mit den gehörigen Sortimenten bedienen könne.

Der höchſtſeelige Kaiſer Joſeph der zweite, unterſtützte den Leinwandhandel in Böhmen ziemlich nachdrücklich, ſo daß dort der Leinwandhandel ziemlich lebhaft wurde. Allein, ſo groß die dargegebene Summe auch war, ſo behauptet man doch, daß ſie auch zu geringe geweſen, um einen geraden und ordentlichen Handel, auf den Fuß, wie die Schleſier, nach Spanien, Portugall, England u. ſ. w. unterhalten zu können; zu welcher Einrichtung im Ganzen Millionen Thaler gehören.

Vorſchüſſe ſolcher Art waren es, die ſchon ehe Schleſien und den übrigen öſterreichiſchen Provinzen zu Hülfe kamen; die ſie an den Stand ſetzten, die franzöſiſchen Lavanet- und Kanefaſſer aufzunehmen, welche unter Ludwig XIV. der Religion wegen ihr Vaterland verlaſſen hatten. Den geſchickten Handlungshäuſern zu Cadix und Sevilla war damahls ſehr viel daran gelegen, die Hausirhändler, Schmarotzer und andere ſolche Leinwandhändler aus entlegenen Provinzen, wie die der Landesſtände zu ſeyn, zu unterdrücken. Dem haben dieſelben Schleſier wie auch die Sachſen, Böhmen nächſte Nachbarn, es dahin gebracht, daß ſie nur einen

Ver-

Waare in Vera-Cruz, um ſelbige von da zu Lande auf Pferden oder Maulthieren nach Xalapa, Mexiko ꝛc. zu bringen 12,000 Varas (*) à 2½ Qta 3,750

400⅔ dito geringere, Preſillas genannt, auch 12,000 Varas à 2 Qta 3000

An gutem oſtindiſchen Zimmet, doch nur von der ſchwachen Lettre oder Buchſtaben, um dieſe Cargaison für die Rheeder zu complettiren . 8000

52430 —

Ps . 141,000 —

24,000 (**) Palmos allerhand Manufaktur- und Fabrikwaaren von Linnen, Seide und Schafwolle, feine Quincaillerie von Gold, Silber, Stahl u. ſ. w. und oſtindiſche Gewürze, welche nach einem in Cadix allgemein angenommen Satz à 25 Ps geſchätzt werden 600,000

Weil aber dieſe Berechnung auf den Fuß oder Maasſtab einer Expedition, welche ſchon vor mehr als 30 Jahren von Cadix nach Vera-Cruz gieng, gegründet iſt, und ſeitdem alles ohne Ausnahme ſowohl am Einkaufspreiſe als auch am Zoll um wenigſtens den 3ten Theil theurer geworden, ſo kann füglich dafür noch . . 259,000 —

beygerechnet werden, um 1,000,000 Piaſtres voll zu machen, welche nach dem alten Wechſel vor der holländiſchen und franzöſiſchen Revolution, á 94 Pf. von Cadix auf Amſterdam in Banco und à 146 Procent von Breslau auf Amſterdam auch in Banco Rthlr. 995,

(*) Ein Vara iſt das Maas, womit in Spanien ſeidene, wollene und leinene Waaren gemeſſen werden, und iſt 3 Fuß lang; das Verhältniß der caſtilianiſchen Vara zur Pariſer Toiſe iſt wie 144 gegen 331. ſiehe Kruſens Compt. 1 Th. S. 402.

(**) Nach Palmos cubicos wird die Größe der Gefäße gerechnet, worin die Güter die man nach Weſtindien ſendet, gepackt werden, 2 Quadr. Vara hat 16 Quadr. Palmos. ibid. S. 403.

	3000	Gulden
In Neuschloß selbst beym Handlungs-Comtor bestand das Personale aus dem Buchhalter mit	1000	—
Einem Cassierer mit —	800	—
Einem Magazinverwalter mit	700	—
Einem Appreteur mit —	400	—
Noch zwey andere Arbeitsleute mit Besoldung von —	450	—
Der Baron Carignani ging nach Spanien, um daselbst den Waaren Absatz zu besorgen, und ihm wurden, ohne die zur Freygasterey bestimmten Tafelgelder, jährlich festgesetzt	6000	—
Summa	12350	Gulden

Außer den obigen fürs Jahr festgesetzten Ausgaben, hatte diese Handlungs Compagnie wegen Anlegung zweyer Leinwandbleichen, Einrichtung der Appretur-Anstalt, Ausbesserung der Wohngebäude u. s. w. gegen 18000 Gulden Kosten. Hierzu kam, daß keiner von den Directoren, die die Handlung leiten sollten, von dergleichen Handel einen Begriff hatte; daß nicht einer von ihnen am Orte des Einkaufs wohnte, sondern alle sich für beständig zu Prag aufhielten. Man überließ daher den Betrieb des ganzen Wesens dem an Ort und Stelle befindlichen Personale, und setzte das ganze Vertrauen auf den Cassierer, welcher, weil er 2000 Gulden Caution eingelegt hatte, als Actionair und Mitinteressent angesehen wurde, auch seiner Instruction nach verpflichtet war, in Abwesenheit der Directoren die Aufsicht zu führen, und die Vorfälle, die sich bey der Handlung ergaben, jedes Mahl den Directoren zu berichten. Allein, dieser — that sich was zu

zu gute; ritt aus, wenn er auf der Schreibstube sitzen sollte; blieb viele Tage, ja ganze Wochen weg; überließ unterdessen dem Buchhalter den Cassenschlüssel. Der letztere, der mit den Geldern und Waaren nach Belieben disponirte, bediente sich des Mangels an Aufsicht so sehr, daß es endlich an den Tag kommen mußte. Es fand sich, daß er die der Compagnie gehörigen Leinen auf eines Vermittlers Namen nach Hamburg geschickt, ja sogar gegen Juchtenleder zu verbaratiren sich erdreistet hatte.

Ob es sich nun schon bey der Untersuchung auswies, daß der Cassierer keinen Antheil an einer Veruntreuung gehabt hatte, so fand sich doch ein Cassenabgang zum Schaden der Compagnie von mehr als 15000 Gulden.

Die Direction fand daher für nöthig, den Kammer-Commerz-Inspector Eberle, welcher sehr viele Kenntnisse im Commerzfache besaß, mit höchster Bewilligung als Mitdirector zu Neuschloß bey diesem Werke mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Gulden anzustellen. Unter der Aufsicht dieses geschickten Mannes bekam die Sache auch gar bald eine bessere Gestalt, so daß die Bücher beym Abschlusse des ersten Jahres unter seiner Direction schon über 16 Procent der Compagnie zum Vortheil auswiesen. Allein das Mißgeschick entriß diesen braven und thätigen Mann der Gesellschaft, nachdem er kaum 15 Monathe dem Werke vorgestanden hatte.

Doch, als bald nach dessen Tode das Handlungs-Capital durch oberwähnte Veranlassung und beträchtliche Auslagen sehr abgenommen hatte, und die Interessenten besorgen mußten, ihren ganzen Einschuß zu verlieren, so zogen sie sich heraus. Also ist diese Handlungs-Compagnie

uns den unbezweifeltsten Vortheil; denn würde der Zoll in Hamburg erlegt, so erhöbe ihn der spanische General-Consul der drey Niedersächsischen ehemaligen Hansee-Städte; dieser Mann der selbst mit allen aus Deutschland über Hamburg nach Spanien gehenden Waaren handelt, weiß aus langen Erfahrungen sehr wohl, wie schwer und groß eine Kiste von 25 oder 100 Schock Bretagnes, oder Plotilles, seyn muß, wird also ungleich genauer die Zölle berechnen, als der spanische Zollbeamte, der oft den Inhalt der Kisten nicht zu bestimmen weiß, oder wissen mag. Diese Zollbeamten sind übrigens daran gewöhnt, den, einem spanischen Schiffsofficianten frey gehenden Coffre, oft 10 bis 12 Ctn. schwer, durch acht Mann an vier Stangen in Stricken hängend; ohne Widerrede aus dem Seethore nach der Chalouppe tragen zu lassen, blos weil diese Kiste mit Leder oder Seehundsfellen bedeckt, und mit Vorhangschlössern versehen ist.

In Amerika aber sämmtliche Zölle zu bezahlen, würde noch kostbarer seyn. Dort kann auf gar keine Ermäßigung gerechnet werden, indem alles in Ballots von circa $\frac{1}{3}$ Ctn. ungefähr zu $1\frac{1}{2}$ Schock Bretagnes dort ankommt, (*) und das Cubicmaas eines jeden Ballots vom spanischen-hamburger Consulat, so wie gewöhnlich sonst von dem spanischen Contradations-Büreau, genau registrirt, mitgebracht werden muß, und darnach der Zoll auf das Schärfste erhoben wird.

Es ist gar nicht zu läugnen, daß bey der directen Versendung der Waaren von Hamburg nach Amerika auch Ersparnisse vor der über Spanien statt finden. Sie bestehen in folgendem:

a) Die Fracht von Hamburg nach Spanien.

b) Die Provision des spanischen oder fremden Commissionairs in Spanien.

Ab-

(*) Es würde nicht rathsam seyn, die Ellenwaaren in dergleichen Ballots bereits eingepackt von Schlesien aus nach Hamburg zu senden, um sie gleich auf diese Art nach Amerika zu verschiffen, weil sie eines Theils auf dem Transport von Schlesien nach Hamburg dem Regen, andern Theils aber durch äußere und innere Reibung auf dem Frachtwagen, dem Verderben ausgesetzt wären; welche beide Fälle, bey der jetzigen Verpackung in hölzerne Kisten, nicht statt finden können.

Toback u. s. w. und zwar muß die Losung der Waare in Verhältniß mit den hohen Kriegs-Preisen seyn; denn die meisten derselben werden bald nach dem Frieden um 20 und mehr Procent fallen. Auf eine andere Art kann der Handel nicht statt finden; denn im spanischen Amerika, so sehr die Ergiebigkeit seiner Gold- und Silberminen gerühmt wird, können nicht alle Waaren gegen baar Geld umgesetzt werden, und es gereicht außerdem natürlich zum ausgezeichneten Vortheil der Unternehmung den Schiffsraum wiederum mit spanischen Produkten statt mit Ballast anzufüllen, um die kostbare Rückfracht dabey zu gewinnen, zumal da die Rückreise von den spanisch-amerikanischen Häfen, wegen der anhaltenden aliseischen Winde sehr selten in gleicher Richtung, wie bey der Hinreise geschehen kann, sondern um die nördlichen Winde zu suchen, manches Schiff bis über 40 Gr. nördlicher Breite segeln ja sogar die Höhe von Terra Nova gewinnen muß, um mit gutem Nordwinde auf das südliche Europa zusteuern zu können.

2) Zu dergleichen Expeditionen werden gewöhnlich von Cadix nach den amerikanischen Häfen, Schiffe von 5 bis 800 Tonnen gebraucht. Um indessen den Speculanten, denen die Localkenntniß vom spanischen Handel nach Amerika gebricht, eine Idee der Unkosten einer solchen Expedition zu geben, so folgt anbey der Anschlag der Ausgaben, die die Fahrt eines Schiffes von 300 Tonnen oder 150 Lasten à 4000 Pfund von Hamburg nach Vera Cruz erheischt. Dieser Anschlag ist nach dem Maasstabe eines in Genua für 110,000 Piastres erbauten und im sechsten Decennio dieses Jahrhunderts von Cadix nach Vera Cruz ausgerüsteten Schiffes von 750 Tonnen, angefertigt worden.

Ein Schiff von 300 Tonnen mit den erforderlichen Kanonen, Segeln, Stangen, Ankern u. s. w. mit Inbegriff derjenigen Segel, Stangen, Anker u. s. w. welche bey Stürmen können verloren gehen, und sogleich ersetzt werden müssen, kosten Courant

Piastres	44,000 —
Für die königl. spanische Erlaubniß à 60 Piastres . . .	18,000 —
Desgleichen von 24,000 Palmos oder 144 Tonnen Waaren Ladung à 50 Piastres	7,200 —
Calfatern, um das Schiff zu einer solchen Reise in Stand zu setzen .	9,256 —

Admi-

Admiralitäts-Gebühren auf 300 Tonnen à 8½ Real de Plata oder 1 17/72 Piastres . 3183⅓ —
Lebensmittel auf der Hinreiſe . 1500 —
100 Ctn. alte Kabelthaue à 2 Ps. 200 —
150 Maas hartes Holz zu Keilen zum Steuer u. ſ. w. à 2 Ps. . . 300 —
Allerhand Kleinigkeiten . . . 355⅓ —
Salaria oder Löhnung *)

Capitain . . . . . Ps.	1000
Supercargo	1000
Steuermann	800
Schiffsſchreiber . . .	400
Equipagenmeiſter . . .	400
Capellan	280
Zimmermann	180
Wächter	120
12 gute Matroſen à 100 Ps.	1200
28 geringere dito à 65 Ps.	1820
Andere Bedienung als Koch, Köchin, Jungen u. ſ. w.	204

7440 —

Ballaſt-Waaren, welche vorzüglich für Rechnung der Schiffsrheder oder Eigenthümer wegen Erſparniß an der Fracht guten Nutzen verſprechen als

1400 Ctn grobes Eiſen, wozu nur das dem ſpaniſch-biscayſchen an Güte am nächſten kommende ſchwediſche Eiſen dienen kann à 4 Ps. . . 5600
160 Ctn. Stahl à 10 Ps. 1600
240 dito weißes Wachs in Marquetten oder Blöcken à 62 Ps 14,880
240 Fäßchen Wein, Branntwein à 15 Ps 3,600
200 Ballen à 32 Rieß Genueſer Schreibpapier, woran ganz ſpaniſch Amerika gewöhnt iſt à 60 Ps 12,000
400½ Stück rohe brabantiſche Leinwand zur 2ten Emballirung der

Waare

(*) Da Jedem ein proportionirter Coffre oder Reiſelade zu Paccotillen frey gelaſſen wird, ſo entſchädigt ſie dieſer Gewinn für die geringen Salaria, und der Supercargo genießt ½ Procent von dem Werth der Rückladung.

Waare in Vera-Cruz, um ſelbige von da zu Lande auf Pferden oder Maulthieren nach Xalapa, Mexiko ꝛc. zu bringen 12,000 Varas (*) à 2½ Qta	3,750	
400/8 dito geringere, Preſillas genannt, auch 12,000 Varas à 2 Qta	3000	
An gutem oſtindiſchen Zimmet, doch nur von der ſchwachen Lettre oder Buchſtaben, um dieſe Cargaison für die Rheeder zu complettiren	9000	
		52430 —
	Ps	141,000 —
24,000 (**) Palmos allerhand Manufaktur- und Fabrikwaaren von Linnen, Seide und Schafwolle, feine Quincaillerie von Gold, Silber, Stahl u. ſ. w. und oſtindiſche Gewürze, welche nach einem in Cadix allgemein angenommen Satz à 25 Ps geſchätzt werden		600,000
Weil aber dieſe Berechnung auf den Fuß oder Maasſtab einer Expedition, welche ſchon vor mehr als 30 Jahren von Cadix nach Vera-Cruz gieng, gegründet iſt, und ſeitdem alles ohne Ausnahme ſowohl am Einkaufspreiſe als auch am Zoll um wenigſtens den 3ten Theil theurer geworden, ſo kann füglich dafür noch		259,000 —

beygerechnet werden, um 1,000,000 Piaſtres voll zu machen, welche nach dem alten Wechſel vor der holländiſchen und franzöſiſchen Revolution, á 94 Pf. von Cadix auf Amſterdam in Banco und à 146 Procent von Breslau auf Amſterdam auch in Banco Rthlr. 995,

(*) Ein Vara iſt das Maas, womit in Spanien ſeidene, wollene und leinene Waaren gemeſſen werden, und iſt 3 Fuß lang; das Verhältniß der caſtilianiſchen Vara zur Pariſer Toiſe iſt wie 144 gegen 331. ſiehe Kruſens Compt. 1 Th. S. 402.

(**) Nach Palmos cubicos wird die Größe der Gefäße gerechnet, worin die Güter die man nach Weſtindien ſendet, gepackt werden, 2 Quadr. Vara hat 16 Quadr. Palmos. ibid. S. 403.

ringer Abgaben alle erlaubte Waaren (*) zum Verkauf niederlegen zu können, gegründet wäre, so würde es noch weniger rathsam seyn, sich jetzt mit dergleichen neutralen Expeditionen einzulassen, weil im freyen Cadix Erleichterungen möglich werden können, die der Hamburger Expedition nach Amerika sehr nachtheilig seyn dürften.

Obgleich die Leinwandmanufacturen in Groß-Britannien den Wollenmanufacturen und Metallfabriken, bey weitem nicht gleich kommen; so sind sie doch in Irland und Schottland durch die beständigen Aufmunterungen, die man ihnen daselbst hat angedeihen lassen, jetzt in der That schon ziemlich weit gebracht. Man weiß, daß beym Regierungsantritt Königs Wilhelms III. im Jahre 1688. Irland nicht mehr als für 6000 Pfund Sterling Leinwand ausgeführet hat, anstatt daß es 1741 für 600,000 Pf. Sterling ausführte, welches gerade hundert Mahl so viel ist. Im Jahr 1759 führte man 14,093,431 Yards aus, (fünf Yards machen sechs Wiener Ellen,) wovon der Werth, die Yard nach einem Mittelpreise zu 16 Pence gerechnet, eine Summe von 939,562 Pf. Sterling beträgt.

Im Jahre 1760 betrug indessen die Ausfuhr 47,869 Pf. Sterling weniger als das vorhergehende Jahr. Man schreibt diesen Rückschlag zum Theil der Vermehrung der schottländischen Leinwand zu. In diesem Reiche hat sich allein in den Jahren von 1728 bis 1759 die Quantität der auszuführenden Leinwand von 3,000,000 Yards auf 10,800,000 vermehret, die man am Werth auf 451,390 Pf. Sterling schätzt. Im Jahre 1760 stieg die Quantität der zum Verkauf gestempelten Lein-

(*) Unerlaubt sind alle fremde baumwollene, und nunmehr auch alle englische Waaren ohne Ausnahme.

Verladung des Schiffes in Hamburg, oder in jedem andern neutralen Hafen; oder

während der Schiffs-Hinreise nach Vera-Cruz oder jedem andern spanisch-amerikanischen Hafen; oder

während der Ausladung des Schiffs in jenem Hafen so wird jeder der das Betragen der spanischen Zollbeamten vorzüglich gegen fremde Kaufleute kennt, leicht einsehen, daß selbst bey der glücklichsten Hinreise, und bey dem vortheilhaftesten Verkauf der europäischen sowohl als Einkauf der amerikanischen Produkte, der Vortheil noch äußerst ungewiß ist. Dies ist um so mehr der Fall, als es dem spanischen Ministerio überlassen bleibt, die schwankende Bestimmung bis zum Frieden nach Willkühr auszulegen, und des Kaufmanns Speculation durch einen Schlag auf einmal zu vereiteln. Denn kann die Expedition nicht ganz vollendet werden, so würde der Kaufmann statt des Nutzens den größten Verlust erleiden.

Gesetzt aber auch daß bey schnell eintretendem Frieden der spanische Hof den fremden Kaufleuten noch eine Frist von 3 oder 6 Monaten bewilligte, so würde dadurch das Uebel nur scheinbar gemindert werden. Die National-Spanier werden unfehlbar gleich nach dem Frieden ihre Sendungen nach Amerika in Gang bringen, und als immatriculirte Kaufleute werden sie vermöge ihrer Local-Kenntnisse, gegen Fremde blos geduldete Concurrenten die ansehnlichsten Vortheile genießen.

Desgleichen werden sie in Ansehung der Zoll-Abgaben, in Spanien sowohl als in Amerika, die wichtigsten Vortheile gegen die Fremden erhalten. Das Madridter Gesetz bestimmt ausdrücklich:

Daß die aus neutralen Häfen directe nach Amerika gebrachte Waaren alle Zölle und andere Abgaben bezahlen müssen, welche sie würden bezahlt haben, wenn die Waaren über Spanien nach Amerika gegangen wären.

Es sey nun, daß der Einfuhrzoll in Spanien von 20 bis 30 Procent nach dem wahren Werthe der Waare, (wie es wenigstens bey unserer Leinwand und Schleyern der Fall ist) und der ebenfalls beträchtliche Ausfuhrzoll von Spanien nach Amerika auf einmal, im Versendungsort z. B. in Hamburg oder bey der Ankunft in Amerika bezahlt werden, so genießt der Spanier gegen

Courtage und Magacinage 1 pC. 5:—
Provision & del Credere 4 pC. 20:— 85:—:—
Pcf. 415:—:—
Wurde a 98 Pfg. auf Amsterdam remittirt, und von da a 33 St. eingezogen Bmk. 893:—15—

Hiesige Unkosten:
Assurance von 800 Mk. a 4 pC. Bmk. 32:—
Intereſſe vom Capital von Mk. 800 18 Monat a 6 pC. p. Ao. 72:—
Emballage und Packerlohn Cmk. 3:—
Absetzen und an Brod bringen 2:—
Primage und Briefporto 4: 8
Cmk. 9: 8
Agio 25 pC. 1:14
7:10
111:10:—
Netto Bmk. 782: 5:—

100 Stück Lenoiren a 7 Mk. 13 ß Bmk. 781: 4:—

Leinen nach Amsterdam.

Dahin wurden gesandt 6 Kisten ℔ Bretagnes und allda verkauft, wie folget:
6 Kisten enthalten 756 Stück a 54 St. p. Stück Cſl. 2041: 4:—
ab 1 pC. 20: 8:—
fl. 2020:16:—
ab 1 pC. extra 20: 4:—
Cſl. 2000:12:—

Unkosten:
Fracht und Ungelder fl. 9:18
Licent und Prämie von 2000 fl. a 2 pC. 40:—

Pas-

e) Die in Deutschland etwas wohlfeilere Verpackung und Emballage, welche in Spanien durch hoch verzollte Packleinwand unverhältnißmäßig theuer wird.

Wenn diese Ersparnisse indessen auch 15 bis 20 Procent betragen sollten, so bleibt es noch unentschieden, ob diese die obenangeführten Vortheile des National-Spaniers überwiegen.

Dagegen haben letztere den Vorzug, daß sie entweder selbst mit den Waaren nach Amerika gehen, oder selbige an vertraute Commissionairs oder Factors, welche meistentheils ihre Verwandten sind, addressiren, und gewiß bessere Preise erhalten, als jeder fremde Supercarga oder mitreisende Factor. Wenn letzterer in allem Betracht genöthigt ist, seine Rückreise zu beschleunigen und in dem nämlichen Schiffe retour zu fahren, so kann jener ruhig die bessern Preise zum Verkauf der europäischen und Einkauf der amerikanischen Produkte abwarten, nöthigenfalls mit einem anderen Schiffe zurückreisen, auch die Retour-Waaren nach Spanien auf die Schiffe verladen, welche zu der ihm bequemsten Zeit nach Europa seegeln.

Da endlich, wie schon oben erwähnt, man genöthigt ist, einen großen Theil amerikanischer Produkte an Zahlungsstatt zu nehmen, so bleibt es noch eine wichtige Frage, ob der deutsche Supercarga jene meistens kostbare Waaren als Cochenille, Indigo, Drogueries ꝛc. die einen geübten Kenner erfordern, zu würdigen weiß und damit nicht betrogen wird; eine Gefahr der der spanische Commissionair, der mit diesen Waaren täglich handelt, nicht ausgesetzt ist.

Das bereits Gesagte wird hinlänglich seyn, um die in allen Zeitungen gerühmte von Seiten des spanischen Hofes bewilligte Freiheit nach ihrem inneren Werthe zu schätzen.

Das einzige Mittel vielleicht mit Vortheil von der Erlaubniß des spanischen Hofes Gebrauch zu machen, wäre, eine obbeschriebene Expedition auf gemeinschaftliche Rechnung mit national-spanischen Häusern, die Vermögen, Anhang und Rechtschaffenheit besitzen, zu unternehmen. Wenn aber das Gerücht, das in diesem Jahre in Spanien entstand: daß der Madridter Hof den Hafen von Cadix zum Freyhafen erklären wolle, um darin vermittelst ge-

einiger Abgaben alle erlaubte Waaren (*) zum Verkauf niederlegen zu können, gegründet wäre, so würde es noch weniger rathsam ſeyn, ſich jetzt mit dergleichen neutralen Expeditionen einzulaſſen, weil im freyen Cadix Erleichterungen möglich werden können, die der Hamburger Expedition nach Amerika ſehr nachtheilig ſeyn dürften.

Obgleich die Leinwandmanufacturen in Groß-Britannien den Wollenmanufacturen und Metallfabriken, bey weitem nicht gleich kommen; ſo ſind ſie doch in Irland und Schottland durch die beſtändigen Aufmunterungen, die man ihnen daſelbſt hat angedeihen laſſen, jetzt in der That ſchon ziemlich weit gebracht. Man weiß, daß beym Regierungsantritt Königs Wilhelms III. im Jahre 1688. Irland nicht mehr als für 6000 Pfund Sterling leinwand ausgeführet hat, anſtatt daß es 1741 für 600,000 Pf. Sterling ausführte, welches gerade hundert Mahl ſo viel iſt. Im Jahr 1759 führte man 14,093,431 Yards aus, (fünf Yards machen ſechs Wiener Ellen,) wovon der Werth, die Yard nach einem Mittelpreiſe zu 16 Pence gerechnet, eine Summe von 939,562 Pf. Sterling beträgt.

Im Jahre 1760 betrug indeſſen die Ausfuhr 47,869 Pf. Sterling weniger als das vorhergehende Jahr. Man ſchreibt dieſen Rückſchlag zum Theil der Vermehrung der ſchottländiſchen Leinwand zu. In dieſem Reiche hat ſich allein in den Jahren von 1728 bis 1759 die Quantität der auszuführenden Leinwand von 3,000,000 Yards auf 10,800,000 vermehret, die man am Werth auf 451,390 Pf. Sterling ſchätzt. Im Jahre 1760 ſtieg die Quantität der zum Verkauf geſtempelten Lein-

(*) Unerlaubt ſind alle fremde baumwollene, und nunmehr auch alle engliſche Waaren ohne Ausnahme.

leinwand auf 917,021 Yards höher, und folglich betrug der Werth 71,762 Pf. Sterling mehr.

Was den beträchtlichen leinwandhandel betrifft, welchen Hamburg betreibt, so will ich hier aus den Hamburgiſchen Waarenberechnungen, oder Sammlung richtiger und ausführlicher Calculationen verſchiedener, von andern Handelsplätzen nach Hamburg geſandten, oder von Hamburg nach andern Orten verſchickten Waaren, zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage, Hamburg 1782. dasjenige anführen, was damahls vom leinwandhandel geſagt worden. Der Verfaſſer giebt nicht den ganzen Abſatz der leinwand, ſondern nur bloß Beyſpiele, wie man mit dem eigentlichen Handel an und für ſich verfährt, wenn leinwand ankommt oder abgeht. Daher nimmt er nur gewiſſe Quantitäten, wornach man größere oder kleinere im erforderlichen Falle berechnen kann.

Leinen nach Alicante.

Dahin wurden geſandt 2 Packen mit 100 Stück Breslauer Ballen, welche allda verkauft wurden, Ziel 12 Monat.

100 St.	a 50 R.		Pef. 500:—:—
Unkoſten:			
Fracht a 4 Duc.		Rx. 120:—	
Ans Land, im Zoll und ins Magazin zu bringen		13:16	
Arbeiter im Zoll		4: 4	
Königl. Rechte auf 90 St. gerechnet, das St. auf 20 V. ſind 1800 V. a 10 Marr. thun 18000 Marr. a 51 Marr. p. R.		352:22	
Neuer Impoſt.		105: 6	
Commercien-Rechte ꝛc.		4:—	
		Rx. 600:—	
		ſind P. 60:—	

Courtage und Magazinage 1 pC. 5ß —
Provision & del Credere 4 pC. 20ß —
85ß — ß —
Pef. 415ß — ß —

Wurde a 98 Pfg. auf Amſterdam remittirt, und von da a 33 St. eingezogen Bmk. 893ß — 15 —

Hieſige Unkoſten:
Aſſurance von 800 Mk. a 4 pC. Bmk. 32ß —
Intereſſe vom Capital von Mk. 800 18 Monat a 6 pC. p. Ao. 72ß —
Emballage und Packerlohn Cmk. 8ß —
Abſetzen und an Brod bringen 2ß —
Primage und Briefporto 4ß 8
Cmk. 9ß 8
Agio 25 pC. 1ß 14
7ß 10
111ß 10 —
Netto Bmk. 782ß 5 —

100 Stück verkauften a 7 Mk. 13 ß Bmk. 781ß 4 —

Leinen nach Amſterdam.

Dahin wurden geſandt 6 Kiſten ℔ Bretagnes und allda verkauft, wie folget:
6 Kiſten enthalten 756 Stück a 54 St. p. Stück Cfl. 2041ß 4 —
ab 1 pC. 20ß 8 —
fl. 2020ß 16 —
ab 1 pC. extra 20ß 4 —
Cfl. 2000ß 12 —

Unkoſten:
Fracht und Ungelder fl. 9ß 18
Licent und Prämie von 2000 fl. a 2 pC. 40ß —

Das

Paßport und viſitiren	2:16		
Vom Bord zu Hauſe bringen und abliefern	3:12		
Courtage 1 pC.	20:—		
Proviſion 2 pC.	40:—		
		Fl.	116: 6:—
		Netto Gl.	1884: 6:—
ſind a 3 pC. dann eingezogen		Bmk.	2195: 5:—

Hieſige Unkoſten:

Aſſurance von 2100 Mk. a ¼ pC.	Bmk.	15:12	
Empfangen und abſetzen	Mk.	1: 8	
Emballage und Pakkerlohn		9:—	
An Bord bringen		1: 8	
Courtage von der Aſſurance a ¼ pC.		5: 4	
Briefporto und kleine Speſen		1:12	
	Cmk.	19:—	
Agio 20 pC.		3:13	
		15: 3	30:15:—
		Netto Bmk.	2164: 6:—

6 Kiſten mit 756 Stück rendiren a 46 ß Bmk. 2173: 8:—

Leinen nach Canarien.

Von hier wurden dahin zum Verkauf geſandt 4 Kiſten ⅝ Bretagnes, darin 500 St. a 19⅛ Rpt. Real. Cour. 11953: 1:—

Unkoſten:

Fracht 10 Pol.	R. Cour.	100:—
Averie 10 pC.		10:—
Einkommende Rechte 7 pC.		836: 6
Löſchen und aufmachen 1 pC.		119: 4
Magazinage und Courtage 1 pC.		119: 4

Hieſige Unkoſten:

Emballage und Packerlohn a 1 Mk.	Cmk. 4: —	
Empfangen und abſetzen a 4 ß	1: —	
An Bord bringen a 4 ß	1: —	
Briefporto und kleine Unkoſten	5: —	
Aſſurance-Courtage ½ pC.	5: 8	
	Cmk. 16: 8	
Agio 20 pC.	2: 12	
	Bmk. 13: 12	
Aſſurance von 2200 Mk. a 3 pC.	66: —	
		79: 12
		Bmk. 2200: 11
500 St. rendiren a 4 Mk. 7 ß		Bmk. 2218: 12

Leinen (Bremer Drey Kronen) nach Liſſabon.

Sandten dahin 2 Packen mit 70 Stück, worin 3800 Ellen a 145 Rs. Rs. 551: 100

Unkoſten:

Fracht 6 Duc. a 480 Rees und Averie a 10 pC.	Rs. 3: 168	
Zoll von 3800 Rs. a 46 Ellen und a 23 pC.	40: 204	
Variagem a 2 pC. von dito	3: 496	
Proviſion &c. a 4 pC.	22: 040	
		68: 908
Netto Provenu		Rs. 482: 092
remittirt a 46 gr.		Bmk. 1732: 8

Hie-

Hieſige Unkoſten:

Abladen u. ausſchneiden	Cmk. 2:—	
Aus- und einpacken a 2 ß p Kiſte	1:—	
Abliefern a 2 ß	1:—	
Courtage von 5600 Mk. a ⅛ pC.	46:11	
Magazinage von 1 Monat a 4 ß p. Kiſte	2:—	
Briefporto u. kleine Koſten	2:5	
	Cmk. 55:—	
Agio 25 pC.	11:—	
		44:—:—
		Bmk. 5589:11:—
1000 Stück rendiren a 5 Mk. 9½ ß		Bmk. 5593:12:—

Leinen (Bretagnes) nach Liſſabon.

Dahin wurden zum Verkauf geſandt 4 Kiſten ℔ Bretagnes, 500 Stück a 1500 Rees Rs. 750:000

Unkoſten:

Fracht 3 Duc. a 480 Rees	Rs. 3840:—	
Averie 10 pC.	384:—	
Deſct.	240:—	
Aufbringen, öffnen und neue Auflage a 360 R.	1440:—	
Das Siegel a 8 R. und 400 Rees Trinkgeld	4400:—	
Zoll von 357 St. a 466 R. davon 27 pC.	44918:—	
Variagem 1700 Vs. a 66 Rs. davon 2 pC.	2244:—	
Aus dem Zoll zu Hauſe bringen	1360:—	
Bodenmiethe	800:—	
Courtage ½ pC.	3750:—	
Armengeld 2 p. M.	1500:—	
Proviſion 3 pC.	22500:—	
Del Credere 3 pC.	22500:—	
		109:876
	Provenu Rees	640:124
remittirt a 46 Pfg. recta	Bmk.	2300:7 ℔

Hier

Hiesige Unkosten:

Emballage und Packerlohn a 1 Mk.	Cmk. 4:—	
Empfangen und absetzen a 4 ß	1:—	
An Bord bringen a 4 ß.	1:—	
Briefporto und kleine Unkosten	5:—	
Assurance-Courtage ½ pC.	5: 8	
	Cmk. 16: 8	
Agio 20 pC.	2:12	
	Bmk. 13:12	
Assurance von 2200 Mk. a 3 pC.	66:—	
		79:12
		Bmk. 2200:11
500 St. rendiren a 4 Mk. 7 ß		Bmk. 2218:12

feinen (Bremer Drey Kronen) nach Lissabon.

Sandten dahin 2 Packen mit 70 Stück, worin 3800 Ellen a 145 Rs. Rs. 551:100

Unkosten:

Fracht 6 Duc. a 480 Rees und Averie a 10 pC.	Rs. 3:168	
Zoll von 3800 Rs. a 46 Ellen und a 23 pC.	40:204	
Variagem a 2 pC. von dito	3:496	
Provision &c. a 4 pC.	22:040	
		68:908
	Netto Provenu	Rs. 482:092
remittirt a 46 gv.		Bmk. 1734: 8

Hier

Hieſige Unkoſten:

Aſſurance von 1800 Mk. a 4 pC.	Bmk. 72.—		
Courtage von derſelben a ¼ pC.	Cmk. 4. 8		
Emballage u. Pakkerlohn a 2½ Mk.	5.—		
An Bord bringen a 8 ß	1.—		
Abſetzen a 6 ß	—.12		
Primage a 2 ß	—. 4		
Briefporto	3.—		
	Cmk. 14.— 8		
Agio 20 pC.	2. 7		
		12. 1	
			84. 1.—
		Netto	Bmk. 1648. 7.—
Obige Stücke von 3800 Ellen rendiren a 43 Mk. 6 ß p. 100 Ellen			Bmk. 1648. 4.—

Leinen (Sangaletten) nach Liſſabon.

Dahin wurden geſandt 200 Stück ganz feine Sangaletten, als

50	Stück	ſchwarze	von 24	Ellen.
50	—	dito	von 18	—
45	—	rothe	von 24	—
30	—	himmelblaue	von 24	—
15	—	aurora	von 24	—
8	—	incarnat	von 24	—
2	—	purpur	von 24	—

ſind 200 Stück, halten 4500 Ellen ſind beym Verkauf in Liſſabon gerechnet 4500 Vs. a 110 R. R. 495.000

Unkoſten:

Fracht 6 Duc. a 480 R.	R. 2.880	
Averie 10 pC.	—.288	
Zoll von 150 St. auf 22 Vs. und 50 St. auf 16 Vs. gerechnet, ſind 4100 Vs. auf 50 Rs. taxirt a 23 pC.	47.150	
Variagem! a 1½ pC. von dito	4.100	

Summ

Leinen (Weſtphäliſch) nach Mallaga.

Dahin wurden geſandt und allda verkauft 2 Packen Weſtphäliſch Leinen, 86 Stück halten 8261 Ell. welche a 42 pC.

rendiren	11730 Varas a 17 quart	Rvn.	23460 — —
2 Umſchläge	837 Varas a 10 quart		278 : 28 : —
		Rvn.	23738 : 28 : —

Unkoſten:

Fracht 17 Duc. von 12 Rp.	Rvn. 382 : 17	
Licent an den Gouverneur	15 : —	
Zu Lande und nach dem Packhauſe zu bringen	140 : —	
Zoll von 8261 Ell. ſo a 40 pC. reducirt thun 11566 Varas taxirt auf 2 Rvn.	Rvn. 23132 : —	
ab 5 pC.	1156 : 20	
	Rvn. 21975 : 14	
ab pr. Grania 40 pC.	8790 : 5	
	Rvn. 13185 : 9	
	a 29½ pC. 3840 : 4	
Courage vom Verkauf und Packhaus-Miethe a ½ pC.	17 : 1	
Proviſion a 3 pC.	712 : 6	
		Rvn 17847 : — : —

remittirt auf Amſterdam a 100 Pfg. und zu 32 ß. eingezogen — Bank. 17911 : 3 : —

Dieſige Unkoſten:

Aſſurance von 2800 Mk. a 5 pC.	Bank. 56 : —	
Embalage a. Packhaus	Bank. 11 : —	
Chiffren a 5 ß	1 : —	
An Bord bringen a 10 ß	2 : 4	
Trinkgeld, Frangen und Briefporto	1 : —	

Courtage der Aſſurance a ½ pC.	7:—		
Dito von der Rimeſſe 1 p. M.	2:13		
Cmk.	26: 1		
Agio 20 pC.	4: 5	21:12	
			77:12:—
			Bmk. 2713: 7:—

Dieſe Leinen rendiren

8261 Ell. a 10 Rthlr. 40 ß die 100 Ell.	Bmk.	2684:13:—
167 Ell. p. die Umſchläge a 6 Rthl. 8 ß		30:14:—
	Bmk.	2715:11:—

Leinen von Petersburg.

Conto ſinto über verſchiedene Arten Leinwand von daher empfangen.

Ueber Segeltücher:

100 Stück 1ſte Sorte a 8 Rub.			R. 800:—
100 — 2te — 7½ —			750:—
100 — 3te — 6 —			600:—
			R. 2150:—
Zoll von 300 Stück a 48¾ Cop.		R. 146 25	
Agio auf die ½ a 12 pC.		8:78	
		R. 155: 3	
Zoll Ungelder a 3 pC.		4:65	
Empfangen, Emballage, Packerlohn und alle Unkoſten bis an Bord a 2¾ Rub. p. Pack von 20 Stück		33:75	
Courtage ½ pC.		10:75	
Dito der Tratte ¼ pC.		6: 7	
An die Gemeine ⅛ pC.		2:69	
Extra Unkoſten 1 pC.		21:50	
			234:44
			Rub. 2484:44
Proviſion 2 pC.			47:68
			Rub. 2432:12

Ueber Ravensdoek und Bläms Leinen.

100 St. Ravendoek a 6 R. p. Stück von 50 Arſchinen		R. 600:—
100 St. Bläms Leinen a 7½ R. p. dito		750:—
		Rub. 1350 —

Unkoſten;

Zoll von 100 St. Ravensd. a 44½ C. p. St.	R. 44:50	
Dito von 100 Stück Bläms a 57½ C. p. St.	57:50	
Agio auf die ⅔ a 12 pC.	6:12	
	R. 108:12	
Zoll Ungelder 3 pC.	3:24	
Empfangen, emballiren, verladen a 7 Cop. das St.	14:—	
Courtage vom Einkauf ½ pC.	6:75	
An die Gemeine ¼ pC.	1:68	
Extra Unkoſten a 1 pC.	13:50	
		147:29
		R. 1497:29
Proviſion 2 pC.		29:95
		R. 1527:24
Courtage der Tratte ¼ pC.		3:82
		Rub. 1531: 6

Ueber Servietten und andres Leinen.

10000 Arſchinen breites Servietten-Leinen a 105 Rub. p. 1000 Arſchinen	R. 1050:—
10000 dito ſchmales a 60 R.	600:—
10000 dito breite Leinwand a 100 R. p. 1000 Arſchin.	1000:—
10000 dito ſchmales a 70 R.	700:—
	R. 3350:—

Zoll von 20000 Arſchinen Servietten = Leinen a 3 Rub.	R. 60:—	
Dito von 10000 Arſchinen breite Leindwand a 5 Rub.	50:—	
Dito von 10000 Arſchinen ſchmales a 50 2/4 C.	50:28	
	Rub. 160:28	
Agio auf die 3/5 a 12 pC.	9:62	
	Rub. 169:90	
Zoll Ungelder 3 pC.	5:10	
Empfangen, meſſen, emballiren a 70 Cop. p. 1000 Arſchinen	28:—	
Bracker a 15 Cop. p. 1000 Arſchinen	6:—	
Courtage 1/2 pC.	16:75	
An die Gemeine 1/4 pC.	4:18	
Extra Unkoſten 1 pC.	33:50	
		263:43
		R. 30 3:43
Proviſion 2 pC.		72 27
		R. 36:5 70
Courtage der Tratte 1/4 pC.		9 21
		Rub 309:91

Nachricht. Sack = Leinwand giebt 1 Rub. Zoll, und 10 Cop. p. 1000 Arſchinen Brackerlohn; die andern Unkoſten ſind mit obigen gleich.

Leinwandkäufer; ſ. **Leinwandhandel.**

Leinwandlegge; ſ. Art. **Leggebank**, Th. 67 der Encyklopädie, S. 784. wo von verſchiedenen niederſächſiſchen und weſtphäliſchen leggeanſtalten gehandelt worden; da aber von der berühmten leggeanſtalt in der Grafſchaft **Tecklenburg** noch nicht ausführlich gehandelt iſt, ſo ſoll dieſes hier erfolgen. Ueberhaupt aber ſind die beyden Art. **Leinwandhandel** und **Leinwandlegge** ſehr nahe mit einander verwandt, weshalb in dieſem Artikel verſchiedenes

welches den Handel betrifft, noch berühret werden muß.

Die tecklenburgische Legge ist schon unter gräflicher Regierung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts angelegt, und ist die älteste dieser Art in Westphalen. Es sind dabey ein leggemeister, ein legge Controlleur, zween leggeknechte und zween leggejungen angestellt. Der legge Controlleur mit dem einen leggeknecht verrichtet das Ziehen und Messen, die übrigen nehmen es sauber in Rollen auf, reichen es dem leggemeister, welcher die Güte beurtheilt, ein öffentliches Zeichen und die Ellenmaße, welche ihm der Controlleur zusaget, darauf drücket, und es ins leggeprotokoll einträgt. Hierin muß der Nahme des Unterthans, der es zur legge geliefert, der Nahme des Kaufmanns, der es haben soll, die Ellenzahl und die Güte in den gehörigen Rubriken bemerkt werden. Die Kaufleute bringen es auch wohl selbst auf Wagen zur legge, um den Unterthanen den Weg zu ersparen; sie müssen aber alsdann die Nahmen der Unterthanen, welche es verfertigen, angeben.

Wegen eines jeden Stückes leinwand giebt der leggemeister einen Zettel, worauf der Nahme des Unterthans, der Nahme des Kaufmanns welcher es empfängt, die Maße und das Zeichen des Stückes leinen bemerkt ist. Diesen Zettel bringt der Unterthan dem Kaufmann, und empfängt dagegen sein Geld, oder es wird auf das schon empfangene abgerechnet. Ein jeder Kaufmann hat auf der legge eine Kiste, in welche das auf ihn gezeichnete leinen durch die leggebedienten gelegt wird, und wofür diese haften müssen, weil es wie ein öffentliches Depot anzusehen ist, bis er ein halbes Pack, welches in 3500 bis 4000

legge-

leggeellen beſteht, oder ein Viertelpack zuſammen hat. Alsdann läßt er es durch die Leggeknechte packen, und verſendet es nach Bremen.

Sämmtliche Leggebedienten erhalten für jedes Stück Leinen, es mag groß oder klein ſeyn, ſtatt des Gehalts, 2 gute Groſchen, und der Landesherr nach Verhältniß der Größe, 4, 6 bis 8 gute Groſchen, wofür aber das Haus gehalten, und die Nothwendigkeit an Stricken, Schwärze und Schreibmaterialien, welche der Leggemeiſter berechnet, angeſchafft werden müſſen.

Der reine Ueberſchuß, welcher abgeliefert wird, beträgt nach Abzug der Gehalte und Unkoſten etwa 1400 Thaler, der Leggemeiſter und Leggekontrolleur erhalten ein jeder nur 50 Thaler ſtehenden Gehalt.

Es wird nur ein Zeichen gemacht, welches eine Krone mit dem tecklenburgiſchen Wapen vorſtellet; iſt das Leinen von der beſten Sorte, wird das Zeichen über dem Bande, womit das Leinen an den beyden Seiten umbunden iſt, ans Ende geſetzt, und dann heißt es Oberband. Iſt das Leinen aber von ſchlechterer Qualität, wird das Zeichen unter dem Bande, nach der Mitte zu des Stückes Leinwand gedruckt, und alsdann heißt es Unterband. Dieſes differirt im Preiſe auf jede Elle 4 Pfennige Osnabrückiſch. Wenn daher der Oberband 57 Pfennige Osnabrückiſch gilt, ſo werden für den Unterband nur 53 Pfennige bezahlt. Was ſich in der Güte, an Schwere, Weiße, Gleichheit des Garns und Egge, oder gar in der Breite einer Brabanter Elle, zu keinem dieſer beyden Zeichen qualificirt, wird Einband gekannt, und erhält gar kein Zeichen, ſondern wird nur gemeſſen. Die Unterthanen müſſen ſich daher befleißigen, gute Leinwand zu machen, weil ſie an einem Stücke von 100

Ellen, wenn es ſtatt eines Oberbandes ein Unterband wird, 1 Thaler 14 gute Groſchen verlieren. und wenn es gar Einband wird, der Preis überall willkührlich iſt, und es von dem Kaufmann abhängt, was er dafür geben will, wenigſtens iſt er noch 4 Pfennige ſchlechter, als der Unterband, mithin verlieren ſie auf ein Stück Leinwand über 3 Thaler.

Der Preis des Ober- und Unterbandes wird durch den legge-Director, welcher ein Mitglied der königlichen Kammer-Deputation iſt, und zu Zeiten die legge viſitiret, Mißbräuche abſtellt, und Vergehungen beſtraft, mit Zuziehung der Kaufleute alle Jahr ein, oder mehrere Mahle, wenn das Leinen in Bremen ſteigt oder fällt, feſtgeſetzt. Die Kaufleute vereinbaren ſich auch wohl ſelbſt, und ſetzen ein oder zween Pfennige auf; denn, nach dem hieſigen Preiſe richtet ſich auch der Preis in Bremen mit, wenn die Leinwand Zug hat, ſtocket der Abgang aber, ſo müſſen ſie den Preis hier herab ſetzen.

Bey Beſtimmung des Preiſes wird darauf geſehen, ob das Leinen in Bremen gut aufgenommen, und ſtark geſucht wird, ob aus England viele Commiſſionen einlaufen, und wie der Preis von gleichartigen Leinen im Osnabrückiſchen ſtehe, damit Preis gehalten werde. Die engliſchen Kaufleute brauchen alle mögliche Sorten von Leinen, ſchweres und leichtes; ordiniren ſie viel ſchweres, und der Hanf iſt hier nicht gut gerathen, ſo ſteigt das hieſige Leinen gleich im Preiſe, weil es für das ſchwerere gehalten wird; ordiniren ſie mehr leichtes Leinen, ſo bleibt der Preis des ſchweren Leinens ſtehen, oder gehet gar herunter, denn die Kaufleute können nicht gut Schaden handeln.

Es

Es iſt dieſes aber ſelten der Fall, denn das ſchwere Leinen wird in England immer geſucht, jedoch minder oder mehr.

Der Preis, welcher auf der legge feſtgeſetzt wird, ſtehet an einer Tafel geſchrieben, und hiernach müſſen die Kaufleute in Golde bezahlen, ſie können wohl etwas mehr, dürfen aber dem Unterthan nicht weniger geben. Der Handel mit den Unterthanen wird auf einen ſonderbaren Fuß getrieben, wovon ich im Art. Leinwandhandel ſchon geredet, daß nähmlich die Kaufleute ihnen das benöthigte Geld und Waaren das ganze Jahr hindurch vorſchießen, ja ſogar auch für ſie die landesherrlichen Abgaben bezahlen, worauf im Sommer erſt der Bauer dem Kaufmann ſein Leinen liefert. Hierbey kommen ſie bisweilen ſo tief in Rechnung, daß ſie an einem Bauer 50, 60, 100, ja wohl einige 100 Thaler, und an einem Heuermann 30, 40, bis 50 Thaler zu fordern haben, wovon ſie nur leidliche Zinſen nehmen. Dis Creditiren geſchieht darum, daß der Unterthan nicht zu einem andern Kaufmann gehen darf, ſo lange er den erſten nicht befriediget, weil dieſer gleichſam ein Pfandrecht auf ſein Leinen hat. Weil der Handel aber lucrativ iſt, indem der Kaufmann, wenn das Leinen guten Zug hat, wohl bis 1 Thaler auf 100 leggeellen gewinnen, und das Geld mehrmahlen im Jahr umſchlagen kann; ſo waget er ſchon viel. Der Vortheil des Kaufmanns beſtehet mit darin, daß er den vierten Theil Unterband mit beypacken kann, und alles wie Oberband bezahlt erhält, welches auf ein halbes Pack 15 Thaler austrägt.

Wie beträchtlich die Ausfuhr des löwendlinnens in der Grafſchaft Tecklenburg in den ſechs

Jahren von 1780 bis 1786 gewesen, zeigt folgender Aufsatz:

Von Trinitatis 1780 bis 1781 wurden auf der Legge gezeichnet 7885 Stücke Ober- und Unterband zu 613599, und 433 Stücke Einband zu 29083 Leggeellen, mithin überhaupt 8318 Stücke zu 642682 Leggeellen, und waren nach dem Legge-Einkaufspreise die Einbände nach dem Preise, wie sie damahls verkauft wurden, gerechnet, werth 138000 Thaler

Von Trinitatis 1781 bis 1782 betrug die Ausfuhr 7825 Stücke Ober- und Unterband zu 609657, und 825 Stücke Einband zu 58186 Leggeellen, insgesamt 8650 Stücke zu 667843 leggeellen, wovon der Werth nach dem Leggepreise betrug . . 126173

Von Trinitatis 1782 bis 1783 wurden gezeichnet 8282 Stücke Ober- und Unterband zu 636013, und 335 Stücke Einband zu 21916 leggeellen, mithin insgesamt 8567 Stücke zu 657934 leggeellen, wovon der Werth nach dem leggepreise betrug 142570

Von Trinitatis 1783 bis 1784 wurden gezeichnet 8024 Stücke Ober- und Unterband zu 615637, und 583 Stücke Einband zu 25969 leggeellen, insgesamt 8407 Stücke zu 641606 leggeellen, wovon der Werth nach dem leggepreise betrug 438084

Von Trinitatis 1784 bis 1785 wurden gezeichnet 7601 Stücke Ober- und Unterband zu 581626,

„Die Vertheidiger des Verbots führen unter „andern an, es laufe gegen den öffentlichen Glau„ben, dem ausländischen Leinen das tecklenburgi„sche Zeichen zu geben, es sey Mißbrauch des „Hoheitsrechts, und je mehr Leinen hier gezeichnet „werde, je wohlfeiler müsse es in Bremen werden, „weil die Seltenheit den Werth erhöhe. Allein „diese Gründe kommen mir schwach vor, denn da „das Leggezeichen kein Beweis seyn soll, daß das „Leinen ein tecklenburgisches Erzeugniß, sondern „nur, daß es die Länge, die Breite und die Güte „habe, welche ein Ober- und Unterband haben muß, „so kann der öffentliche Glaube so wenig, als die „Würde des Landesherrn darunter leiden, wenn aus„ländisches Leinen gezeichnet wird, sondern es kommt „nur bloß darauf an, ob es würklich die Güte habe, „wofür die vereideten königlichen Bedienten haften „müssen. Hat es die Güte nicht, so muß es auch „nicht gezeichnet, sondern bloß gemessen werden, wie „der Einband.“

„Daß die Seltenheit und die Güte den „Werth einer Waare erhöhe, ist zwar richtig, „allein das tecklenburgische Zeichen ist nicht der „einzige Maßstab der Güte und der Seltenheit „des Leinens; denn, wenn aus dem Osnabrücki„schen, wie solches der Fall ist, Leinen von eben „der Güte wie das tecklenburgische nach Bremen ge„sandt wird, so wird es eben so theuer bezahlt, als „das tecklenburgische, es mag dieses oder das osna„brückische Zeichen darauf stehen; denn der Bre„mer Kaufmann ist so dumm nicht, daß er bloß „nach dem Zeichen kauft, sondern er sieht nach der „Güte. Wenn daher auf der tecklenburgischen legge „gelinde gezeichnet wird, so fängt er gleich an zu „klagen, ohngeachtet es lauter tecklenburgisches Lei„nen ist.“

„Es ſcheint daher das Verbot den tecklenburgi„ſchen Unterthanen um deswillen mehr nachtheilig „als vortheilhaft zu ſeyn, weil dadurch eine Concur„renz in Bremen, als des einzigen Handelsplatzes, „wohin das hieſige ſchwere leinen gehet, bewirkt „wird.“

„Das tecklenburgiſche leinen iſt ohnſtreitig mit „das beſte in ſeiner Art, aber nicht das einzige, es „wurde daher ſonſt alles, was zur legge kam, ohne „Unterſchied, ob es ein- oder ausländiſch war, mit „dem tecklenburgiſchen Zeichen bezeichnet, wenn es „ſich nur zu einer der beyden Gattungen qualificirte, „und wurde bloß auf der hieſigen legge zum Unter„ſchiede des einländiſchen, Partheygut genannt, mit„hin gieng das beſte leinen aus der umliegenden Ge„gend durch die Hände der hieſigen Kaufleute, und „die Bremer konnten dergleichen nirgends anders „kaufen, als im Tecklenburgiſchen.“

„Seit dem Verbot aber, und nachdem die „Osnabrücker auch leggen angelegt haben, nimmt „ſich die Manufactur daſelbſt auf, das leinen wird „durch die daſigen Kaufleute verſandt, und es ent„ſteht eine Concurrenz, welche den tecklenburgiſchen „Unterthanen nachtheilig iſt.“

„Vor dieſem war das leinen, welches im „Kirchſpiel Ladbergen fiel, das ſchlechteſte in der „Grafſchaft, wie aus der leggeordnung zu erſehen, „jetzt iſt es dem beſten gleich, nur bloß, daß es nicht „allerdings die Weiße hat. Eben ſo gehet es auch „mit dem osnabrückiſchen leinen: Vordem kam es auch „dem beſten tecklenburger nicht gleich, jetzt iſt es „aber zum Theil eben ſo gut, und könnte dieſe legge „wohl paſſiren.“

„Im Kirchſpiel Kappeln geräth der Hanf nicht „ſo gut, als im Kirchſpiel Lienen, Lengerich, und „Ladbergen, es wird auch zum Einſchlage viel flächſe-

„ſenes Garn genommen, und es iſt daher nicht ſo „ſchwer, als das Leinen aus dieſen Kirchſpielen. „Die Kappelſchen Kaufleute können auch nicht „immer den Preis machen, wie die andern, ſon„dern müſſen gewöhnlich 6 bis 12 gr. auf 100 Ellen „wohlfeiler verkaufen, welches ſie dadurch wieder „ausgewinnen, daß ſie den Bauern nicht ſo viel zu„geben, wie von andern Kaufleuten geſchiehet; es „paſſiret aber doch das kappelſche Leinen für Teckle„burger.“

„Der Bremer Kaufmann ſieht nicht bloß nach „dem Zeichen, ſondern nach der Güte, (wie ſchon „oben geſagt,) und läſſet es von neuem ſortiren. „Ehedem war der Vortheil der Kaufleute weit „größer, ſeitdem aber die Bremer aufs genaueſte „wiſſen, zu welchem Preiſe ſie in Tecklenburg ein„kaufen, und nachdem ihre Anzahl auf einige zwan„zig angewachſen, bleibt er nur für diejenigen „beträchtlich, welche den Handel im Großen „treiben.“

Die Leinwandmanufactur iſt dieſem Ländchen um ſo vortheilhafter, weil ſie nicht fabrikenmäßig durch gewiſſe Leute betrieben wird, ſondern beyderley Geſchlecht, jeder Stand, jung und alt Theil daran nehmen, ſich das ganze Jahr damit beſchäftigen, die rohen Materialien ſelbſt erzeugen, verarbeiten, und zur größten Vollkommenheit bringen, ſich auch ſelbſt mit dieſer Waare bekleiden, und den Ueberfluß ausführen. Faſt in jedem Hauſe auf dem platten Lande und auch zum Theil in den Städten iſt ein Tau im Gange, und die Räder gehen Jahr aus, Jahr ein. Wenn der Bauer vom Acker kommt, die Leute das Vieh gefüttert und gegeſſen haben, wird noch ein Paar Stunden geſponnen, der Hausherr ſelbſt ſetzt ſich

bey

bey das Rad, alles muß seinem Beyspiel folgen, nur die Frau nimmt die Küche in Acht.

Die Kosten eines Stückes leinen lassen sich nicht immer genau berechnen, weil die Arbeit nicht ununterbrochen geschieht, und die Erfordernisse nicht allenthalben in gleichem Preise stehen. Ein ohngefährer Anschlag nach Tecklenburger Art, könnte folgender seyn.

	rthl.	gr.
Ein Scheffel Saatland von der dortigen besten Güte, wäre es auch Gartenland, trug wenigstens vor einigen Jahren, wenn es hoch kam an Pacht . . .	2	—
Hierauf werden, wenn es gut gedünget werden soll, gefahren 6 Fuder Mist, mit Inbegriff des Fuhrlohns, das Fuder zu 16 Gr. gerechnet, sind	4	—
Drey Mahl zu pflügen à 8 Gr. macht	1	—
Ein Mahl zu Eggen . .	—	4
Sieben Viertel Hanfsamen, so gewöhnlich darauf gesäet werden, nach einem Mittelpreise, den Scheffel zu 2 Thaler gerechnet, macht	3	12
(Hiervon werden, wenn der Hanf gut geräth, 7 Unterlegsel gewonnen.)		
Für das Ziehen des Hanfs, welches zwo Personen in einem Tage verrichten können, à 6 Gr.	—	12
Für das Teichen und Trocknen etwa eben so viel . . .	—	12
Für 7 Unterlegsel Hanf zu braken, indem ein Mann des Tages ein Unterlegsel braken kann . . .	1	12
Für Stroh eben so viel	1	12
Für sieben Unterlegsel Hanf		

	thlr.	gr.
Für vier Personen die dabey seyn müssen, à 4 gr.	—	16
Fürs Stoßen der sieben Unterlegsel	1	18
Fürs Schwingen, welches durch Frauenzimmer geschieht	1	4
Fürs Hecheln eben so viel .	1	4
Fürs Spinnen 168 Stücke über dem großen Haspel à Stück 2 gr. .	14	—
Für Asche zum Kochen des Garns zum Bleichen	1	—
Fürs Wirken zweyer Stücken Leinen, weil das Biergeld von den Kaufleuten bezahlt wird (*)	4	—
Für zwey Stücke Leinen zu kalandern	—	2
An Unkosten auf der legge für zwey Stücke à 8 gr.	—	16
	40	8
Zwey Stück Leinen von 96 Ellen, auf jedes 84 Stück Garn gerechnet kosten, wenn es Oberband ist, etwa à Elle 57 Pfennige Osnabrückisch, in Golde . . .	43	8
Hievon Agio zu 5 p. C. .	2	3
	45	11
Bleibt reiner Gewinnst . .	15	3

Es

(*) Das Weben geschieht hier durch Frauenzimmer, und ein jeder großer Bauer hält sich ein Wirkmädchen, welches dem ganzen Sommer hindurch wirket, theils bey den Bauern, theils bey den Nachbarn die kein Wirkmädchen halten. Bey den kleinen Bauern oder Heuerleuten, thut es die Frau, oder Tochter im Hause. Des Tages kann eine Wirkerinn 5 bis 6 Leggeellen weben, wenn sie fleißig ist, und in Zeit von 14 Tagen bis 3 Wochen ist ein großes Stück Leinwand gewöhnlich fertig. Wer für Geld wirken läßt, giebt der Wirkerinn nebst der Kost für ein Stück Leinen nach Maßgabe der Größe 1 und 1 halben bis 2 Thaler, und der Kaufmann, der es erhält, 12 Gr. Biergeld, mithin kann ein Wirkmädchen in 14 Tagen bis 3 Wochen 2 bis dritthalb Thaler verdienen. Es wird aber nicht das ganze Jahr hindurch gewirkt.

gerechnet, denn man kann dort wohl ein Stück gutes Land von einem Scheffel Aussaat für 1 rthl. 12 gr. miethen, und guten Hanf darauf ziehen, wenn man 6 Fuder Mist darauf bringet, und dieser ist auch zum höchsten Preise angeschlagen, wofür man ihn in der Stadt kaufen kann. Diesem tritt noch hinzu, daß nach dem Hanfe Rüben gesäet werden, und nach den Rüben das folgende Jahr der schönste Rocken wächset, folglich man in zwey Jahren drey Aernten zu erwarten hat. Ein Heuersmann, der des Jahrs zwey bis drey Stücke leinen macht, kann daher hiermit alle seine Geldbedürfnisse bestreiten, und es giebt deren, welche wohl 4 Stücke zur legge bringen, wenn die Kinder erst groß sind, da alsdann jeder seinen Tagelohn daran verdient.

Die leggebedienten haben zwey Zeichen, woran sie erkennen, ob die Leinwand zu stark mit Kalk gebleicht worden, welches die dortigen Einwohner, ohnerachtet es bey 10 Thaler Strafe durch die Leggeordnung verboten worden, dennoch oft thun, um geschwinder mit der Bleiche fertig zu werden, und die Leinwand auch desto weißer zu machen. Zum ersten spüren sie die Kalkbleiche daran, daß die Leinwand, wenn sie von einander genommen wird, vom Kalk stäubet; dann aber nehmen sie auf der legge das sicherste Zeichen daher, indem sie mit einem Haken in die Leinwand zu fassen und darauf zu ziehen pflegen. Giebt dieses ein Loch, so ist die Leinwand gekalket, und wird nicht gezeichnet, sondern zur Schau aufgehangen, und der Unterthan gestraft.

Oeffentliche Verordnung,

wornach

die Fälle näher bestimmt werden, in welchen die Kaufleute in der Grafschaft Tecklenburg mit ihren an die dortigen Unterthanen auf das verfertigte Linnen gethanen Vorschüssen privilegirt seyn sollen.

De Dato Berlin den 5ten Julii 1768.

Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer und Churfürst, souverainer und oberster Herzog von Schlesien ꝛc. ꝛc.

Thun kund und fügen hiermit zu wissen: Demnach die Kaufmannschaft in der Grafschaft Tecklenburg, um Aufrechthaltung ihres alten Privilegii oder Iuris praelationis, daß sie in Absicht ihrer, denen Unterthanen auf das zu liefernde Linnen gethanen Geldvorschüsse, im Fall des erfolgenden Aufbringens eines Unterthanen, nicht mit unter sothanes Aufbringen gezogen, sondern deßhalb zu ihrer Befriedigung, gleich denen, an Uns zu entrichtenden und andern privilegirten Prästandis brevi manu geholfen werden möchten, allerunterthänigst gebeten, und wir diesem Suchen zur Aufnahme des in Unserer Grafschaft Tecklenburg bis daher florirten Linnenhandels und zu Erhaltung des Kredits statt gegeben haben;

Als ordnen und setzen wir hierdurch feste, daß

§. 1.

Alle diejenigen Kaufleute, so mit Linnen handeln, und denen Unterthanen auf das zu liefernde Linnen baares Geld zur Abführung ihrer Prästandorum

rum oder Lein- und Hanfſamen vorſchießen, ſich lediglich dieſes Privilegii exemtionis vom Aufbringen, keine andere Privat- und Waarenſchulden aber, ſich deſſen zu erfreuen haben.

Von dieſen baaren Geldvorſchüſſen, welche zur Abführung Unſerer und anderer gutsherrlichen Präſtandorum, auch zu Lein- und Hanfſamen geſchehen, müſſen jedoch

§. 2.

Nicht ehender, als nach eines Jahres Verlauf die Zinſen mit fünf Procent angerechnet, keine andere und beſſere Münzſorten, als worin der Vorſchuß würklich geſchehen, und reſpective der Handel geſchloſſen worden, gefordert werden, wobey denen Unterthanen frey bleibt, den gethanen Geldvorſchuß auf das zu verfertigende Leinen, wiederum in baarem Gelde abzuführen.

Und damit

§. 3.

Bey dieſer Exemtion vom Aufbringen keine Unterſchleife geſchehen mögen; ſo ſoll von allen dergleichen Vorſchüſſen an Gelde, Hanf- und Leinſaamen eine General-Aufnahme in der ganzen Grafſchaft Tecklenburg, und zwar in Anſehung Unſerer Eigenbehörigen durch einen von Unſerer Mindenſchen Krieges- und Domainenkammer, in Anſehung des übrigen privatgutsherrlichen Eigenbehörigen aber, durch einen von unſerer Tecklenburg-Lingenſchen Regierung zu ernennenden Commiſſarium der Geſtalt geſchehen, daß alles dasjenige, ſo die Kaufleute denen Unterthanen zu Bezahlung ihrer landes- und gutsherrlichen Präſtandorum auf Linnen baar, oder an Hanf- und Leinſaamen vorgeſchoſſen haben, von denjenigen Vor-

schüssen separirt werden soll, welche denen Unterthanen zu andern privat debitis geschehen, imgleichen demjenigen, was die Unterthanen denenselben an Waaren und sonst schuldig sind.

Wenn nun solcher Gestalt die Qualität solcher Vorschüsse gehörig dargethan, und die Unterthanen darüber vernommen worden, sie auch solche in der Maße agnosciret haben; so sollen

§. 4.

Die agnoscirte und nach obigen Grundsätzen qualificirte Vorschüsse in ein besonder Buch obrigkeitlich sofort eingeschrieben werden, rationis futuri aber müssen solche Vorschüsse der Kaufleute, welche denen Unterthanen entweder zu Abtragung der landes- und gutsherrlichen Prästandorum an Contributionen und Pächten, imgleichen an Sterbefällen, Gewinnungen, Weinkäufen, Freybriefen u. s. w. geschehen, oder aber der Geldbetrag desjenigen Hanf- und Leinsamens, nach jedesmahligen marktgängigen Preisen, so denen Unterthanen vorgeschossen, in diese generaliter einzuführende Bücher eingetragen, und solche Bücher denen Unterthanen jedes Mahl nach der Eintragung wieder zugestellet werden.

Diese beschriebene Vorschüsse sollen nun

§. 5.

Lediglich und allein von dem Moratorio der vorigen Privatschulden bey erfolgenden Aufbringen eximiret, und solche insgesamt jure praelationis vorzüglich, jedoch nach denen landes- und gutsherrlichen Prästandis, auch nach denen übrigen schon vorhin in der Eigenthums-Ordnung de 1741

Cap.

Cap. XVII. §. 8. privilegirten Schulden, nebſt Zinſen bezahlet werden.

Die Kaufleute müſſen jedoch

§. 6.

Sich ſolcher Vorſchüſſe halber weder bey erfolgender Aufbringung, noch ſonſt eigenthümlicher Weiſe durch Pfändungen und andere executiviſche Mittel bezahlt machen, ſondern wenn die Unterthanen nicht von Zeit zu Zeit darauf Abtrag machen, ſich deßhalb jedes Mahl bey dem Judice ordinario melden, ein Verzeichniß ihrer Vorſchüſſe exhibiren, ſolches allenfalls durch Production des in Händen der Unterthanen ſitzenden Vorſchußbuches juſtificiren, und darauf rechtliche Hülfe ſuchen

Hiebey bleibet denen Unterthanen frey,

§. 7.

Nicht nur ſtatt des Leinens Zahlung in baarem Gelde, jedoch aus eigenen Mitteln, und nicht betrüglicher Weiſe, auf Vorſchuß anderer Kaufleute, zu leiſten, ſondern auch denenſelben hiemit nachgelaſſen wird, ſo ofte ſie wider die Annotationes der Kaufleute in denen Vorſchußbüchern etwas einzuwenden vermeinen, daß ihnen Waaren und andere Auslagen, als dergleichen privilegirte Vorſchüſſe mit zur Laſt geſetzet worden, ſolches gehörig zu beweiſen, da denn nicht nur ſolche Kaufleute ihrer privilegirten Bezahlung verluſtig gehen, und mit unter das Aufbringungsrecht verfallen, ſondern auch ein jeder Kaufmann, welcher überführet wird, daß er entweder dergleichen unrichtigen und Reglementswidrigen Anſatz in denen Büchern gethan, oder auch die Unterthanen in denen Münzſorten und Preiſen überſetzet, dieſes

Privilegii und Vorrechts intuitu aller zu der Zeit in dem Buche ſich gezeichnet findenden Vorſchüſſe verluſtig ſeyn ſollen.

Und damit

§. 8.

denen Raufleuten nicht Gelegenheit gegeben werde, die Unterthanen zu vervortheilen, der Unterthan dagegen auch nicht zu vielen Kredit erhält, Geld zu Erlangung der abzuführenden Präſtandorum aufzuleihen, und dasjenige, was er ſonſt noch zu Abführung dieſer Gelder von ſeinem Erwerbe erſpahren könnte, auf unnütze Art zu verwenden;

So ſoll das Quantum der geleiſteten Vorſchüſſe an baarem Gelde, oder in natura gelieferten Hanf- und Leinſamen, nicht über funfzig bis ſechszig Thaler ſich erſtrecken, und das Privilegium exemtionis vom Aufbringen auf eine höhere Summe, ſie ſey auf einmahl oder zu verſchiedenen Zeiten, und in verſchiedenen kleinern Poſten vorgeſchoſſen, niemahls Statt haben.

Gleich wie nun alle die hierin regulirte Puncte auf das genaueſte beobachtet, und darüber mit Nachdruck gehalten werden ſoll; So befehlen Wir Unſerer Mindenſchen Kriegs und Domainenkammer, und Tecklenburg-Lingenſchen Regierung ſowohl, als dem Commiſſario loci, denen Magiſtraten, Beamten und Fiſkalen, auf alle ſich hervorthuende Kontraventiones ein wachſames Auge haben, darunter bey Vermeidung ſchwerer Verantwortung auf keine Art und Weiſe zu konnivirem, ſondern dahin zu ſehen, daß dieſem Reglement überall ein allerunterthänigſtes Genüge geſchehe, und damit ſich Niemand mit Unwiſſenheit entſchuldigen könne, ſo ſoll dieſes Reglement im öffentlichen Druck gegeben, und aller Orten publicirt werden.

Ur-

Urkundlich haben wir dieſe Verordnung höchſt eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm Königlichen Inſiegel bedrucken laſſen. So geſchehen und gegeben zu Berlin den 5ten Julii 1768.

Friedrich.

(L. S.)

von Jariges, von Hagen.

Königl. Großbrittanniſche und Churfürſtl. Braunſchweiſche Leggeverordnung vor die Stadt Münden.

De dato 8 Dec. 1775.

Wir Georg der Dritte, von Gottes Gnaden König ꝛc. ꝛc. ꝛc. Fügen hiemit zu wiſſen: Nachdem Wir zu Beförderung und Wiederaufhelfung des in Verfall und Abnahme gerathenen Linnenhandels bereits im verwichenen Jahre zu Münden eine Linnenlegge anlegen zu laſſen, und es mit dieſer Leggeanſtalt nunmehro ſo weit gediehen iſt, daß ſtatt Unſerer vorläufigen Leggeverordnung vom 2ten May vergangenen Jahres gegenwärtig eine vollſtändige Leggeverordnung erlaſſen, und mithin ſowohl wegen der Breite der Linnen, als auch aller übrigen, zu Verfertigung tüchtiger und verkäuflicher Leinewand dienſamen Erforderniſſe das Nähere feſtgeſetzt werden kann, ſo finden Wir nach der Landesväterlichen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt, womit wir die Handlung und den Erwerb Unſerer getreuen Unterthanen zu befördern unabläßig bemühet ſind, Uns in Gnaden bewogen, hiemit folgendes zu verordnen:

1) Soll fernerweit Niemand in der Stadt und dem Amte Münden bey Strafe von zehn Rthlr. verſtattet ſeyn, ſein verfertigtes Linnen innerhalb oder außerhalb Landes zu

verkaufen oder zu eigenem Gebrauch zu verſchneiden, ohne es zuvor nach der Legge zu Münden zur Zeichnung gebracht zu haben, ſo wie daneben allen einländiſchen Kaufleuten und überhaupt einem Jeden bey funfzig Rthl. Strafe in jedem Contraventionsfall unterſagt wird, von den Unterthanen der Stadt und des Amtes Münden ſelbſt verfertigtes Leinen anzukaufen, welches nicht mit dem Leggezeichen, wie weiter unten verordnet wird, verſehen iſt, worauf ſolchemnach nicht nur die Obrigkeit bey Vermeidung Unſerer höchſten Ungnade ernſtlich zu achten hat, ſondern es werden auch die Licentbediente hiedurch befehliget, auf die Contraventionen wachſam zu ſeyn, und ſoll dem Denuncianten die Halbſcheid der Strafe mit Verſchweigung ſeines Nahmens zugebilliget werden.

Die auswärtigen Linnen, die nach Münden zum Verkauf gebracht werden, ſind jedoch der Legge nicht unterworfen.

2) Die Legge ſoll täglich, nur die Sonn- und Feſttage ausgenommen, von Oſtern bis Michael von 7 Uhr Morgens bis 12, und von 1 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends, und von Michael bis Oſtern von 9 Uhr Morgens bis 12, und von 1 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr gehalten werden.

3) Alle flächſene Linnen ſollen nur zu zweyerley Breite, nemlich vom Stuhl zu $1\frac{5}{16}$ und $1\frac{1}{16}$ Ellen breit, gemacht werden, weshalb bey Vermeidung einer Strafe von zween Thalern zu der erſten Sorte nicht weniger als 24 Gang, und zu der letztern Sorte nicht weniger als 18 Gang geſcheeret werden muß. Die Länge der flächſenen Linnen ſoll allemal

20½, 41, 61½, 82, 102½, oder 123 Ellen halten, damit ein ſolches Stück Linnen, wenn es zur Schau oder Legge gebracht wird, der mehrern Verkäuflichkeit wegen in Stücken von 20 Ellen getheilet, und auf jede ſolche Stücke wegen des nachherigen Verluſtes in der Bleiche eine halbe Elle zugegeben werden kann. Die Ellen, die ein Stück flächſen Linnen über die vorerwähnte Ellenzahl hält, werden auf der Legge abgeſchnitten und dem Eigenthümer zurückgegeben.

4) Da auch kein gutes und egales Stück Linnen gemacht werden kann, wenn nicht der Einſchlag zu der Kette oder Scheerung paſſet, mithin weder zu fein, noch zu grob iſt, ſo haben die Unterthanen, die ſich mit dem Linnenweben beſchäftigen, das Garn gehörig zu ſortiren, und überhaupt ſich einer tüchtigen Arbeit zu befleißigen, mithin den Unterricht, der ihnen auf der Legge von den Leggemeiſtern zur Verbeſſerung der Linnen gegeben wird, auf das genaueſte zu befolgen.

5) Das zur Legge gebrachte ungebleichte flächſene Rauflinnen wird gemeſſen, in Stücke geſchnitten und mit Unſerm Wapen und Umſchrift: Münden'ſche Legge, bezeichnet. Wenn die Käufer dieſes Linnen haben bleichen laſſen, ſo ſollen dieſelbe bey Vermeidung einer Strafe von funfzig Rthl. gehalten ſeyn, daſſelbe, wenn es zuvor geglandert worden, wiederum zur Legge zu ſenden, wo es ſodann beurtheilet, appretiret und angeſchlagen, und nach Befinden der Güte und Weiße in fünf Claſſen, es ſey ¼tel oder ½tel

Ellen breit, verhalten werden ſoll. Die erſtere und beſte Sorte wird mit Nr. 1, die zweyte mit Nr. 2, die dritte mit Nr. 3, die vierte mit Nr. 4, und die fünfte mit Nr. 5, neben Ueberm, von jener erſten Zeichnung her ſchon darauf befindlichen Werken bezeichnet, was aber noch ſchlechter iſt, wird in der Mitte des Stücks mit Nr. 6 und das, was nicht ⅞ oder ¾ Ellen breit iſt, noch außerdem mit dem Buchſtaben S. B., das iſt, Schmalband, bezeichnet.

6) Wer ſein verfertigtes flächſenes Leinenzeug ſelbſt bleicht, dem ſoll verſtattet ſeyn, daſſelbe erſt nach der Bleiche zur Legge zu bringen, wo alsdann damit verfahren wird, wie in dem vorhergehenden §. verordnet worden. Wenn jemand für ſeine Haushaltung oder zum eigenen Gebrauch flächſenes Linnen verfertigen, oder verfertigen läßt, ſo muß zur Verhütung aller Unterſchleife derſelben ſolches, wenn er es ungebleicht verbrauchen will, ebenfalls zuvor bey Vermeidung der im erſten §. feſtgeſetzten Strafe von zehn Rthlr. auf der Legge zeichnen laſſen; wenn er es aber ſelbſt bleichet oder bleichen läßt, ſo bleibt ihm nachgelaſſen, daſſelbe allererſt nach der Bleiche zur Legge zu bringen, und wird in beyden Fällen dieſes Linnen nach geſchehener Zeichnung ganz und ohne in Stücke zerſchnitten zu werden, wiederum verabfolget.

7) Die hedenen Linnen ſollen ebenfalls nur zu zweyerley Breite, nemlich zu 1 ¼tel und 1 ½tel Elle breit, gewebet werden, zu welchem Ende bey Strafe von zween Rthlr. zu der erſten Sorte nicht weniger als 16 Gänge und zu der zweyten Sorte nicht weniger als 12 Gänge geſcheeret werden ſollen, die Länge

eines

eines ſolchen Stückes Linnen aber bleibet dem Willkühr des Webers gänzlich überlaſſen.

8) Nachdem wahrgenommen worden, daß die in dem Amte Münden fallenden hedenen Linnen ſo ſchlecht gemacht werden, daß ſelbige faſt nicht mehr verkauft werden können, dieſes aber hauptſächlich daher rühret, daß das hedene Garn nur blos gekocht, und wenn es getrocknet worden, ſogleich verwebt wird, welches kein gutes Stück Linnen geben kann, weil der Einſchleg ſodann auch bey dem beſten Willen des Webers nicht gehörig angetrieben werden mag; ſo wird hiermit feſtgeſetzt, daß die Unterthanen, welche hedenes Linnen verfertigen, das Garn zuvor gut kochen und nachher wenigſtens einmal bücken ſollen, damit daſſelbe die erforderliche Geſchmeidigkeit erhalte, und ſolchergeſtalt der Einſchlag genugſam angetrieben werden könne. Wer hierwider handelt, ſoll jedesmal in zween Thaler Strafe verfallen ſeyn.

9) Die hedenen Linnen, ſie mögen $1\frac{1}{16}$tel oder $1\frac{1}{8}$tel Elle breit ſeyn, ſollen auf der Legge, nachdem die Eigenthümer ſie zuvor glandern laſſen, nach Befinden der Güte in drey Claſſen vertheilet, und die erſtere und beſte Sorte mit Nr. 1. die zweyte mit Nr. 2. und die dritte mit Nr. 3. neben Unſerm Wapen bezeichnet werden. Das hedene Linnen, ſo noch ſchlechter oder auch jene vorgeſchriebene Breite nicht hat, ſoll mit Nr. 0. und zwar das, was zu ſchmahl iſt, in der Mitte des Stückes mit Hinzufügung der Buchſtaben S. B., das iſt, Schmalband, bedrucket werden.

10) Weil die Erfahrung lehret, daß die Webekämme vom hieſigen oder rheiniſchen Rohr

bald

gald und leicht ſcharrig werden, und dadurch bey dem Weben zum Nachtheil des Linnens häufige Fadenbrüche entſtehen: ſo verordnen Wir hiermit gnädigſt, daß von dem 1ſten Jan. des 1777ten Jahres an die webenden Unterthanen in der Stadt und dem Amte Münden keine andere, als von ſpaniſchem Rohr verfertigte Webekämme, auf welchen die Anzahl der Gänge verzeichnet iſt, gebrauchen ſollen, zu welchem Ende, damit man deſto mehr verſichert ſeyn könne, daß dieſe Kämme tüchtig und der Abſicht gemäß gemacht werden, und die vorgeſchriebene Gänge haben, gewiſſe Kamm- oder Blattmacher in dortiger Gegend werden beeidiget und bekannt gemacht werden, von welchen die Weber ſodann ihre Kämme einzukaufen haben. Wer ſich nach dem Eintritt des 1777ten Jahres anderer, als der eben vorgeſchriebenen Kämme bedienet, ſoll unabbittlich in zween Thaler Strafe verfallen ſeyn.

11) Die Unterthanen, die ihr verfertigtes Linnen ſelbſt bleichen, imgleichen die Lohnbleicher, haben ſich alles betrüglichen Weiſſens des Linnens mit Kalk oder Kreide zu enthalten, und ſich dagegen einer guten und vorzüglichen Bleiche um ſo mehr zu befleißigen, als bey der Beurtheilung und Claſſificirung des flächſenen Linnens auf der Legge auf die Weiſſe geſehen werden ſoll.

12) Was an Leggegeld für ein Stück Linnen zu bezahlen iſt, darüber wird demnächſt das Weitere verordnet werden, vorerſt aber wird deshalb nichts eingerichtet.

13) Dafern jemand ſich wegen der Claſſificirung ſeines Linnen beſchweret zu ſeyn vermeynet, ſo ſoll das ſtreitige Stück Linnen bis zur Unterſu-

ſuchung des zeitigen Leggeaufſehers auf der Legge aufbewahret bleiben.

14) Damit auch diejenigen, die ſich mit dem Linnenweben beſchäftigen, zur Verfertigung guter und tüchtiger Waare deſtomehr aufgemuntert werden mögen, ſo ſoll denen, die ſich vorzüglich, einer guten Linnenweberey befleißigen, und ein vorzüglich tüchtiges Stück Linnen verfertiget haben, nach gewiſſenhafter Prüfung der Leggebedienten eine Prämie von einem feinen Harzgulden verabreicht werden.

15) Wenn jemand einem webenden Unterthan auf ſein zu verfertigendes Linnen Vorſchuß thut, ſo ſoll ihm dieſer Vorſchuß kein Recht auf das Linnen geben, ſondern es bleibt dem Eigenthümer dieſes Linnen frey, daſſelbe nach vorgängiger Leggezeichnung zu verkaufen, an wen er will; inzwiſchen iſt jenem Gläubiger unbenommen, bey dem Schluſſe der jährlichen Rechnung ſolcherhalb landübliche Zinſen anzuſetzen, und ſollen nach Maaßgabe der Oberappellationsgerichtsordnung dem Schuldner von der Obrigkeit Termine zur Bezahlung geſetzet werden.

Wornach ſich alſo ein jeder, den es angehet, zu achten hat, und ſoll dieſe Unſere Verordnung, damit niemand mit der Unwiſſenheit ſich entſchuldigen könne, in dem Amte und der Stadt Münden; wie auch in den benachbarten Städten und Aemtern an den gewöhnlichen Orten angeſchlagen und bekannt gemacht werden. Gegeben auf Unſerm Pallaſt zu St James den 8ten December des 1775ſten Jahrs, Unſers Reichs im Sechszehnten.

GEORGE REX.

(L. S.)

J. F. C. v. Alvensleben.

Lein-

[illegible] Bleichen und Sodenlaken mit Waſſer ab, und ſchöpft es mit Töpfen aus. Wenn die Lauge kalt geworden iſt, ſo läßt man die Leinwand aus dem Kalkwaſſer wieder ablaufen, und ſtreicht die Lauge mit einem dazu beſtimmten hölzernen Meſſer auf. Wenn die Lauge aufgeſtrichen und das Ueberflüſſige wieder abgenommen iſt, läßt man die Leinwand wieder trocken, ſchöpft dann wieder etwas Waſſer aus dem Waſchfaß, und befeuchtet damit die Leinwand, damit ſie ſich beſſer ausbreiten laſſe. Endlich gießt man ſie einen ganzen Tag mit Waſſer aus Sodenlaugen, das ſie ſehr reinigt, und ihr ihre Weiſſe vollkommen wiedergiebt. Man verwahrt dieſes aus einer Lauge, und ſo lange als möglich, damit die Leinwand ihre Feinte behalte, und die nachmalige Farbe deſto beſſer haften. In Frankreich verkaufen die Farbehändler dergleichen Laugen ſo gemeiniglich zusammen von verſchiedener Stärke, nämlich von einem Faß des ſtärkſten Faß zu der Hälfte, und von 5 Faß des 4 Faß zu der Stärke. Man ſehe das Lauge zu der Bleiche.

Leinwandmanufactur. Zur vollſtändigen Beſchreibung derſelben gehört nun unter darein Worte das ganze kaufmännische und mühſame Verfahren wenigſtens des Hauptbaues vom Leinſaame an, und an die nöthige Anleitung der Bearbeitung desſelben zu gewiſſen beſtimmten Zwecken; in ungleich Verſtande aber verſteht man darunter die eigentliche Einrichtung der Webſtühle, das Spulen des Garnes, Damaſts, und mehreres an dem Leinen. Was die erſte Beſchreibung betrifft, ſo [illegible] wegen ausführlicher Ordnung dieſes Werkes vom Flachſe Leinen ꝛc. die gehöret in allen Theilen, welche ſich nur auf die Leinwand beziehen können, dahin. Die Spulen gehören zwar [illegible] Hinſicht der zweyten Beſchreibung eher, wird in dieſem Artikel genug zu

in den folgenden, besonders unter Leinweber das Uebrige nachfolgen.

Von dem Könige auf dem Throne bis zu dem Geringsten im Volke, braucht ein jeder Leinwand zu Kleidungsstücken, zu Betten und Tischgeräthe, feine und grobe, kostbare und nur zur Nothdurft dienende Wäsche; so daß man, ohne die Sache zu übertreiben, ganz sicher annehmen kann, daß eine Million Menschen im Durchschnitte jährlich für eine Million Thaler Leinwand nöthig hat, die beym Mangel an Leinwandmanufactur aus dem Lande gehen müßten. Nimmt man die ausgedehnte Betriebsamkeit dazu, die erfordert wird, um den Flachs von seinem Entstehen an, bis zum vollkommensten Kunstproducte zu veredeln, nimmt man an, daß eben diese ausgedehnte Betriebsamkeit, viele tausend Menschenhände beschäftiget, Arbeit, Nahrung, und den für das Wohl der Staaten so nothwendigen Kreislauf des Geldes bewirkt; nimmt man an, daß deutscher Boden das zur Leinwandmanufactur nöthige Material, nähmlich den Flachs und Hanf so vorzüglich und in so großer Menge hervorbringt, oder doch hervorbringen könnte, so ists leicht einzusehen, daß man dieser Gattung von Manufacturen, einen besondern Vorzug einräumen könne. Aber, man wird sich vielleicht auch wundern, warum einige Provinzen Deutschlands nicht mehr auf Vervielfältigung und Erhöhung dieser Manufacturen, bedacht sind, da ihnen doch die Natur und so viele Vortheile, den Fingerzeig dazu geben.

Diese so wichtigen Beweggründe zur bessern Cultur des Flachses und Hanfes vorausgesetzt, muß der Staatsmann, um den glücklichen Zweck zu erreichen, sein Augenmerk auf das Klima und den Boden, der ohnstreitig die Mutter aller Naturproducte ist, richten, sodann mit forschendem

Blick untersuchen: Wo, und in welchem Maße können und müssen in der Provinz Leinwandmanufacturen angelegt werden, und — wenn sie wirklich angelegt werden, — wie viel braucht das Land zu seiner eigenen Consumtion — und wo bleibt der Ueberfluß?

Hier muß der Staatsmann mit dem Auge des Kaufmannes um sich blicken, Specúlationsgeist, der dem Handel oft die glücklichste Richtung gab, muß ihn leiten, und dann kann er, wenn er alle Falten des Handlungsganges ausgespäht, seine Maßregeln am sichersten, und ohne sich die politische Sünde der Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen zu lassen, nehmen, mit Muth und fester patriotischer Kühnheit seine Vorschläge anbringen, und so versichert seyn, daß er für sein Vaterland und für die Provinz etwas Gutes unternahm.

Hat man nun nach zweck- und planmäßiger Untersuchung gefunden, daß Klima, Boden der Provinz oder des Districts, und das Verhältniß gegen andere handelnde Nationen den allgemeinen Wünschen, so wie denen des Regenten entspricht, so fehlt nichts, als daß nur solche Maßregeln ergriffen werden, die vermögend sind, Leinwandmanufacturen zu gründen, und solche in den wünschenswerthen Flor zu bringen, wie sie eigentlich seyn müßten. Es ist solches zuverlässig nicht so schwer, als man an vielen Orten vielleicht glaubt. Nur erstlich nach den reinen Grundsätzen der Oekonomie, und dann nach schon längst bekannten technischen Grundsätzen gehandelt — und alles wird gewiß gut gehen.

Man arbeite nur gut, wohlfeil, schön, und wie es verschiedene Umstände erheischen, mannigfaltig.

Um

Um gut und schön arbeiten zu können, wird gutes Material, gute Bearbeiter, und gute Bearbeitung erfordert. Das Grundmaterial zur Leinwandmanufactur ist Hanf, und besonders Flachs. Diese beiden Naturproducte müssen daher so viel, und so vollkommen es nur immer möglich, erzeugt werden. Ein allgemeines, und von den Urvätern ererbtes Vorurtheil, aus Alterthum fesselte bisher den guten Bebauer der Erde, in vielen Gegenden, an den gewöhnlichen Schlendrian, wie es die Urväter schon in finstern Zeiten machten; und daher ist noch oft der gute Rath eines klugen Freundes bey ihnen lächerlich. — —

Um die Unterthanen einer Provinz aber aus dergleichen Träumen zu reißen, und um sie aufmerksam auf ihre schlafende Industrie zu machen, bey welcher sie nur kümmerlich ihr Leben fortschleppen; so ist in einem wohl eingerichteten Staate, wo man sich angelegen seyn läßt, das Wohl des Volks durch häusliche Glückseligkeit zu erhöhen, der Hauptzweck, solches durch Manufacturen, Fabriken, Handwerker u. d. gl. geschehen zu lassen. Will aber ein Staatsmann, dem solches aufgetragen worden, alles dieses sicher bewerkstelligen, so muß er sein Augenmerk auf alles richten, was nur einigen vor- oder nachtheiligen Einfluß auf die Ausführung seines ökonomischen Glückseligkeitsplans haben kann. Der Ort, die Anlage, die Materialien, die Arbeiter, die Bearbeitung, oder der Absatz der Kunst-Industrieproducte, müssen ganz klar vor seinen Augen liegen, um durch Forschung seines Industriegeistes entziffern zu können, ob unter diesen oder jenen Umständen das System mit Nutzen und Vortheil ausgeführt werden könne, oder nicht, indem jede Manufactur etwas Eigenthümliches voraussetzt,

um zur Vollkommenheit zu gelangen, ohne welches der beabsichtigte Zweck nicht erreicht werden kann.

Unter den Manufacturen verdienen jene die erste und vorzüglichste Aufmerksamkeit, wozu der Nationalstoff entweder wirklich vorhanden ist, oder doch mit leichter Mühe erzielet werden kann. Diese Eigenschaften bewirken am vollkommensten den Zusammenhang des Nahrungsstandes. Die Hand des Manufacturiers ergreift da jene seines landwirthschaftlichen Mitbruders, und so gehen beyde Hand in Hand in gleicher Thätigkeit dem Ziele ihres Wunsches entgegen, vermehren beyde die verhältnißmäßigen Grade ihrer häuslichen Glückseligkeit, indem einer dem vaterländischen Boden, der andere aber der vaterländischen Kunst seine Producte ablockt. Beyde verstärken die Masse ihres Vermögens und ihrer ökonomischen Consistenz, und setzen der Ausfuhr des einheimischen Geldes, mithin der Verminderung des Nationalreichthums dadurch sichere Schranken.

Hierdurch werden Stadt- und landwirthschaft aufs genaueste mit einander verbunden; indem bey vermehrter Wirksamkeit der Kunst-Industrie der Landwirth mehr Ursache hat, die Production der Natur zu vermehren, und zu vervollkommnen. Es entsteht ein erhöheter innerer Handel, das Geld der Unterthanen, welches diese sonst um ihre, wenn auch eingebildete Bedürfnisse befriedigen zu können, aus dem Lande zu schicken genöthiget waren, bleibt jetzt im Staate, geht aus einer Hand in die andere, erhält einen stärkern Kreislauf, setzt wie warmes Blut alle Adern und Sehnen des Vaterlandes in Bewegung, und vermindert endlich des Staates Abhängigkeit von andern Nationen. Dies geschieht bey blühenden leinwandmanufacturen.

Von einer andern Seite angesehen, verdienen solche Manufacturen mehrere Begünstigung, deren Stoff mehrere Zubereitung bedarf, wenn er zur Veredelung und Vollkommenheit gebracht werden soll. Dieser Fall tritt bey der Leinwandmanufactur gewöhnlich ein, und der Hauptgrundsatz in der Regierungskunst, jedem Unterthan Arbeit, und hierdurch Nahrung zu verschaffen, geht bey einem beträchtlichen Flachsbau und bey der mehrmaligen Bearbeitung des Flachses zu vielen Zwecken, in Erfüllung; indem von der Aussaat des Leinkornes an bis zum Papier unendlich viele Zubereitungen erfordert werden, welche unzählbare Hände beschäftigen, und alle die Glieder aus der bürgerlichen Gesellschaft, die hieran Theil nehmen, erhalten dadurch Mittel ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihre Existenz zu erhalten, ihre geschwächten physischen Kräfte zu stärken und zu vermehren, und so mit Fröhlichkeit das Tagewerk zu beginnen.

In einem Lande, wo die Leinwandmanufactur im Flor ist, haben die **Land- und Ackerleute**, die **Tagelöhner**, die **Spinner**, (von diesen wieder die Schmiede, Stellmacher und Drechsler) die **Leinweber** und **Damastweber**, (hiervon wieder Tischler, Drechsler und andere) die **Bleicher**, (hiervon wieder Knechte, Mägde, Tagelöhner, Pottaschsieder, Aschenbrenner, Kuhpächter, Seifensieder u. a. m.) die **Kaufleute**, die **Legge- und Schaubedienten**, die **Schneider** und **Näherinnen** und noch viele andere mehr, als **Färber**, **Drucker** (die wieder vielen andern Handwerkern und Kaufleuten Geld zufließen lassen müssen,) erwünschten Vortheil. Wenn auch nicht alle ganz hiervon leben, so haben sie doch immer einen beträchtlichen Theil ihres Unterhalts davon. Die große Staatsma-

schine wird dadurch bis in ihre entferntesten Zweige belebt, und es trifft das Land seltener Hungersnoth und Theurung, als sonst, weil jeder arbeitet, und jeder verdient.

Die Leinwandmanufacturen sind auch darum besonders vorzuziehen, weil die Producte davon einen besondern Bezug auf das Bedürfniß des Staates haben. Die Bedürfnisse sind eine Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen, und sie zu befriedigen, die Quelle aller Thätigkeit. Hat nun der Staat nicht selbst die Befriedigungsmittel der Bedürfnisse seiner Unterthanen, so fühlen sie sich gedrungen, solche aus andern Staaten kommen zu lassen, ihr baares Geld an andere Nationen zu schicken, und so die Masse des Staatsvermögens, welches in dem Reichthum aller Unterthanen besteht, zu verringern, daß dann von einem, um so schädlichern Einflusse seyn muß, je größer das Bedürfniß, je vielfältiger die Befriedigungsmittel, und je stärker die Ausfuhr des baaren Geldes für solche ist; da hingegen in jenem Falle, wenn vaterländische Manufacturen durch Kunst veredelte Naturproducte als Befriedigungsmittel wahrer, oder eingebildeter Bedürfnisse liefern, selbst die Landwirthschaft, als Producentin der Naturprodukte, und technologischer Materialien erhöhet, den Industriegeist stärkt, das Geld im Lande, und aus einer Hand in die andere gehen läßt, die Fesseln, womit andere Nationen den Staat in beständiger Abhängigkeit, und in einer Art von Contribution hielten, zerbricht, Volksmenge bewirkt, und so seine innere Stärke in jedem Betracht nicht nur erhält, sondern auch vermehrt.

Die

Die Vervollkommnung der Manufacturen beruhet von Seiten einer Regierung auf der Sorge, daß sie alle erstlich wohlfeile, zweitens gute, drittens schöne und viertens mannigfaltige Waare verfertigen. Diese Eigenschaften der Kunstproducte bewirken, daß die vaterländischen Manufacturen bey der Concurrenz fremder Kunstproducte allezeit die Handelsbilanz für sich behalten, so daß nicht nur die Mitbürger eines Staates, der das Glück hat, solche Manufacturen zu besitzen, die Natur- und Kunstproducte ihres Vaterlandes zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse einkaufen, sondern, daß sich selbst andere Nationen gedrungen fühlen, dergleichen Kunstwaaren, welche alle wünschenswürdigen Eigenschaften in vollkommenem Grade haben anzuschaffen, und so selbst für den nicht mit so vollkommenen Manufacturen versehenen Staat einen sehr vortheilhaften Activhandel bilden, indem sie für ihr baares Geld die so vollkommen gearbeiteten Kunstproducte ankaufen, ihre eigene aber verachtend liegen lassen.

Durch das Wohlfeile eines zu veredelnden Stoffes, er sey entweder vaterländisches Product, oder fremdes Erzeugniß, gewinnet das Land selbst ungemein viel. Unsere blühenden preußischen Staaten geben ein lebhaftes Beyspiel von ländlicher Industrie. Wenn der Landmann auch wirklich aus eigenem Antriebe zur Cultur anderer Gewächse, als seine Uraltern nur gebauet haben, nicht gereizt würde, so wird er durch Prämien und andere Mittel aufgemuntert, so viel nur immer möglich, jedoch ohne Nachtheil des noch nöthigern Getreidebaues, andere Naturproducte zu erziehen und zu veredeln, die auf die allgemeine Wohlhabenheit des Staates Einfluß haben. Hierdurch entsteht eine Concurrenz der Verkäufer,

und dieſes iſt die Mutter vom wohlfeilen Preiſe der erzeugten Producte, wobey der Verkäufer doch nie etwas einbüßen kann, weil das erhaltene Prämium und die Menge der Erzeugniſſe ihn ſchadlos halten.

Wenn eine Manufactur gute Waare liefert, ſo wird dieſe von jedermann gekauft, und der Reiche und Arme ſucht ſie nach Verhältniß des Preiſes und ſeiner Bedürfniſſe. Die Güte der Kunſtproducte hängt aber von der Einrichtung des Materials, und dazu benöthigten Inſtrumenten ab, und hiernach beſtimmt ſich auch größtentheils die Vollkommenheit der veredelten Producte. Man wähle ſich demnach die beſten rohen Naturproducte, die man veredeln will; man wähle ſich die vollkommenſten Inſtrumente, mittelſt welcher man die rohen Naturproducte veredeln, zu Kunſtinduſtrie-Waaren umbilden, und ſo zu Handelsproducten umwandeln will; und dann hat man ſchon halb gewonnen. Dieſes bewahrheiten in Hinſicht der Leinwandmanufacturen uns am beſten die ſchleſiſchen, weſtphäliſchen, und holländiſchen, wo Material und Werkzeug einander aufs vollkommenſte entſprechen. Wird aber das Material in einem Lande nicht ſelbſt erzeugt, und kann es darin nicht erzeugt, ſondern muß es auswärtig eingekauft werden, ſo muß man ſich einen Handelsort wählen, wo dieſe benöthigten Producte am vollkommenſten gewonnen werden, zu deren Einkauf man ſogleich Männer nehmen muß, die die Sache vollkommen verſtehen.

Die Geſchicklichkeit der Arbeiter iſt eine der Haupterforderniße bey dem Manufacturweſen, denn die Arbeiter gerade ſind es, die durch Anwendung mechaniſcher Kunſtgriffe die rohen Naturproducte veredeln; ſie bereiten uns, zum Theil

mit

mit Verluſt ihrer Geſundheit die koſtbare Leinwand, und mancher opfert der Wolluſt anderer Menſchen, bey kümmerlicher Nahrung, einen großen Theil ſeiner Lebenstage auf, und läßt beym zu frühen Tode ein armes Weib und unmündige Kinder nach, wie ſolches bey den Lein- und Damaſtwebern nicht ſelten der Fall iſt. Es hat aber die Geſchicklichkeit der Arbeiter bey ſolchem Manufacturweſen größten Theils ihre Quelle in den Lehrjahren des Arbeitenden; und da ſind beſonders ſolche Maßregeln nöthig, daß der Jüngling, welcher eine Profeſſion lernen will, ſchickliche Gelegenheit hat, ſolche zweckmäßig und vollkommen zu lernen.

So ſehr man nun auch über die Zunftanſtalten ſchreyet, ſo dienen ſie doch beſonders oft dazu, gute Geſellen zu erziehen; — freylich nicht gerade ſo, wie ſie in vielen Provinzen noch größten Theils mit einer ziemlichen Portion von Unſinn, Mißbräuchen und Schnurpfeifereyen überkruſtet, und dadurch zuweilen verunſtaltet ſind; denn dadurch kann der Zweck, der Induſtrie in einem Lande aufzuhelfen, nie erreicht werden. (*)

Man hat zwar ſchon mehrmahlen die Aufhebung der Zünfte vorgeſchlagen, weil man glaubte: Zünfte legten dem menſchlichen Induſtriegeiſte Feſſeln an; — indem nur der zünftige Mann arbeiten könnte, und ſo alle unzünftige Menſchen mit der größten Geſchicklichkeit ausſchlöſſe, folglich ſelbſt in Hinſicht deſſen die bürgerliche Freyheit, nach welcher jedes Glied des Staates auf eine erlaubte Art ſeinen Unterhalt ſuchen könnte, einſchränkte. — Dieſes iſt aber nicht der Fall, ſobald nur die Zunft-

(*) Man ſehe hierüber Jac. Gottl. Sieber, von den Schwierigkeiten in den Reichsſtädten, das Reichsgeſetz vom 16ten Aug. 1731. wegen der Mißbräuche bey den Zünften zu vollziehen. Goslar und Leipzig 1771. 8.

genossen, und mithin die Zünfte von allen Vorurtheilen, allem überflüssigen Unrath, der gerade dem Zwecke zuwider ist, gereinigt, und ihre Einrichtungen so modificirt werden, daß Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit, und die so nothwendige Ehrlichkeit, (das Gegentheil von Betrügerey,) ein nothwendiges Resultat davon seyn muß.

Wenn man aber die Unvollkommenheiten in Erwägung zieht, die ohne Zünfte in Absicht des Manufactur- Fabriken- und Handwerkswesens in einem Staate herrschen würden, so fallen alle jene scheinbaren Vollkommenheiten wieder weg. Denn, ohne Zunft geht der Jüngling hin, lernt nach seiner Willkühr ein Handwerk, geht mit den Gedanken an eine Frau aus der Lehre, heyrathet, setzt sich hin, und arbeitet — wohlfeiler — aber auch schlechter; — dieses zieht an, er bekommt Kundschaft; der geschicktere Meister muß da, um seinen Unterhalt verdienen zu können, ebenfalls wohlfeiler, und mithin — auch schlechter arbeiten. Das richtige Resultat hievon ist Verfall des Kunstfleißes, welches Erfahrung beurkundet.

Wenn aber an der Hand einer weisen Policey, unter vernünftiger Leitung eines wohl eingerichteten Zunft Collegiums, der Jüngling zu einem braven und geschickten Meister geht, bey diesem eine der Schwere seiner Profession angemessene Zeit lernt, zu Handwerkssachen, nicht aber, wie gewöhnlich, zur Mägdearbeit angehalten, und selbst zu den Grundsätzen einer guten Oekonomie unterrichtet wird, sodann nach ausgehaltener Prüfung mit einem Lehrbriefe aus der Lehre auf die Wanderschaft geht, und dann nach seiner Rückkehr durch gute Kundschaften seinen geführten untadelhaften Lebenswandel, seinen Fleiß und gute Aufführung beurkundet, nach ver-

fer-

fertigtem Meisterstücke wirklich in die Zunft als Mitmeister aufgenommen wird, so muß Kunstfleiß blühen, und wechselseitige Beeiferung die Betriebsamkeit der technischen Producenten, und die Vollkommenheit der Kunstproducte immer mehr und mehr erhöhen. (*)

Die dritte nothwendige Vollkommenheit der Kunstproducte, die als inneres Triebwerk der Manufacturerhöhung erfordert wird, ist die zweckmäßige Schönheit der abzusetzenden Waare, als welche in ökonomischem Sinne nie von der Güte getrennt seyn sollte; denn, was hilft uns ein nach allen Regeln des Geschmacks, oder ein nach der Schönheitslehre verfertigtes Gewand, wenn Mangel an innerer Güte den Genuß des Schönen auffallend verkürzt, und uns, ehe wirs uns versehen, in die Nothwendigkeit versetzt, zum Nachtheile unsers ökonomischen Verhältnisses, ein neues anzuschaffen.

Letztlich wird erfordert, daß alle Manufacturen, so wie natürlich also auch die Leinwandmanufacturen, wenn sie empor kommen sollen, sich befleißigen, ihre Waare in aller möglichen Mannigfaltigkeit zu liefern. Diese Mannigfaltigkeit erstreckt sich nicht nur bey der Leinwandmanufactur auf die Verschiedenheit der groben oder feinen Leinwand, sondern darauf, daß man, (vorausgesetzt von der gröbsten bis zur möglichst feinsten und weißesten Leinwand habe,) auch alle mögliche, von der Willkür der Kunden abhängende Muster und Farben verarbeite, welches natürlich verschiedene Preise macht, allein doch um der Vollkommenheit willen unumgänglich nothwendig ist.

Bald

(*) Jung Lehrbuch der Staatspolizey-Wissenschaft. §. 524. fgg.

Bald kommt gestreifte Leinwand, die blaue, rothe und andere Streifen in die Queere, oder in die Länge hat — bald gewürfelte mit einfachen, oder allen Farben — bald ganz gefärbte — bald dieses oder jenes Dessein von weißer gezogener Leinwand in die Mode, und da haſcht denn jedes Weibchen darnach, wenn es nur weiß, daß es einſt ſelbſt, oder der Mann dem Kaufmanne oder Fabrikanten gerecht werden kann, um nur nicht der Nachbarinn nachzuſtehen.

Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß der Manufacturier zu jeder Jahrszeit den Geſchmack des Publicums zu erforſchen ſuche. Es iſt eine Mannigfaltigkeit nothwendig, und die Mannigfaltigkeit fließt ſelbſt aus der Verſchiedenheit der Theile, woraus die Staatsmaſchine zuſammen geſetzt iſt. Jedes Glied, als lebendige Einheit des Ganzen, hat ſeinen beſondern Geſchmack, ſein beſonderes Bedürfniß, deſſen Befriedigung ſeine Vervollkommnung ſehr erhöhet, und es glücklich macht, da hingegen ſein Daſeyn erſchweren, und eine große Unzufriedenheit bewirken würde; jedes Glied hat ſein beſonderes Vermögen, das bald groß, bald gering, und mithin fähig iſt, die wahren, oder eingebildeten Bedürfniſſe in einem höhern, oder mindern Grade zu befriedigen. Der Manufacturier muß alſo ſein Augenmerk auf den verſchiedenen Geſchmack der Käufer richten, ſich mithin gefallen laſſen, ein kleiner Sclave der herrſchenden Mode zu werden, zugleich aber auch ſeine Maßregeln nach den verſchiedenen Verhältniſſen des Vermögens der eben ſo verſchiedenen Käufer nehmen. Setzt er dieſe zwey Puncte aus den Augen, ſieht er weder auf den Geſchmack der Käufer, (es mögen einheimiſche oder fremde ſeyn,) noch auf die Verſchiedenheit des Vermö-

mögens der Käufer; ſo fehlt er gegen einen der erſten Grundſätze des Manufacturweſens, indem er der Gefahr ausgeſetzt iſt, ſelbſt die ſchönſten, nur nicht modiſchen Waaren veralten, und nicht verkauft, oder doch für einen erbärmlichen Preis abgehen laſſen zu müſſen.

Nächſt den ſchleſiſchen, weſtphäliſchen, und ſächſiſchen mit Inbegriff der Lauſitziſchen Leinwandmanufacturen haben ſich die in **Böhmen** ſeit geraumer Zeit ungemein empor geſchwungen, wovon im Artikel **Leinwandhandel** ſchon geredet worden. Es iſt alſo nur noch nöthig, daß ich **von dem Leinwandmanufacturweſen des Königreichs Böhmen** ſelbſt eine Anzeige mache.

Ueberhaupt iſt die Leinwand in Anſehung ihrer Nothwendigkeit einer der wichtigſten Handlungsartikel für die Staaten und Länder geworden, wie ich in den vorhergehenden Artikeln ſchon zum öftern gezeigt habe. Sie wird als der gangbarſte und beliebigſte Artikel in alle Welttheile, wohin Schifffahrt und Handlung getrieben werden kann, verfahren, und auf den Märkten der verſchiedenen Länder mit vorzüglichem Vortheil abgeſetzt.

Was die **Verfertigung** der Leinwand in Böhmen betrifft, ſo wird dieſe auf einem gewöhnlichen Weberſtuhle mit zwey Schämeln, gewebt.

Das Gewebe beſteht aus **Werft-** und **Schußgarn.**

Zur **Werfte** oder zum Anſchweif muß vorzüglich gutes und feſtes Garn genommen werden; welches, wie ſchon vorher erwähnt worden, **Werftgarn**, das andere aber, ſo ſchon weniger feſt ſeyn darf, und zum Einſchlag oder Eintrag dienen kann, **Schußgarn** genannt wird.

Die

Die Vervollkommnung der Manufacturen beruhet von Seiten einer Regierung auf der Sorge, daß ſie alle erſtlich wohlfeile, zweitens gute, drittens ſchöne und viertens mannigfaltige Waare verfertigen. Dieſe Eigenſchaften der Kunſtproducte bewirken, daß die vaterländiſchen Manufacturen bey der Concurrenz fremder Kunſtproducte allezeit die Handelsbilanz für ſich behalten, ſo daß nicht nur die Mitbürger eines Staates, der das Glück hat, ſolche Manufacturen zu beſitzen, die Natur- und Kunſtproducte ihres Vaterlandes zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe einkaufen, ſondern, daß ſich ſelbſt andere Nationen gedrungen fühlen, dergleichen Kunſtwaaren, welche alle wünſchenswürdigen Eigenſchaften in vollkommenem Grade haben anzuſchaffen, und ſo ſelbſt für den nicht mit ſo vollkommenen Manufacturen verſehenen Staat einen ſehr vortheilhaften Activhandel bilden, indem ſie für ihr baares Geld die ſo vollkommen gearbeiteten Kunſtproducte ankaufen, ihre eigene aber verachtend liegen laſſen.

Durch das Wohlfeile eines zu veredelnden Stoffes, er ſey entweder vaterländiſches Product, oder fremdes Erzeugniß, gewinnet das Land ſelbſt ungemein viel. Unſere blühenden preußiſchen Staaten geben ein lebhaftes Beyſpiel von ländlicher Induſtrie. Wenn der Landmann auch wirklich aus eigenem Antriebe zur Cultur anderer Gewächſe, als ſeine Urältern nur gebauet haben, nicht gereizt würde, ſo wird er durch Prämien und andere Mittel aufgemuntert, ſo viel nur immer möglich, jedoch ohne Nachtheil des noch nöthigern Getreidebaues, andere Naturproducte zu erziehen und zu veredeln, die auf die allgemeine Wohlhabenheit des Staates Einfluß haben. Hierdurch entſteht eine Concurrenz der Verkäufer,

und dieſes iſt die Mutter vom wohlfeilen Preiſe der erzeugten Producte, wobey der Verkäufer doch nie etwas einbüßen kann, weil das erhaltene Prämium und die Menge der Erzeugniſſe ihn ſchadlos halten.

Wenn eine Manufactur gute Waare liefert, ſo wird dieſe von jedermann gekauft, und der Reiche und Arme ſucht ſie nach Verhältniß des Preiſes und ſeiner Bedürfniſſe. Die Güte der Kunſtproducte hängt aber von der Einrichtung des Materials, und dazu benöthigten Inſtrumenten ab, und hiernach beſtimmt ſich auch größtentheils die Vollkommenheit der veredelten Producte. Man wähle ſich demnach die beſten rohen Naturproducte, die man veredeln will; man wähle ſich die vollkommenſten Inſtrumente, mittelſt welcher man die rohen Naturproducte veredeln, zu Kunſtinduſtrie-Waaren umbilden, und ſo zu Handelsproducten umwandeln will; und dann hat man ſchon halb gewonnen. Dieſes bewahrheiten in Hinſicht der Leinwandmanufacturen uns am beſten die ſchleſiſchen, weſtphäliſchen, und holländiſchen, wo Material und Werkzeug einander aufs vollkommenſte entſprechen. Wird aber das Material in einem lande nicht ſelbſt erzeugt, und kann es darin nicht erzeugt, ſondern muß es auswärtig eingekauft werden, ſo muß man ſich einen Handelsort wählen, wo dieſe benöthigten Producte am vollkommenſten gewonnen werden, zu deren Einkauf man ſogleich Männer nehmen muß, die die Sache vollkommen verſtehen.

Die Geſchicklichkeit der Arbeiter iſt eine der Haupterforderniße bey dem Manufacturweſen, denn die Arbeiter gerade ſind es, die durch Anwendung mechaniſcher Kunſtgriffe die rohen Naturproducte veredeln; ſie bereiten uns, zum Theil

mit

mit Verluſt ihrer Geſundheit die koſtbare Leinwand, und mancher opfert der Wolluſt anderer Menſchen, bey kümmerlicher Nahrung, einen großen Theil ſeiner Lebenstage auf, und läßt beym zu frühen Tode ein armes Weib und unmündige Kinder nach, wie ſolches bey den lein- und Damaſtwebern nicht ſelten der Fall iſt. Es hat aber die Geſchicklichkeit der Arbeiter bey ſolchem Manufacturweſen größten Theils ihre Quelle in den Lehrjahren des Arbeitenden; und da ſind beſonders ſolche Maßregeln nöthig, daß der Jüngling, welcher eine Profeſſion lernen will, ſchickliche Gelegenheit hat, ſolche zweckmäßig und vollkommen zu lernen.

So ſehr man nun auch über die Zunftanſtalten ſchreyet, ſo dienen ſie doch beſonders oft dazu, gute Geſellen zu erziehen; — freylich nicht gerade ſo, wie ſie in vielen Provinzen noch größten Theils mit einer ziemlichen Portion von Unſinn, Mißbräuchen und Schnurpfeifereyen überkruſtet, und dadurch zuweilen verunſtaltet ſind; denn dadurch kann der Zweck, der Induſtrie in einem Lande aufzuhelfen, nie erreicht werden. (*)

Man hat zwar ſchon mehrmahlen die Aufhebung der Zünfte vorgeſchlagen, weil man glaubte: Zünfte legten dem menſchlichen Induſtriegeiſte Feſſeln an; — indem nur der zünftige Mann arbeiten könnte, und ſo alle unzünftige Menſchen mit der größten Geſchicklichkeit ausſchlöſſe, folglich ſelbſt in Hinſicht deſſen die bürgerliche Freyheit, nach welcher jedes Glied des Staates auf eine erlaubte Art ſeinen Unterhalt ſuchen könnte, einſchränkte. — Dieſes iſt aber nicht der Fall, ſobald nur die Zunft-

(*) Man ſehe hierüber Jac. Gottl. Sieber, von den Schwierigkeiten in den Reichsſtädten, das Reichsgeſetz vom 16ten Aug. 1731. wegen der Mißbräuche bey den Zünften zu vollziehen. Goslar und Leipzig 1771. 8.

genoſſen, und mithin die Zünfte von allen Vorurtheilen, allem überflüſſigen Unrath, der gerade dem Zwecke zuwider iſt, gereinigt, und ihre Einrichtungen ſo modificirt werden, daß Geſchicklichkeit, Rechtſchaffenheit, und die ſo nothwendige Ehrlichkeit, (das Gegentheil von Betrügerey,) ein nothwendiges Reſultat davon ſeyn muß.

Wenn man aber die Unvollkommenheiten in Erwägung zieht, die ohne Zünfte in Abſicht des Manufactur = Fabriken = und Handwerksweſens in einem Staate herrſchen würden, ſo fallen alle jene ſcheinbaren Vollkommenheiten wieder weg. Denn, ohne Zunft geht der Jüngling hin, lernt nach ſeiner Willkühr ein Handwerk, geht mit den Gedanken an eine Frau aus der Lehre, heyrathet, ſetzt ſich hin, und arbeitet — wohlfeiler — aber auch ſchlechter; — dieſes zieht an, er bekommt Kundſchaft; der geſchicktere Meiſter muß da, um ſeinen Unterhalt verdienen zu können, ebenfalls wohlfeiler, und mithin — auch ſchlechter arbeiten. Das richtige Reſultat hievon iſt Verfall des Kunſtfleißes, welches Erfahrung beurkundet.

Wenn aber an der Hand einer weiſen Policey, unter vernünftiger Leitung eines wohl eingerichteten Zunft Collegiums, der Jüngling zu einem braven und geſchickten Meiſter geht, bey dieſem eine der Schwere ſeiner Profeſſion angemeſſene Zeit lernt, zu Handwerksſachen, nicht aber, wie gewöhnlich, zur Mägdearbeit angehalten, und ſelbſt zu den Grundſätzen einer guten Oekonomie unterrichtet wird, ſodann nach ausgehaltener Prüfung mit einem Lehrbriefe aus der Lehre auf die Wanderſchaft geht, und dann nach ſeiner Rückkehr durch gute Kundſchaften ſeinen geführten untadelhaften Lebenswandel, ſeinen Fleiß und gute Aufführung beurkundet, nach ver-

fer-

fertigtem Meisterstücke wirklich in die Zunft als Mitmeister aufgenommen wird, so muß Kunstfleiß blühen, und wechselseitige Beeiferung die Betriebsamkeit der technischen Producenten, und die Vollkommenheit der Kunstproducte immer mehr und mehr erhöhen. (*)

Die dritte nothwendige Vollkommenheit der Kunstproducte, die als inneres Triebwerk der Manufacturerhöhung erfordert wird, ist die zweckmäßige Schönheit der abzusetzenden Waare, als welche in ökonomischem Sinne nie von der Güte getrennt seyn sollte; denn, was hilft uns ein nach allen Regeln des Geschmacks, oder ein nach der Schönheitslehre verfertigtes Gewand, wenn Mangel an innerer Güte den Genuß des Schönen auffallend verkürzt, und uns, ehe wirs uns versehen, in die Nothwendigkeit versetzt, zum Nachtheile unsers ökonomischen Verhältnisses, ein neues anzuschaffen.

Letztlich wird erfordert, daß alle Manufacturen, so wie natürlich also auch die Leinwandmanufacturen, wenn sie empor kommen sollen, sich befleißigen, ihre Waare in aller möglichen Mannigfaltigkeit zu liefern. Diese Mannigfaltigkeit erstreckt sich nicht nur bey der Leinwandmanufactur auf die Verschiedenheit der groben oder feinen Leinwand, sondern darauf, daß man, (vorausgesetzt von der gröbsten bis zur möglichst feinsten und weißesten Leinwand habe,) auch alle mögliche, von der Willkür der Kunden abhängende Muster und Farben verarbeite, welches natürlich verschiedene Preise macht, allein doch um der Vollkommenheit willen unumgänglich nothwendig ist.

Bald

(*) Jung Lehrbuch der Staatspolizey-Wissenschaft. §. 524. fgg.

Bald kommt gestreifte Leinwand, die Linie, rechte und andere Streifen in die Quere, oder in die Länge hat — bald gemischte mit einfachen, oder allen Farben — bald ganz gestirnte — bald dieses oder jenes Dessein von weisser gezogener Leinwand in die Mode, und da haſcht denn jedes Weibchen darnach, wenn es nur weiß, daß es auch selbst, oder der Mann dem Kaufmanne oder Fabrikanten so recht werden kann, um nur nicht der Nachbarinn nachzustehen.

Es versteht sich aber von selbst, daß der Manufakturier zu jeder Jahreszeit den Geschmack des Publikums zu erforschen suche. Es ist eine Mannigfaltigkeit nothwendig, und die Mannigfaltigkeit fließt selbst aus der Verschiedenheit der Theile, woraus die Staatsmaschine zusammen gesetzt ist. Jedes Glied, als lebendige Einheit des Ganzen, hat seinen besondern Geschmack, sein besonderes Bedürfniß, dessen Befriedigung seine Vervollkommnung sehr erhöhet, und es glücklich macht, da hingegen sein Daseyn erschweren, und eine große Unzufriedenheit bewirken würde; jedes Glied hat sein besonderes Vermögen, das bald groß, bald gering, und mithin fähig ist, die wahren, oder eingebildeten Bedürfnisse in einem höhern, oder mindern Grade zu befriedigen. Der Manufakturier muß also sein Augenmerk auf den verschiedenen Geschmack der Käufer richten, sich nicht gefallen lassen, ein kleiner Sclave der herrschenden Mode zu werden, zugleich aber auch seine Maßregeln nach den verschiedenen Verhältnissen des Vermögens der eben so verschiedenen Käufer nehmen. Setzt er diese zwey Punkte aus den Augen, sieht er weder auf den Geschmack der Käufer, (es mögen einheimische oder fremde seyn,) noch auf die Verschiedenheit des Vermö-

gens

mögens der Käufer; ſo fehlt er gegen einen der erſten Grundſätze des Manufacturweſens, indem er der Gefahr ausgeſetzt iſt, ſelbſt die ſchönſten, nur nicht modiſchen Waaren veralten, und nicht verkauft, oder doch für einen erbärmlichen Preis abgehen laſſen zu müſſen.

Nächſt den ſchleſiſchen, weſtphäliſchen, und ſächſiſchen mit Inbegriff der lauſitziſchen Leinwandmanufacturen haben ſich die in **Böhmen** ſeit geraumer Zeit ungemein empor geſchwungen, wovon im Artikel **Leinwandhandel** ſchon geredet worden. Es iſt alſo nur noch nöthig, daß ich von dem **Leinwandmanufacturweſen des Königreichs Böhmen** ſelbſt eine Anzeige mache.

Ueberhaupt iſt die Leinwand in Anſehung ihrer Nothwendigkeit einer der wichtigſten Handlungsartikel für die Staaten und Länder geworden, wie ich in den vorhergehenden Artikeln ſchon zum öftern gezeigt habe. Sie wird als der gangbarſte und beliebigſte Artikel in alle Welttheile, wohin Schifffahrt und Handlung getrieben werden kann, verfahren, und auf den Märkten der verſchiedenen Länder mit vorzüglichem Vortheil abgeſetzt.

Was die **Verfertigung** der Leinwand in Böhmen betrifft, ſo wird dieſe auf einem gewöhnlichen Weberſtuhle mit zwey Schämeln, gewebt.

Das Gewebe beſteht aus **Werft-** und **Schußgarn.**

Zur **Werfte** oder zum Anſchweif muß vorzüglich gutes und feſtes Garn genommen werden; welches, wie ſchon vorher erwähnt worden, **Werftgarn**, das andere aber, ſo ſchon weniger feſt ſeyn darf, und zum Einſchlag oder Eintrag dienen kann, **Schußgarn** genannt wird.

Die

Die gute Beſchaffenheit der Leinwand beruhet 1) auf der Güte des Garnes, das dazu verwebt worden iſt; nähmlich, daß der Faden wohldrätig und fein gleich ſey; 2) auf der dem Garn angemeſſenen Einrichtung der Gänge; endlich 3) auf dem gleichen Tritt und Schlage des Webers.

Zum Aufzuge oder zur Werfte wird gemeiniglich ein ſtärkeres Garn, hingegen zum Eintrag eine ſchwächere Sorte genommen; weil dadurch der Schluß ſich beſſer mit dem Werftgarn verbindet, und der Leinwand eine mehrere Feinheit beygebracht wird: daher kann man z. E. zu einer Leinwand, wo die Werften aus vier Stück griffigen Garnen geſchieret werden, zum Eintrage 5 oder 6 Stück griffiges Garn nehmen.

In ältern Zeiten, nähmlich vor etwa 45 und mehr Jahren, iſt die Leinwandmanufactur in Böhmen bey weitem nicht in ſolchem Grade der Cultur geweſen, als heutiges Tages der Fall iſt; denn die inländiſchen von ſehr geringer Gattung verfertigten Leinen zogen die Schleſier und Sachſen damahls roh aus Böhmen, und zu der Zeit iſt kein Stück gebleichter Leinwand in auswärtige Länder ausgeführt worden, ſondern man hat ſogar zum Verbrauch in Böhmen Leinwand aus Sachſen und Schleſien geholt.

Als aber Schleſien von Böhmen getrennt worden war, wurden unter der höchſtſeligen Kaiſerinn Königinn Maria Thereſia, auf Maßgabe des damahligen Commerzpräſidenten, Grafen von Hatzfeld, in dieſem letztern Lande verſchiedene nöthige Anſtalten getroffen, die darauf abzielten, die Leinwandmanufacturen dergeſtalt zu verbeſſern, daß nicht allein die K. K. Erbländer damit verſorgt werden könnten, ſondern daß ſich auch mit Verſen-

dung

dung nach auswärts der Anfang machen ließe. Diesem einsichtsvollen und thätigen Staatsmanne hat Böhmen die Verbesserung dieser Manufacturen und das damit auswärts beförderte Commerz zu verdanken. Die unter seiner Leitung getroffene Garn- und Leinwandeinrichtung, und die dieserwegen zu Stande gebrachten Generalien vom Jahr 1750 und 1753 sind Meisterstücke in ihrer Art, und verdienen in jedem Lande, wo man Leinenmanufacturen anlegen will, zur Richtschnur genommen zu werden.

Laut dieser Verordnungen ist dafür gesorgt worden, daß nicht allein die Weber mit gut gesponnenen und richtig geweiften Garnen versehen werden, sondern auch der Kaufmann von dem Weber mit guter und wohlbeschaffner Leinwand bedient werde.

In dieser Absicht wurde laut Patent vom 3ten August 1750 verordnet: daß der Weber zu einem Gewebe kein falsches, sondern ein aus gleich gesetzten Röhren bestehendes Weberblatt gebrauchen solle; daß er kein anders Garn, als solches, das jedem Blatte in seinen Gängen verhältnißmäßig zukommt, anschiere, wie auch dergleichen wohl sortirtes Garn, welches sich zur Werfte schickt, eintrage.

Wenn der Weber in den eingekauften Garnen, es sey in Stücken oder Zaspeln, grobes und feines Garn unter einander geweift findet, mag er das Untüchtige ausmerzen, und sich seines Schadens wegen an den Spinner oder Garnsammler, von welchem er das verfälschte Garn erweislich gekauft hat, halten; wobey auch die Gerichte dem Weber alle Beyhülfe leisten sollen.

Kein Weber darf sich unterfangen, zu einem Gewebe theils grobe theils feine sogenannte Trämer zu gebrauchen.

Nebſt dem ſoll der Weber die Leinwand, jedes Stück nach Erforderniß der Güte und Beſchaffenheit, die die Waare haben muß, einrichten, mit gleichem Tritt und Schlag arbeiten, wie auch an dem nöthigen Eintrage nichts abbrechen.

Was nun die Breite und Länge der Leinwand anbetrifft, ſo wird dem Weber die Anſchierung dergeſtalt überlaſſen, daß die Leinwand die Länge und Breite, welche für jedes Sortiment von dergleichen Waaren gewöhnlich iſt, enthalten ſoll. Dagegen darf die Leinwand, der es an der gewöhnlichen Breite oder Länge fehlt, bey unvermeidlicher Strafe nicht mit Schauſtempeln bezeichnet werden.

Damit aber niemand ſich mit der Unwiſſenheit in dieſem Stück entſchuldigen könne, ſo iſt an jeden Orts Rathhauſe oder in den Wirthshäuſern zu jedermanns Wiſſenſchaft eine eigene Tafel angeſchlagen worden, auf welche die Breite und Länge, welche jede Sorte Leinen haben muß (die zur eigenen Nothdurft verfertigte Hausleinwand iſt allein davon ausgenommen) feſtgeſetzt iſt; nähmlich:

Breite nach altböhmiſchem Maß.	Länge nach altböhmiſchem Maß.
4/4 Papierleinwand	60 Ellen
5/4 Schockleinwand	60 —
7/4 Dito	68 —
8/4 Dito	80 —
6/4 und 7/4 breite Weben	72 —

Hier wurde auch noch erinnert, daß der Weber die Werfte darnach einrichten, nicht aber auf das übermäßige Schauern der Leinwand, um dadurch die Waare auszudehnen, und die vorgeſchriebene Länge herauszubringen, ſich verlegen ſolle; indem auf ſolchen Fall die ſo verfälſchte Waare von dem Beſchaumeiſter gar nicht geſtempelt, oder die Ellen-

zahl

zahl bloß nach dem wirklich befundenen Maaße darauf gezeichnet werden soll.

Indessen ist zu Folge einer später erlassenen Verordnung unterm 6ten März 1764 bewilliget worden, daß die außer Land zu versendende ¾ breite und 58 Ellen lange Leinwand bey der Schau mit dem halben Löwenstempel bezeichnet werden solle, damit man solche durch gedachtes Zeichen von den ersteren Arten, die bey der Schau mit dem ganzen Löwenstempel zu bezeichnen sind, unterscheiden könne.

Damit auch der Weber zu allem dem, was ihm obliegt, angehalten würde, die Käufer nicht hintergangen werden könnten, und den bisherigen Beschwerden der in- und ausländischen Kaufleute abgeholfen, und tüchtige Waare an Länge, Breite und Güte verfertiget werden möchte: sind in den Städten und Dorfschaften, wo Leinwand fabrizirt wird, sachkundige Leute und zugleich Männer von gutem Rufe zu Schaumeistern angestellt worden, die man in die Eidespflicht nahm und mit einer besondern Instruktion versah. Diese hatten für alle Fehler und Mängel, die man an der beschaueten Leinwand bemerkte, einzustehen; denn so oft der Weber ein oder mehrere Stücke Leinwand, es mochte seyn von welcher Sorte man wollte, verfertigte, war er verbunden, seine Arbeit durch den geschwornen Schaumeister ordentlich beschauen zu lassen. Diesem letztern war aufgetragen, sich zu dem Geschäfte willig zu bezeigen, den Weber und zwar nach der Reihe unverweilt abzufertigen, und zugleich auf die Beschaffenheit der Gewebe nach Maaßgabe seines Amtseydes, genaue Obacht zu geben.

Erst alsdann, wenn die Leinwand gut und untadelhaft befunden wurde, durfte solche mit dem Beschaustempel und der dazu schicklichen Nummer

Wenn also der Weber voraus weiß, daß der Kaufmann seine auf solche Weise abgekürzte Leinwand doch unterbringen könne; ja diese selbst in dieser Absicht abschneide, so unterläßt er freylich nicht, das Zuvorkommen spielen zu wollen, richtet seine Leinwand gleich in der Bearbeitung selbst kürzer vor, und läßt es verhältnißmäßig an der im Patent vorgeschriebenen länge fehlen.

Auf oberwähnte Weise haben sich Gebrechen mancherley Art bey der böhmischen Leinwandmanufactur eingeschlichen, sind da zur Gewohnheit geworden, und haben sich, da keine Aufsicht hier obwaltet, bis heutiges Tages zum Nachtheil der ächten Manufacturen und des Commerzes, das damit außer landes getrieben wird, erhalten.

Dazu hat die unterm 9ten December 1782 erlassene Verordnung viel beygetragen. Vermöge dieser sollen nur die eigentlichen Commerzialleinwande, welche die Qualitätmäßig vorgeschriebene länge und Breite halten, mit dem gehörigen Landeszeichen bedruckt werden; alle übrige hingegen, die nicht nach der vorgeschriebenen Qualität sind, dürfen zwar aller Orten nach Belieben zu Verkauf gebracht zu werden, allein sie werden von landesobrigkeitswegen gar nicht mehr bezeichnet. Deswegen hat man auch allen Stempelmeistern die Stempel mit dem halben Löwen abgenommen, und nur die mit dem ganzen Löwen zur Bezeichnung der rechten Commerzialleinwand beybehalten. Durch diese Einrichtung aber wurden freylich, so gut auch die Absicht gewesen seyn mag, die Mittel äußerst erschwert, sowohl die aus den Händen der Fabrikanten kommende, als auch die bey dem Kaufmann vorgefundene nicht recht beschaffene oder mangelhafte Leinwand gesetzmäßig in Anspruch

neh-

War die Leinwand nicht der Ordnung gemäß verfertiget, und etwa der Einschuß bald grob, bald fein eingetragen, oder es waren einige Ellen des Umschlags oder Mantels ganz dicht eingeschlagen, der übrige Theil des Stücks aber dünne gewebt, so auch wenn man an derselben viele brüchige Faden, Rohrstreife und Nester bemerken konnte, durfte der Schaumeister kein solches Stück bezeichnen, sondern er mußte mit Zuziehung des andern Ortsschaumeisters und der übrigen dazu bestellten Personen, oder da, wo nur ein Schaumeister vorhanden war, in Gegenwart der Gerichte, die verfälschte Leinwand mit einem Schnitt durch die Breite an den Stellen wo die untücheige Arbeit vorschien, einen Viertelelle lang brandmarken, und das so bezeichnete Gewebe dem Weber mit der Vermahnung zurückgeben, daß wenn er in Zukunft dergleichen schlechte Arbeit wieder zum Vorschein brächte, ihm solche, von 6 zu 6 Ellen zerschnitten, auch wider ihn selbst nach Gestalt der Sachen, mit schärferer Ahndung, auch wohl Zuchthausstrafe, verfahren werden würde!

Da man auch unter andern Fehlern Weberblätter fand, die absichtlich auf Betrug verfertiget zu seyn schienen, indem das Rohr an beyden Enden und in der Mitte, wo die gekaufte Leinwand beym Einkauf pflegt besehen zu werden, dicht und von gehöriger Güte, hingegen an andern Orten äußerst locker eingebunden war; welcher Betrug aber bey einer mit der Schlichte verschmierten Leinwand nicht sogleich, bevor sie von der Bleiche kommt, bemerkt werden kann, so wurde hierüber und über dergleichen mehrere Betrügereyen laut Nachtrag des Patents vom Jahr 1753 verordnet;

Schleyer in der Mitte des Stücks dünner werden würde. Da nun ein feines und gleiches Salende dem Schleyer die beste Zierde giebt, so soll der Fabrikant besonders auf die Schlingen Acht geben, wenn er in dem Durchschiessen an das Salende anrührt; und er muß daher nur einen gelinden Schluß machen; auch gute Sperrruthe halten, und sich mit schwachen, saubern Drathspießen versehen, damit das Salende nicht ausreiße. Sollte ihm aber die Sperrruthe ausspringen, so muß der Einschlag wieder ausgetragen werden, und je dichter die Arbeit, folglich je niedriger die Sperrung im Blatte ist, desto kleinere Schiefel muß sich der Weber dazu anschaffen.

4) Wie nun jeder Schleyer seine proportionirliche Einrichtung der Kürze, nach der Art, wie die Arbeit dicker oder feiner, gestreift oder geblümt werden soll, haben muß; so liegt dem Weber auch ob, solche Blätter, die sich zu seiner Waare schicken, auszusuchen, und zwar solche, die nicht rutschen, noch nachgeben, noch weniger bey Anrührung mit dem Faden fortstreifen, oder sich zusammenschieben lassen; weil solche Waare schlecht ist, und im Handel und Wandel nicht geachtet wird.

5) Die Breite und länge ist zwar vor der Hand nicht zu bestimmen, sondern man muß sich hierin nach der Bestellung des Käufers richten. Wer aber etwas von der bestellten Breite und länge abbricht, soll scharf bestraft werden. Es mag zwar der Schleyer zwischen dem Blatt- und Weberbaume in so weit geschauert werden, als dadurch die Werfte und der Eintrag in eine gute Gleichheit zu bringen ist; hingegen soll das scharfe

Schauern

Schauern, in der Absicht, nur die Waare länger auszudehnen, wodurch oft die Faden reißen, keineswegs zugelassen seyn. Das Rumpeln der Schleyer, wovon die Waare einen saubern Glanz gewinnet, ingleichen das Pochen mit hölzernen Schlägeln, weil solches der Waare eine gute Zurichtung giebt, bleibt unverwehrt; doch muß es keiner übertreiben, so daß etwa Löcher durchgeschlagen werden.

6) Damit bey den gestreiften Schleyern die Schleyer nicht sobald unkenntlich werden, oder etwa gar vergehen, so muß der Weber seine Waare mit 4 Faden in jedem Rohr ausarbeiten, und sich bemühen, daß er sie immer mehr in die Feine bringe; wie denn auch ein gleiches von andern Nationen, insonderheit den Niederländern geschieht.

7) Bey den geblümten Schleyern ist darauf zu sehen, daß die weißen Garne hierin auch in Stärke und Feine dem Rohr gleich kommen, indem dadurch die Blumen gleich denen, die man an der niederländischen Waare bemerkt, gut in die Augen fallen.

8) Wenn der Schleyer fertig ist, dann kommt es auf die Bleiche an, und hier muß man mit dem Gewebe behutsam umgehen und es nicht strapaziren. Es ist daher das beste, wenn man die Salende um einen Zoll breit auswärts legt, oder überschlägt, weil sie sonst nicht weiß zu werden pflegen. Ist nun der Schleyer weiß genug, so muß man sorgen, daß er bald zugerichtet wird, und ihn so viel möglich in warmen Stuben lassen, weil er sonst gemeiniglich gelb wird.

9) Da die Zurichtung bekanntlich einem jeden Arbeitsstücke die rechte Zierde giebt, so muß einer hier-

chen wollte, und so oft er in einem Strähn oder Gebinde einen oder zween Faden weniger fände, den Spinner dafür sogleich als strafbar ansehen, oder gar gerichtlich belangen sollte, wie wenig Garne würde dieser hernach zu kaufen und einzusammlen im Stande seyn, da die Spinner gewiß an andere Abnehmer, die weniger genau auf diesen Punkt beym Einsammlen oder Zusammenkaufen solcher Garne sehen, sich wenden würden. Der Garnhändler oder Garnsammler aber, der nunmehr vor einer strengen Aufsicht und genauen Untersuchung sicher ist, wird sich wohl hüten, Lärm zu machen; wenn ihm auch zuweilen ein mangelhaftes Garn beym Einkauf vor die Augen kommt, so vergleicht er sich deshalb lieber mit dem Spinner, macht ihm einen Abzug am Gelde; und weiß doch hernach sein unächtes oder fehlerhaftes Garn bey dem Weber, der es gröstentheils wieder bey ihm auf Borg nimmt, anzubringen. Denn dieser darf sich kaum unterstehen, das Garn zu tadeln, weil er sonst keines mehr auf Credit bekommt.

Damit nun dieser Weber auch wieder in Ansehung der unrichtig geweiften und mangelhaften Garne zu recht komme, muß er auf andere, wenn gleich eben so betrügliche Mittel sinnen: er richtet z. E. die Werften niedriger in den Gängen ein, oder bedient sich eines falschen eingebundenen Weberblattes, woran die Ritte oder das Rohr an demjenigen Orte, wo die Leinwand gewöhnlich angeschauet zu werden pflegt, auch dicht, oder verhältnißmäßig, wie es sich gebühret beschaffen, am andern Orte aber durchaus locker eingebunden ist; um dadurch soviel Garn, als an den nöthigen Werften abgehet, zu ersparen. Ein andermal arbeitet der Weber die Schaustelle dicht;

beſchießt aber weiterhin und durchaus die Leinwand mit groben Garn, oder arbeitet mit halbgeſperrtem Tritt, wodurch die Waare dünn werden muß. Auch bricht er wohl bey der Waare ein weniges an der Breite und Länge ab. Endlich, um die Leinwand verkäuflich zu machen, pflegt er die lockern Gewebe, wenn er ſie vorher ziemlich mit der Schlichte verſchmiert hat, auf einem hölzernen Stock zu klopfen, und die ſonſt dünne Waare dicht, voll und ſchön gleichförmig zu machen.

Was den Kaufmann, und deſſen hierbey zu gebrauchende Vorſicht anbelangt, ſo iſt dieſer nicht im Stande, beym Einkauf der Leinwand die Waare Stück für Stück ſo genau und durchaus zu unterſuchen und zu übermeſſen; denn, wenn er auch bey dem einen oder dem andern Stück etwas auszuſetzen findet, ſo bringt er dieſes doch nur, unter einem etwas geringern Preiſe, käuflich an ſich, weil er ſolche mangelhafte Stücke im Groſſen, doch allemal mit abzuſetzen vermag; beſonders iſt dieß der Fall bey der Tücheldruckerey, wo man am wenigſten auf Aechtheit der Waare ſchauet; weil bey dieſen gedruckten Tücheln die Farben den Boden und folglich auch zugleich die Fehler des Gewebes verdecken helfen.

Die Abkürzung an dem Ellenmaaße iſt gegenwärtig ſo weit eingeriſſen, daß der Leinwandhändler ſelbſt, wenn auch die Leinwand, die er eingekauft hat, von Patentmäßiger Länge iſt, doch davon noch 2 bis 3 Ellen abſchneidet, und ſich dann die abgeſchnittenen Reſte, oder ſogenannten Coupons (in Schleſien heißt man es Fleckelleinwand), zu Nutze macht; die Leinwand aber gleichwohl an den Abnehmer für ein Schock Ellen verkauft.

Wenn alſo der Weber voraus weiß, daß der Kaufmann ſeine auf ſolche Weiſe abgekürzte Leinwand doch unterbringen könne; ja dieſe ſelbſt in dieſer Abſicht abſchneide, ſo unterläßt er freylich nicht, das Zuvorkommen ſpielen zu wollen, richtet ſeine Leinwand gleich in der Bearbeitung ſelbſt kürzer vor, und läßt es verhältnißmäßig an der im Patent vorgeſchriebenen länge fehlen.

Auf oberwähnte Weiſe haben ſich Gebrechen mancherley Art bey der böhmiſchen Leinwandmanufactur eingeſchlichen, ſind da zur Gewohnheit geworden, und haben ſich, da keine Aufſicht hier obwaltet, bis heutiges Tages zum Nachtheil der ächten Manufacturen und des Commerzes, das damit außer landes getrieben wird, erhalten.

Dazu hat die unterm 9ten December 1782 erlaſſene Verordnung viel beygetragen. Vermöge dieſer ſollen nur die eigentlichen Commerzialleinwande, welche die Qualitätmäßig vorgeſchriebene länge und Breite halten, mit dem gehörigen landeszeichen bedruckt werden; alle übrige hingegen, die nicht nach der vorgeſchriebenen Qualität ſind, dürfen zwar aller Orten nach Belieben zu Verkauf gebracht zu werden, allein ſie werden von landesobrigkeitswegen gar nicht mehr bezeichnet. Deswegen hat man auch allen Stempelmeiſtern die Stempel mit dem halben Löwen abgenommen, und nur die mit dem ganzen Löwen zur Bezeichnung der rechten Commerzialleinwand beybehalten. Durch dieſe Einrichtung aber wurden freylich, ſo gut auch die Abſicht geweſen ſeyn mag, die Mittel äußerſt erſchwert, ſowohl die aus den Händen der Fabrikanten kommende, als auch die bey dem Kaufmann vorgefundene nicht recht beſchaffene oder mangelhafte Leinwand geſetzmäßig in Anſpruch neh-

nehmen zu können; weil ſowohl der eine als der andere zu ſeiner Entſchuldigung den Ausweg für ſich hat, daß man ja die Leinwand nach Willkühr aller Orten zu Verkauf bringen dürfe. Dieſer Umſtand aber iſt der Grund, warum die Schleſier und Sachſen, die doch ſonſt, was die Güte der Leinwand anbetrifft, keinen Vorzug vor Böhmen haben, dennoch es dieſen an der gehörigen Ordnung hervorthun.

Ob zwar der Schleier einen zur Leinwandmanufactur gehörigen Artikel ausmacht, nichts deſtoweniger iſt doch dieſer, weil er eine beſondere und von der Leinwand etwas unterſchiedene Bearbeitung erfordert, ſchon unter Kaiſer Karl VI. im Jahr 1724 mit einem eigenen Reglement begünſtigt worden. Dieſes Schleyerreglement war für das Herzogthum Schleſien beſtimmt, wo in der Gegend um Hirſchberg und Schmiedeberg die mehreſten Schleyer gewebt werden. Die Ordnung wurde hernach laut Hofdekret vom 31ſten October 1755 auch für das Königreich Böhmen geltend gemacht. Es wird darin befohlen, daß

1) Nebſt gegenwärtiger Ordnung auch die in Garn- und Leinwandſachen erlaſſenen Patente genau beobachtet werden ſollen.

2) Bey Verfertigung der Schleyer ſoll der Weber darauf ſehen, daß er nicht ſchlaff oder loſe würke, ſondern ſich vor allen Faden- und Rohrbrüchen hüte, weil dieſe in dem Gewebe Neſter hervorbringen.

Er muß die Schemmel wohl austreten, und im Würken zweymal leicht anſchlagen; auch zu den Salenden kein ſtärkeres Garn anſchieren, als die übrige ganze Werfte hat, weil ſonſt ſein

Schleyer

Schleyer in der Mitte des Stücks dünner werden würde. Da nun ein feines und gleiches Salende dem Schleyer die beste Zierde giebt, so soll der Fabrikant besonders auf die Schlingen Acht geben, wenn er in dem Durchschlieffen an das Salende anlühet; und es muß daher nur einen gelinden Schuß machen, auch gute Sperrruthe halten, und sich mit schwachen, saubern Drathspießen versehen, damit das Salende nicht ausreiße. Sollte ihm aber die Sperrruthe ausspringen, so muß der Einschlag wieder ausgetragen werden, und je dichter die Arbeit, folglich je niedriger die Sperrung im Blatte ist, deste kleinere Schiefal muß sich der Weber dazu anschaffen.

4) Wie nun jeder Schleyer seine proportionirliche Einrichtung der Kürze, nach der Art, wie die Arbeit dicker oder feiner, gestreift oder geblümt werden soll, haben muß; so liegt dem Weber auch ob, solche Blätter, die sich zu seiner Waare schicken, auszusuchen, und zwar solche, die nicht rutschen, noch nachgeben, noch weniger bey Anrührung mit dem Faden fortstreifen, oder sich zusammenschieben lassen; weil solche Waare schlecht ist, und im Handel und Wandel nicht geachtet wird.

5) Die Breite und Länge ist zwar vor der Hand nicht zu bestimmen, sondern man muß sich hierin nach der Bestellung des Käufers richten. Wer aber etwas von der bestellten Breite und Länge abbricht, soll scharf bestraft werden. Es mag zwar der Schleyer zwischen dem Blatt- und Weberbaume in so weit geschauert werden, als dadurch die Werfte und der Eintrag in eine gute Gleichheit zu bringen ist; hingegen soll das scharfe

Schauern

Schauern, in der Absicht, nur die Waare länger auszudehnen, wodurch oft die Faden reißen, keineswegs zugelassen seyn. Das Rumpeln der Schleyer, wovon die Waare einen saubern Glanz gewinnet, ingleichen das Pochen mit hölzernen Schlägeln, weil solches der Waare eine gute Zurichtung giebt, bleibt unverwehrt; doch muß es keiner übertreiben, so daß etwa Löcher durchgeschlagen werden.

6) Damit bey den gestreiften Schleyern die Schleyer nicht sobald unkenntlich werden, oder etwa gar vergehen, so muß der Weber seine Waare mit 4 Faden in jedem Rohr ausarbeiten, und sich bemühen, daß er sie immer mehr in die Feine bringe; wie denn auch ein gleiches von andern Nationen, insonderheit den Niederländern geschieht.

7) Bey den geblümten Schleyern ist darauf zu sehen, daß die weißen Garne hierin auch in Stärke und Feine dem Rohr gleich kommen, indem dadurch die Blumen gleich denen, die man an der niederländischen Waare bemerkt, gut in die Augen fallen.

8) Wenn der Schleyer fertig ist, dann kommt es auf die Bleiche an, und hier muß man mit dem Gewebe behutsam umgehen und es nicht strapaziren. Es ist daher das beste, wenn man die Salende um einen Zoll breit auswärts legt, oder überschlägt, weil sie sonst nicht weiß zu werden pflegen. Ist nun der Schleyer weiß genug, so muß man sorgen, daß er bald zugerichtet wird, und ihn so viel möglich in warmen Stuben lassen, weil er sonst gemeiniglich gelb wird.

9) Da die Zurichtung bekanntlich einem jeden Arbeitsstücke die rechte Zierde giebt, so muß einer hier-

zu unterſuchen, dieſe gleichfalls an einem Orte beyſammen fanden, welches jetzt ganz wegfällt. Deswegen hat nun die Reichenberger Webermeiſterſchaft erſtmals dringende Verſtellungen eingereicht, die aber immer die Regierung abgewieſen hat.

In Böhmen befanden ſich (1790) 37,303 Leinweberſtühle im Gange, dieſe wurden betrieben von 27,364 Meiſtern, 8026 Geſellen, und 3055 Lehrlingen; wozu noch überdieß 15,878 Spuler zu rechnen waren.

Man kann ihre jährlichen Erzeugniſſe in Rückſicht auf obige Anzahl der Stühle folgendermaßen annehmen; nemlich:

Wir wollen vorausſetzen, daß unter obigen 37,303 Stühlen nur 2 Drittel für beſtändig im Gange gehalten werden, 1 Drittel aber nur zur Abwechslung betrieben wird, welches als Hausarbeit zu betrachten iſt.

Von 24,869 Webermeiſter, die beſtändig im Gange ſind, werden die jährliche Erzeugung zu 30 Stück gerechnet auf den Stuhl gerechnet, 746,070 Stück.

Die auf 12,435 Stühlen, welche
blos über Winter Hausleinen weben
ger, zu 10 Stück jährlich, betragen 124,350 —

Mithin dürften zuſammen auf
5[illegible] Webermeiſtern 870,420 Stück
verwandt in ganz Böhmen verfertigt werden, welche im Durchſchnitt zu 15 fl. angeſchlagen, eine Summe von 13,056,300 Gulden ausmachen. Die Hälfte ungefähr hievon wird zur neuſtädtiſchen Regierungsſtube in die K. K. Erbländer, und die andere Hälfte in fremde Länder verhandelt.

Wir kommen jetzt zu der Leinwandbleiche: Der ungefähre Zeitpunkt derſelben beträgt ſich, außer [illegible]

nigen Hausbleichen, faſt gar keine fürs Commerz eingerichtete Bleiche in Böhmen; denn man war hier zu lande gewohnt, nur die Hausleinwand in einer aus Holzaſche zubereiteten Lauge zu büken, an der Sonne auszubreiten, und ſo oft ſie wieder trocken wurde, zu benetzen. Damit dachte man ſchon genug gethan zu haben, und hoffte beſtmöglichſt für die Weiße der Leinwand geſorgt zu haben. Es hat aber die Folge gezeigt, daß die Einführung einer beſſern Bleiche nach ſächſiſcher und ſchleſiſcher Art um ſo weniger mit einer Schwierigkeit verbunden ſey, da dieſe eben keine kunſtreiche, wohl aber eine mühſame und ſehr fleißige Bearbeitung fordert.

Man weicht nemlich die Leinwand zuerſt in Waſſer ein; läßt ſie 24 Stunden lang darin liegen, um dadurch die in der Leinwand befindliche Schlichte auszuwäſſern; ſodann bükt man ſie erſt mit einer ſchwachen, bey andern Leinwanden ſchon vorher gebrauchten Pottaſchlauge, von guter reinen ungariſchen, oder beſten böhmiſchen Pottaſche, in einer hölzernen Butte zubereitet. In dieſer Beitze kann die Leinwand Tag und Nacht liegen bleiben; man nimmt ſie hernach heraus, breitet ſie an der Sonne aus, und begießt ſie ein paar Tage nach einander mit Fluß- oder Brunnenwaſſer, ſo oft als ſie halb trocken geworden iſt; wenn man dies gethan hat, dann wird ſie auf vorbeſagte Weiſe wieder mit Pottaſchenlauge gebrühet, und die Ausbreitung an der Sonne und die Begießung ſo oft wiederholt, bis die Waare die gehörige Weiße erlangt hat. Endlich wird die Leinwand geſtärkt, und wieder an der Sonne zum Abtrocknen ausgelegt, welches aber nur bey ſchöner und heiterer Witterung geſchehen kann.

Grobe und dichte Leinwand wird zuweilen in einer hölzernen Maschine gestämpft, oder gewalkt, damit sie das rohe Wesen desto eher verliere, und eine schöne Weiße bekomme.

In Holland und Flandern wird die feine Leinwand zuletzt in Buttermilch oder Molkenwasser geweicht, gewalket, wodurch sie die so vorzügliche Weiße erhält.

Nach der angeführten Behandlung auf böhmischem Fuß, kann ein fleißiger Bleicher die Leinwand binnen 6 Wochen abbleichen; es versteht sich jedoch, daß zu grober und dichter Waare etwas mehr Zeit erfordert wird.

Die Bleicher, welche die Leinwand im Kessel kochen und bükken, werden zwar eher damit fertig, als die, so sie in Butten zubereiten; allein eine schwache oder dünne Leinwand hält die erstere Behandlungsweise ohne Nachtheil der Waare nicht aus.

Ob nun gleich die Leinwandbleichen in Böhmen auf Veranstaltung des ehemahligen Commerz-Conseses sehr vermehrt worden sind, und jetzt mit einer großen Menge Bleichwaaren belegt werden, so ist nichts desto weniger den Leinwandhändlern in der Gegend um Romburg und Schluckenau unter der hochseligen Kaiserinn erlaubt worden, unter mauthämtlicher Vorsicht ihre Leinwand in Sachsen bleichen zu lassen.

Dies wurde ihnen gestattet, weil sie vorgestellt hatten: daß sie größten Theils mit ihren leinenen Waaren die Wiener Märkte besuchten, im Frühjahr aber zu dem Jubilatemarkt ihre Waaren nicht so früh in ihrem Vaterlande, als in Sachsen von der Bleiche bekommen könnten. Es sey bekannt, daß die Romburger Bleichen mehr im Gebirge, hingegen die Zittauischen besser im flachen lande lägen, folglich könnte in der letztern Gegend die Leinwand früher auf dem schon vom Schnee entledig-

ledigten Bleichplane ausgelegt, und mithin auch um 2 bis 3 Wochen zeitiger abgebleicht werden.

Wenn gleich auf einer oder der andern von den Bleichen in Böhmen die Leinwand eben so schön weiß, wie in Sachsen gebleicht werden kann, so ist nichts desto weniger die Zittauische Bleiche aus angeführten Gründen für die in der Romburger Gegend befindlichen Leinwandmanufacturen fast unentbehrlich; denn es dürfte wohl noch lange Zeit verlaufen, ehe es so weit kommt, daß dieser Orten zulängliche und vollkommene Bleichen eingerichtet seyn möchten. So viel siehet man, daß dazu weder von Seiten des Landesherrn, noch auch von der Ortsobrigkeit hierzu Anstalten gemacht werden.

Es wäre freylich zu wünschen, daß das Land auch diese Vortheile, die eine solche Nahrungsquelle verspricht, sich eigen machte, und in hinlänglicher Anzahl gute Bleichen anlegte; allein die hiesigen Leinwandhändler und Fabrikanten sind um so weniger vermögend, aus ihren eigenen Mitteln solche Bleichen und Appretur-Anstalten zu errichten, da die meisten unter ihnen zur Bestreitung ihres Gewerbes wohl eher selbst wesentlichen Vorschuß bedürften.

Bis jetzt befinden sich aber in Böhmen nachbenannte Commerzialleinwandbleichen, die wir den Kreisen nach durchgehen wollen, als:

Im Bunzlauer Kreise: wenn man die in diesem Kreise befindlichen ansehnlichen, der Graf Klamischen Familie zugehörigen Herrschaften, die dicht beysammen liegen, betrachtet; den Ueberfluß am Holze; wie leicht in der Nähe Pottasche und Zunderasche erzeugt werden kann, und überlegt, daß hier in einem Umkreise von 4 bis 5 Meilen 3632 im Gange befindliche Weberstühle vorhanden sind, und in der Gegend ein beträchtlicher Leinwand-

den, keine mangelhafte Leinwand einzubinden, und mit Umschlägen zu verdecken.

Gleichwie nun eine gute und saubre Zurichtung alle Fabrikate überhaupt beliebt und verkäuflich macht; so wird solche um so stärker bey den Leinwanden, nach Erforderniß jeder Sorte, als ein wesentlicher Theil ihrer Beschaffenheit verlangt. Denn, wenn auch die Waare fein und gut ist, es ihr aber an der gehörigen Zurichtung und am Putze oder der Einkleidung fehlt, so wird sie für kein Kaufmannsgut angesehen, und läßt sich im Handel schon viel weniger an Mann bringen.

Die Leinwand Appretur, so wie diese für verschiedene Gattungen solcher Waaren nöthig ist, blieb lange Zeit hindurch den böhmischen Kaufleuten fremd; denn sie pflegten vormals, so wie noch jetzt die einländischen Färber thun (als welche zum Mandeln der gefärbten Waaren ohnedies mit Mandel und Presse versehen sind) die gebleichten Leinen nicht allein zu mandeln, sondern auch schön gleich zusammen zu legen, und zuzurichten oder zu appretiren. Diese Appretur stehet aber meistentheils, insonderheit die bey den Färbern zu Reichenberg, Krazau und Friedland, sehr elend und fast immer nach ihrer Art ganz einerley aus, wie man das bey der sogenannten Pappierleinwand und den Weben finden kann.

Zu Romburg ist zwar durch die daselbst etablirte englische Handlungs-Compagnie schon seit langen Jahren die Appretur der weißgarnichten Leinwand bekannt geworden, dadurch sind die böhmischen Handelsleute im Stande, die gedachten Sorten in auswärtige Länder versenden zu können.

Die Leinwandsorten, welche in Italien gangbar sind, sind von einem Sachkundigen den Georgswalder Negocianten bekannt gemacht; ich ließ in solcher Absicht

eine

eine Kiſte leinen, die in einem ganzen Sortiment dergleichen appretirten Waaren beſtand, von dem Trieſter Kaufmann Joachim Hirſchl kommen, damit man gedachten Handelsleuten die Appretur der beſagten Leinen deutlich vor Augen legen, und ihnen die Nachahmung begreiflich machen konnte. Man fand an dieſen Leinen noch die böhmiſchen dreyeckigten Beſchauſtempel, welches bewies, daß die Leinwand in Böhmen eingekauft, in Schleſien oder Sachſen appretirt, und von dortigen Kaufleuten oder Leinwandhändlern verſandt worden war.

In der Folge haben die Georgswalder Handelsleute, Chriſtian Salm, Chriſtian Hollfeld und Joſeph Bitterlich, wie auch die Romburger Kaufleute Preis und Kloſtermeyer, und Anton Salomon ſich befliſſen, mannigfaltige Sorten ſolcher Leinen, welche auß r landes Vertrieb haben, und ihre ächte Appretur kennen zu lernen; dieſe haben auch gröſtentheils ihre eigenen Appretur-Anſtalten zu Hauſe der Bequemlichkeit wegen eingerichtet. Und dies iſt bey einer ordentlichen Handlung um ſo nothwendiger, da dann der Kaufmann bey ſeiner Arbeit ſelbſt die Aufſicht führen, und manche Fehler, die oft aus Nachläſſigkeit bey der Appretur mit unterlaufen, verhüten kann. Auch in Schleſien und Sachſen wird man ſelten ein Handlungshaus finden, das mit Leinen verkehrt, welches nicht mit eigener Mandel und Appretur-Maſchiene verſehen wäre.

Zu Neuſchlos im Bidſchower Kreiſe, hat die im Jahr 1768 errichtete Handlungs-Compagnie, unter der Direction des verſtorbenen Commerzienrathes Eberle den Grund zur nähern Kenntniß der in verſchiedenen fremden-Ländern gangbaren Leinwandſorten gelegt; und zwar gröſtentheils durch ein Ohngefähr, ohne dazu die Abſicht gehabt zu haben. Sie hatte nemlich, ſo lang als ſie im Flor ſich be-

ſtand, verſchiedene des Fachs ſehr kundige Leute aus Schleſien und Sachſen an ſich gezogen; dieſe aber zerſtreueten ſich, als die gedachte Geſellſchaft zerfiel, und fanden bey andern kleinern vortigen Handlungshäuſern ihr Unterkommen, und machten hernach ihre Kenntniſſe gemeinnützig.

Vorzüglich haben unter den böhmiſchen Kaufleuten, die gegenwärtig mit Leinen nach auswärts handeln, zu Traytenau Herr Ignaz Falke, zu Arnau die Herren Ther, Finger und Berger, in Brauki Herr Strziſchek die Kenntniß der Leinwandartikel, welche ſie nun nach den Sortimenten und der Appretur, die dazu erfordert wird, ſich erworben haben, dem bey der Neuſchloſſer Handlungs-Compagnie als Appretier angeſtellt geweſenen geſchickten Manne, Gottfried Knoblauch, zu verdanken.

Jetzt auch etwas von den verſchiedenen Gattungen der böhmiſchen Leinen, welche in fremden Ländern gangbar ſind, und dahin verſandt werden. (*)

Daß es der Leinwand mannigfache Arten giebt, habe ich ſchon oben geſagt; und daß dieſe gröſtentheils aus den Schockleinen und Weben, wenn man dieſe von der Bleiche bekommt, mit Rückſicht auf die Eigenſchaft der Waare, wozu ſie taugen, aſſortirt werden; daß man ſie nach ihrer Beſtimmung ſchneidet und appretirt, das ergiebt ſich von ſelbſt. Nun wollen wir ſie aber auch der Reihe nach durchgehen. Den Anfang machen die

Platilles royales; dies iſt eine ſchöne weiß gebleichte Leinwand, die in die Breite fünf oder ſechs Viertel, in die Länge aber 58 Ellen altböhmiſches Maß hält; dieſe wird nach der ganzen Breite zuſam-

(*) Die Namen dieſer Leinwandarten ſind aus dem Vorhergehenden ſchon bekannt, allein, nur nicht als böhmiſche Producte.

ſammen gelegt, mit dunkelblauen, drey Finger breiten Streifen Papier eingebunden, und mit einer ſilbernen Krone bezeichnet. Zu dieſem Sortiment nimmt man gemeiniglich die in der Gegend um Arnau, Petzka, Hohenelb, Trautenau, Nachod und Politz verfertigten Leinen. Die erſte Nummer derſelben im rohen Einkauf fängt etwa bey 7 fl. 30 Xr. im Preiſe an, und ſteigt fortſchreitend bis um einen Drittel auch wohl halben Gulden bis auf 18 fl. Dies iſt ein nach Spanien und Portugall ſehr gangbarer Artikel.

Platilles ſimples auch Boccatillas; ſonſt ſaueriſche Leinwand genannt: halten in die Breite 6 Viertel, in die Länge aber $14\frac{1}{2}$ Elle Prager Maß; werden in kleine Rollen gebunden, und ebenfalls in blaues Papier eingepackt. Von dieſen Leinen werden viele für Negerſklaven in den Colonien der europäiſchen Nationen verbraucht; die Holländer umhüllen damit ihre Leichen. Man nimmt zu dieſer Sorte gemeiniglich geringe Schockleinwand, welche aus mähriſchem Garne verfertiget, weiß gebleicht worden iſt, hernach in $\frac{1}{4}$ Stücke zerſchnitten, und nach obiger Art appretirt wird. Es iſt eine überaus leichte und wohlfeile Waare, die nach oberwähnten Ländern, wie auch nach Holland und Italien, nach Hamburg und anderwärts hin ausgeführt wird.

Bretagnes: hierzu werden die 6 und 7 Viertel breiten Weben, und auch die Schockleinen von leichtem Gewebe, die übrigens ſchön weiß gebleicht, und ins Gewäſſer gemandelt ſind, genommen. Man ſchneidet die Bretagnes in Stücken von $11\frac{7}{8}$ Ellen, läßt ſie in [] oder in Form eines Buchs zuſammenlegen; 125 Stück kommen in eine Kiſte, und vier ſolcher Kiſten werden in ein Collo oder Pack zuſammen einballiert. In

An-

Anſehung der Preiſe richtet man ſich nach der Beſtellung. Die Bretagnes ſind ein nach Spanien und Portugall gangbarer Artikel, der ſeinen Namen daher hat, weil er auch ſehr ſtark aus Bretagne in Frankreich zum Handel kommt. Die deutſche Sorte iſt eigentlich eine Nachahmung der franzöſiſchen, und wird der wohlfeilern Preiſe wegen bey großen Parteyen aus Schleſien und Böhmen über Hamburg und Amſterdam verſchickt.

Gangaletten, auch gefärbte Leinen, Schenkleinen, haben ihren Namen von St. Gall in der Schweiz. Es iſt eine leichte und dünne Leinwand, die in die Breite ſechs und ſieben Viertel, und in die Länge 68 böhmiſche Ellen hält. Sie wird theils roh, theils gebleicht, theils auch gefärbt nach Italien, Spanien und Portugal ausgeführet. Man legt ſie entweder nach der ganzen Breite wie die Platilles, oder auch wie die Roßlinnen, Toiles cavallines, zuſammen. Dieſe Gattung iſt zum rohen Einkauf in der Gegend um Lommitz, Starkenbach und Neupacka zu haben.

Hollandillas nennt man dieſelbe Leinwand; nur iſt dabey der Unterſchied, daß ſolche in Stücke von 10 Ellen zerſchnitten, zuſammengerollt und in blaues oder auch eiſengraues Papier eingepackt wird. Auch dieſe Sorte geht nach Italien, Spanien und Portugal.

Toiles cavallines oder Roßleinen: eine weiß gebleichte $\frac{5}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ tel breite, und 58 Ellen lange Leinwand, ſie wird der Breite nach doppelt zuſammen gelegt, dreymahl gebunden, in dunkelgraues Papier eingeſchlagen, welches mit einem Roß im Schilde, einer Devize, dem Namen der Leinwandhandlung und dergleichen bezeichnet iſt. Man ſchneidet dieſe Sorte in halbe oder Drittel Stücke, je wie es der Beſteller fordert, und bin-

der

det dieſe 2 oder 3 Stücke in ein Papier von gleicher Farbe, als kurz vorher geſagt worden iſt, ein. Die erſte Nummer fängt mit 4500 an, und koſtet im rohen Einkauf von $7\frac{1}{2}$ fl. anzufangen, die Numer um $\frac{1}{4}$ fl. ſteigend, bis auf 22 fl. Auch dieſe Sorte findet guten Abgang in Spanien und Portugal, noch mehr aber in den Seeſtädten Italiens, inſonderheit zu Livorno. Hierzu taugen am beſten die in der Gegend von Friedland, Kratzau, Wildſchütz, Braunau, Politz, Opotſchna und Pottenſtein verfertigten Leinen.

Butzel, heißt man eine weiß gebleichte, ſehr einfache Leinwand, die in die Breite vier und ein halb, oder auch fünf Viertel hält, und in die Länge 58 Ellen. Sie wird nach der ganzen Breite gerollt, und hernach dreymahl gebunden. Der Einkaufspreis fängt an bey $6\frac{1}{2}$ bis 10 fl. dergleichen Leinen werden auch von weißem Garne gewebt, und hernach auf obige Art appretirt. Sie ſind zu haben in der Gegend um Romburg, Zwickau, Krotau, Neuſtadt an der Mettau, Arnau, Nachod und Reichenau; die weißgarnichten findet man allein in der Gegend von Romburg und Zwickau.

Rouennes, ſogenannte Polackenleinwand, iſt inſonderheit zu Segeltüchern brauchbar, hält in die Breite $\frac{3}{4}$tel, und in die Länge 80 Ellen. Dieſe Leinen werden theils in halbe Stücke zerſchnitten, theils im ganzen doppelt gelegt, und eingebunden; ſie gehen häufig über Hamburg nach Spanien und Portugall; wie auch über Trieſt nach Italien. Im rohen Einkauf fängt der Preis bey 10 bis 16 fl. an. Die Gattung wird in der Gegend um Grulich verfertiget. Hierzu gehören auch die Engelsberger $\frac{7}{4}$ breiten, hernach die Frankenſteiner acht Viertel breiten Leinen, die beyde 80 ſchleſiſche

ſiſche Ellen lang, und endlich die Friedländer 6½ Viertel breiten und 70 Ellen langen Leinen.

Choletts; auch ſonſt graue Platilles genannt, haben ihren Namen von einem Ort in Bretagne, wo ſie zuerſt verfertiget ſind. Es ſind faſt dieſelben Leinen wie die Platilles royales, nur mit dem Unterſchiede, daß jene weiß gebleicht; dieſe aber rohe ſilberfarbene oder aſchgraue Leinen ſind, die gleich aſſortirt, vorher ausgeſchweift, und fein gemandelt werden. Die Appretur iſt von gleicher Art, als die der Platilles royales.

Gerlachs: eine wie die Rouennes zugerichtete Leinwand, die in der Breite ſechs Viertel, und in der Länge 70 Ellen hält.

Toiles Matelottes, oder Matroſenleinen, breit acht Viertel, lang 30 Ellen, die weiß gebleicht, dreymahl gebunden, und ohne Papierumſchlag in Kiſten gepackt wird; iſt zu haben in der Gegend von Leutomiſchel und Skutſch. Der Artikel geht nach Hamburg, Holland und Spanien.

Tandems oder dobles Sileſias: heißt man eine weißgebleichte Leinwand, die in der Qualität mit den Roßleinen übereinkommt. Der Unterſchied zwiſchen beyden liegt bloß in der Länge, indem die andere in Stück von 30 Ellen, und in Papier eingebunden wird.

Creas oder ſogenannte Lederleinwand: iſt eine Sorte Leinen, die aus weißgebleichtem Garne verfertiget wird. Es giebt dieſer unterſchiedliche Arten; nemlich fünftehalb und fünf Viertel breite, und 52½ Elle lang; die $\frac{6}{4}$ und $\frac{11}{8}$ breiten halten noch ein Mahl ſo viel, oder 105 Ellen in die Länge. Die erſtern ſind in Form eines Prügels zuſammen gerollt, die andern aber wie ein Buch blattweiſe gelegt, appretirt, und werden hernach in Kiſten eingepackt. Dieſe Waare geht größtentheils

theils nach England, Spanien, Portugall und Italien. Das Sortiment der erſten Gattung differirt um einen Viertelthaler, bey der andern um einen halben. Der Artikel wird bloß in der Gegend um Romburg, Zwickau, Warnsdorf und Georgswalde verfertiget. Die Zittauer, Görlitzer, Löbauer und Budiſſiner, wie auch die Herrnhuter Kaufleute treiben ſchon von uralten Zeiten her einen beträchtlichen Handel mit dieſem Artikel nach auswärtigen Ländern. Auch werden ſolche Leinen größtentheils in der Oberlauſiz verfertiget. Es iſt ein ſehr gutes und dauerhaftes Gewebe; weil das Garn, wovon es gemacht wird, ſchon aus einem feſten und wohl gedreheten Geſpinnſt beſtehen muß; indem es ſonſt die Manipulation in Anſehung des Bleichens und der ſtarken Strapazen, die hierbey vorfallen, nicht aushalten würde. Wenn dieſe Leinwand ſodann aus der Wäſche kommt, wird ſie deſto dichter und lederartiger, weswegen ſie auch den Namen **Lederleinwand** führt.

Glatte Eſtopillas, Baſtancini: heißt man glatte Schleyer, die in der Breite ſechs auch wohl ſieben Viertel und in die Länge 20 Ellen halten. Es werden immer drey Stück ins Viereck gelegt, in Papier eingepackt, zuvor aber ſteif appretirt und blaulicht geſtärkt.

Eſtopillas florettas, auch Eſtopilles fleurets und a'ramage: ſind geblümte, geſtreifte und getüpfelte Schleyer, in Stücken von $13\frac{1}{2}$ Elle geſchnitten, von welchen immer 4 Stück in Papier gepackt werden. Sie werden eben ſo wie die glatten Eſtopillas appretirt. Dieſer Artikel hat eigentlich ſeinen Sitz in Preußiſch Schleſien, zu Hirſchberg, Landshut, Schmiedeberg und Greiſen-

fenberg; die Kaufleute an diesen Orten treiben damit einen ansehnlichen Handel in die Fremde.

In eben dieser Absicht hat der höchstselige König von Preußen alldort die Ausfuhr der lothgarne verboten, und solche Anstalten treffen lassen, daß die Spinnerey verbessert, und zum Verarbeiten für die Schleyer und dergleichen feine Leinen tauglich würde.

Gegenwärtig sind in dem Bidschower Kreise in der Herrschaft Starkenbach

zu Rochliz = 211 Stühle.
= Grulich = 70 —

zusammen 281 Schleyerstühle im Gange. Man hofft mit Grunde, daß sich dieser Manufacturzweig in der Folge noch weiter ausbreiten werde; da die Leute, die der vorbesagten gesponnenen lothgarne gut verarbeiten können, und die böhmischen Weber dazu hinlängliche Fähigkeit besitzen.

Ordinäre böhmische Schockleinwand: hält in die Breite fünf und sechs Viertel, und in die Länge 60 Ellen. Sie wird meistentheils in der Gegend um Reichenberg Gratzau, Friedland, Böhmischaicha, Kleinskal, Neupacka, Arnau, Politz, Reichenau und Opotschna verfertiget. Man bestimmt diese Leinen größtentheils zum Drucken, und es werden dazu jährlich über 70,000 Stück verbraucht. Die Preise derselben steigen von 8 bis auf 18 fl.

Weben: ist der Name einer bekannten Sorte Leinen, die aus wohlsortirtem Garne verfertiget, und hernach schön weiß gebleicht wird. Sie hält in die Breite sechs und sieben Viertel, und in die Länge 72 böhmische Ellen; ist nach Schlesischer Art doppelt gelegt, in die Rundung eingebogen

und dieſe nothwendig ein wohl beſchaffenes Garn erfordert.

In dem an Schleſien angränzenden Gebirge bringen es die Weber zwar in Anſehung der Feine auch ſehr weit; doch ſind ihre Weben ſchon etwas leichter eingerichtet, weil an dieſen Orten ſehr viele Lothgarne geſponnen werden, die man dann oft zum Eintrag bey den feinen Leinwanden anwendet, und dadurch wohl die Feine, aber doch lediglich mit dem klaren Schußgarn erzwingt.

Solche in dem ſchleſiſchen Gebirge aus wohl ſortirten Garnen, und von einem geſchickten Weber verfertigte feine Leinwand, wenn ſie dazu noch ſchön gebleicht und gehörig appretirt worden iſt, kann dreiſt mit der holländiſchen Leinwand den Vergleich aushalten; indem die Holländer auch bey ihren mittelfeinen Leinen, zum Anſchweif der Werft die weſtphäliſchen und braunſchweigiſchen, zum Eintrag aber böhmiſche Lothgarne nehmen. Daher es dann auch geſchiehet, daß wirklich viele, in Böhmen zu Georgswalde und Romburg verfertigte Leinwand für ſchweizeriſches Fabrikat, und die in der Gegend um Starkenbach, Hohelbe und Arnau gewebte Leinen, für holländiſche Waare, wenn eine wie die andere eingerichtet und appretirt wird, verkauft werden.

Die Einrichtung der ſogenannten ſchweizeriſchen Leinwand fordert einen runden, drathartigen, feinen und zugleich ſehr gleichen Faden. Das Gewebe muß ins Gevierte vorgerichtet ſeyn; das will ſagen: der Schuß muß mit den Werften übereinkommen, nemlich: wenn man zur Werft ſechs Stück griffiges Garn nimmt, ſo muß zum Eintrage eben ſo viel Stück griffiges genommen werden: das Gewebe muß im Blattvoll, verhältnißmäßig in Anſehung der Gänge vorgerichtet werden; wo dann der Arbeiter das Schußgarn bey offenem und gleichem

Tritt

Tritt mit drey auch wohl vier Schlägen einträgt. Man arbeitet an dergleichen ſchweizeriſchen Leinen in unterirdiſchen, auf Kellerart eingerichteten Gemächern; weil ſonſt in den trockenen Stuben die feinen Werftgarne reißen würden. Hingegen behalten ſie an einem kühlen und feuchten Orte eher die Zähigkeit im Aufzuge auf dem Stuhle; wie denn auch die an einem ſolchen feuchten Orte verfertigte Leinwand viel dichter wird. Dieſe Eigenſchaft aber läßt ſich in der trockenen Stube, wenn man auch noch ſo fleißig mit der Schlichte den Werft anfeuchtet, doch nicht zu wege bringen.

Die hier gemachten holländiſchen Leinen werden zwar ebenfalls aus feinen ſehr gleichen Garnen verfertiget; allein dieſes Garn hat ſchon nicht die volle und drathartige Rundung; iſt viel lockerer und ſchlaffer, auch nicht ins Gevierte gearbeitet; weil zu dem Eintrage ein ſchwächeres Garn genommen wird, folglich die Leinwand um vieles ſchwächer und linder, aber doch auch feiner ausfällt.

Ob nun gleich die ſchweizeriſche Leinwand in Betracht der gemeldeten Einrichtung viel dauerhafter iſt, ſo behält doch die holländiſche in Anſehung der ſchönen und blendenden Weiße, den Vorzug, und pflegt dem Auge mehr zu gefallen, welches natürlich iſt, da keine dickere Faden auf dünnere einen Schatten werfen.

Sowohl die ſchweizeriſchen, als auch die holländiſchen Webeleinen werden übers Brettchen in einer hölzernen Maſchiene blattweiſe, wie ein Buch, ſo daß man ſie durchaus anſchauen kann, gelegt, und an drey Orten mit rothen oder ſonſt farbigen, ſeidenen ſchmahlen Bändchen gebunden, wie auch gepreßt.

Man verfertiget auch dergleichen Webeleinwand von weißen Garnen, und läßt sie auf obgedachte Art appretiren. Diese fallen aber schon nicht so lichtweiß, als die erstern, aus.

Der böhmische Batist: ist ein sehr feines und zartes, auch schneeweiß gebleichtes Gewebe, das aus extrafeinem und gleichem leinenen Garn bereitet wird, wozu man eigens dazu gebaueten, besonders zubereiteten, linden und klarhaarigen Flachs spinnen läßt.

Die Werfte oder der Schweif muß im Blatte so eingerichtet seyn, daß ein Faden an dem andern fein dicht, gleich und verhältnißmäßig zu liegen kommt, auch sich mit dem Schlusse wohl verbindet.

Die Batiste werden über Sommer, beynahe so wie die Haarlemer Kanten im Winter in ungeheizten Zimmern, um keinen Ofendunst zu leiden, in unterirdischen Gewölben gewebt, weil sonst das feine Garn auf dem Stuhle von der Hitze und Trockenheit alle Augenblicke reißen möchte.

Das Bleichen derselben geschiehet auf dieselbe Weise, wie man beym Bleichen der feinen Leinen in Holland zu verfahren pflegt. Wegen der zarten Feine dieser Gewebe wird aber ungleich mehr Behutsamkeit dabey erfordert; denn der feine Batist darf nicht anders, als mit den Händen bearbeitet werden, und dies geschiehet bey den übrigen leinen mit der Walke.

Ueberhaupt werden die meisten Batiste in Frankreich und England, vorzüglich in Flandern, Artois, Picardie und Hennegau verfertiget, wovon schon im Art. Leinwand geredet worden, und die Oerter, wo der rechte Sitz dieser Weberey ist, sind Troyes in Champagne, Valenciennes, St.

Quen-

Quentin, Cambray und Rysſel. Auch zu Nivelles in den öſterreichiſchen Niederlanden wird gute Waare dieſer Art gemacht. Die verſchiedenen Gattungen der Batiſte unterſcheidet man in Linons, Toilettes, Claires, Cambrays und ſo weiter.

Die Valenciennifchen Batiſte ſind ⅞ des franzöſiſchen Stabs breit und 12½ Stab lang. Sie gelten von 24 bis auf 200 livres nach ihrer Güte und Feine.

Claires oder Cambrays ſind etwas weniger dicht gewebt; aber übrigens von gleicher Länge und Breite. Sie gelten von 40 bis auf 200 livres.

Dergleichen ¾ und ⅞ breite, von 28 bis 200 livres im Preiſe.

Geblümte Linons, in Länge, Breite und Preiſe, wie die Claires.

Zu St. Quentin in Piccardie werden inſonderheit folgende Artikel im Batiſtfache verfertiget:

⅞ breite Batiſte in Stücken von 12 Stab oder Päckchen, wo 2 halbe Stück zu 6 Stab, oder 6 Stück zu 2 Stab eingepackt ſind, die man Coupons heißt.

Dergleichen von 15 Stab Länge, eben ſo gelegt und eingeſchlagen.

Glatte Linon-batiſte-claire, ⅞ Stab breit und 13 bis 15 Stab lang.

Dergleichen ¾ breite, 14 bis 15 Stab lang.

Dergleichen ⅞, ¾, und ⅝ breite, 15 Stab lang.

Linons-batiſte-claire, glatte, auch geſtelfte, mit kleinen broſchirten Muſtern, nach Art der Muſſeline, mit großblumigen Deſſeins, oder wie man es hier heißt: a'ramage, ¾ breit, und 14 bis 15 Stab lang u. ſ. w.

Die Batiſte von Cambray ſind von derſelben Art wie die von Valenciennes. Gegenwärtig aber hat Böhmen in dem Bidſchower Kreiſe zu Starken-

bach, und in dem Königgrätzer, zu Grulich überhaupt auch schon 181 Stühle zu Batistleinwand.

Schocke: so heißt man die von weißen und indigblauen leinenen Garnen mit Streifen oder gitterförmig gewebten Leinen, die in die Breite $\frac{5}{4}$, $\frac{6}{4}$ und $\frac{7}{4}$, in die Länge aber 60 Ellen halten; diese werden um Reichenberg, wie auch in der Herrschaft Böhmischaicha Bunzlauer Kreises, und zwar in den sogenannten Siebendörfern, Langebruck, Herzmaniz, Saskal, Dörstel u. s. w. verfertiget.

Dergleichen Schocke von weißen leinenen und türkischrothen Garnen, in obiger Breite und Länge, werden viele im Leutmeritzer Kreise um Romburg, Ampach und Schluckenau, wie auch im Bunzlauer Kreise in der Gegend von Krottau, Friedland und Gratzau verfertiget.

Bunte Schocke aus leinenem gefärbten Garne, zum Theil mit Seide durchschossen, und oberwähnter verschiedenen Breite, auch der nämlichen Länge, werden viele gemacht in den Herrschaften Romburg, Schluckenau, Ampach und böhmisch Kamnitz.

Auch solche leinene Tücher werden in vorgedachten Gegenden von verschiedener Qualität verfertiget. Der Preis des ganzen Dutzend fängt bey 24 Xrn. an, und steigt bis auf 18 fl.

Gradel heißt man Gewebe von allerley gefärbten Garnen, theils bloß von leinenen, theils mit Seide vermischt. Sie halten in der Breite $\frac{7}{8}$, in der Länge 60 Ellen nach böhmischem Maaß; fangen im Preise bey ohngefähr 15 fl. an, und steigen bis auf 36 hinauf. Der Artikel ist auch in den vorbesagten Oertern in Menge zu haben.

Schachwitz oder Zwillich, so zu Bett- und Tischzeugen dienlich ist, wird nach allerley Mustern gemacht. Es wird dergleichen nicht nur an den gedachten Orten, sondern auch im Bunzlauer Kreise

in

in der Herrschaft Böhmischaicha, Reichenberg, Grafenstein und Friedland; im Bidschower Kreise zu Wildschütz, Schurtz, Hohelbe, Langenau und Arnau; und hernach im Königgrätzer Kreise, zu Trautenau, Freiheit, Politz, Opotschna und Pottenstein verfertiget.

Bey Romburg zu Warnsdorf und Jörgenthal wird der feinste Schachwitz zu Tischzeugen verfertiget, an dem die Servietten und Tafeltücher mit ordentlichen Randformen, nach Art der gezogenen Waare geziert sind. Man macht den Artikel hier in vorzüglich gutem Geschmack und von artigem Ansehen.

Dieses Gewebe unterscheidet sich in der Bearbeitung von der Leinwand dadurch, daß das erstere mit mehreren Schemmeln oder Tritten, die Leinwand aber nur mit zwey Schemmeln gearbeitet wird.

In dem Dorfe Waltersdorf in Sachsen, welches hart an der böhmischen Gränze liegt, werden sehr viele und sehr feine Schachwitzwaaren verfertiget, auch manches hiervon nach Böhmen eingebracht.

Gezogene Tischzeuge oder leinene Damaste zu Tisch- und Bettzeugen dienlich. Mit diesem schönen Manufacturzweige hat der verstorbene Commerzialpräsident Graf Chamree auf seiner Herrschaft Pottenstein im Königgrätzer Kreise, Böhmen zu erst beschenkt. Sein Nachfolger im Amte, der Graf Joseph Kinski, hat jedoch eigentlich den Grund gelegt; dieser Herr hat die besten Kunstweber aus Sachsen ins Land gezogen, und die Manufactur auf seiner Herrschaft Birgstein durch Einrichtung einer Anzahl sehr kostbarer Stühle so zu Stande gebracht, daß hier das Fach auf Fabrikfuß betrieben wird. Sobald zu dieser Weberey

seine Unterthanen abgerichtet
der Graf diese Stühle unter sie
läßt von denselben als Verlage
tigen Waaren abnehmen.

Diesem folgt der Rombe
Anton Salomon, welcher viele
zogener Waare anlegte, und d
mehreren Jahren verlegte ein
Staat wegen seines patriotischen
mit er die inländische Leinenmanu
ten und empor zu bringen gesu
zu danken hat. Dieser würdige
dieser Gegend zu einem erben
swärts den Grund gelegt, a
ickten zwey Söhne angezogen.

Der selige Joseph Stolle z
geschicktesten Kunstweber, un
den gedachten Stühlen zu
Mann ließ es sich viele
die schöne Manufac
tand zu bringen, un
so gut, daß er dergle
en landesherrlichen
remde königliche und
Er nahm Bestellu
ebe, wenn darein F
amenezüge oder was
rde, eingewirkt werd
in bestimmter Zeit so
wenn das Muste
besuchte auch mit
er die Wiener Mä
ig überraschte. T
men seine Söh
echtschaffenhei
d sich sowohl i

allerley leinenen und baumwollenen Geweben, als auch in der Handlungswissenschaft so ausgebildet haben, daß sie unter den geschicktesten Fabrikanten und ordentlichsten Kaufleuten Böhmens oben an stehen.

Ich fürchte mich nicht, die Wahrheit zu beleidigen, wenn ich sage: daß die Gebrüder Stolle zu Warnsdorf, in Ansehung der Fabrikatur von gezogenen Tischzeugen mit den sächsischen Kunstwebern zu Schönau zu wetteifern im Stande sind, und daß Böhmen alle Ursache hat, auf Männer dieser Art stolz zu seyn.

Was aber nun die eigentliche Verfertigung der Leinwand betrifft, so wird hierzu das rohe Garn gebüket, ausgewaschen, getrocknet, und alsdann gespulet. Bey den Leinwebern geschiehet dieses Spulen mittelst der Winde (Figur 4490), und des Spulrades (Figur 4491) auf Bobinen oder großen hölzernen Spulen; (Figur 4492), und wenn er eine ziemliche Anzahl derselben gespulet, so schreitet er zum Kettenscheren. Hier muß ich aber noch anführen, daß diejenigen Garnwinden, welche man in der Haushaltung gebraucht und von welchen die Hausmütter ihr Garn abspulen, zum Theil anders als der Leinweber Winden gestaltet sind, eben so wie auch die Spulräder, von welchen in besondern Artikeln gehandelt wird.

Beym Scheren der Kette, oder beym Aufziehen, werden so viele große Spulen, als man nöthig erachtet, in beyden Abtheilungen der Scherlade, oder Scherlade auf eiserne Drahtstifte gesteckt, wie die Figur 4493 zeigt, und der Scherrahmen Figur 4494 in gehörige Stellung gesetzet. Alsdann nimmt der Weber von jeder Bobine den Faden, und zieht ihn durch eins der Löcher des

Lesebretts, Figur 4495, so daß durch jedes Loch ein Faden gezogen ist. Die Bobinen sind auf der Scherlatte so vertheilt, daß auf jeder Seite die Hälfte der Bobinen steckt. So müssen auch die Faden in den Löchern des Lesebretts stecken, daß auf jeder Seite gleich viel Faden sich befinden. Alsdann nimmt er jede Hälfte der Faden des Lesebretts, vereiniget sie durch einen Knoten, und hängt über den einen Nagel des obern Querholzes am Scherrahmen, so daß die eine Hälfte der Fäden unter dem Nagel, und die andere über dem Nagel zu liegen kommt, nimmt das Lesebrett mit den darin befindlichen Faden in seine rechte Hand und fängt an zu scheren.

So wie er mit dem Faden von dem einen Nagel an die Stelle, wo die zwey Nägel stecken, kommt: so hält er stille und fängt die Faden auf die beyden Nägel, (nach der Sprache des Professionisten zu reden) an, einzulesen; das ist, er nimmt mit dem Zeigefinger zwey Faden von der ersten Reihe des Lesebrettes, und legt sie dergestalt kreuzweise über die beyden Nägel, daß ein Faden oberwärts über dem einen Nagel, und unterwärts des andern Nagels, der andere Faden unterwärts des ersten Nagels, und oberwärts des zweiten zu liegen kommt, und fährt damit paarweise mit den andern Fingern fort, bis er alle Faden auf solche Art auf die Nägel eingelesen hat; doch so, daß niemahls zwey Faden zugleich auf einen und denselben, auch nicht zwey Faden zugleich unter einen und denselben Nagel kommen, weil sonst beym Weben nicht ein Faden um den andern, wenn die Schäfte gezogen werden, sich heben würden. Doch gehet es bey einfarbigen Sachen, als Leinwand oder welche keine Muster haben, wohl noch eher an, wenn zwey Paar zusammen kommen; welches man

alsdann Schwestern heißt, als bey solcher Kette, wo ein Muster ist, weil solches sogleich das Muster verunstalten würde. Wenn er also oben die Faden eingelassen hat, so fähret er mit dem Scheren fort, bis an das unterste Querholz. Doch muß das Scheren so geschehen, daß ein Umgang um den Scherrahmen nicht neben den andern dicht an zu liegen kommt, sondern in einer Entfernung, weil sonst, indem die Menge aufgeschoren wird, eine Verwirrung unter den Faden entstehen würde. Soll die Kette eine bestimmte Länge haben, so zählet er die Umgänge um den Scherrahmen das erste Mahl herunter; und da jeder Umgang gemeiniglich fünf Ellen hat, so merkt er sich gleich auch, wie viel Mahl er um den Scherrahmen scheren muß, bis er seine bestimmte Länge hat.

Nun ist noch die Frage, wie er die bestimmte Breite beym Scheren wissen kann? Dieses kann er auf folgende Art. Er hat gemeiniglich 20 Bobinen auf seiner Scherlatte, wenn er einfarbiges Zeug schiert. Soll nun die Leinwand anderthalb Ellen breit seyn, so muß das Blatt, das er zu solcher Kette braucht, 40 Gänge haben. Ein Gang besteht aus 20 Riethstiften, und also auch aus doppelt so vielen Faden, weil der Leinweber zwischen jedem Riethstifte des Blattes zwey Faden zieht. Da er nun allemahl 20 Faden schiert, so hat er herauf und herunter einen Gang zu seinem Riethblatt. Er muß also zu einer $\frac{6}{4}$ breiten Kette 40 Mahl herunter und herauf scheren, so hat er die gehörige Breite seiner Kette; und so nach Verhältniß bey andern Breiten.

Beym Herunterscheren, nachdem er oben die Faden eingelesen hat, hat er weiter bis an das unterste Querholz nichts zu beobachten. Daselbst legt er die Faden über die beyden Nägel desselben,

ben, alſo, daß die Hälfte davon unterwärts, und die andere Hälfte oberwärts der Nägel zu liegen kommt. Sobald er wieder mit dem Faden oben an das Querholz kommt, ſo muß er das Einleſen wieder beobachten, und zwar dergeſtalt, daß, anſtatt wenn herunter geſchoren wird, mit dem Zeigefinger angefangen werden muß, alsdann, wenn herauf geſchoren wird, mit dem Daumen umgekehrt die Faden eingeleſen werden müſſen. Denn, wenn dieſes nicht beobachtet würde: ſo würden die Faden nicht in gehöriger Ordnung kreuzweiſe auf die Nägel zu liegen kommen, ſondern die erſten zwey Faden, welche von unten auf eingeleſen werden, würden mit den letzten von oben herunter eingeleſenen eine Lage erhalten, und ſich alſo eine ſogenannte Schweſter ereignen. Daher iſt es nothwendig, wenn von oben rechts eingeleſen wird, daß von unten auf links eingeleſen werden muß.

Zu merken iſt, wenn er einmahl herunter geſchoren hat, ſo zeichnet er ſich jeden Umgang mit Röthel. Dies nennt er die Schmitzen zeichnen, (in Mecklenburg und der Prignitz, auch andern Gegenden, wo die Hauswirthe in ihren Häuſern durch Mädchen die dann Knäbſchen heißen, die Hausleinwand weben laſſen, ſagt man: den Schwanzſchmitzen) damit er beym Weben der Kette allemahl weiß, wie viel er gearbeitet hat.

Dieſes iſt nun die Art und Weiſe, wie der Leinweber eine einfarbige Kette ſchiert, wo keine andere Farben darunter kommen. Ganz anders aber muß er verfahren bey dem Scheren einer Kette, zu welcher verſchiedene Farben gebraucht werden. Z. B. wenn ein roth und weiß geſtreiftes Muſter verfertigt würde, welches aus einem Streif

von

von 10 weißen, 2 rothen; 10 weißen, 2 rothen; 10 weißen, 6 rothen; 10 weißen, 36 rothen; 4 weißen und wieder 36 rothen, zusammen aus 126 Faden, bestehen soll, so ist hier nun die Frage, wie er alle diese Streifen bey dem Scheren in gehörige Ordnung bringt.

Der Professionist verfährt damit auf folgende Art: er hat hierzu eine andere Scherlatte, welche in ihren Hälften wieder in zwey Theile getheilt ist, so daß jeder Flügel derselben zwey Reihen Rollen oder Bobinen fassen, und also vier Reihen Bobinen darauf stecken können. Er nimmt 10 Rollen weißes Garn, und steckt sie in einer Reihe herunter, auf die Hälfte des einen Flügels der Scherlatte, darin 2 Rollen rothes Garn, und auf die andere Hälfte desselben Flügels wieder 10 Rollen weiße und oben 2 Rollen rothe. Diese 24 Rollen Faden werden die vier breitesten weißen und die drey kleinen schmahlen rothen Streifen bilden, wie die Folge zeigen wird. Nun nimmt er 9 Rollen rothes Garn und 2 Rollen weißes auf die eine Hälfte des andern Scherlattenflügels, nnd wieder 9 Rollen rothes Garn auf die andere Hälfte des zweyten Flügels der Scherlatte, diese werden die zwey breiten rothen, und die eine schmahle weiße Streifen bilden.

Jetzt fängt er an zu scheren, und zwar dergestalt: Zu jedem Flügel der Scherlatte hat er ein besonderes Lesebrett: er zieht die Faden des einen Flügels, worauf die vielen weißen Rollen stecken, durch ein Lesebrett, auf eben die Art, wie bey einer Leinwandkette; auf beyden Seiten des Ausschnittes (*) gleich viel Fäden, bindet solche in zwey Theile

(*) Die gewöhnlichen und zweckmäßigsten Lesebretter haben in der Mitte einen Ausschnitt, auf dessen beyden Seiten die

Theile zuſammen, und legt ſie über den hölzernen Nagel des obern Querholzes am Scherrahmen; fänget an zu ſcheren, lieſet die Faden über die Nägel oben eben ſo ein, als wie bey der gewöhnlichen leinwandkette; ſchieret bis an das unterſte Querholz, und leget ſolche auch um die dort befindlichen Nägel. Nun hat er von dem Muſter einen weißen, einen kleinen rothen; ferner einen weißen Streifen, und den halben rothen von 6 Faden. Jetzt ſchiert er von unten wieder hinauf, und wenn er eben an die Nägel gekommen iſt, ſo ſchürzt er die drey rothen Faden beym Einleſen um, daß ſolche mit den ſchon von oben herunter geſchornen drey rothen Faden zuſammen kommen, und alſo die Streifen von ſechs rothen Faden bildet. Er nimmt nämlich dieſe drey rothen Faden beym Einleſen mit den Fingern alſo, daß ſie, wenn er die Hand umdrehet, an die drey Faden, welche ſchon darauf ſind, heran kommen, und mit einander ſich vereinigen. Alsdann reißt er die Faden ab, bindet ſie an den einen Nagel des Oberquerbrettes an; die Faden in dem Leſebrett bindet er gleichfalls zuſammen, damit ſolche ſich nicht verwirren.

Jetzt hat er ſein halbes Muſter einmahl geſchoren, nämlich vier weiße und drey kleine rothe Streifen: denn herunter geht die Hälfte, und herauf geht der andere Hälfte des halben Muſters. Nun nimmt er den Kloben von der Scherlatte, wo der vorhin rothen Faden darauf befeſtigt: ziehet die Faden eben ſo durch ein anderes Leſebrett, als das erſtemahl,

Die Muſter verſchieden ſind, nachdem die Faden geſchoren. Dies ist der Figur nach gegenwärtig Leinwand mit einer Kreuzſtreife, und es ist ein dichter zur man bey der Damastweberey auf dem Stuhle gebräuchlich gebrauchte. Auch der Schürzenzeug ist auf dem Stuhle gebildet, welchem man einen durchgehenden Schürzenfaden nennet, und wovon ehemahlen eine Elle gegen 4 Pfennige bezahlet wurde.

erſte, bindet ſolche auf die Hälfte zuſammen, ausgenommen die zwey weißen Faden, welche unter den rothen Rollen ſind, die er beſonders zuſammen bindet, leget auch ſolche nicht mit auf die Nägel des obern Querholzes, ſondern läßt ſie im Leſebrett noch hängen; ſchieret die rothen Faden herunter, und wieder herauf, und nun hat er den rothen Streifen von 36 Faden.

Wenn er nun wieder herunter ſcheren will, ſo legt er die im Leſebrett beſonders noch hängenden zwey Faden, auch über den Nagel des Ober-Querholzes, lieſet ſie mit dem andern ein, und ſchiert ſie mit herunter, alsdann wieder herauf, und ſtürzt die zwey weißen Faden beym Einleſen auf oben beſchriebene Weiſe um, zu den erſten zwey Faden, damit ſolche zuſammen kommen, und die ſchmahlen weißen Streifen bilden können.

Jetzt iſt das ganze Muſter einmahl geſchoren. Der Weber muß deshalb dieſe Faden wieder abreißen, und um den Nagel zuſammen binden, alsdann die erſten Flügelrollen der Scherlatte aufſcheren, und mit beyden Seiten auf eben die Art verfahren, wie ſchon gedacht iſt, und damit ſo lange fortfahren, als bis er die Breite ſeiner Kette, welche er ſchon berechnet, erreicht hat.

Wenn die Kette fertig geſchoren iſt, ſo nimmt er ſolche von dem Rahmen ab, und ſteckt unter die kreuzweiſe liegenden Faden, anſtatt der Nägel, zwey Schnüre durch, und bindet ſie ſo zuſammen, daß die Faden ihre Lage eben ſo behalten, wie ſie eingeleſen ſind. Denn eben dieſe Lage verurſacht, daß beym Weben, wenn ein Fußſchämel getreten wird, der eine Faden mit ſeinem Schaft in die Höhe, und der andere herunter gehet. Er wickelt ſolche auf einen Knäuel,

und

und ziehet durch das unterſte Ende auch eine Schnur, daß ſolche ſich nicht verwiret. Nunmehr nimmt er die Fitzruthe, (*) ſteckt ſolche durch die Kette, da, wo ſie mit einer Schnur zuſammen gebunden geweſen, welche er heraus genommen hat, nimmt den Riethkamm, nachdem er das Obertheil davon abgenommen hat, und leget immer einen halben Gang (ſind 20 Faden) zwiſchen einen Nagel deſſelben, und breitet dadurch die ganze Kette ſo wohl in dem Riethkamm, als auch auf der Fitzruthe aus, worauf dieſe in den Einſchnitte des Oberbaums gelegt wird.

Es ſind ſowohl dieſer Einſchnitt, als auch dieſe Ruthe nöthig; denn ſonſt würde man die aufzuwickelnde Kette auf dem Oberbaum nicht wohl mit dem Ende befeſtigen können. So aber da die Kette mit ihrem einen Ende auf dieſer Ruthe aufgeſtochen iſt, und ſelbige in den Einſchnitt des Oberbaums genau paßt, liegt das Ende der Kette darin auch recht feſt, und kann ſich gut aufwickeln laſſen.

Nun nimmt der Leinweber den Tiehknittel, (**) bindet ſolchen mit dem einen Stricke an einen Zahn der Scheibe des Oberbaums, (welchen man ſonſt auch den Garnbaum nennt), und mit dem an einen andern Zahn derſelben, drehet an ſelbigen die Scheibe mit ihrem Baume um, und wickelt zugleich die Kette mit auf. Dieſes nennt er aufgebäumet. Alsdann nimmt er zwey dünne

(*) Die Fitzruthe iſt ein dünner runder Stab, der ſich in den Einſchnitt des Oberbaums einpaſſen läßt. Auf dem Lande nennt man dieſes Inſtrument bloß den Stock.

(**) Dieſer iſt ein ſtarker Knüttel, woran an jedem Ende ein Stock iſt; bey ganz einfachen Weberſtühlen aber hat der Oberbaum an der rechten Seite der webenden Perſon nur zwey ſich durchkreuzende größere Löcher, durch welchen ein Knüttel geſteckt, und ſo der Baum umgedrehet wird.

dünne Schienen, und ſteckt ſolche, nachdem er die Bänder los gemacht hat, in die kreuzweiſe neben einander liegenden Faden, daß ſolche über und unter denſelben zu liegen kommen, als ſie über den beyden hölzernen Nägeln an dem Scherrahmen lagen.

Jetzt ſchreitet er zum Andrehen der Kette folgender Geſtalt. Wenn hier die Rede vom Andrehen iſt, ſo verſteht man dadurch, daß der Profeſſioniſt nicht die Mühe haben darf, die Faden der Kette durch die Augen der Schäfte (auch Häfeln und Häfken genannt,) zu ziehen, ſondern er hat ſich dieſer Mühe auf dieſe Art überhoben: Er hat beſtändig ein altes Stück Kette in ſeinen Schäften, ſo daß die Faden derſelben zu den Augen der Schäfte heraus hängen; daher, wenn er ſein Stück fertig hat, ſo bleibt dieſes alte Stück Kette beſtändig in den Schäften und dem Kamme, welches zuſammen gewickelt, und ſo lange weggeleget wird, bis der Leinweber wieder ein ſolches Stück Leinwand zu Weben erhält, welches gerade die Breite hat, und eben ſo fein iſt.

Er macht alſo, wenn er eine neue Kette anrichten will, die Schäfte von ihrer Waage los, ſpannt das alte Stück Kette auf den Unterbaum, (oder Leinbaum; Leinenbaum; Leinwandbaum; Linnenbaum, plattdeutſch Linn'n Boom) aus, ſetzet ſich vor die Schäfte in den Stuhl, und fängt an, die Faden der neuen Kette mit den Faden der alten Kette zu vereinigen; auf ſolche Art: er nimmt die zuſammengebundenen Faden der neuen Kette, die aus einigen Gängen beſtehen, läſſet und ſchneidet ſolche aus einander, nimmt die zwey erſten Faden, welches die Kante, Ecke oder Egge der Leinwand wird, und drehet ſolche mit den Fingern an die zwey erſten Faden der alten Kette,

Er weiß mit ſolcher Fertigkeit das Andrehen zu bewerkſtelligen, daß ſolches nicht los gehet. Daß er aber das erſte Mahl zwey Faden andrehet, geſchiehet deswegen, weil die Kante beym Weben mehr auszuſtehen hat, als die andern Faden. Alsdann drehet er einen Faden nach dem andern an ſein altes Stück Kette bis zu dem andern Ende der Breite, wo er wieder zwey Faden nimmt. Man ſieht wohl leicht ein, welcher großen Mühe der Profeſſioniſt hiebey überhoben iſt. Denn, wenn dieſer Vortheil nicht wäre, ſo müßte er alle Faden ſeiner Kette durch die Augen der Schäfte ziehen, welches ihm viele Zeit nehmen würde.

Iſt er aber ſolches genöthiget zu thun, ſo werden die Faden der Kette der Geſtalt durch die Augen der Schäfte gezogen, daß der erſte Faden durch das Auge des einen Schaftes, und der andere Faden durch das Auge des zweiten Schaftes gezogen wird, und ſo weiter alle einer um den andern.

Wenn der Leinweber nun ſeine Kette oben beſchriebener Weiſe angedrehet hat; ſo ziehet er zwey Faden durch jeden Zwiſchenraum zweyer Riethſtifte des Riethblattes, und ſo die ganze Kette durch, nimmt das **Lindetuch**, (*) woran an einem Ende Schleifen von Schnüren ſind, die über eine dünne Ruthe gehen, welche eben ſolche iſt, wie beym Oberbaume, und im **Unter-** oder **Leinenbaume** eben ſo als jene Ruthe zur Be-

(*) Dieſes iſt ein Stück Leinwand etwa zwey Ellen lang, welches an beyden Enden mit Stöcken verſehen iſt, die eingenähet ſind. Dieſe Stöcke dienen dazu, daß der eine in den Leinenbaum gelegt werden könne, und der andere an das alte Stück Kette, woran die neue gedrehet wird, mit Stricken feſt gebunden werden kann, um die Kette anzuſpannen. Dies Linnentuch, welches gewöhnlich nur ſchmahle Sackleinwand iſt, kann zu aller Art von Geweben gebraucht werden.

Befestigung der Kette, in den Einschnitt des Oberbaums gelegt wird. Hat er nun diese Ruthe in dem Unterbaum, und dessen Einschnitte befestigt, so wickelt er diesen um, damit er die Kette anspannen kann, und zwar so weit, bis dieser die ganze Kette in einem gewissen Grade anspannet. Jetzt kann er den Riethkamm abnehmen, und nun ist er mit der Einrichtung seiner neuen Kette bis zum Schlichten fertig. Er legt alsdann die Schienen in seiner Kette zurecht, steckt noch eine dritte Schiene zwischen die beyden, und fängt an zu schlichten.

Nach dem ersten Bande des Schauplatzes der Preussischen Zeugmanufacturen von Herrn Jacobsson, S. 32, hat nähmlich der Weber von Weitzenmehl einen dünnen Brey gekocht, nimmt eine große Bürste mit langen Borsten, welche aber nicht zu steif seyn müssen, spannt die Kette vermittelst des Umdrehens des Unterbaums aus, dergestalt, daß solche steif liegt, tunkt die Bürste in die Schlichte, und fähret damit auf der Kette auf und nieder, sowohl ober- als unterwärts, läßt wieder etwas von dem Oberbaume ab; wickelt das Geschlichtete auf den Unterbaum, und fähret damit so lange fort, bis die ganze Kette geschlichtet ist. Alsdann wickelt er sie wieder auf den Oberbaum auf, und spannt sie vermittelst des Unterbaumes gehörig zum Weben auf, befestiget die Wage mit seinem Quer- und Fußschämel an den Rahmen, und nun ist die Kette zum Einweben bereit. —

So viel wie ich aber von dieser Procedur weiß, verhält es sich damit ganz anders: 1) Die Schlichte wird nicht gekocht, sondern das Mehl wird nur mit kochendem Wasser eingerühret, wo-

bey man sich sehr in Acht nimmt, daß keine Klöße darin bleiben. Die Masse muß so steif seyn, daß ein Löffel beynahe darin steht. Nun stellet man die Masse zum Gähren hin, wodurch sie wieder dünner wird. Je länger sie gestanden hat, desto besser ist sie zum Gebrauche. Einige Weber auf dem Lande machen etwas Urin unter die Schlichte, wornach sie schneller in Gährung geräth. Zu grober Leinwand nimmt man feines Rockenmehl; zu feiner Leinwand aber feines Weizenmehl, und, wenn es die Weber können, so gießen sie ein wenig saure Sahne mit unter, damit die Faden nicht zu spröde werden. Zu der Schlichte der allerfeinsten Leinwand aber nimmt man statt des sonstigen Mehles, Stärke, oder noch lieber, Brühe von Kalbsfüßen. Leim darf der Weber aber nicht nehmen, weil solcher der Leinwand an der Weiße hinderlich ist. Wieder andere Leinweber nehmen auch wohl statt der sonstigen Schlichte, grüne oder schwarze Seife. Diese ist bey feiner Leinwand in dieser Art vortheilhaft anzuwenden, indem man dadurch schon eine Bükke ersparen wird. Grobe Leinwand läßt sich damit aber nicht gut schlichten, weil die Seife den losen Faden nicht Festigkeit genug giebt. Der Leinweber fordert von seinen Kunden stets Mehl oder Stärke und Fett zum Schlichten, welches sie ihm auch darreichen müssen; wollen sie dies aber nicht, so geben sie Seife.

2) Es wird nicht die ganze Kette mit einem Mahl geschlichtet, sondern etwa nur eine länge von drey Ellen, so daß das geschlichtete Garn, nur allenfalls einmahl um den Oberbaum gehet. Würde er die ganze Kette mit einem Mahl schlichten, so würde das unterste Garn auf dem Oberbaume, un-

unterdeß, daß das Garn abgewebt würde, entweder stocken, oder so zusammen kleistern, daß er die Faden nicht wieder in Ordnung bringen könnte, oder, sie würden auch zu spröde werden. Denn, er muß im Sommer, wenn es stark trocknet, noch immer häufig vorschlichten.

3) Die Bürsten, womit der Weber schlichtet, werden schon unter dem Nahmen Schlichtbürsten gekauft. Sie haben oben über dem Holze einen ledernen Riemen, wodurch die Hand zur mehreren Festhaltung gesteckt wird. Niemahls aber schlichtet der Weber mit einer Bürste, sondern, er hat in jeder Hand eine, und fähret mit der einen oben über der Kette, vom Kamme bis zum Baume, sobald er mit dieser am Baume ist, und damit zurück gehen will, führt er die andere Bürste unterwärts vom Kamme bis zum Baume hin, so verfährt er mit beyden Bürsten wechselsweise oben und unten, bis er allen Faden Schlichte gegeben hat. Dann, um die Faden recht glatt zu machen, setzt er beyde Bürsten, eine oben über der Kette, und die andere unter derselben so zusammen, daß sie die Faden gefaßt haben, und so zieht er auch zuletzt noch die Kette über vom Kamme an bis zum Oberbaum.

4) Wenn geschlichtet wird, so werden die Scheiden, (das sind diejenigen breiten Stäbe, welche die Faden der Kette in Ordnung halten,) nach dem Kamme hingezogen; sonst sind Gewichte daran, von denen sie hinten an dem Baume zurück gehalten werden.

Auch muß ich hier noch eines Aberglaubens gedenken, den die Weber und Weberinnen auf dem Lande, wohl auch die Hausmütter, welche

von Dienstboten weben lassen, bey dem Aufziehen haben. Sobald sie die Kette aufgebäumet haben, sind sie eiligst beschäftigt, den Riethkamm oder Reihkamm, sobald als möglich zu öffnen und ihn aus der Kette zu ziehen; indem sie glauben, je länger sie mit diesem Geschäft zögern, desto länger werde die Leinwand auf dem Stuhle bleiben. — —

Daß man aber den Aufzug oder die Schierung eine Kette nennet, hat den Grund, weil das Garn, oder die Gänge alsdann, wenn man sie von dem Scherrahmen abnimmt; wie eine Kette zusammen geschlungen wird, damit sich die Faden nicht verwirren können.

Auf dem Lande sind beym Aufbäumen der Kette gewöhnlich vier Personen. Eine führt den Reihkamm, damit das Garn in gehöriger Breite auf den Baum komme, zwey Personen drehen den Baum, und eine Person hält mit aller Macht die Kette, so daß alle Faden gleich stark angehalten werden, und dieses nennt man den Schwanz halten. Eben diese Person, welche den Schwanz hält, sitzt hinten am Weberstuhle, wo der Oberbaum ist, und die Kette geht, nachdem der Kamm und die Schäfte oder Häfeln abgenommen, über den Brustbaum unterwärts durch, bis hinten zum Stuhle wieder hinaus, wo derjenige, welcher den Schwanz hält, ihn auch so lange fest halten muß, bis er mit seinen Armen nicht weiter kommen, und das letzte Ende der Kette nicht mehr fest halten kann.

Wenn die Kette auf den Baum gebracht ist, so schreitet der Professionist zum Weben selbst. Ist es nur Leinwand von einer Farbe, so braucht

er

er auch nur einen Schützen oder ein Schiff, welches die plattdeutschen Leinweber: Schonspool nennen. Hierzu sind besondere kleine Spulen nöthig, welche von gewöhnlichem Schilfrohr verfertiget werden. Man schneidet nähmlich die Rohrhalme in lauter Endchen, etwa einen Finger lang, und zwar so, daß aus jedem Schusse einige Spulen werden. Knoten von dem Rohr müssen aber nicht in der Spule seyn, weil diese nicht durchlöchert sind; eine solche kleine Spule zeiget die Figur 4496. Wer seine Spulen aber recht gut haben will, bewickelt sie auf beyden Enden entweder mit dünnem Pechdrahte oder gewächstem Zwirne, damit sie nicht aufplatzen, wenn sie etwas fest auf die Spille gesteckt werden. Um das Garn auf diese Spulen zu bringen, bedient man sich entweder eines Spulrades, welches alsdann eine besonders dazu erforderliche Spille hat, die hervorragt, und vorn immer dünner ausläuft, damit alle Gattungen von Rohrspulen aufgesteckt werden können, indem sie des verschiedenen Wuchses der Rohrhalmen wegen nicht gleich dick seyn können, folglich auch einige weitere Löcher haben als andere. Bedient man sich in Ermangelung eines Spulrades aber eines Spinnrades zum Spulen dieser Art, und man hat keine besondere Spille zu diesen Spulen, so nimmt man die Spule aus dem Flügel und spannt diesen nun ordentlich ein, als wenn gesponnen werden sollte. Um aber nun eine Spille zu erhalten, worauf man die kleine Spule steckt, so schneidet man sich von Holz dergleichen. Dies muß also ein Stöckchen seyn, ohngefähr eine Spanne lang, das an einem Ende etwas dick ist und nach dem andern Ende hin spitziger zuläuft. An dem dicken Ende wird ein runder Zapfen geschnitten, und diesen paßt

unterdeß, daß das Garn abgewebt würde, entweder ſtocken, oder ſo zuſammen kleiſtern, daß er die Faden nicht wieder in Ordnung bringen könnte, oder, ſie würden auch zu ſpröde werden. Denn, er muß im Sommer, wenn es ſtark trocknet, noch immer häufig vorſchlichten.

3) Die Bürſten, womit der Weber ſchlichtet, werden ſchon unter dem Nahmen Schlichtbürſten gekauft. Sie haben oben über dem Holze einen ledernen Riemen, wodurch die Hand zur mehreren Feſthaltung geſteckt wird. Niemahls aber ſchlichtet der Weber mit einer Bürſte, ſondern, er hat in jeder Hand eine, und fähret mit der einen oben über der Kette, vom Kamme bis zum Baume, ſobald er mit dieſer am Baume iſt, und damit zurück gehen will, führt er die andere Bürſte unterwärts vom Kamme bis zum Baume hin, ſo verfährt er mit beyden Bürſten wechſelsweiſe oben und unten, bis er allen Faden Schlichte gegeben hat. Dann, um die Faden recht glatt zu machen, ſetzt er beyde Bürſten, eine oben über der Kette, und die andere unter derſelben ſo zuſammen, daß ſie die Faden gefaßt haben, und ſo zieht er auch zuletzt noch die Kette über vom Kamme an bis zum Oberbaum.

4) Wenn geſchlichtet wird, ſo werden die Scheiden, (das ſind diejenigen breiten Stäbe, welche die Faden der Kette in Ordnung halten,) nach dem Kamme hingezogen; ſonſt ſind Gewichte daran, von denen ſie hinten an dem Baume zurück gehalten werden.

Auch muß ich hier noch eines Aberglaubens gedenken, den die Weber und Weberinnen auf dem Lande, wohl auch die Hausmütter, welche

er auch nur einen Schützen oder ein Schiff, welches die plattdeutschen Leinweber: Schonspool nennen. Hierzu sind besondere kleine Spulen nöthig, welche von gewöhnlichem Schilfrohr verfertiget werden. Man schneidet nähmlich die Rohrhalme in lauter Endchen, etwa einen Finger lang, und zwar so, daß aus jedem Schusse einige Spulen werden. Knoten von dem Rohr müssen aber nicht in der Spule seyn, weil diese nicht durchlöchert sind; eine solche kleine Spule zeiget die Figur 4496. Wer seine Spulen aber recht gut haben will, bewickelt sie auf beyden Enden entweder mit dünnem Pechdrahte oder gewächstem Zwirne, damit sie nicht aufplatzen, wenn sie etwas fest auf die Spille gesteckt werden. Um das Garn auf diese Spulen zu bringen, bedient man sich entweder eines Spulrades, welches alsdann eine besonders dazu erforderliche Spille hat, die hervorragt, und vorn immer dünner ausläuft, damit alle Gattungen von Rohrspulen aufgesteckt werden können, indem sie des verschiedenen Wuchses der Rohrhalmen wegen nicht gleich dick seyn können, folglich auch einige weitere Löcher haben als andere. Bedient man sich in Ermangelung eines Spulrades aber eines Spinnrades zum Spulen dieser Art, und man hat keine besondere Spille zu diesen Spulen, so nimmt man die Spule aus dem Flügel und spannt diesen nun ordentlich ein, als wenn gesponnen werden sollte. Um aber nun eine Spille zu erhalten, worauf man die kleine Spule steckt, so schneidet man sich von Holz dergleichen. Dies muß also ein Stöckchen seyn, ohngefähr eine Spanne lang, das an einem Ende etwas dick ist und nach dem andern Ende hin spitziger zuläuft. An dem dicken Ende wird ein runder Zapfen geschnitten, und diesen paßt

man in das kleine Loch hinein, welches die Flügelspille hat, und wodurch beym Spinnen der Faden geht. Steckt diese Spille fest, welche nun nach dem Spulenden hin, vor dem Spinnrade hervorragt, so steckt man eine Radschnur darauf, und sie geht nach Maßgabe ihrer Größe entweder weiter hinauf, oder bleibt auch mehr zurück. Da nun das Garn manches Mal in Knäuel gewickelt ist, manches Mal auf den Bobinen sich befindet, und manches Mal auch in Form der Gebinden ist, so muß man noch Rücksicht nehmen, in welcher das Garn ist, um die Radschnur [illegible] Garn, so darf die Radschnur nicht [illegible].

Diese [illegible] Seite [illegible] auf einem [illegible] Seite, an [illegible] klare Luft, und an der gerade [illegible] gehängt, und [illegible] Stücke Garns in den Schwefel [illegible]. Hernach nimmt man [illegible] Garn [illegible], zieht jeden Faden [illegible] durch Dreyer, und ordnet [illegible] an Stäben. Die Stäbe [illegible] darauf [illegible] legt. Um [illegible] zu [illegible] nicht zu [illegible], so darf man die Garne nicht zu [illegible] machen, das heißt, nicht zu viel Garn darauf nehmen lassen, damit jeder in der Ausspannung des Schirres sich nicht drängte. Der Faden wird durch ein kleines Loch, welches von der Seite in das Schirrchen hinein geht, gezogen, und da die Seite leicht umdreht, so wickelt sich der Faden bey jedem Schusse auch leicht ab.

Soll nun gewebt werden, so setzt der Professionist, oder Weber, oder Weberinn mit einem Fuße den einen Schemel, welcher vermöge der Schnure, oder Hasen einen Theil des Aufzuges in die Höhe, und den andern nieder zieht, wodurch alle Fäden einer um den andern, wechselsweise

weise in die Höhe und nieder gehalten werden, wodurch eine regulaire Spaltung der Kette entsteht; und alsdann wirft er durch diesen Spalt der Kette das Schiffchen, in welchem sich der Faden von der Spule abwickelt. Hat er mit dem rechten Fuße den Schämel nieder getreten, so muß er auch mit der rechten Hand durchschießen; so wie das Schiffchen hindurch fliegt, fängt er es mit der linken Hand auf, setzt den Daumen auf die Spule, damit sie nun nicht rund läuft, und keinen längern Faden abwickelt, als er haben will, alsdann zieht er den Faden etwas an, damit er gerade wird, und wenn er ehrlich weben will, so schlägt er mit der lade und dem darin befindlichen Riethblatte einmahl, aber nicht zu stark an. Nun tritt er mit dem linken Fuße den linken Schämel, und da sich nun die Faden der Kette kreuzen, so ist der Einschußfaden von dem Faden der Kette umschlungen; um aber doch dem Schusse mehrere Festigkeit zu geben, so schlägt er jetzt noch zwey Mahl an, hält mit dem linken Fuße den linken Schämel noch nieder, und schießt nun mit der linken Hand das Schiff wieder durch. Hat er es mit der rechten Hand aufgefangen, so verfährt er gerade so, wie oben gesagt worden, bis die Leinwand fertig ist.

Es ist unmöglich, diese Profession so genau zu beschreiben, daß ein ganz Unkundiger sich daraus so belehren könne, um diese Profession zu lernen, weil noch so mancherley kleine Handgriffe vorhanden sind, die bey allem dem oft genau beobachtet werden müssen, um ordentliche Leinwand zu produciren, welche man durchaus selbst sehen, ja, wobey man selbst Hand anlegen muß, um sich nur eine richtige Idee von der Sache zu machen.

Hat der Leinweber nun ohngefähr so viel gewebt, daß das Sperrholz, oder die Sperr-Ruthe (welche weiter hin näher beschrieben werden soll,) angebracht werden kann, so befestigt er sie auf der Leinwand, damit sie immer in gehöriger Breite bleibt. Diese Befestigung geschieht dadurch, daß die Sperrruthe so lang gemacht wird, als die Leinwand breit seyn soll, darauf steckt er die an jedem Ende der Ruthe sich befindenden kleinen Spitzen in die Eggen der Leinwand, und hält sie dadurch stets in gleicher Breite ausgedehnt. So wie er nun etwas wieder gewebt hat, rückt er auch mit der Ruthe vorwärts Darauf glättet er das Gewebte mit einem Knochen oder andern Instrumente.

Wenn er ein Stück gewebt hat, und wieder etwas vom Oberbaume zum Weben ablassen will; so zieht er an der Schnur, welche an dem Ende der Klinke ist, die auf die Zähne der Scheibe faßt, womit der Oberbaum versehen ist, und welche ihn in der Lage fest hält, in welcher er sich befinden soll. Durch den Zug aber springt die Klinke von den Zähnen ab, und läßt, so lange man die Schnur anhält, dem Oberbaume freyen Willen, rund zu gehen und Kette abwickeln zu können. Sobald der Weber nachläßt, springt die Klinke wieder ein, und der Oberbaum wird fest gehalten. Einige Weberstühle haben aber keine solche Klinke, sondern es ist der Oberbaum an der Seite, wo sich sonst die Scheibe befindet, durchlocht, in diesen Löchern steckt ein Stab, welcher bis zum Sitze des Webers zur Seite des Stuhles hinreicht, wo er auf einer Leiste ruhet.

Die Kette wird dadurch, daß der Oberbaum etwas nachgelassen wird, sehr schlaff, er

dreht

drehet daher den Unterbaum, auf welchem ſich die gewebte Leinwand befindet ſo lange um, bis die Kette ihre gehörige Spannung wieder hat, ſchlichtet auch allenfalls, wenn es nöthig thut, und webt weiter. Zerreißt ein Faden von der Kette beym Weben, ſo hat der Leinweber gemeiniglich über den Schäften ein Paar kleine Rollen mit Faden hängen, womit er die geriſſenen Faden wieder ergänzen kann.

Auf die jetzt beſchriebene Art verfährt der Leinweber bey Verfertigung gewöhnlicher Leinwand, in welcher keine Streifen und Muſter ſind. Da es nun aber ſehr leicht möglich iſt, daß in dieſer jetzigen Beſchreibung des Leinenwebens manches noch nicht deutlich genug vorgetragen worden, ſo will ich hierüber dasjenige anführen, was der Herr D. und Prof. Jung in ſeinem Verſuche eines Lehrbuches der Fabrikwiſſenſchaft, Nürnberg 1785. S. 525 fgg. ſagt.

Die Feinheit der Leinwand beruhet auf der Feinheit der Faden und der guten Bleiche; zur Kette und zum Einſchlag ſollen die Faden gleich fein, das iſt, die Stränge müſſen aus einem Pfunde von gleicher Länge ſeyn. Die Stärke oder Feſtigkeit aber beruhet erſtlich auf der Feſtigkeit der Faden, und zweitens auf das dichte Gewebe; der Faden wird feſt, wenn der rohe Stoff gut iſt, und gehörig geſponnen wird; das Gewebe wird feſt, wenn das Riethblatt ſo eng iſt, daß ſich die Kettenfaden gedrängt an einander ſchließen, und wenn der Weber die Einſchlagfaden recht gut einſchlägt.

Wenn eine Hausmutter Leinen für ſich machen läßt, ſo ſieht ſie nicht immer ſo genau darauf, ob gerade Einſchlag und Kette gleich ſey; aber die Fabriken, die auf den Kauf arbeiten, ſollen darauf ſehen, und müſſen daher auch geſetzmäßig beſtimmte Haſpel haben. Die erſte Arbeit des Webers beſteht darin, daß er die Garnſtränge auf große Spulen oder Bobinen ſpult; dieſe ſind ohngefähr ¾ Fuß lang, und die Scheibe an jedem Ende hat etwa 3

Zoll

Zoll im Durchmesser; eine solche Bobine wird auf eine eiserne Spille gedrang angeschoben, die an einem Ende einen Wirbel hat, um welchen eine Schnur geht, die um eine Scheibe gezogen ist, vermöge welcher man also die Bobine in einen geschwinden Umlauf versetzen kann. Der Garnstrang liegt dann um eine Garnwinde, deren Structur bekannt genug ist; man spult auf jede Bobine etwa ein Stück.

Der Leinweber, als Handwerksmann betrachtet, der nur einzeln für sich um Lohn arbeitet, läßt dies Spulen von seiner Frau und Kindern verrichten; (*) in Fabriken aber, (**) wo alles im Großen betrieben wird, da ist eine Spulmaschiene sehr nützlich; ich habe eine vortreffliche gesehen, die ich hier beschreiben will, sie spulte 20 Bobinen auf einmahl: Auf einem langen Gerüste, wie ein Tisch gestaltet, etwa 4 Fuß breit, und 20 lang, standen am vordern langen Rade, der Länge nach, 21 Pfostchen; zwischen diesen 20 Bobinen, jede mit ihrer besondern Spindel und Wirbel; die Spulen lagen nicht parallel neben einander, sondern alle in einer Linie.

Unter dem Tische, unter diesen Pfostchen, und Bobinen her, lag eine eiserne runde Stange, diese hatte für jede Bobine ein Scheibchen mit einer Schnur, die um den Wirbel ging, sie ruhete hin und wieder auf Gabeln, damit sie sich nicht biegen, oder schwanken konnte, und war etwa einen Zoll dick; an einem Ende hatte sie einen Drilling, unter diesem ein Stirnrad, welches durch eine uhrförmige Einrichtung mit einem schweren Gewichte herum getrieben wurde; allein, dies könnte auch durch Menschen oder Pferde geschehen.

Jetzt

(*) Viele Hausmütter überlassen dieses Geschäfte nicht dem Leinweber, sondern sie leihen sich allenfalls solche Bobinen, wenn sie keine haben, und spulen selbst mit den Ihrigen das Garn darauf. F.

(*) Der Herr Professor Jung scheint keinen Unterschied zwischen Fabrik und Manufactur zu machen; — da ich ihm aber wörtlich folge, so werden die Leser hier unter dem Worte Fabrik stets das Wort Manufactur verstehen, welches eigentlich auch hier gebraucht werden müßte. Man wird darüber in dem allgemeinen Artikel Manufactur, die längst bekannten Gründe, und den Unterschied zwischen Fabriken und Manufacturen finden. F.

Jetzt ist begreiflich, wie alle Bobinen herum getrieben werden konnten, auch wie man bey immer fortwährender Bewegung der Maschine, eine Bobine stille setzen konnte, wenn etwa ein Faden zerbrochen war; hinter den Bobinen standen die Haspeln mit den Strängen, für jede Bobine ein Haspel oder Garnwinde. Damit aber auch jeder einzelne Faden auf der Bobine hin und her geführt, und dieselbe ganz überspult werden möchte, so lag nahe hinter den Spulen, zwischen diesen und den Haspeln eine Leiste auf dem Tische, diese hatte für jede Bobine einen in die Höhe stehenden eisernen Draht, oben mit einem Auge versehen, durch welches der Faden zur Spule geleitet wurde.

Wenn also diese Leiste, oder Leitstange hin und her geschoben wurde, so mußten auch die Faden auf den Spulen hin und her aufgewickelt werden; dies hin und her führen geschah durch folgende Einrichtung: An dem Ende der Leitstange, wo das Stirnrad der Maschine ist, hatte sie einen Schuh langen Arm, welcher an derselben horizontal, hin und her beweglich war; dieser Arm lag mit dem Ende auf einem Stifte, auf einer horizontal liegenden Scheibe, welche wenn sie herum ging, die Stange nothwendig hin und her führen mußte; um diese Scheibe gieng eine Schnur, seitwärts über ein Paar Röllchen hinab, und unten um einen Wirbel an der Stirnradaxe; so wie dieses also herum gieng, so führte es die horizontale Scheibe noch langsamer herum, und diese führte also die Leitstange hin und her. Es ist aber wohl zu merken; daß der Stift, der die Leitstange führt, genau eine halbe Bobinen Länge, vom Mittelpunct der Scheibe entfernt seyn müsse.

Das Spulen auf Bobinen ist um des Scherens der Kette willen nöthig, welches die erste Arbeit des Leinwebers ausmacht, wenn er das Garn in Stücken erhält: Auf dem Webstuhle müssen so viele Kettenfaden nahe an einander liegen, als die Breite der Leinwand erfordert, folglich müßte man eben so viele Bobinen als Kettenfaden haben; das ist aber wegen der Menge derselben nicht thunlich; folglich nimmt man nur eine gewisse Anzahl Faden, oder Spulen, gewöhnlich 20, steckt sie auf die Scherlatte in zwo

Reihen

nug seyn, uns wider alle Fährlichkeit — zu schützen, ohne daß wir nöthig hätten, uns ängstlich nach noch mehreren Kreuzen umzusehen, die sogar zum Theil viel kosten? — — — Ich fahre weiter fort in der Beschreibung der Weberey des Hr. Prof. Jung.

Wenn das Einlesen geschehen ist, so hält der Weber das Scherbrett in der einen Hand, und mit der andern faßt er alle Faden zusammen, und legt sie in einer schneckenförmigen Windung um die Schergiebe, die er langsam herum drehet; die Umgänge sollen ohngefähr ¾ Fuß von einander entfernt seyn. Wenn er nun unten an die Mittelstifte der Endlatte kommt, so legt er die 20 Faden über den ersten Stift her, unter dem zweiten hin, über denselben wieder zurück, und nun unter dem ersten her, so entsteht auch hier eine Durchkreuzung, aber nicht der Faden, sondern der Umgänge. Dieses Gelese ist auch nothwendig, um die Kette der Ordnung nach, auf dem Weberbaum aufwickeln zu können.

Nun drehet er die Schergiebe wieder rückwärts, und legt die Faden auf die vorigen; wenn er oben an die Mittelstifte kommt, so liefet er wieder ein, legt dann die Faden um den Anfangsstift, liefet wieder ein, und scheret nun wieder herunter. So scheret er immer auf und ab, bis er so viel Faden auf einander gelegt hat, als die Breite des Tuchs erfordert. 20 Faden heißen ein halber Gang, 40 Faden ein ganzer Der Weber berechnet die Breite des Stücks nach den Gängen, 40 Gänge auf anderthalb Ellen breit ist schon ein feines Tuch, 20 Gänge ein grobes.

Ehe er die Kette von der Schergiebe abnimmt, müssen die Gelese unterbunden werden, sie würden sonst wieder auseinander fallen, daher schiebt er einen Bindfaden an jedem Gelese, vorn an einem Stift hinein, zieht ihn hinten heraus, führt die Enden hinten am andern Stift hinein, und vorne wieder hinaus, so ist das Gelese zwischen den beyden Enden des Bindfadens, diese bindet man nur zusammen, so ist es verwahrt. Dann fängt man oben an, nimmt die Kette von den Mittelstiften, macht eine Schlinge darein,

greift

greift mit dem Arm dadurch, und zieht eine neue Schlinge durch die erſte, dann wieder mit dem Arme durch die zweyte, und macht die dritte u. ſ. w. So wird die Kette in lauter Schlingen gezogen, und dadurch gegen das Verwirren geſichert.

Das Aufbäumen, oder Wickeln der Kette auf dem Garnbaum iſt die dritte Arbeit. Man nimmt das unterſte Ende der Kette, führt es hinten unter dem Garnbaum der Länge nach durch den Stuhl, vorn um den Bruſtbaum, wieder rückwärts durch den Stuhl zum Garnbaum, und hier durch den Riethkamm; dieſer beſteht aus zwo Latten welche parallel anderthalb Zoll weit von einander entfernt ſind, zwiſchen beyden Latten ſind Pfälchen (Stifte) drey bis vier Linien von einander; dieſer Pfälchen oder Stifte ſind ſo viel als das Stück Gänge hat, (*) nun ſteckt man einen Stab durch die Augen des untern Geleſes, vertheilt die Garngänge über dieſen Stab hin, ohngefähr in der Breite, die das Tuch bekommen ſoll, legt dann dieſen Stab mit dem Garn in die Falte des Garnbaumes, und ſteckt Pfälchen darüber her, (? — Wenn der Baum ein Mahl umgedreht iſt, ſo iſt das Garn ſonſt ſchon feſt,) ſo iſt die Kette an dem Garnbaum befeſtiget.

Darauf legt man den Riethkamm vor dem Garnbaum her, hebt die oberſte Latte ab, und legt nun einen Garngang nach dem andern zwiſchen ſeine zwey Pfälchen, wenn das geſchehen iſt, ſo befeſtigt man die Latte wieder auf dem Kamm, welcher von einem Mann gehalten wird, ein anderer hält unten die Kette gedrang an, damit ſie feſt aufgerollet werde, ein dritter drehet mit einem, durch ein Loch im Garnbaum geſteck-

(*) Bey uns hat der Leinweber nur einen Reih- oder Rieth-kamm, der ſo breit iſt, als ſein Stuhl und in dieſem kann er ſowohl 70, als auch nur 16 Gänge ziehen. Da nun dieſer Kamm bloß dazu dient, daß das Garn auch auf dem Baume in gehöriger Breite gewunden werde, ſo wird die Kette, z. B. bey grober Leinwand von 16 Gängen, dennoch in dem Reihkamm ſo vertheilt und ausgebreitet, daß die Breite der Leinwand heraus kommt. Man ſchlägt in dieſer Hinſicht einige Zwiſchenräume in dem Kamme über, und lenkt alsdann den Reihkamm immer hin und her, damit keine Lücke in Hinſicht des Garnes auf dem Baume entſtehe.

verſtehen — ſo handeln ſie doch höchſt unrecht, dem wißbegierigen Unkundigen falſche Ideen von einer Sache beyzubringen — und bloß aus dem Grunde, weil ſie nur Lehrer derjenigen Sachen ſeyn wollten, die ſie nicht verſtanden. So glaube ich auch hier mit vieler Wahrſcheinlichkeit behaupten zu können, daß der Herr Profeſſor Jung in dieſem ſeinem Vortrage den eigentlichen Kamm, welcher auch das Blatt genannt wird, die Schäfte oder Häfeln und den Rieth- oder Reihkamm, nicht allein in Hinſicht des Zweckes eines jeden Individuums, ſondern vorzüglich auch in Abſicht der Namen verwechſelt. Deshalb habe ich im Vorigen ſchon die rechten Benennungen in Klammern eingeſchloſſen beygefügt, verſchiedenes andere aber durch Anmerkungen zu erläutern geſucht. Ich fahre aber noch etwas in Herrn P. Jungs Beſchreibung fort.

Wenn alle Faden der Ordnung des Geleſes nach, durch die Kämme (Schäfte) geführet worden, ſo müſſen ſie auch noch durch das Riethblatt gezogen werden; dies geſchieht abermahls mit den Häckelchen, ſo daß immer zwey Faden zugleich zwiſchen zwey Riethſtiften durchgehen; wenn das geſchehen iſt, ſo befeſtigt man alle Faden an einem Stabe, nach der Breite des Tuchs, dieſen Stab hängt man an zwey Stricke, dieſe über den Bruſtbaum unten an den Tuchbaum (Leinwandbaum, im Platten Linnenboom,) um die Kette damit zu ſpannen, bis man ſo viel gewebt hat, daß man das Tuch ſelbſt an dem Tuchbaum befeſtigen kann.

Wenn man ein Stück bis ans Ende gewebt hat, ſo bleibt immer ſo viel von der Kette übrig, als der Raum vor dem Riethblatt bis hinter die Kämme (Schäfte) beträgt, das nicht gewebt werden kann, folglich ſchneidet man vor dem Riethblatte das Tuch ab, ſo daß noch etwas von demſelben am Garne bleibt, und läßt nun den Ueberreſt der Kette (den Drumm) in den Kämmen (Schäften) und dem Riethblatt

blatte hangen. (*) Ein Weber, der alle Gattungen Tuch einmahl gewebt hat, der hat auch von jeder Sorte einen Drumm, folglich hat er nach dem Aufbäumen der Kette weiter nichts zu thun, als die Faden der Kette nach einander an die Faden des Drumms anzuknüpfen, und damit er weiß, welchen Drumm er zu gegenwärtigem Gewebe wählen muß, so steht die Anzahl der Gänge auf dem Riethblatte angeschrieben, oder eingeschnitten, er nimmt alsdann einen, der so viel Gänge hat, als die neu aufgebäumte Kette.

Das Weben selber, oder die fünfte Arbeit ist nun leicht zu begreifen; die zween Schämel werden um einander getreten, bey jedem Tritt wird mit der Hand das Schifflein, welches in der Mitte in einer Höhlung das Spülchen mit dem Einschlagsfaden enthält, durch die Spaltung geschossen, dann wieder getreten, und nun mit der Lade wieder vorgeschlagen. Die Momente des Tretens, des Durchschießens, und des Schlagens folgen so auf einander: 1) der Tritt, 2) der Schuß, 3) wieder der Tritt, dann 4) der Schlag; dann wieder 1) der Durchschuß, 2) der Tritt, dann 3) der Schlag. Der Schlag muß immer geschehen, wenn die Kette wieder aufs neue zum künftigen Schuß getreten ist, und sich vor dem letzten Einschlagsfaden gekreuzt hat.

Hier wird man wieder eine Verschiedenheit finden. Ich habe oben gesagt, daß der Leinweber, so wie er durchschossen, einmahl anschlägt; dieses Anschlagen hat eben keinen unmittelbaren Einfluß auf den so eben durchgeschossenen Faden, sondern einen wesentlichen und mittelbaren Einfluß auf den kurz vorher durchgeschossenen, da wenn der letzt durchschossene Faden durch einen Schlag stärker in die sich kreuzenden Kettenfaden hineingetrieben wird, diese natürlicherweise den vori-

(*) Hier hat der Herr Professor den Stock vergessen, dessen ich oben gedacht, welcher mit eingewebt werden muß, damit man künftig sogleich die Breite der Leinwand habe. Dieser eingewebte Stock wird mit dem Kamme und den Schäften weggelegt. F.

gen Durchschußfaden desto fester umschlingen müssen, wodurch also auch eine feste Leinwand entsteht. Wird aber nach der Angabe des Hrn. P. Jung verfahren, so läßt sichs denken, daß die Leinwand sehr lose nur werden müsse. Ich will hiermit aber keinesweges behaupten, daß die Leinweber nicht auch so weben sollten; im Gegentheil glaube ich, daß solches sehr häufig geschehe, indem solches mehr schafft, und sie auf diese Weise ihr Tagelohn höher bringen, auch mehr von dem Einschlage alsdann zurück behalten können.

Von dem Schlichten redet der Hr. P. Jung nur bloß am Ende in einer Anmerkung, und sagt, daß man beym gebleichten Garne saure Milch zur Schlichte nimmt.

Wenn der Leinweber aber gestreifte oder gewürfelte Leinwand machen will, so verfährt er in vieler Hinsicht ganz anders. Ich habe im Vorhergehenden, da ich von dem Schieren oder Aufziehen redete, schon die Art und Weise angegeben, wie gestreifte Zeuge aufgezogen werden; denn da dies z. B. roth und weiß ist, wie ich annahm, und die Streifen zum Einschlage eben so wie die der Kette werden sollen, so muß der Weber auch mit zwey Schützen weben, und hier schon mehr Aufmerksamkeit anwenden, als bey der vorigen Arbeit. Da nun die erste Streife des angegebenen Musters aus zehen weißen Faden in der Kette bestand, so muß er auch mit dem weißen Garne den Anfang machen, und eben so viel weiße Faden einschießen. Alsdann nimmt er das Schiff mit dem rothen Garn, läßet das mit dem weißen so lange liegen, und schießt zwey Mahl durch; alsdann kommen wieder die zehen weißen, und so fährt er wechselsweise, um eben so viel

Faden

Faden von jeder Farbe, als die Kette hat, einzuschließen, fort, und beobachtet auch stets dieselbe Ordnung der Streifen.

Man hat aber auch Ketten von mehreren Farben; z. B. weiß, roth, blau, gelb, u. d. gl. Wenn nun das Muster so beschaffen ist, daß Kette und Einschuß gleich seyn sollen, so muß der Weber eben so viel Schützen zum Einweben haben, als er verschiedene Farben hat, und verfährt auch eben so, wie kurz vorher angegeben worden. Ist aber die Kette nur von verschiedenen Farben, und der Einschlag ist weiß, so braucht er auch nur ein Schiff, wie bey gewöhnlicher Leinwand. Ist aber die Kette einfach, und nur bloß der Einschlag gestreift, so verfährt er dabey, wie mit der gestreiften Kette. Sind Kette und Einschlag gestreift, so wird die Leinwand gewürfelt oder rautenförmig, und da alle Mahl so viel Faden von jeder Farbe zum Einschlage kommen als auch der Aufzug davon enthält, so werden die Rauten fast die völlige Gestalt größerer oder kleinerer Quadrate erhalten. Soll die Leinwand bloß in der Länge gestreift seyn, so befinden sich die beliebigen Farben auch nur bloß in dem Aufzuge; will man hingegen die Streifen in der Breite haben, so ist die Kette einfarbig, und bloß der Einschuß hat die beliebigen Farben, womit abgewechselt wird.

Man sollte glauben, daß der Leinweber bey allen diesen verschiedenen Einschüssen der gefärbten Faden, zählen müsse, damit er das rechte Verhältniß seines Musters heraus brächte. Allein, dies geschieht nicht; ein geübter Weber hat es durch die Erfahrung schon am Augenmaße, und hat nicht nöthig, solches erst durch das Zählen zu erfahren. So viel versteht sich aber von selbst, daß

ein Lehrling, oder der noch keine große Uebung und Erfahrung hat, es so lange durch das Zählen bewerkstelligen muß, bis er endlich durch längere Erfahrung und Uebung sich solcher Mühe auch überheben kann.

Ob ich gleich den Artikel **Leinweber** noch anführen muß, so wird es hier doch nothwendig seyn, von dem **Weberstuhl, Leinwandstuhl**, oder **Tau**, wie er auch von einigen genannt wird, etwas zu sagen. Die Figur 4497 stellet solchen mit dem darauf sitzenden Weber vor. Es besteht der Weberstuhl aus den **Wänden** oder **Seitenhölzern**. Der **Brustbaum** liegt unterhalb der Brust des Webers, welcher auf der **Sitzbank** sitzet; und auf diesem Baume wird die fertige Leinwand unterwärts über den **Streichbaum** hinabgeführt, und zwar auf den **Leinwandbaum** (**Unterbaum**), welcher sich ganz unten befindet, um welchen die fertige Leinwand gewickelt wird. Der **Streichbaum** befindet sich unterhalb der Kammlade, macht für die Füße des Webers Platz, und über ihn zieht sich alles fertig gewordene Gewebe auf den Leinwandbaum, dessen beyde Enden, mit Zapfen versehen, in die Seitenbretter des Stuhles gehen. Der Zapfen zur rechten Seite steckt in einer hölzernen Baumscheibe, deren Umkreis eiserne Zähne hat, in die eine eiserne Klinke eingreift, die seine Spannung erhalten muß.

(An einigen Unterbäumen befindet sich ein eisernes Stirnrad, und außerdem vier Heber, womit man das Rad, also auch den Baum umdrehet.)

Man drehet diese Scheibe mit dem vier bis sechsarmigen Haspel um, so oft etwas Leinwand fertig ist, indem man immer mit der Sperrruthe vorwärts gegangen ist, sobald etwas gewebt worden

den ist. Der Garnbaum oder Oberbaum ist der hinterste am Stuhle, von dem ich schon beym Aufbäumen der Kette geredet habe, welcher die Kette aufwickelt. Bey einigen Weberstühlen hat der Zapfen dieses Baumes auch ein hölzernes Rad, mit neun viereckigen Holzzähnen, die in eine schiefe Klinke eingreifen, und die Kette mit Gewalt aufgewickelt erhalten. (*) Man läßt den Baum um einen Zahn los, wenn man die Klinke an einer Schnur aufziehet, dadurch gehet etwas mehr Kette dem Weber in die Hände.

Die Kammlade ist der schwebende Rahmen, mit dem man die Faden des Einschlages anschlägt, sie hängt an einer Walze, die an jedem Ende einen eisernen Zapfen hat, und jeder Zapfen bewegt sich wieder in einer eisernen Pfanne, deren es verschiedene giebt, damit die Kammlade nach Befinden der Umstände näher an dem Weber, oder weiter von ihm gehenkt werden könne. Die Kammlade umfaßt das Blatt, (den Kamm oder das Riethblatt genannt), welches von den Blattbindern aus spanischem Rohr, oft aber auch nur aus deutschem Schilfrohr verfertiget wird. Der untere Theil der lade, welchen die Weber das Scheit nennen, giebt dem Fluge der lade beym Anschlagen den Schwung.

Die zwey Schäfte oder Hefeln sind zwey senkrecht stehende Reihen von Zwirnschnüren, die

(*) Ich habe im Vorigen schon angeführt, daß der rechte Zapfen des Oberbaumes manches Mahl auch einen dicken Knopf hat, mit welchem er in seiner Falze fest liegt, und welcher durchlöchert ist — und daß in diese Löcher ein Stock gesteckt wird, der den Baum, also auch die Kette in gehöriger Spannung erhält; so wie ich auch angeführt habe, daß dieser Oberbaum zuweilen ein eisernes Stirnrad hat, in dessen Zähne eine eiserne Klinke faßt, die mittelst einer Schnur losgelassen wird, und von selbst wieder einfällt.

verschiedentlich zusammengeschleift sind, welche Schleifen man Augen nennet. Sie werden oben und unten von geraden Stäben ausgespannt gehalten. Wenn die Schäfte gut seyn sollen, so wird der Zwirn dazu mit Oelfirniß gesteift. Durch die Augen der Schäfte gehen die Kettenfaden, und damit man die Kette gehörig zertheilen könne, um mit dem Schiffe hindurch schießen zu können, so hängen die zwey Schäfte an Schnüren oder Riemen über zwey Rollen, und unten sind sie wieder mit Riemen an den zwey Tritten befestiget, mittelst welcher sie wechselsweise in die Höhe oder herab gezogen werden.

Die Schienenruthen spalten die Kette in obere und untere Kettenfaden, oder in zwo Hälften, davon die eine durch die Augen des einen, die andere durch die Augen des andern Schaftes geführet wird, und folglich, nachdem mit dem einen Fuß getreten ist, die Kette für das Schiff spaltet und offen hält.

Die Sperrruthe oder der Spannstock ist gewissermaßen ein zusammengeschobenes Lineal, oder vielmehr ein Doppellineal, davon das eine ausgezackt ist, damit man es verlängern und verkürzen kann, bey welcher Gelegenheit man die daran befindlichen Schleifen von Bindfaden über die Zakken hängt. Am Ende sind eiserne Stifte in der Spannruthe, womit in dem Rande der Leinwand eingefaßt wird, damit sie stets so breit bleibe, als die Ruthe lang gemacht ist. Man rückt immer damit weiter, so wie man etwas gewebt hat.

Das Schiff über der Schütze, oder auch die Schoßspule genannt, hat beynahe die Gestalt eines Kahnes. Bey Geweben von groben Faden ist es manches Mahl beynahe eine Spanne lang. Je

fei-

feiner die Gewebe sind, desto kleiner und zierlicher sind auch die Schiffe.

So einfach die Wohnungen der Otaheiten sind, eben so einfach und dem milden Klima angemessen ist ihre Art sich zu kleiden. Sie bedienen sich hierzu einer Art von Zeugen, oder vielmehr Matten, die sie auf folgende Art zubereiten. Sie haben dreyerley Gattungen davon, und es wird solches aus der Rinde dreyer verschiedenen Bäume verfertigt, nemlich aus dem chinesischen Papier-Maulbeerbaum, dem Brodfruchtbaum, und einem Baum, der dem westindischen Feigenbaum gleich sieht. Das feinste wird aus dem Papier-Maulbeerbaum, den sie hier Aouta nennen, gemacht. Dieser Zeug wird besonders von vornehmen Leuten getragen, und nimmt unter allen Farben die rothe am liebsten an. Die zwote Gattung, die bey weiten nicht so fein ist, wird aus dem Brodfruchtbaum, der Oroo genennt wird, verfertigt, und meistens von gemeinen Leuten getragen. Diejenige Gattung endlich, die aus einem Baum, der dem Feigenbaum ähnlich, und dem dunkelbraunen Papiere gleich ist, ist ganz grob und rauh. Ob sich dieses gleich nicht so sanft, als jenes anfühlt, so ist es dennoch das schätzbarste, weil es das Wasser aushält, welches die zwo andern Gattungen nicht thun. Die vornehmen Standespersonen tragen dieses Zeug des Morgens, ehe sie sich in Staat setzen. Weil sie von den oben genannten Bäumen den Zeug zu ihren Kleidungsstücken nehmen; so halten sie sehr genau darüber, daß alle diese Bäume in gehöriger Menge angepflanzt werden, insonderheit der Maulbeerbaum, mit welchem der größte Theil des angebauten Landes besetzt ist, weil dieser, nachdem er zwey bis drey Jahre gewachsen ist, zur Verfertigung

tigung des Zeuges nicht mehr gebraucht werden kann. Am besten ist er zu diesem Behuf, wenn er dünne, gerade, hochstämmig, und ohne Zweige ist. Daher pflegen sie auch die Blätter und Sprossen, welche unten am Stamme ausschlagen, sehr sorgfältig abzupflücken, und wenn er kleine Zweige treibt, solche abzuschneiden.

Das aus diesen drey Bäumen verfertigte Tuch ist zwar von einander unterschieden; allein die Zubereitung ist demohngeachtet bey dem einem, wie bey dem andern. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, so ziehet man sie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige, und hauet alsdann die Wurzeln und Kronen ab. Die Rinde dieser Stangen wird hierauf der länge nach aufgeschlitzt, und leicht abgeschälet. Sobald man eine hinlängliche Menge derselben hat, trägt man sie an ein fließendes Wasser, läßt sie in selbigem weichen, und beschweret sie mit Steinen, damit sie nicht wegfließen. Wenn man glaubt, sie sey weich genug, so gehen die Mägde an den Bach, ziehen sich aus, setzen sich im Wasser nieder, und lösen die inwendige Rinde von dem grünen Theil der äußern Blätter ab. Zu dem Ende legen sie die innere Seite auf ein flaches glattes Brett, schaben die äußere mit einer Muschelschale sehr sorgfältig ab, und tauchen sie beständig in das Wasser, bis nichts mehr übrig bleibt, als die feinen Fibern des innern Haut. Wenn sie am Nachmittage damit fertig sind, so werden diese Fibern des Abends auf Plantanenblättern ausgebreitet; diese Arbeit scheint die künstlichste und wichtigste zu seyn, weil die Hausfrau der Familie, welche das Tuch machen läßt, allezeit selbst dabey bleibt, und die Aufsicht darüber führt. Diese Fibern werden alsdann eine an die

andere der Länge nach in Reihen gelegt, die 33 bis 36 Fuß lang, und einen Fuß breit gemacht werden. Zwo oder drey dergleichen Lagen werden gemeiniglich auf einander gelegt, und man sorgt insonderheit dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke seyn möge, so, daß wenn in einer Schicht hier oder da die Fibern etwas dünner, als in den andern aufgetragen werden, gleich ein etwas dickeres Stück der zubereiteten Rinde ausgesucht wird, um es in der nächsten Schichte gerade über diesen Fleck zu legen. So läßt man es bis auf den andern Morgen liegen, bis das Wasser, das bey dem Ausbreiten noch darin war, ganz abgelaufen und weggedünstet ist. Die ganze Masse von Fibern klebt alsdann dergestalt aneinander, daß man das Ganze in einem Stück vom Boden aufheben kann.

Wenn das Tuch so weit bereitet ist, so wird es weggebracht und auf die glatte Seite eines langen dazu bereiteten Stückes Holz gelegt, und von Mägden mit besondern Werkzeugen geschlagen. Dieses Werkzeug, welches sie Etoa nennen, ist an Gestalt demjenigen viereckigen Holze ähnlich, worauf man die Scheermesser abzieht. Auf den vier Seiten sind der länge nach kleine Rinnen oder Furchen von verschiedener Breite eingeschnitten, die auf der einen Seite so weit und tief sind, daß man einen dünnen Bindfaden hinein legen könnte, auf der andern Seite immer stufenweise feiner werden, so, daß die letzten so enge sind, daß man nichts dickers, als einen Faden Näheseide würde hineinbringen können. Zuerst schlagen sie das Tuch mit der gröbsten Seite dieses Bläuels oder Hammers, und beobachten dabey eine Art von Takt, wie bey uns die Schmiede zu thun pflegen. Unter diesen

Schlä-

Schlägen dehnet sich das Tuch sehr geschwind, doch vornehmlich in die Breite aus, und die Gestalt der eingekerbten Rinnen drücken sich auf das weiche Zeug ein, und giebt solchem das Ansehen, als wenn es in Faden gesponnen wäre. Nach und nach wird es mit den andern Seiten, und zuletzt mit der feinsten geschlagen. Und nun ist das Tuch fertig. Bisweilen schlagen sie es mit der feinsten Seite des Schlägels noch dünner, nachdem es verschiedene Mahl gedoppelt aufeinander gelegt ist. Hierdurch wird es so dünne, als unser Nesseltuch. Wenn es auf solche Art bereitet ist, wird es Hoboo genannt. Dieses Tuch läßt sich in der Luft schön weiß bleichen; aber noch weißer wird es, wenn man es trägt, alsdann wäscht, und von neuem schlägt. Nachdem man es mehr oder weniger schlägt, nachdem wird es feiner, oder gröber. Die Tücher, die aus den andern oben benannten Bäumen verfertigt werden, werden auf gleiche Art gemacht. Die Verschiedenheit der Materialien, nebst dem mehrern oder wenigern Schlagen, bringt natürlicherweise einen Unterschied in den Gattungen zuwege. Die Rinde des Brodfruchtbaumes wird nicht eher zum Zeugmachen gebraucht, als nachdem die Bäume viel höher und dicker als die Feigenbäume aufgewachsen sind. Uebrigens wird sie auf eben die bisher beschriebene Art bearbeitet.

Wenn diese Tücher eine Zeitlang getragen und schmutzig geworden sind, so werden sie auf folgende Art gewaschen. Man legt sie in einen Bach, und läßt sie einige Zeit darin liegen, so wie man im Anfang die Rinde, woraus sie gemacht worden sind, tractiret hat. Wenn es gehörig durchweicht ist, so wird es gelinde ausgedrückt und ausgewunden; bisweilen werden verschiedene Stücke auf ein-

andern Mustern unterscheidet, bilden muß, welche er so einlieset, mit den Schnüren, als wie das andere Muster. Er bemerket sich aber die Letzen, welche die Choren genommen haben, die die Kante bilden sollen, sowohl in die Länge, als auch Breite, und dieses ist nöthig. Denn ob zwar an den Servietten die Kanten, welche der Länge der Kette nachgehen, beständig in der Arbeit bleiben, aber, da sie gemeiniglich recht viereckig, nehmlich so lang als breit sind, so muß nicht allein allemal eine neue Kante eine Serviette anfangen, sondern auch wenn sie so lang gewebet, als sie in der Kette breit ist, mit einer Kante vollendet werden, deswegen die Kante, welche in den Cymbeln eingelesen ist, und der Breite nach, der Kette den Anfang zu einer Serviette macht, vornemlich gemerket werden muß. Denn, wenn sie sich beym Weben zu Anfang der Serviette ausgebildet hat, so werden ihre bildenden Choren nicht eher wieder gezogen, bis es Zeit ist, und die Schlußkante in der Breite der Serviette sich bilden soll, daher auch der Junge, welcher vor den Choren stehet, und den Zug verrichtet, alsdenn davon benachrichtiget werden muß, um die bemerkten Choren denn zu ziehen, damit sich die Kante wieder bilden kann. Die aber, welche der Länge der Kette nach an beiden Kanten sich bildet, wird beständig gezogen, und endiget sich auch allemal in der zu schließenden Kante der Serviette, fängt aber auch wieder an, mit dem Anfang einer neuen Querkante einer folgenden Serviette. Allein, denn muß die eine Kante der Länge nach aufhören sich zu bilden, wenn er von eben dem Muster, als die Servietten waren, Tafellaken weben will, bey welchen er, da der Zeug nicht so breit, sondern von zwey Breiten in der Mitte zusammen gestückt werden muß, die eine Kante da, wo die zwey Breiten zusammen gesetzt werden sollen, weglassen muß. Er läßet alle die Aufholer, welche an den Säcken, worin die Faden, welche die Kante an der rechten oder linken Seite der Kette gebildet haben, los, hat an dem Tabulet in 1 Fig. 4505 eine Rolle stecken, worauf er die andern Aufholer senkrecht herunter hängen hat. Diese hat er mit solchen Cymbelschnüren verbunden, welche eben so eingelesen sind, daß sie das Muster, wie es im Ganzen der Kette sich darstellet, bilden, ohne daß sich von der Kante etwas an dieser Seite bildet, und nun

der Mitte einen Einſchnitt hat, legen ſie auf einander, und ſtecken alsdann den Kopf durch das eingeſchnittene Loch und laſſen die langen Enden vorn und hinten herunter hängen, dergeſtalt, daß die beyden Seiten offen und die Arme frey bleiben; dieſes heißen ſie Tebuta. Die herabhängenden Enden ziehen ſie alsdann rings um den Unterleib zuſammen, und gürten ſolche mit einer Binde von dünnerm Tuch um den Leib feſt. Dieſes iſt die Nationaltracht; ſo gehen Männer und Weiber gekleidet, außer daß ſie das um die Hüfte gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock herabhängen laſſen, ſondern es zwiſchen den Beinen dergeſtalt zuſammenbringen, daß es eine Geſtalt wie eine Art von Beinkleidern bekommt; dieſes nennen ſie Maro. Je vornehmer der Mann iſt, deſto mehr Kleider trägt er auf dem Leibe, und hierin beſteht allein der äuſſere Unterſchied. Einige winden mehrere Stücke Tuch, wovon jedes 24 bis 30 Fuß lang und 6 bis 9 Fuß breit iſt, um ſich herum, und werfen auch überdies ein groſſes Stück, und wenn es Perſonen von edlem Range ſind, zwey ſolche Stücke über die Schultern. Geringere Perſonen müſſen ſich mit dünnerer Kleidung begnügen. Dieſe gehen in der Hitze des Tages faſt ganz nackend, die Frauensperſonen haben nur einen dünnen Rock und die Männer nichts als um einen Theil Tuch, den ſie zwiſchen den Schenkeln durchziehen, und rings um den Unterleib befeſtigen. Da den Perſonen von Stande die Menge der Kleider, beſonders in einem kühlen Zimmer, laſtbar beſchwerlich fallen muß: ſo entblößen ſich die Frauenzimmer von Stande zur Abendzeit allemahl bis auf den Unterleib herab, und wenden alles, was ſie am Oberleibe tragen, oben [illegible] und

nachläßig weg, als unſre Frauenzimmer ihre Mäntel. Man ſehe die Figur 4498, welche ein Frauenzimmer vom gemeinen Volk in Otaheite vorſtellet, und ein Kind bey ſich hat; und Figur 4499 zeigt einen Jüngling in der dortigen Landestracht, der zugleich ſeine Flöte durch die Naſe bläſet. Die Gewänder ſind von oben gedachter Weberey.

Die Beine und Füße pflegen ſie nicht bedeckt zu tragen, hingegen verwahren ſie ihre Geſichter vor der Sonne durch kleine Mützen, die entweder aus Matten, oder aus Cocusnußblättern gemacht ſind, und die ſie, wie ſie ſie brauchen, im Augenblick verfertigen können. Die Frauenzimmer tragen außerdem bisweilen auch kleine Turbane, und bisweilen eine Art von Kopfzeug, welches ſie Tomu nennen: dieſes ſchätzen ſie höher, als alles andere, und es ſtehet ihnen auch recht gut an. Dieſes Tomu iſt aus Menſchenhaaren verfertigt, welche in Faden, die kaum dicker, als Nähſeide ſind, zuſammengeflochten und auf eine niedliche Art um den Kopf herumgewickelt. Sie haben ſolche Faden, die bey einer Viertelmeile lang ſind, und nirgends einen Knoten haben; dergleichen Faden haben ſie manches Mahl fünf bis ſechs um den Kopf, zwiſchen dieſe Faden ſtecken ſie allerley Blumen. Die Männer ſtecken zuweilen die Schwanzfedern des tropiſchen Vogels aufrecht in ihr Haar, welches ſie zuweilen in einen Buſch auf dem Kopfe zuſammen binden. Bisweilen tragen ſie einen Strauß, oder Kranz der aus allerley Blumen beſteht, die in ein Stück von der Rinde des Platanenbaums befeſtigt ſind; oft putzen ſie ſich auch mit rothen Erbſen, die ſie mit Gummi auf ein Stück Holz kleben, und ſolches auf dem Kopfe tragen; bisweilen tragen

ſie eine Art von Perrücken, die aus Menſchen- und Hundshaaren, auch aus den Faſern der Cocusnüße gemacht ſind. Dieſe Haare ſind auf einen Faden gewebt, und hängen in einem Buſch hinten an den Haaren hinunter. Beyde Geſchlechter tragen auch Ohrringe, aber nur an einem Ohr. Dieſe Ohrringe beſtehen aus Muſcheln und Steinen, rothen Erbſen und kleinen Perlen. Die Weiber ſchneiden die Haare kurz um die Ohren herum ab, die Männer aber laſſen ſie in großen Locken über die Schultern hängen. Den Kopf ſalben ſie ſich mit einem Oele, das aus der Cocusnuß gepreßt iſt, und weichen allerhand wohlriechende Blumen in daſſelbe. Sie befleißigen ſich der Reinlichkeit ſehr, und machen ſich einige europäiſche Sachen, die dazu behülflich ſind, gern zu nutz. Da ſie ſich den Kopf mit Oel ſalbten, ſo wurden ſie vom Ungeziefer darauf ſehr geplagt. Da ſie daher von den Europäern Kämme bekamen, ſo lernten ſie ihren Gebrauch gar bald, und reinigten ſich von dieſer Laſt, die ihnen eben ſo beſchwerlich und ekelhaft war, als den Europäern.

Die Oſtindianer haben eine ſehr einfache Methode, ihre Leinwand, wenn man ihr Zeug ſo nennen darf, zu weben. Die Kette befeſtigen ſie an einen Baum, die Schäfte hängen ſie über einen Zweig deſſelben, und damit ſie gezogen und getreten werden können, befinden ſich verſchiedene Rollen daran. Statt der Tritte haben ſie bloß Linien. Der Weberſtuhl iſt ein Kaſten, der oben einen Baum hat, welcher zugleich Bruſt- und Leinenbaum iſt. So wie ſie etwas fertig haben, können ſie mit dem Kaſten der Kette immer nachrücken. Wollen ſie nicht mehr weben, ſo werfen ſie die Geſchichte in den Kaſten hinein, und

lau-

laufen mit denſelben davon. Die Figur 4500 wird dieſe Procedur noch näher aufklären.

Zur Leinwandmanufactur wird auch das **Cannevaßweben** gerechnet, welches die Leinweber auf ihren gewöhnlichen Weberſtühlen auch verrichten. Hiervon iſt ſchon im Th. VII. der **Encyklopädie** S. 619 fgg. gehandelt worden. Dann gehört ferner hierher, das **Zwillich-** und **Drillichweben**. Von letzterem hat der ſelige **Krünitz** im IXten Theil der **Encyklopädie**, S. 635. ſehr kurz gehandelt, und die ganze Materie nach dem Art. **Zwillich** hingewieſen. Es würde aber dieſer Artikel ſehr unvollſtändig ſeyn, wenn ich nicht beyder Arten in einiger Hinſicht gedächte, indem ſolches durchaus zur Leinwandmanufactur gehöret. Viele andere Bücher, z. B. **Zinkens allgem. ökonomiſches Lexikon**, das **Haushaltungslexikon**, das **Frauenzimmerlexikon**, **Jablonski allgem. Lexikon der Künſte und Wiſſenſchaften**, **Zinkens teutſches Real-Manufactur- und Handlungslexikon**, im Artikel **Dreel**; und ſelbſt **Halle** in ſeinem **Schauplatz der Künſte und Handwerke**, wie auch **Jacobſon**, ſcheinen nicht vielen Unterſchied zwiſchen **Zwillich** und **Drillich** oder **Drell** gemacht zu haben, ob er gleich weſentlich genug iſt.

Alle, und mehrere andere, die ſich zum Theil tapfer einander, nach der Zeitfolge ausgeſchrieben haben, (wie ich freilich — und leider — auch oft ſolches muß, da ich nicht alles weiß — aber doch wenigſtens unterſuche, was ich leſe und ſammle,) ſagen vom Zwillich ohngefähr ſo: Es ſey ein aus flächſenem Garne erhoben überſchlagenes Gewebe, mit mancherley zierlichen Muſtern von verſchiedener Güte zu Tiſchzeug, Handtüchern u. ſ. w. **Jablonski** ſetzt im 2ten Th. im Art. **Zwillich**, S. 1851 noch hinzu: „Eigentlich beſteht es (der

„Zwillich) aus doppelt ſo vielen Faden, als die „gemeine Leinwand, und hat Bild und Mu„ſter auf beyden Seiten, ja wohl gar gezogene „Arbeit; daher es denn nicht nur viel dichter, „dauerhafter und feſter, ſondern auch viel künſt„licher und koſtbarer iſt. Verſchiedene nennen es „(den Zwillich) auch Trillich, (Drillich,) Drey„lich, Drell und Dreydraht.“

Es iſt aber nach den Grundſätzen der Hausmütter und Leinweber ein großer Unterſchied zwiſchen Zwillich und Drillich, oder Drell, und dieſer beruhet nicht allein auf der Art des Webens, ſondern auch auf dem gewebten Zeuge ſelbſt. Der Zwillich, Cannefaß und Köper, oder auch Kiper genannt, gehören zu einerley Gattung von Leinwand, und man ſagt von dieſem Zeuge: es iſt geköpertes oder gekipertes Zeug, und alles dieſes hat nur das Muſter auf der einen Seite, indem die Faden, welche ſolches bilden, oben herauf gebracht werden. Man braucht daher den Zwillich nicht zu Hand- und Tiſchtüchern, ſondern vielmehr zu Federleinwand, oder zu Betten und dergleichen.

Der Drillich oder Drell hingegen hat ſchon Bild und Muſter, und dieſe zeigen ſich auch auf der andern Seite. Es hat aber dieſes Zeug dennoch eine rechte und unrechte Seite, und der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Seiten beſtehet darin, daß auf der rechten Seite das Muſter oder das Bild geköpert und erhaben iſt, auf der unrechten aber iſt ſolches der Grund, und das Bild erſcheint mit der unrechten Seite des Köpers vertieft, ſo wie der Grund auf der rechten Seite wieder in der unrechten Seite des Köpers erſcheinet. Der Zwillich hingegen iſt bloß der Länge

nach

nach gestreift, und es wird nur das Muster durch die verschiedenen Farben angegeben.

Alles dieses Zeug macht der Weber auf seinem gewöhnlichen Weberstuhl, nur mit dem Unterschiede, daß er nach Beschaffenheit der Umstände mehrere Schäfte und Schämel gebraucht, wovon unten weiter geredet werden soll. Der Drillich und Damast unterscheiden sich aber wieder dadurch von einander, daß bey dem Drillich das ganze Muster, es bestehe aus Figuren, wie es wolle, aus lauter kleinen Quadraten oder langen Vierecken zusammengesetzt ist. Wenn der Leinweber daher in dem Drillich eine Rose anbringen will, so wird solche alle Mahl rautenförmig, und wer es nicht weiß, daß solches eine Rose vorstellen soll, sieht die Figur auch nicht dafür an. Eben so verhält es sich z. B. auch bey den Mustern, welche man Citronenmuster, Gänseaugenmuster u. s. w. nennet. Wenn nun zwar hier im Allgemeinen eine runde Figur wahrgenommen wird, so ist die Linie, welche die Figur umgiebt, keine sich krümmende Linie, sondern sie geht stets zackig, je nachdem die kleinen Quadrate oder Vierecke zusammengesetzt sind. Der Leinweber verfertiget in seinem Drillich auch keine Blumen, die sich dem Auge von der Seite zu, darstellen sollen, sondern sie liegen in dem Zeuge, als ob man von oben in die Blume hinein sähe. Weil der Leinweber nun kein anderes Bild oder Muster in seinem Drillich anbringen kann, als welches nur durch geradlinige Figuren, oder durch kleinere und größere Vierecke zusammen zu setzen ist, so muß er auch in der Zusammensetzung seiner Figuren stets den geraden Linien der Kette oder des Einschlages folgen.

um den andern hebet, und herunter gehet, so daß wenn der erste herunter gegangen, der zweite in die Höhe, der dritte wieder herunter gehet, so muß bey dieser Einrichtung der Verbindung der Schämel mit den Schäften, wenn die Verbindung der Faden einen Köper haben soll, so geschehen, daß der Schaft welcher in die Höhe gegangen, bey dem fallenden Tritt wieder herunter gehen muß, deswegen die Schäfte und lange Zweſen an die Schämel folgendergestalt angebunden sind. Die Schäfte, welche heruntergehen sollen, sind unmittelbar, ein jeder an seinen Schämel gebunden, nemlich der erste an den ersten Schämel und so ferner, die langen Zweſen aber sind so mit den Schämeln verbunden, daß der erste Schämel die 2te lange Zweſe, der 2te die dritte, und so ferner; und endlich der 5te die erste Zweſe in Bewegung setzet. Man siehet wohl, daß hier die Ketterfaden zu Verbindung der Figuren nicht solche lange Striche bilden können, als die erstere Art, weil die Schäfte einer neben den andern sich herunter begeben, und derjenige der herauf gegangen war, nicht vorbey gegangen, sondern allemal bey dem folgenden Schämeltritt wieder herunter genommen wird, so daß folglich der Faden in der Figur sich ganz kurz verbindet, und keine lange Striche in derselben machen kann; allein er macht auch keine Unterscheidungslinien oder Wiederkehr, wie bey dem gewöhnlichen Zwillich angemerket worden, sondern gehet in der ganzen Breite der Kette so schräg als die Verbindung der Schäfte mit dem Schämel es mit sich bringet, ohne eine Unterscheidungslinie zu machen, denn diese kann hier nicht statt finden, weil der Einzug der Kettenfaden oder die Einreihung derselben in die Schäfte nicht darnach eingerichtet ist, wie es wohl bey dem Zwillichmachen geschehen (siehe den 2ten Abschnitt vom Zwillich machen Seite 64), sondern bloß die Lage der Schäfte giebt bey der Verbindung der Kettenfaden diesen Köper, ohne sich weiter an eine Ordnung zu binden. Der Leser kann sich aus der Fig. 4512. die Lagen der Faden, wie sie sich verbinden, vorstellen, und so wie diese Lage der Schäfte ist, so ziehet sich auch der Köper in einer schrägen Linie, durch die ganze Breite der Kette. a b 5. 4. 3. 2. 1. sind wieder die 5te Schäfte, a c 5. 4. 3. 2. 1. Die 5 Schämel, die Striche in den Quadraten sind

die

„unter zween Kettenfaden hergeht; der zweyte geht „auch über zween, und unter zweyen her, aber „so, daß er über einen von den Kettenfaden, „über welche auch der erste Einschlagsfaden hin„gieng, und auch unter einem, unter welchem „auch dieser hergieng, fortläuft. Z. B. der erste „Einschlagsfaden geht über die zween ersten Ket„tenfaden hin, unter dem 3 und 4 her, und über „den 5 und 6 fort, so geht der 2 Einschlagsfa„den unter dem ersten Kettenfaden her, über den „2 und 3 hin, unter dem 4 und 5 her, und über „den 6 und 7ten fort, u. s. w.“

„Auf diese Weise entstehen auf dem Gewebe „lauter schiefe linien, die in einem Winkel von „45 Graden zwischen dem rechten Winkel, den „die Einschlags- und Kettenfaden machen; wenn „anders beyde Faden von gleicher Dicke sind, fort„laufen. Dieser einfache Köper, entsteht folgen„dergestalt: Man nimmt 4 Kämme, bey dem „ungebildeten Gewebe sind nur 2 nöthig. In „jene 4 Kämme führt man die Kettenfaden so „ein, daß der erste Faden durch das erste Auge „des ersten Kamms, der 2te Faden durch das „erste Auge des zweyten Kamms, der 3te durch „das erste Auge des dritten, der vierte durch das „erste Auge des vierten Kamms, und dann der „fünfte wieder durchs 2te Auge des ersten Kamms „geführt wird, u. s. f. auf diese Weise hat also „jeder Kamm ein Viertel von der Anzahl der „Kettenfaden in seinen Augen, mithin auch nur „so viele Bindfaden nöthig.“

„Wenn nun der erste und zweyte Kamm „zugleich niedergetreten werden, so gehen durch „die ganze Kette zween Faden neben einander „nieder und zween neben einander in die Höhe,

„und zwar ſo, daß der erſte und 2te nieder, der „3te und 4te in die Höhe, der 5te und 6te nie„dergezogen werden und ſo weiter; folglich muß „man den erſten und zweyten Kamm an den er„ſten Schämel binden. Beym 2ten Einſchlags„faden ſollen nun der erſte Kettenfaden in die „Höhe, der 2te und 3te nieder, und der 4te und „5te in die Höhe gezogen werden, mithin bindet „man nun den 2ten und 3ten Kamm an den „2ten Schämel. Der dritte Einſchlagsfaden „ſoll unter dem erſten und 2ten her, über den „3ten und 4ten hin, unter dem 5ten und 6ten „her, und ſo ferner fortlaufen; folglich bindet „man den 3ten und 4ten Kamm an den 3ten „Schämel, zum 4ten Einſchlagsfaden endlich, „bindet man den 4ten und wieder den erſten Kamm „an den 4ten Schämel.“

„Da beym erſten Tritt, der erſte und 2te „Kamm nieder gehen, ſo müſſen auch zugleich der „3te und 4te in die Höhe ſteigen, folglich ſind über „den Kämmen an jeder Seite zwey Rollen nöthig; „vom erſten Kamm geht das Leder über die Rolle „an den dritten, und vom 2ten über die andere „Rolle an den vierten Kamm; wird nun der 2te „Schämel getreten, ſo gehen der 2te und 3te „Kamm nieder, vermöge der Rollen aber der „erſte und 4te in die Höhe; beym Tritt des drit„ten Schämels, gehen der 3te und 4te Kamm „nieder, mithin der erſte und 2te in die Höhe, „und endlich, gehen im 4ten Tritt der 4te und „erſte Kamm nieder, folglich muß der 4te den 2ten, „und der erſte den 3ten aufziehen.“

„Wenn nun über dem Weben die Schämel, „einer nach dem andern getreten werden, ſo ent„ſteht der Kipper; da aber das Treten der Schä„mel

„mel nach der Reihe beſchwerlich iſt, weil als„dann ein Fuß den andern überkreuzen muß, ſo „ſchnüren die Weber die Schämel an die Käm„me ſo, daß der erſte Schämel den 1 und 2ten „Kamm, der dritte den 2ten und 3ten, der 2te „den 3ten und 4ten, und endlich der vierte den „4ten und 1ten Kamm niedertritt; folglich tritt „der Weber mit dem rechten Fuß den erſten, dann „mit dem linken den dritten, dann mit dem rech„ten den 2ten, endlich mit dem linken den 4ten. „Das Anbinden der Schämel an die Kämme heiſt „die Schnürung, in welcher auch ein Theil der „Bildweberkunſt beruhet. Auf der Bandmaſchine „aber läßt man einen Schämel nach dem andern „niedergehen.“

„Wenn man die Schämel einmal durchge„treten hat, und man fängt dann wieder von „vorn an, ſo laufen die Kipperlinien gerade fort, „und es entſteht ein einfacher Kipper; tritt man „ſie aber wieder rükwärts, ſo entſtehen Schlan„genlinien. Wenn die Kettenfaden ſchlangenför„mig durch die Kämme gezogen werden, ſo daß „der 5te wieder durch den dritten Kamm, der 6te „durch den 2ten und der 7te durch den erſten ge„führt wird, und man tritt dann die Schämel „immer von der rechten nach der linken, ſo gehen „die Kipperlinien ſchlangenförmig überquer, tritt „man aber die Schämel hin und her, ſo ent„ſtehen kleine Rauten, welche man Gänsaugen „nennt, u. ſ. w.“

„Alles Bildgewebe ſowohl das Eckige, als „Damaſtartige wird durch den Kipper gebildet; je „nachdem entſtehen Figuren und Blumen. Eckiges „Gebild nenne ich dasjenige welches aus lauter „kleinern und größern Quadraten beſteht; Damaſt

„aber nennt man das Gewebe, wenn es ordent„liche Blumen hat, die aber doch gekippert sind. „Ich müßte viele Bogen voll schreiben, wenn ich „hier alles ausführlich erklären wollte. Wer obi„ges von dem Kipper recht begriffen hat, der kann, „wenn er folgendes dazu nimmt, durch einiges „Nachdenken sich selbst helfen.“

„Gesetzt ich wollte Bildwerk weben, so „nehme ich ein Muster vor mich, wie es werden „soll; auf diesem ziehe ich ein Quadrat, und zwar „so groß, daß es eine ganze Figur einschließt; „dies ist so zu verstehen: Wenn ich das ganze „Stück Gewebe, voll solcher Quadraten zöge, „so muß eines so genau seyn wie das andere, „keins mehr und keins weniger, oder anders ge„staltete Figuren enthalten, kurz sie müssen sich „alle durchaus ganz gleich seyn. Gesetzt nun eine „solche Figur würde von 13 Kettenfaden, und 15 „Einschlagsfaden gebildet, so begreift sich von selbst, „daß eine Figur fertig werde, wenn der Weber „15mahl getreten, und 15mahl durchgeschossen „hat, und daß bey jedem Durchschusse andere „Faden nieder, und andere in die Höhe gehen „müssen, mithin auch 15 Kämme, und eben so „viel Schämel nöthig seyen.“

„Nun weiß ich, daß 13 Kettenfaden zur „Breite der Figur gehören, ich weiß aber auch, „wie viele Kettenfaden das ganze Stück in der „Breite hat, in diese Zahl dividire ich mit 13, so „zeigt mir der Quotient, wie oft die Figur in „die Breite des Stückes kommt; nun zieh ich „ein Quadrat aufs Papier, theile es der länge „nach durch Parallellinien in so viele Streifen, „als die Figur Kettenfaden hat, nemlich in 13; „dann ziehe ich auch überquer Parallellinien, nach

„der

„der Anzahl der Einſchlagsfaden, ſo entſtehen „lauter kleine Quadrätchen, nun ſehe ich auf das „Muſter, über welche Kettenfaden, und unter „welchen her, der erſte Einſchlagsfaden läuft, „dies bemerke ich folgender Geſtalt: das Qua„drätchen wo der Einſchlagsfaden über den Ket„faden hergeht, das bezeichne ich mit einem „Punkt, wo er aber von dem Kettenfaden be„deckt wird, da laß ich die Quadrätchen weiß, „ſo mache ichs mit allen 15 Einſchlagsfaden, „und nun ſteht die Figur auf dem Papier punk„tirt da.“

„Wenn ich nun das Stück weben will, ſo „hänge ich 15 Kämme hintereinander, lege das „quadrirte Papier (die Patrone) vor mich; nun „ſtellt mir jede Reihe Quadrätchen der Ein„ſchlagsfaden, einen Kamm vor; jetzt zähle ich in „der erſten Reihe, das wie vielſte Quadrätchen „das erſte punktirte ſey? dann nehme ich im erſten „Kamm, den Bindfaden von eben der Zahl, dann „auch den Kettenfaden von eben der Zahl, und „führe ihn zwiſchen allen andern Bindfaden durch, „durch eben dies Auge. Kurz: die Querlinien „der Quadrätchen ſtellen die Kämme vor, die „Quadrätchen ſelbſt, die Bindfaden, wo ein Qua„drätchen punctirt iſt, da führe ich den Ketten„faden durch das Auge des Bindfadens, der durch „das Quadrätchen bezeichnet iſt. Sind nun 13 „Kettenfaden durchgeführt, ſo fahre ich fort, und „leite die 2ten 13 Faden gerad wieder ſo ein, „wie die erſten. (*)

„Durch

(*) Man kann auch die Kettenfaden alle der Reihe nach in die Kämme einführen, und blos durch anſchnüren der Schämel die Figuren herausbringen. Dieſe Methode iſt die gewöhnlichſte.

„Hauptlade zu fordern und zu evociren befugt seyn „sollen. Als geben Wir solches Ew. Liebden und „euch zur Nachricht, und damit Sie und ihr diese „von uns gnädigst declarirte Hauptzunft der Schwarz „und Schönfärber zu besagten Breßlau bey erwähn„ten ihren Innungsartickeln, und denen dabey inse„rirten beeden Vergleichen, auch solch Unser darüber „erfolgten gnädigsten Confirmation, auf allen bedör„fenden Fall allerdings zu schützen und zu handhaben, „es auch weiters unsern Rathmannen daselbsten zur „Wissenschaft zu insinuiren wissen mögen, gnädigst „anfügen wollen. Wir verbleiben u. s. w. Gegeben „Wien, den 3ten Nov. 1676."

„Ad Mandatum."

„praest. 24 Febr. 1677."

Leinwandschneider, will im Grunde eben so viel sagen, als leinwandmeister. Einige aber wollen hin und wieder mit diesem Nahmen auch die Schaumeister belegen, welche ein, nicht nach der Leggeordnung richtig, und überhaupt schlecht befundenes Stück Leinen, damit es nicht ins Ausland zum Verkaufe gebracht werde, durchschneiden, und also der gute Nahme der Leinwandmanufactur an einem Orte oder in einer Provinz nicht leide. In einigen Provinzen aber auch, wo der Bauer sich gewöhnlich fast ganz in Leinen oder Warp kleidet, (ausgenommen an feyerlichen Tagen,) wird oft auch der Dorfschneider, der selten Tuch, sondern fast stets Leinwand und Warp für die Bauern verarbeitet, zum Unterschiede von andern Schneidern, ein Leinwandschneider, im Mecklenburgischplatten Lin'nschnirä genannt.

Leinwandstempel, ist in engerer Bedeutung dasjenige zeichenähnliche Instrument, mittelst des-

Figur 4503, den Grund oder Boden angiebt, in dem man ſich mit dem Rücken an den Garnbaum ſtellt, gegen die Lade hinſiehet, und von der rechten Hand nach Vorſchrift des Bildes, die Kette in die Schäfte u. ſ. w. hineinlieſet, und bey ſich ſagt: „eins genommen, eins leer, vier genommen, „eins leer, drey genommen, drey leer, eins ge„nommen, vier leer," u. ſ. w. Auf dieſe Art zieht man die Kette bloß durch die Augen der Schäfte hindurch. Die Figur 4504 heißt der Zug von drey leeren Räumen. Die zwölf Striche bedeuten 12 mahl 5, oder den großen erſten und ſchwarzen Muſterſtein, und jeder der drey leeren Räume, fünf Schäfte, deren hier in allem 15 ſind, und eben ſo viele Tritte haben. Nach dieſer Vorſchrift des Bildes und Zuges, wird die Kette in die Schäfte und Lade eingeleſen, und das Muſter durch die Tritte (Schämel) Faden vor Faden eingetreten, wie es in der Figur 4503 als fertiger Zwillich (ſoll wohl Drillich heißen) erſcheinet.

Der leinene Damaſt, figurirte, oder Damaſtleinwand muß hier auch noch näher beſchrieben werden, als mein ſel. Vorgänger im VIIIten Theil der Encyklopädie, im Art. Damaſt S. 654 es gethan hat; indem ich nicht einſehe, wie ich dieſe Materie ſonſt noch anbringe, — und auch nicht gerne wollte, daß ſie bis zu den Supplementen aufgeſchoben würde. Was am angeführten Orte vom Damaſt geſagt worden, reicht nicht hin, jeden, (wenigſtens, der einen Begriff vom Weben nicht ganz hat,) zu belehren, obgleich gute Schriftſteller S. 656 angeführt ſind. Der Leſer will die Sache ſelbſt wiſſen, und zwar aus der Encyklopädie, weil er ſich ſolche zu dem Zwecke an-

es: „Man nimmt 2 oder 3 loth feine englische „geriebene Erde, so viel, als man nöthig hat, „mit Baumöl angemenget, und so dick, daß es „aus einer steifen welschen Hahnenfeder fließen „kann, indem man keinen Pinsel dabey brauchen „darf, und blaue und andere Farben ausgehen „und verbleichen. Wenn das Leinen gezeichnet, „so streuet man auf die Zeichnung feine Asche, „und lässet es alsdenn trocknen, so kann es nicht „ausbleichen, zumahlen, wenn die Farbe mit der „Feder scharf in das Linnen gestrichen wird."

In Lissabon ist bey den Materialisten eine Art Bohnen zu bekommen, welche Favas da India genannt werden; diese sind von der Eigenschaft, daß, wenn man solche 48 Stund a mit Wasser einweichet, und mit einer Zange anfasset, sich ein schwarzer Saft herauspressen lässet, den man auf Stempel oder Buchstaben schmieren, und auf Leinen drucken kann, so, daß solche Farbe nicht wieder ausgehet. Wenn die Sache nicht zu kostbar wäre, so könnten vielleicht unsere Buchdruckereyen noch Vortheil aus dieser Bohne ziehen, wenn sie entweder nicht zu theuer wäre, oder hier angebauet werden könnte, und — wenn die Farbe auch auf Jahrhunderte Bestand hielte. — Es werden aber diese beyden Verfahrungsarten in eben diesem Bande der nützlichen Sammlungen von 1757, Col. 973. fgg. für zweckwidrig gehalten, und es sind Gründe daselbst angeführt, die es wahrscheinlich machen, daß beyde Arten, die Leinwand zu zeichnen, nicht Stand halten können. Bey dieser Gelegenheit führt der Verfasser eine Methode, die Leinwand zur Bleiche zu zeichnen an, deren man sich schon vor etlichen 70 Jahren in Berlin bedienet haben soll. Es ist die Materie, womit die Farbe, sie sey roth

Bey dem Weben des Damastes von Garn ist weiter nichts zu beobachten, als was bey dem Weben des seidenen Damastes beobachtet wird. Nämlich der Ziehejunge ziehet einen Zimpel oder Zampelschnur, und alle darin eingelesene Aufheber mit ihren Säcken, und die darin befindlichen Kettenfaden gehen in die Höhe, die übrigen Kettenfaden bleiben in ihrer Lage liegen. Diese also erhöheten Faden machen die Figur, die liegengebliebenen aber mit dem Einschlage den Grund. Der Weber tritt seinen ersten Fußschämel zur rechten Hand, wodurch der vorderste Schaft hinab, der zweite aber hinauf gehet, und mit diesem geht auch der fünfte Theil der nicht gezogenen Kettenfaden hinauf, so wie der hinabgezogene Schaft den fünften Theil der gezogenen Kettenfaden mit hinab nimmt, wodurch sowohl der Köper in der rechten Seite, als auch der Köper in dem Grunde der linken Seite entstehet, und so auch umgekehrt, daß an der Stelle, wo auf einer Seite Köper ist, auf der andern glatter Leinwand verbunden ist.

Nachdem der Fußtritt getreten ist, geschieht der Einschlag, welcher gemeinschaftlich mit den Kettenfaden die gedachten Absichten bewerkstelliget, und wenn der folgende Fußtritt von der rechten nach der linken getreten worden, so wird mit der lade und dem Blatte zwey Mahl gegen den eingeschlossenen Faden geschlagen. Ehe wieder von neuem eine litze des Zampels gezogen wird, geschehen nach den wechselseitigen Tritten der Fußschämel fünf oder sechs Einschüsse. Je feiner der Einschuß ist, desto mehr muß er einschießen. Zugleich richtet der Leinendamastweber auch sein Augenmerk auf die Figur, und beurtheilt nach seinem Augenmaaße, ob sie sich an derjenigen

Stelle

Stelle, die er jedes Mahl webet, hinreichend durch den gethanen Einschuß ausdrücket, und richtet sich hiernach mit dem Einschuß, ehe er wieder eine folgende Letze ziehen läßt. Der gewebte Leinendamast muß eine vorzügliche gute Bleiche erhalten, welches sehr viel zu seiner Güte beyträget.

Das Muster in dem Damast ist gemeiniglich von großem Umfange, daß es nur aus zwey zusammengesetzten Hälften besteht. Oft aber bildet sich dasselbe auch mehrmahlen nach der Breite, und so viel Mahl, als er sich nun darin bilden soll, eben so viel Aufheber mit ihren Säcken müssen auch an einer Rahmschnur angebunden seyn. Man sehe hierüber Jacobssons technologisches Wörterbuch ꝛc. die Artikel Damast, Planke und Saikr.

Da ich aber noch nicht vollständig genug über diese Art von Weberey geschrieben habe, so hoffe ich, daß es die Abhandlung des Herrn Jacobsson in seinem Schauplatz der preußischen Zeugmanufacturen ꝛc. völlig thun wird: deshalb rücke ich hier ein, was er über die Leinendamastweberey geschrieben hat.

Dieser Zweig vom Leineweber ist wohl der künstlichste, nicht sowohl was das Einreihen seiner Kettenfaden zu seinem Zeuge bey Verfertigung der Bilder darin betrifft, sondern seiner Einrichtung des Stuhls wegen; denn wenn er solches bewerkstelliget hat, so kann er mit viel leichterer Mühe, als mit der Fußarbeiter seine Zeuge bilden, allein er kostet auch weit mehr, als ein anderer Stuhl.

Die Zeuge, die er macht, bestehen aus allerley figürlichen Mustern mit Blumen und andern Zierrathen, ja einige wissen eine solche Genauigkeit und Verhältniß zu treffen, daß man glauben sollte, es wäre alles mit großem Fleiß auf das Zeug gezeichnet; allein dann kömmt es auf eine gut gezeichnete Pa-

Patrone an, als wornach er ſich auf das genaueſte richten muß.

Die Einrichtung des Stuhls iſt eine der künſtlichſten, die man ſich nur vorſtellen kann, und die vielen Schnüre und Gurte, die an demſelben ſind, machen das Auge ganz verwirrt. Der Stuhl, oder das Hauptgeſtelle, iſt faſt eben das, was des Leinwebers ſeiner iſt, bloß daß ſein Geſtelle von allen vier Seiten mit gleich hohen Ständern und Rahmen verſehen. Da es in der Zeichnung nicht möglich war, den Stuhl ſo zu zeichnen, daß man darin alles zuſammen ſehen konnte, ſo iſt er auf eine zwiefache Art gezeichnet worden, doch nur mit ſolchen Theilen, die zu ſeiner Einrichtung gehören, die aber, welche gewöhnlich, und ſchon bey des Leinwebers Stuhl bemerket worden, hat man zur Vermeidung aller Weitläuftigkeit weggelaſſen. Figur 4505. ſtellet den Stuhl von hinten vor, weil er von dem Sitz des Profeſſioniſten der Hintertheil iſt, Figur 4506. aber den Vordertheil, die Seitenrahmen, Vorderſtangen, und obern Arme ſind alle gleich hoch und lang, wie Fig. 4505 a b c d und Fig. 4506. a b c d e. zu ſehen. In der Mitte dieſes Hauptgeſtelles auf den Oberarmen a. b. Fig. 4505. ruhet der Quere nach ein Rahmen e f von zwey Latten, welcher auf der rechten Seite in g geneiget aufſtieget, gegen die linke aber bey b in die Höhe ſtehet, und mit einem Bock, welcher aus zwey ſenkrechten Stäben h i und einem Querholze k beſtehet, unterſtützet iſt, dieſes wird die Treck-Leiter genannt. Auf dieſer Treck-Leiter lieget wieder ein kleinerer Rahmen l m ohngefähr anderthalb Ellen lang, und halb ſo breit, welcher eben die Richtung hat, als der erſtere. Dieſer iſt in zwey Theile, durch einen Stab n getheilet, und wird das Tabulet genannt. In jeder Hälfte von dieſen Rahmen ſind acht Reihen Rollen auf Drath geſteckt, wovon die Drathenden in dem Stabe des Tabulets l herausragen. Figur 4507. iſt a b c d das Tabulet beſonders zu ſehen, e f ſind die Drathſtifte, worauf die Rollen g h ſtecken, l m iſt der Stab, der das Tabulet in zwey Theile theilet; alle die Reihen Rollen ſtecken immer zwiſchen zwey dünnen Stäbchen, damit ſie auf dem Drath zwiſchen ſolchen recht feſt liegen, und nicht aus ihrer Lage und Ordnung ſich mit demſelben biegen können, wie

in der 4507ten Figur bemerket werden kann. Auf jedem Drath ſtecken 30 Röllchen, und alſo in jeder Hälfte 240 oder zuſammen 480. Es brauchen zwar nur 470 zu ſeyn, allein, damit alle Reihen voll ſind ſtecken die übrigen darauf. Ueber dieſen beyden beſchriebenen Rahmen liegen wagerecht 235 Schnüre o, welche vermittelſt zweyer ſtarken Schnüre p q an einem Stabe r worauf ſie der Reihe nach liegen, an die Wand des Zimmers, welches hier das Brett s vorſtellet, ausgeſpannt ſind, damit, wenn zum Gebrauch, bey der Einrichtung des Stuhls, die andern folgenden Schnüre an ſolchen befeſtiget werden, ſie grade ausgeſpannt liegen. Alle dieſe Schnüre zuſammen werden die Rahmen genannt. Sie liegen auf dem Stabe r dergeſtalt ausgebreitet, und getheilet, daß die Hälfte über, und die Hälfte unter denſelben zu liegen kommt, und ſind dabey mit zwey dünnen Stäben t u ins Kreuz durchſtochen, daß ſie die Geſtalt haben, als eine Kette, der ihre Faden an den beyden Nägeln des Querholzes am Scherrahmen eingeleſen ſind, und kreuzweiſe liegen, und dieſes hat einen doppelten Endzweck, nicht allein, damit alle dieſe Schnüre gerade und ſteif liegen, und ſich nicht verwirren, ſondern auch, wenn es geſchehen ſollte, daß bey dem Weben einer reißen ſollte, die geriſſene Schnur gleich gefunden werden kann. Ich habe ſchon geſagt, daß alle dieſe Schnüre wagerecht bis über das Tabulet gehen, an deren jedem Ende zwey dünne Schnüre mit Schleifen angebunden ſind, ſo, daß die Rahmenſchnüre, deren 235 ſind, 470 andere Schnüre halten, welche die Aufholer genannt werden. Jeder einzelne Faden oder Aufholer gehet über ein Röllchen des Tabulets l m ſo, daß der eine Aufholer von ſeiner Rahmenſchnur über eine Rolle der erſten Hälfte e Fig. 4507. und der zweite Aufholer eben derſelben Rahmenſchnur über ein Röllchen der zweiten Hälfte f des Tabulets gehet. Fig. 4505. v. w. ſind die Aufholerſchnüre, wie ſie auf dem Tabulet hangen.

Um nun dem Leſer begreiflich zu machen, wie die Aufholer über den Rollen des Tabulets hängen, ſo kann ſich derſelbe ſie aus der Fig. 4507. begreiflich machen. Der erſte Aufholer von der erſten Rahmenſchnur der hinterſten Reihe gehet über das erſte Röllchen der erſten Hälfte e nach der Mitte, welche

in

in e die achte Reihe Rollen ist. Der andere Aufholer aber von derselben Rahmenschnur gehet über das erste Röllchen der andern Hälfte f, welches auf der letzten Reihe stecket, und auch mit 8 bemerket ist. Der folgende eine Aufholer von der andern Rahmenschnur gehet über das zweyte Röllchen derselben Reihe 8 in der ersten Hälfte e, und der andere Aufholer derselben zweyten Rahmenschnur gehet gleichfalls über das zweyte Röllchen der andern Hälfte in der Reihe 8 und so alle folgende, so, daß alle die Aufholer, welche in der letzten Reihe in 8 der ersten Hälfte e zu liegen kommen, die andern Aufholer von eben den Rahmenschnüren auch in der letzten Reihe der andern Hälfte des Tabulets f in 8 zu liegen kommen, und so wie es mit dieser Reihe Rahmenschnüre und Aufholern beschaffen, so ist es mit allen auf eine ähnliche Art. Die Aufholer, welche in der Reihe 7 in der ersten Hälfte e liegen, davon kommen die andern Aufholer eben derselben Rahmenschnüre auch in die Reihe 7 der andern Hälfte f zu hängen, und so ferner.

Der Leser, glaube ich, wird sich nun wohl einen Begriff von der Lage aller Aufholer über dem Tabulet in den Rollen machen können. Alle diese Aufholer, wenn sie über die Rollen durch das Tabulet gezogen sind, hängen, ehe sie zum Gebrauch genommen werden, senkrecht herunter, wie man in x Fig. 4505. sehen kann. Alle diese Aufholer sind bestimmt eben so viel verbundene Schleifen, welche Säcke genannt werden, in die Höhe zu heben, weshalb sie auch den Namen Aufholer bekommen haben. Diese Säcke sind von 6 bis 7 Schleifen, welche geschlungene Augen haben, zusammengebunden, und ohngefähr eine Viertel Elle lang, wie in y zu sehen, welches die Säcke mit ihren Augen vorstellen. Alle diese Säcke sind nicht unmittelbar an die Aufholer gebunden, sondern jeder Aufholer ist mit einer Schleife z versehen, woran erst die Säcke y angeknüpft werden. Ehe aber dies geschiehet, so müssen erst alle Aufholerschnüre durch ein Brett welches viele Löcher hat, gezogen werden. Dieses Brett a, B welches die Planke genennet wird, hänget schwebend, wenn die Aufholer durchgezogen sind, und ist mit starken Schnüren an der Treckleiter bey l f befestiget. So viel Aufholer nun sind, so viel Löcher be-

finden sich auch in dem Brett oder der Planke, welche folgendergestalt eingebohret sind. Das Brett ist beynahe so lang als der Stuhl breit ist, und ohngefähr 6 Zoll breit. Alle Löcher in dem Brett sind in vier Reihen gebohrt, wie in a a zu sehen, doch so, daß diese vier Reihen Löcher nicht in gerader Linie dem Brett nach gehen, sondern beynahe einen halben Zirkel bilden, indem sie von a a nach b b gegen die Kante des Brettes in der Mitte zu, und von da wieder nach dem andern Ende c c hinlaufen, in b b aber, als der Mitte vom Brett, laufen die beyden Reihen Löcher so zusammen, daß das Loch auf der äußern Kante in b b den Anfang von den beyden mittelsten Reihen machet, und also diese beyden Reihen nur 7 Löcher zusammen haben. Sollen nun die Aufholer durch die Löcher dieser Planke gezogen werden, so geschiehet dies folgendergestalt. Alle Aufholer hängen in beyden Hälften des Tabulets auf ihren Rollen gerade senkrecht herunter, so, daß die Oeffnung der Reihen-Faden gerade aus von vorn nach hinten zu sehen sind. (Der Leser wird sich noch erinnern, was am Stuhl vorn und hinten ist, denn dieses ist hier nothwendig.) Er nimmt also die vier ersten Faden der hintersten Reihe von 1 bis 4 der Hälfte f des Tabulets, und steckt diese in die vier mittelsten ersten Löcher seiner Planke linker Hand in b b, und da die zwey mittelsten Reihen Löcher zusammen nur 7 Löcher haben, so stecken die zwey ersten Aufholer zusammen in dem einen Loche, welches die beyden mittelsten Reihen Löcher bildet. Dann nimmt er wieder die andern 4 Faden von 4 nach 1 seiner rechten Hälfte e des Tabulets, und steckt sie in die neben stehenden Löcher der vier erst eingesteckten Faden derselben Hälfte, und so verfähret er auch mit den vier Faden der linken Hälfte f und so beständig von beyden Seiten immer zu vier Faden in das Plankbrett einzuziehen, von der Mitten desselben nach den Enden a a und c c doch immer rechts und links, bis alle Aufholer eingezogen sind. Denn, da in jeder Hälfte des Tabulets acht Reihen Rollen stecken, so hängen auch in jeder Reihe der Breite des Tabulets noch 8 Faden, und also kann er immer 4 Faden, als die Hälfte von jeder Reihe in 4 Löcher der Planke einziehen, durch diese Durchziehung der Aufholer in die Planke bekommen dieselben

aber

ihre eigene Koſten machen müſſen. Die Hausmütter laſſen um deswillen nicht ſo breite Leinwand machen, weil zum einem ordinairen Hemde die Leinwand nur fünftehalb Viertel, und zu Hemden einer recht ſtarken Perſon nur fünf Viertel breit ſeyn darf. Zu einem Bettlaken auf ein einſchläferiges Bette werden zwey Breiten der Leinwand, entweder von der einen oder andern Breite genommen, ſo wie man die Laken zu einem zweyſchläferigen Bette mit drey Breiten der Leinwand zuſammen ſetzt, und ſie ſind vollkommen breit. Man würde alſo in verſchiedenen Fällen von einer zu breiten Leinwand etwas abſchneiden müſſen, welche Abſchnitzel aber nicht zu Nutzen kommen können, und wodurch man nur Schaden hat.

Wenn wir uns bey der Bedeutung des Wortes **Leinweber** noch etwas aufhalten wollen, ſo iſt ſolches aus den beyden Wörtern **Lein** und **Weben** zuſammengeſetzt. Von dem Worte **Lein** habe ich S. 1 fgg. dieſes Bandes gehandelt; ich muß alſo auch von der Abſtammung des Wortes **weben** noch etwas anführen, weil vielleicht die allerwenigſten Leinweber zu ſagen wiſſen, woher ſie ſo genannt werden. Schon in den allerälteſten oberdeutſchen Schriftſtellern findet man das Wort **Weben** in allen ſeinen Bedeutungen uueban geſchrieben. Im Schwediſchen iſt wefwa, umgeben, bey dem Ulphilas waiban, bey welchem daher auch Waib eine Krone iſt; wälwa aber weben, texere, Niederſächſiſch **wewen, weven**, Angelſächſiſch wefan, Engl. weafe, Holländ. weeven.

Alle dieſe Ausſprachen führen den **Begriff der Bewegung** mit ſich, unter welchen das Wort **weben** auch häufig in der Bibel vorkommt, doch gewöhnlich

verschiede, daß die Augen dieser Schäfte 5/4 Zoll lang sind. Diese Länge ist nothwendig, denn da die Faden der Kette, ehe er die Fußschämel tritt, in die Höhe gehoben werden, so würden die Schäfte sie mit heben, wenn die Faden nicht Raum in den Augen derselben hätten, um in die Höhe aber zu steigen. So viel Schäfte, so viel Fußschämel hat er auch; allein, da bey jedem Tritt eines Schämels ein Schaft herunter und einer in die Höhe gehen muß, so ist die Verbindung der Schämel mit den Schäften auch ganz besonders. Die 5 Fußschämel f Fig. 450. stecken auf einem eisernen Bolzen g in dem Querriegel des vordersten Gestelles h beweglich, und über diesen Fußschämeln sind eben so viel lange Stäbe i als Fußschämel, in den linken Seitenrahmen d vermittelst eines Bolzens (welcher in zwey Absätzen k stecket) beweglich befestiget, und werden die langen Zweseu genannt. Diese sind beynahe so lang, als der ganze Stuhl breit ist, so daß sie fast von einem Seitenrahmen bis zu dem andern reichen. Auf dem rechten Ende einer jeden von diesen langen Zweseu i in l ist eine Schnur m befestiget, welche herauf gehet, und mit ihren andern Enden an einem kurzen Stabe n befestiget ist. Diese Stäbe, welche wagerecht liegen, und die Winker heißen, sind an Zahl den Schämeln und langen Zweseu gleich. In der Mitte sind sie mit einem Bolzen o auf zwey senkrechten Stäben p q befestiget, aber so, daß sie auf dem Bolzen beweglich sind. Die zwey senkrechten Stäbe sind auf zwey Latten r s welche auf dem Hauptgestell aufgenagelt sind, eingezapfet. Diese Winker sind so lang, als die halbe Breite des Stuhls. Auf der linken Seite etwas niedriger, als die Winker, sind wieder so viel Stäbe, als Winker auf einem Bolzen in einem Absatz u an dem Oberrahmen a des Stuhls beweglich befestiget, und reichen mit ihren Enden v bis unter die Enden der Winker w, und werden die Oberzweseu genannt. Diese Oberzweseu sind mit Schnüren sowohl an den Enden der Winker w als auch an den Schnüren der Schäfte x, welche an beyden Enden von den Stäben der Schäfte angebunden sind, befestiget, und in der Folge soll gezeigt werden, auf welche Art alles mit einander verbunden werden muß, damit die Absicht des Professionisten erreicht wird.

Ueber

Ueber den langen Zweſen an dem linken Seitenrahmen e Fig. 4506. ſind eben ſo viel Stäbe zwiſchen einen Abſatz tz auf einem Bolzen beweglich angebracht, und ſo lang, daß ſie mit ihren Enden bis über die Fußſchämel reichen, und werden die kurzen Zweſen genannt, wie in a a zu ſehen. Dieſe kurzen Zweſen ſind unmittelbar mit ihren Schnüren b b zwiſchen den langen Zweſen an die Fußſchämel angemacht, wie auch von oberwärts mit Schnüren c c an die, an den Schäften hangenden Sprunghölzer d d. Dieſes ſind ſolche Stäbe, als der gewöhnliche Leinweber an ſeinem Stuhl unter den Schäften hangen hat, und ſie bald die Wage bald Meuten nennet. Sie ſind auf beyden Enden in e e und f f mit Schnüren an den Schäften g g befeſtiget. Die Schäfte hängen alſo zwiſchen allen dieſen beſchriebenen Stäben in der Mitte und ſind von oben mit ihren Schnüren y z an den Oberzweſen t in x und von unten an den Sprunghölzer d d befeſtiget.

Da nun ein jeder Fußſchämel wenn er getreten wird, dieſe Abſicht bewerkſtelligen muß, daß ein Schaft herunter und ein andrer in die Höhe gehe, ſo ſind alle oben beſchriebene Stäbe auf folgende Art vereiniget. Ich habe ſchon geſagt, daß alle 5 Schäfte vermittelſt ihrer Sprung-Hölzer und kurzen Zweſen unmittelbar an den 5 Schämeln befeſtiget ſind, und daß immer eine Schnur zwiſchen zwey langen Zweſen durchgehet, und an den Schämeln befeſtiget iſt, aber dergeſtalt daß der erſte Schaft, an den erſten Schämel, der 3te an den 2ten der 5te an den 3ten der 2te an den 4ten und der vierte an den 5ten Schämel gebunden iſt; allein oberwärts müſſen die Stäbe mit den Schäften wieder anders verbunden ſeyn. Denn der Fußſchämel, der getreten wird, muß einen doppelten Endzweck erreichen. Wenn nemlich der erſte rechter Hand getreten wird, ſo ziehet ſolcher nicht allein den Schaft mit herunter, ſondern er muß auch den 2ten Schaft in die Höhe ziehen, dieſes zu bewerkſtelligen iſt die zweite lange Zweſe an den erſten Schämel gebunden, ſo daß wenn derſelbe getreten iſt, die zweite lange Zweſe den Winker 2, n ziehet, dieſe aber auch zugleich die Oberzweſe 2. t und mit demſelben auch den zweiten Schaft in die Höhe. Tritt er den zweiten Schämel, ſo iſt die 4te lange Zweſe an dieſem befeſtiget, daß alſo

mit dieser zweiten langen Zwese der 4te Winker gezogen und mit demselben der 4te Schaft in die Höhe gehet. An den 3ten Schämel ist die erste lange Zwese gebunden, so daß mit demselben sich der Schaft in die Höhe begiebt, an den 4ten Schämel ist die 3te lange Zwese gebunden, so daß sich mit selbigen der 3te Winker und mit ihm auch der 3te Schaft in die Höhe begiebet, endlich an den letzten oder 5ten Schämel linker Hand ist auch die 5te lange Zwese angebunden. Denn die Absicht des Professionisten ist diese, daß immer ein Schaft um den andern herunter und herauf gehe. Z. E. erst gehet der erste Schaft herunter, und der zweite herauf (dieses hat der erste Schämel verrichtet) denn der dritte herunter, und der 4te herauf (dieses hat der 2te Schämel verrichtet); denn gehet der 5te Schaft herunter und der 1te herauf (daß hat der 3te Schämel verrichtet); dann geht der 2te Schaft herunter und der drittel gehet in die Höhe (dieses verrichtet der 4te Schämel); und endlich gehet bey dem letzten 5ten Schämel der 4te herunter und der 5te in die Höhe, daß also, wenn der Professionist alle 5 Fußschämel einmahl durchgetreten hat, auch seine 5 Schäfte einmahl durch herauf und herunter gegangen sind. Ich glaube der Leser kann sich aus dieser Beschreibung den Mechanismus aller dieser Stäbe mit den Schäften begreiflich machen. Damit er aber alles gleich mit einem Auge übersehen kann, wie die Schäfte sowohl unten als oben befestiget sind, und des Professionisten Absicht erreichen können, so habe ich nachstehende Tabelle hierher gesetzet; die erste, welche die Schäfte mit den Schämeln vorstellet, wie sie herunter gezogen werden, die zweyte mit den langen Zwesen wie die Schäfte hinaufgezogen werden.

Schämel den 1ten	Schäfte am 1ten	Schämel den 1ten	lange Zwese am 2ten
2	— 3	2	— 4
3	— 5	3	— 1
4	— 2	4	— 3
5	— 4	5	— 5
so gehen sie herunter		und so in die Höhe.	

Damit aber die Schäfte, welche heruntergezogen werden, wenn ein anderer Schämel getreten wird, auch in ihre Lage wieder in die Höhe kommen

men können, so sind auf der linken Seite über den Oberzwesen in h h zwischen zwey senkrechten Stäben i i k k auf denen Latten r s ſ starke Hölzer l l mit einem Bolzen m m angebracht, und beweglich befestiget. Diese Hölzer, welche auf dem einen Ende l l dicker und stärker sind, als auf dem Ende n n, werden die Klapper genannt, und sind mit ihren Enden n n, mit Schnüren an den Oberzwesen t befestiget, und dienen solche dazu, daß wenn ein Schaft herunter gezogen ist, und wieder ein anderer Schämel getreten wird, solcher wieder vermittelst der Klapper ihrer Schwere des einen Endes in die Höhe gezogen, und in seine gewöhnliche Lage gebracht wird.

Der Leser hat nunmehr den ganzen Mechanismus des Stuhls, und jetzt soll auch gezeigt werden, wie er seine Kette auf den Stuhl zum Weben bringet, und auf welche Art sich die Figuren bilden; denn wenn der ganze Stuhl im Stande ist, wie ich ihn beschrieben habe, so braucht er nachher nicht so viel Umstände mehr, seinen Endzweck zu erreichen, und er ist im Stande mit weit leichterer Mühe, als der mit so vielen Fußschämeln und Schäften arbeitet, seine Zeuge zu bilden; nur bloß das erste Mahl, wenn er einen solchen Stuhl einrichtet, kostet es ihm Mühe und Fleiß, nachher hat er weiter nichts zu thun, als nur seine Choren oder das Cymbel zu verändern, und seine neue Kette anzudrehen.

Der Leser muß also sich mit allem erst bekannt machen, was zu der vollkommenen Einrichtung gehöret. Wenn er seine Rahmenschnüre Figur 4506 mit den Aufholern v w vereiniget, und sie durch das Plankbrett tz ſz durch die Löcher gezogen, alsdenn die Schleifen z daran gebunden, die Säcke y damit vereiniget, auch die B'eygurte d d mit dem Bley ee angemacht hat, so ist der Stuhl bis zum Einreihen seiner ersten Faden bereit. Dieser Professionist wählt sich, wenn es seyn kann, gemeiniglich das erstemahl eine Kette von feinen Faden, welche er, da sie nur von einfarbigem Garn ist, eben so geschoren hat, als die Kette eines gewöhnlichen Leinewebers, er bäumt und bringt sie eben auch so auf den Stuhl, wie dieselbe, und beobachtet dabey eben das, was jener beobachtet hat. Der Leser weiß schon, daß die Säcke y aus sechs oder sieben zusam-

mengebundenen Schleifen, welche der Professionist Hebel nennt, bestehen, und worin in jedem Hebel ein geschlungenes Auge, als in den gewöhnlichen Schäften sich befindet. Die Faden von der Kette, welche zusammen in einen Sack kommen, bilden in der Figur einen Punkt oder Stelle, deswegen auch der Professionist, wenn er eine neue Kette einreihet, schon berechnet haben muß, ob er von derselben in einen Sack viel oder wenig Faden brauchet. Ist die Kette feines Garn, so muß er mehr haben, als wenn es grob ist, weil es besser füllet. Hat er nun durch seine lange Erfahrung sich dieses schon bemerket wie viel er von seinen Kettenfaden in jeden Sack brauchet, so fängt er nunmehr seine Faden in dieselbe folgendergestalt an einzureihen. Er setzt sich vor seine Säcke und fängt von der linken Seite des Stuhls cc seine Kettenfaden von vorn nach hinten an einzureihen, das ist, die ersten zwey Faden, welche die Kanten machen, zieht er durch ein Auge des ersten vordersten Sacks linker Hand seines Stuhls, denn die folgenden sechs Faden in alle Augen desselben Sacks, dann in den zweiten, in den dritten und in den vierten oder letzten Sack der ersten Reihe linker Hand, und dann wieder in den folgenden zweyten Sack der andern Reihe von vorne nach hinten zu, einzureihen. So bald er an die Mitte der Planke in b b gekommen ist, so reihet er seine Faden umgekehret ein, daß ist, an statt daß er von c c nach b b von vorn nach hinten die Faden in die Säcke genommen oder eingereihet, er hier die Faden durch die hintersten Säcke zuerst zieht und also erst den vierten, denn den dritten, den zweiten und den ersten, und alle Augen der Säcke von hinten nach vorn zu mit den Kettenfaden füllet und so verfähret er bis nach a a.

Die Einziehung der Kettenfaden in die Säcke auf oben beschriebene Art ist nöthig, denn da sich allemal zwey Säcke in einer Linie mit einer Chorenschnur aufheben, und zwar beständig aus einer jeden Hälfte einer, so würde der Professionist seinen Endzweck nicht erreichen können, wenn die Faden von c c bis a a in den Augen der Säcke beständig von vorn nach hinten zu eingereihet würden, sondern es ist nöthig, daß von b b nach a a von hinten nach vorn die Kettenfaden in die Säcke eingereihet werden.

damit er solche mühsame Arbeit nicht mehr nöthig habe, bey einer jeden neuen Kette die Faden durchzuziehen, sondern da die Augen seiner Säcke alle voll Faden sind, so braucht er nur bey einer neuen Kette, je nachdem die Faden fein oder grob sind, das Verhältniß der Faden zu berechnen, ob er alle Faden in seinen Augen brauchet, oder ob er, wenn die neuen Kettenfaden gröber sind, einige zurück lassen muß. Ist dies, so leget er so viel Faden, als er aus jeden Sack nicht brauchet, zurück, und drehet die übrigen an die neuen Kettenfaden, so wie der Leineweber. Man sehe hierüber nach von Leinweber. Denn, ein Muster mag beschaffen seyn, wie es will, so bildet es nicht die Lage der Kettenfaden in den Augen der Säcke und Schäfte; deswegen können die Faden bey jedem neuen Muster immer einerley oben beschriebene Lage behalten. Man siehet also wohl ein, daß diese Art bunte Muster zu weben weit leichter sey, als die, welche mit so viel Schäften und Schämeln gearbeitet wird, wovon ich oben schon geredet habe. Allein nun ist die Frage, woher die Bilder in diesem Zeuge sich bilden, da bey dem Einziehen der Faden in die Schäfte und Säcke keine Umstände gemachet sind?

Ich habe oben schon gesaget, daß solches alles von dem Cymbel oder den Chören abhänget, und damit der Professionist seinen Endzweck erreiche, so verfährt er damit folgendergestalt. Wenn ein solcher Professionist bemittelt ist, so hat er mehr als einen Cymbel oder solche Haufen Schnüre von 225 an der Zahl mit ihren Letzen und Zieselschnur. Er hat ein Brett, welches ohngefähr anderthalb Ellen lang, und drey Viertel breit ist, solches nennt er das Zamtbrett. Figur 4508. f. f. ist dieses Brett mit den darauf ausgespannten Cymbelschnüren. Auf dem einen Ende dieses Brettes ist eine Leiste c d; an selbiger sind einige hölzerne Pflöcke, wie in e f zu sehen. Er nimmt nun die Chorenschnüre, oder Cymbel, und ziehet jede Schnur derselben durch den Zwischenraum zweyer Rohrstifte eines groben Riethblatts, damit die Cymbelschnüre recht ausgebreitet liegen, bindet nachher die Enden derselben zusammen, und befestiget sie an den hölzernen Pflöcken des Zamtbretts, wie in e f zu sehen, setzet das Riethblatt g h mit den Cymbelschnüren auf das Brett, spannet sie auf dem andern Ende des Bretts mit einem Stocke i k recht stramm aus, und befesti-

get

get sie daran; damit sie aber recht steif von einander gebreitet liegen können, so steckt er noch ein starkes vierkantiges Stück Holz unter die Schnüre neben das Riethblatt wie in l unter demselben zu sehen ist. An der Seite in e hat er die Zieselschnur n n Fig. 4506 woran die Letzen mit den Cymbelaugen hängen, angemacht, und nun ist alles bis zum Einlesen oder Einrichten des Musters fertig. Seine Vorschrift, wornach er seine Muster bildet, nennt er die Patrone. Es ist ein Blatt, worauf sehr viele Quadrate gezogen sind, und alle Linien, welche der Länge nach gehen, bedeuten die Cymbelschnüre, die aber, welche diese durchschneiden, die Letzen. Zu besserer Bequemlichkeit ist jede zehnte Linie mit einem rothen Strich bemerket, damit es ihm beym Zählen leicht werde, und er sich nicht so leicht verirre, und damit es auf den Cymbelschnüren auch nicht geschehe, so ist jede zehnte Schnur roth, und in der Zeichnung mit einer stärkern schwarzen Linie bemerket. Nunmehr will er seine Patrone oder sein Muster einrichten. Er hat einen dünnen langen Stab, die Zamtnadel genannt Figur 4509. In a ist ein Einschnitt, womit er beym Einlesen der Schnüre die genommenen fasset. Ich habe, um den Leser alles recht begreiflich zu machen, ein kleines Muster zum Beyspiel genommen. Figur 4510 a b c d sind die senkrechten Linien, welche die Cymbelschnüre, a c aber sind die Linien welche die Letzen andeuten. In diesen Quadraten ist nur eine Blume punctirt, und anstatt der Puncte zwischen den Linien werden allemal so oft und so viel, als sie vorkommen, Cymbelschnüre genommen. Er fängt also folgendergestalt an sie einzulesen. Er nimmt die Zamtnadel in seine rechte Hand; ein anderer nimmt sein Muster vor sich, und saget ihm, wie viel er in jeder Reihe nehmen, das ist, mit der Zamtnadel fassen, und wie viel er lassen, das ist, vorbeygehen und nicht fassen soll, und zwar auf dem Zamtbrette von h nach g und so fänget auch der auf dem Muster von c nach a ihm vorzusagen an, und zwar in der Linie 1 unter c 10 Schnüre gelassen, 1 genommen, und 9 gelassen, er faßt also mit der Kerbe seiner Zamtnadel die einzige Schnur, nimmt die erste Letze, welche an der Zieselschnur am Zamtbrett in e angebunden, und befestiget diese einzige genommene Cymbelschnur damit. Er weiß dies mit einer großen Geschwindigkeit zu bewerkstelligen. Er ziehet mit denje-

nigen

weder er ſo lange iſt, bis das Tuchlaken lang genug iſt: dann legt er die Schlußſtange ein. Damit er ſie beym Weben auch weiter bringen kann, und ſo. wie er auf einer Seite, wo eine Kante geweben, fortfährt, ſo kann er auf beyden Seiten, wenn es nöthig iſt, verfahren.

Wenn er nun alles wie geſagt, ſein ganzes Muſter eingeleſen hat, ſo bindet er ſeine Zugſchnüre ins, und bringet ſie an den Stuhl auf die rechte Seite an den Oberarm a Fig. 4505, befeſtiget jede Zugſchnur an einer Rahmenſchnur wie mm k k zu ſehen, wovon ich ſchon bey der Einrichtung des ganzen Stuhls geredet, ſpannt ſie mit dem Stock g g mit den Schnüren k k, i i an den Seitenrahmen aus, und befeſtiget ſie daran. Und nun iſt zum Weben alles bereit, er hat mit der Kette alles das vorgenommen, was der gemeinſchaftliche Leinweber vornimmt. Man ſehe was ich vom Leinenweben geſaget.

Wenn er nun weben will, ſo hat er einen Jungen, welcher ihm die Choren ziehen muß, demſelben ruft er zu, und ſelbiger nimmt die erſte Lage mit ihren verbundenen Choren, ziehet ſie herunter, und mit ihnen die daran befeſtigten Rahmenſchnüre, ſo daß dieſe ſich herunter begeben, wie in der Fig. 4505 in p p zu ſehen iſt. Dieſe Rahmenſchnüre ziehen ihre Aufholer, und jeder derſelben ihre Säcke mit den Kettenfaden in die Höhe, und dieſe haben Raum in die Höhe zu gehen, weil in den Schäften lange Augen ſind. Da aber dieſe gezogenen Choren ſo lange herunter bleiben müſſen, als es der Profeſſioniſt für nöthig hält, und bis er ſo viel Einſchußfaden in ſeine Kette eingeſchoſſen hat, als er zu der Bildung ſeiner Figur in der Kette in dieſem Zuge gebrauchet, und es für den Jungen beſchwerlich ſeyn würde ſo lange zu halten, bis der Profeſſioniſt einen andern Zug verlanget, ſo hat er einen Stock, welches der Treckſtock q q heißet, den ſteckt er über die heruntergezogenen Rahmenſchnüre, und da an dem Abſatz in o o ein hölzerner Nagel, ſo wie auch auf dem andern Ende q q an dem Oberarm a ſtecket, und ſo ziehet er mit demſelben die Rahmenſchnüre ſo weit herunter daß er den Treckſtock unter den beyden Nägeln ſtützen kann, ſo bald nun gezogen iſt, heben ſich mit den Säcken, wie ſchon geſagt, die Faden in die Höhe, und eine jede Chorenſchnur hat 2 Säcke in die Höhe gezogen, und zwar immer ſo, daß ein Sack einer Rahmenſchnur

schnur aus einem Theil des Tabulets und der andere aus dem andern Theil, folglich alle Säcke mit ihren Faden in der ganzen Breite der Kette vertheilet sind, und da die Choren nach der vorgeschriebenen Figur der Patrone eingebunden sind, so heben dieselben nur die Säcke mit ihren Faden, die nur in einer Reihe der Breite der Kette nach die Figuren bilden sollen. Sobald der Zug geschehen, tritt er seinen ersten Schämel und der erste Schaft gehet herunter, und mit demselben alle 5te Faden, der in die Höhe gehobenen Säcke, und der 2te Schaft gehet bey dem ersten Schämel in die Höhe, und nimmt zugleich den 5ten Faden der übrigen Säcke in die Höhe; jener als der heruntergezogene 5te Faden der in die Höhe gezogenen Säcke bindet die Figur, nachdem er einen Faden eingeschossen, und wieder getreten hat, rechts, der aber, welcher von den übrigen Säcken in die Höhe gezogen ist, bindet den Einschuß von der linken Seite. Alle Kettenfaden in einem Sack sind bestimmt einen Punkt in der Figur zu bilden, und der Professionist läßt nicht eher von dem Jungen einen andern Zug verrichten, bis er seiner langen Erfahrung zufolge weiß, daß die gezogene Reihe seiner bildenden Figur schon genug Einschuß erhalten, alsdenn ruft er dem Jungen zu, einen andern Zug zu thun; worauf dieser den Treckstock aus den heruntergezogenen Choren hervorziehet, sie in die Höhe gehen, die Letzen aber unten gegen den Stock auf den Tymbelschnüren hangen läßt, und die folgende Letze mit ihren verbundenen Choren wieder herunter zieht, und auf eben die Art, wie bey der ersten verfährt, wie auch der Professionist bey dem Weben selbst. Der Junge kann sich nicht irren, denn seine Letzen folgen hintereinander auf der Zieselschnur woran sie befestiget sind; sobald er einmahl sein Muster durchgezogen hat, so hebt er alle Letzen wieder in die Höhe, und fängt so an wieder zu ziehen, wie das erste Mahl, und fähret fort, so lang als seine zu webende Kette ist, eben auf solche Art solches zu wiederholen.

Diese Art, gezogene Muster zu weben, ist die gewöhnlichste, und so zu sagen, das Mittel von allen Arten der gezogenen Arbeit, indem er sowohl grob als fein darauf arbeiten kann, doch wie schon gedacht, muß seine Patrone, das Verhältniß mit den festgesetzten Tymbelschnüren halten, und er kann bey dieser Einrichtung, da alle Säckenfaden einen Punkt, das ist eine

gen Fe verhältnißmäßige Stelle finden, wieder mit ferner Zeit wieder; allein die Bilder werden dennoch nicht so zeichnerisch ſeyn, als in der andern Einrichtung, wenn ich als denn noch dazu die Bilder ſich alle Seiten ſehr ſtark und mit harten Linien, weil viele Faden den Einſchuß in der Figur binden, und nicht bey jedem Einſchuß ein anderer Zug am Cymbel geſchiehet, ſondern wohl 4, 5 auch 6 Einſchüſſe geſchehen, ehe ein anderer Zug wieder folget.

Ganz anders gehet es aber zu, wenn ich bey einem jeden Einſchuß der Zug ändert, allein alsdenn muß auch das Cymbel von einer ſtärkern Anzahl Schnüre ſeyn, ſo daß manchmal wohl noch einmal ſo viel Schnüre ſeyn müſſen, als in der oben beſchriebenen Art; denn iſt aber auch die Patrone anders eingerichtet; die Quadrate ſind dichter zuſammen punktirt, und die Figur mit dem Einſchuß bindet ſich fadenweiſe, das iſt, anſtatt ſich in der erſten Einrichtung Punkte oder Stellen von vielen Säckenfaden mit dem Einſchuß bildeten, und ehe kein anderer Zug geſchehen konnte, als bis ſich dieſe Punkte verhältnißmäßig mit dem Einſchlage gebunden hätten, da viele Faden in den Säcken waren, ſo geſchiehet hier bey jedem Tritt ein Zug, folglich verbinden ſich die Bilder immer fadenweiſe, und alſo iſt dies Bild auch weit zeichneriſcher in dem Zeuge als in der erſten Art Denn hier bindet ein Faden einen jeden Strich oder Punkt in der Zeichnung; allein wie geſagt, es müſſen auch weit mehr Chören und Säcke ſeyn, welche nach Vorſchrift der Patrone enger und feiner ihre Faden in den Bildern darſtellen; anſtatt daß ſonſt 5, 6 auch 7 Faden in einem Sack, einen Punkt in der Zeichnung bildeten, hier nur 3 Faden in den Säcken ſich befinden, und folglich weit enger und feiner die Theile und Umriſſe bilden können, indem nur 2 Faden verwechſelt die Figur mit den Einſchußfaden verbunden.

Wer ſiehet alſo nicht ein, daß dieſe Art gezogenen Zeuges ſubtiler und verhältnißmäßiger iſt, als die erſte Art? Allein ein ſolcher Stuhl koſtet weit mehr, ſowohl an Mühe und Fleiß, als auch an Aufwand, und nur in großen Fabriken findet ſolches ſtatt, wo ſehr viele Stühle zugleich arbeiten, und wo immer ein jeder Stuhl eine andere Einrichtung hat, ſo daß man alle Arten von Muſtern auf alle mögliche Art darauf arbeiten kann. Die Koſten einen Stuhl nach jedem vorgeſchrie-

schriebenen Muster und seiner besondern Art einzurichten und zu verändern, würden allen Nutzen, den man von der Arbeit zu hoffen hätte übersteigen; daher der Professionist diese Gattung von Einrichtung erwählet, von der ich eine genaue Beschreibung gemacht habe, die von allen das Mittel und am gewöhnlichsten gebrauchet wird, weil nur selten dergleichen besondere zeichnerische und fein bildende Arbeit verlanget wird, so kann der Professionist beständig damit fertig werden.

Dieser Professionist verstehet aber nicht allein die Kunst, einfarbige bunte leinene Zeuge zu verfertigen, sondern auch von verschiedenen Farben, so, daß er Tapeten, Servietten, (welche insbesondere auf den Caffeetischen gebrauchet werden) und andere dergleichen vielfarbige Zeuge mehr machet. Der Stuhl und seine Einrichtung ist fast eben so, nur allein, daß er mehr Schäfte und Schämel gebrauchet, entweder 7 oder 8, und anstatt, daß bey der ersten Einrichtung, wo 5 Schäfte, und so viel Schämel waren, ein Schaft um den andern herauf und herunter gieng, und also, wenn alle 5 Schämel einmal durchgetreten waren, auch alle 5 Schäfte einmahl durch sich bewegten, daß diese, sage ich, hier zwar bey dieser Einrichtung, sich auch so bewegen, daß einer herunter, und der andere in die Höhe gehet, übrigens aber die Verbindung mit einander anders bewerkstelliget werden muß. Denn hier bey dieser Arbeit gehet nicht immer ein Schaft um den andern herauf und herunter, sondern es wird immer einer übersprungen, so daß wenn bey dem ersten Schämel der erste herunter, der zweite herauf gegangen, nicht bey dem Tritte des 2ten Schämels der 3te, sondern der 4te Schaft herunter und der 5te herauf gehet. Folglich ist die Verbindung der Schäfte an die Schämel, wenn 7 Schäfte und so viel Schämel sind, folgende. An den ersten Schämel ist der erste Schaft, und die 2te lange Zweise angebunden; an den 2ten Schämel der 4te Schaft, und die 5te lange Zweise; an den 3ten Schämel der 7 Schaft, und die erste lange Zweise; an den 4ten Schämel der 3te Schaft und die 4te lange Zweise; an den 5ten Schämel der 6te Schaft und die 7te lange Zweise; an den 6ten Schämel der 2te Schaft und die 3te lange Zweise; an den 7ten und letzten Schämel der 5te Schaft und die 6te Zweise; und nach dieser Verbindung gehen doch alle Schäfte, wenn

geschehen ist. Von den Badern ist es bekannt genug, daß sie noch bis in unser jetziges Jahrhundert nicht gut als zunftgerecht von andern Professionisten, geduldet wurden; ja sogar man wollte ihr Metier für unehrlich halten, weil ihr Geschäfte z. B. das Schröpfen, Baden, Haarabschneiden u. d. gl. m. ehemahls von den wendischen Sclaven geschah, sie also zuerst auch selbst Wenden waren. Von den Leinwebern ist mir aber auch verschiedenes erinnerlich, welches ich in meiner Jugend wohl zuweilen in Mecklenburg bemerkt zu haben glaube. Man schien bey den andern Gewerken, besonders unter den Gesellen auch nicht sehr auf die Leinwebergesellen zu achten — sogar besinne ich mich, daß ein Schustergeselle einem Leinwebergesellen vorwarf: er dürfe ja nicht einmahl mit seinem Meister essen. — Dieses hat in gewisser Hinsicht Grund, nur nicht jetzt mehr in der Verachtung des Gesellen, denn die allermeisten Leinwebergesellen erhalten ellenweise bezahlt, und müssen sich selbst beköstigen. Es kann aber diese Einrichtung bey diesem Gewerke auch noch immer aus dem Wendischen herstammen, wo der Herr vom Hause auch Herr und Meister des arbeitenden Webers war. — Denn wir haben noch überhaupt manche barbarische Ueberbleibsel.

In allen diesem, daß die Leinweber auch vor diesem, und später noch als andere wendische Professionisten für unehrlich geachtet worden, bestärkt mich eine Verordnung, welche ich in dem *Corpus constitutionum Magdeburgicarum novissimarum etc.* von Milius, Th. 3. S. 616 fg. finde. Die Leinweber im Herzogthum Magdeburg beschwerten sich nähmlich, daß andere Gewerke sie verachteten, und ihnen vorwürfen, daß sie ehemahls bey Hinrichtungen die Leiter zum Galgen haben tra-

gen

schriebenen Muster und seiner besondern Art einzurichten und zu verändern, würden allen Nutzen, den man von der Arbeit zu hoffen hätte übersteigen; daher der Professionist diese Gattung von Einrichtung erwählet, von der ich eine genaue Beschreibung gemacht habe, die von allen das Mittel und am gewöhnlichsten gebrauchet wird, weil nur selten dergleichen besondere zeichnerische und fein bildende Arbeit verlanget wird, so kann der Professionist beständig damit fertig werden.

Dieser Professionist verstehet aber nicht allein die Kunst, einfarbige bunte leinene Zeuge zu verfertigen, sondern auch von verschiedenen Farben, so, daß er Tapeten, Servietten, (welche insbesondere auf den Caffeetischen gebrauchet werden) und andere dergleichen vielfarbige Zeuge mehr machet. Der Stuhl und seine Einrichtung ist fast eben so, nur allein, daß er mehr Schäfte und Schämel gebrauchet, entweder 7 oder 8, und anstatt, daß bey der ersten Einrichtung, wo 5 Schäfte, und so viel Schämel waren, ein Schaft um den andern herauf und herunter gieng, und also, wenn alle 5 Schämel einmal durchgetreten waren, auch alle 5 Schäfte einmahl durch sich bewegten, daß diese, sage ich, hier zwar bey dieser Einrichtung, sich auch so bewegen, daß einer herunter, und der andere in die Höhe gehet, übrigens aber die Verbindung mit einander anders bewerkstelliget werden muß. Denn hier bey dieser Arbeit gehet nicht immer ein Schaft um den andern herauf und herunter, sondern es wird immer einer übersprungen, so daß wenn bey dem ersten Schämel der erste herunter, der zweite herauf gegangen, nicht bey dem Tritte des 2ten Schämels der 3te, sondern der 4te Schaft herunter und der 5te herauf gehet. Folglich ist die Verbindung der Schäfte an die Schämel, wenn 7 Schäfte und so viel Schämel sind, folgende. An den ersten Schämel ist der erste Schaft, und die 2te lange Zweise angebunden; an den 2ten Schämel der 4te Schaft, und die 5te lange Zweise; an den 3ten Schämel der 7 Schaft, und die erste lange Zweise; an den 4ten Schämel der 3te Schaft und die 4te lange Zweise; an den 5ten Schämel der 6te Schaft und die 7te lange Zweise; an den 6ten Schämel der 2te Schaft und die 3te lange Zweise; an den 7ten und letzten Schämel der 5te Schaft und die 6te Zweise; und nach dieser Verbindung gehen doch alle Schäfte, wenn

einmahl die Schämel durchgetreten sind, herauf und herunter, springen aber allemal einen vorbey. Die Ursache, warum diese Verbindung so seyn muß, soll bald gezeiget werden.

Er schiert seine Kette so, wie zu einem andern Damast, allein er braucht nicht so viel Kettenfaden, als zu einem einfarbigen Damast; denn da die Kette gemeiniglich von rohem oder gebleichtem leinenem Garn ist, und der Einschuß von Baumwolle, und von einer andern Farbe, so muß die Kette nicht so dicht in Faden seyn, als wie die erste, damit die gefärbten Einschußfaden besser zu sehen sind. Er brauchet also fast nur die Hälfte oder etwas darüber, und in den Säcken hat er auch nur 3 Faden, folglich ist die Kette zu dieser Art von Damast viel weitläuftiger, als sonst gewöhnlich. Nachdem er seine Kettenfaden sowohl durch die Säcke als Schäfte eingezogen, und soweit alles zum Weben eingerichtet hat, so verbindet er die Schäfte mit den Schämeln auf oben beschriebene Art. Nachstehende Tabelle kann dem Leser die Verbindung mit beyden sehr begreiflich machen.

Schämel an die Schäfte				Schämel an die langen Zwesen			
1	an	den	1ten	1	an	die	2te
2	=	=	4	2	=	=	5
3	=	=	7	3	=	=	1
4	=	=	3	4	=	=	4
5	=	=	6	5	=	=	7
6	=	=	2	6	=	=	3
7	=	=	5	7	=	=	6
so gehen sie herunter,				so gehen sie herauf.			

Die Ursache, warum immer ein Schaft übergesprungen wird, ist diese. Der Professionist hat eine weitläuftige Kette, weil von dem Einschußfaden mehr zu sehen seyn soll, als von ihr selbst. Er schießt auch nach Verhältniß mehr hier ein, als bey der ersten Art von einfärbigem Damast: denn da hatten die Säcke 6 auch 7 Faden, und er schoß nur 4 oder 5 Mahl ein, hier aber haben die Säcke nur 3 Faden, und er schießt eben so viel ein, weil der gefärbte Einschußfaden die Figur mehr ausfüllen soll, als die ungefärbten Kettenfaden. Da nun aber die Einschußfaden nicht so gut angetrieben werden könnten, und sehr los liegen würden, wenn die Schäfte einer um den andern sich bewegten, und die Kettenfaden

faden sich nicht sehr zerstreuet heben möchten, so hat der Professionist dieses Mittel erfunden, die Schäfte so zu verbinden. Denn, wenn sich der erste und zweyte Schaft bey dem ersten Fußschämel gehoben und heruntergelassen, so binden sich mit jedem dritten Faden der gezogenen Säcke der Einschuß eins ums andere, rechts und links. Würde nun bey dem 2ten Schämel der 3te und 4te Schaft sich auch gleich bewegen, und keinen überspringen, so würde die Verbindung zwar eine andere Linie und Abweichung von der ersten erhalten, aber doch nur sehr wenig schräge, da aber der 4te und 5te Schaft sich bey dem 2ten Schämel beweget, so weichet die Verbindungslinie von den ersten und 2ten schon weiter ab, und der Einschußfaden kann sich überall durch das Anschlagen der Lade gut antreiben lassen, so aber wenn es nur so etwas schräge abwiche, als schon gedacht ist, so würden sich an der Stelle, wo die Verbindung geschiehet, wohl der Einschußfaden gut antreiben lassen, an den Stellen aber, wo kein Verbindungsfaden wäre, möchte dies nicht so gut zu bewerkstelligen seyn, weil die Kettenfaden sehr weitläuftig zwischen dem Einschuß liegen. Da aber nach dieser Einrichtung die Kettenfaden sehr zerstreuet zu ihrer Verbindung sich bewegen, so erreicht der Professionist seinen Endzweck.

Der Leser kann sich aus der Fig. 4511. die Vorstellung machen, wie die Kettenfaden sich zur Verbindung mit den Schäften bewegen. Die Seiten der Quadrate a b 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. stellen die 7 Schäfte vor b c 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1. die sieben Schämel. Die Striche in den Quadraten bedeuten den Schaft, der heruntergehet, und die Punkte diejenigen, die heraufgehen.

Bey aller dieser beschriebenen Arbeit ist die Verbindung der Faden als ein Atlaßgrund geschehen, das ist, sowohl die Figur als auch der Grund hat eine solche Verbindung der Faden, daß ihr Bund einen länglichen Strich bildet, dergleichen man an dem gewöhnlichen Atlaß gewahr wird, nicht aber einen Köper, und dieses lieget wieder an der Verbindung der Schäfte mit den Schämeln, und anstatt daß sich bey der Verbindung der ersten Art gezogener Zeuge von 5 Schäften einer

um den andern hebet, und herunter gehet, ſo daß wenn der erſte herunter gegangen, der zweite in die Höhe, der dritte wieder herunter gehet, ſo muß bey dieſer Einrichtung der Verbindung der Schämel mit den Schäften, wenn die Verbindung der Faden einen Köper haben ſoll, ſo geſchehen, daß der Schaft welcher in die Höhe gegangen, bey dem fallenden Tritt wieder herunter gehen muß, deswegen die Schäfte und lange Zweſen an die Schämel folgendergeſtalt angebunden ſind. Die Schäfte, welche herunter gehen ſollen, ſind unmittelbar, ein jeder an ſeinen Schämel gebunden, nemlich der erſte an den erſten Schämel und ſo ferner, die langen Zweſen aber ſind ſo mit den Schämeln verbunden, daß der erſte Schämel die 2te lange Zweſe, der 2te die dritte, und ſo ferner; und endlich der 5te die erſte Zweſe in Bewegung ſetzet. Man ſiehet wohl, daß hier die Kettenfaden zu Verbindung der Figuren nicht ſolche lange Striche bilden können, als die erſtere Art, weil die Schäfte einer neben den andern ſich herunter begeben, und derjenige der herauf gegangen war, nicht vorbey gegangen, ſondern allemal bey dem folgenden Schämeltritt wieder herunter genommen wird, ſo daß folglich der Faden in der Figur ſich ganz kurz verbindet, und keine lange Striche in derſelben machen kann; allein er macht auch keine Unterſcheidungslinien oder Wiederkehr, wie bey dem gewöhnlichen Zwillich angemerket worden, ſondern gehet in der ganzen Breite der Kette ſo ſchräg als die Verbindung der Schäfte mit dem Schämel es mit ſich bringet, ohne eine Unterſcheidungslinie zu machen, denn dieſe kann hier nicht ſtatt finden, weil der Einzug der Kettenfaden oder die Einreihung derſelben in die Schäfte nicht darnach eingerichtet iſt, wie es wohl bey dem Zwillichmachen geſchehen (ſiehe den 2ten Abſchnitt vom Zwillich machen Seite 64), ſondern bloß die Lage der Schäfte giebt bey der Verbindung der Kettenfaden dieſen Köper, ohne ſich weiter an eine Ordnung zu binden. Der Leſer kann ſich aus der Fig. 4512. die Lagen der Faden, wie ſie ſich verbinden, vorſtellen, und ſo wie dieſe Lage der Schäfte iſt, ſo ziehet ſich auch der Köper in einer ſchrägen Linie, durch die ganze Breite der Kette. a b 5. 4. 3. 2. 1. ſind wieder die 5te Schäfte, a c 5. 4. 3. 2. 1. Die 5 Schämel, die Striche in den Quadraten ſind

die

die heruntergegangenen, die Punkte aber die in die Höhe gezogenen Schäfte.

Manches Mahl macht der Professionist auch solchen breiten Zeug, als z. B. die Tafellaken, welche keine Nath haben, sondern aus einer Breite bestehen, folglich auch aus einem Stück gewebet seyn müssen, alsdann ist er nicht im Stande auf seinem gewöhnlichen Stuhl, von gewöhnlicher Breite zu weben, sondern er muß einen solchen breiten Stuhl haben, als der zu webende Zeug erfordert; denn aber ist er auch nicht im Stande das Weben allein zu verrichten, sondern es müssen dies 2 Personen zugleich thun; und da diese Arbeit unter den Wollarbeitern unterm Abschnitt vom spanischen Weber vorkommen wird, so wird sich der Leser bis dahin gedulden. Es kommt bey den Leinwebern nur selten vor, und außer der Breite hat der Stuhl alle dieselben oben schon beschriebene Theile. In Berlin ist nur ein einziger Leinweber, welcher einen solchen Stuhl hat.

Aus dieser Beschreibung, glaube ich, wird der Leser sich einen hinlänglichen Begriff von dieser gezogenen Arbeit gemacht haben; denn so wie man bey der beschriebenen Art verfähret, so verfähret man mit allen andern, ohne etwas weniges, welches zuweilen vorkommt, und welches der Professionist selbst nicht allemahl vorher sehen kann, sondern alsdenn erst, wenn ihm ein unerwarteter Vorfall begegnet, darauf sinnen muß, was er da für eine Veränderung vorzunehmen habe. Genug, dem Leser ist bekannt, wie der Professionist handeln muß, wenn er ein gezogenes Muster nach der Vorschrift seiner Patrone verfertigen soll. Oft trifft es sich auch, daß er keine Patronen zu einem Zeuge hat, sondern nach einem alten gewebten Stück ein neues weben soll. Alsdenn muß er die Faden in dem alten Stücke nachzählen, und sich darnach eine Vorschrift machen, wie er seinen Cymbel einrichten soll.

Alle oben beschriebene Professionisten haben unter dem Namen der Leinweber eine Innung, und unterscheiden sich nur bloß mit ihrer verschiedenen Weberey, indem einer diese, der andre eine andre Gattung von Zeug verfertiget. Sie lehren ihre Lehrlinge drey Jahr, und wenn solche zu Gesellen gemacht worden, und das Meisterrecht erlangen wollen, so müssen sie, nach der Verordnung und den gegebenen Gesetzen

drey Jahre wandern, sonst können sie dasselbe nicht erlangen, worauf die Meister auch sehr fest halten, und sie nicht gerne von diesem Gebrauch etwas abdringen lassen. Sie machen drey Stücke zu ihrem Meisterstück. Ein Stück feine Leinwand von sechs Viertel breit, 60 Gänge hoch. Das ist, das Riethblatt hat 60 Gänge, folglich muß das Garn sehr fein seyn, weil man sonst nur 40 Gänge zu einer sechs Viertel breiten Leinwand brauchet. Vier und zwanzig Ellen Zwillich oder mit bunten Mustern, mit 20 Schäften gearbeitet. Endlich noch 20 Ellen Dreel oder Bühren mit 5 Schäften. Macht er alle drey Stücke oder bezahlt davon eins, oder zwey mit Geld, so kann er auch in seinem Meisterstande alle Arten von leinenen Zeugen machen; bezahlt er aber nur eins, (denn eins muß er selbst machen, und kann es mit keinem Gelde abkaufen) so kann er auch weiter keine Zeuge machen, als nur von den beyden als Meisterstück geltenden Waaren, und so verstehet es sich auch, wenn er nur ein Stück machet, und keins bezahlt, daß er nur von dieser Art Zeuge machen darf.

Der Leinwanddamastweber ist übrigens ein Mitglied der Leinweberinnung. Es giebt der Damastweber nur wenige, so daß manche beträchtliche Stadt entweder nur einen, oder auch wohl gar keinen Damastweber hat. Die Lehrburschen dieser Profession lernen drey Jahre, wenn sie zuvor die Arbeit eines Ziehjungen einige Zeit verrichtet haben, und erlegen überdem 40 Thaler. Zum Meisterstück verfertiget dieser Professionist ein Dutzend Servietten.

Leinwandmesser, ist in Schlesien eben diejenige Person, welche in Westphalen Schaumeister, (s. Art. Leinwandlegge,) und anderswo auch Stempler genannt wird. Eine Anweisung für die schlesischen Leinwandmesser findet man im 4ten B. der schlesischen Edictensamml. S. 784. d. d. Berlin den 29ten Sept. 1752.

Leinwandreißer, sind an einigen Orten, sonderlich in Schlesien, vorzüglich in Breslau, diejenigen Krämer, die das Privilegium haben, außer den Jahrmärkten Leinwand einzeln auszuschneiden. Sie machen eine eigene Zunft und Mittel aus. Man findet in Dr. Adrian Beiers allgemeinem Handlungs- Kunst- Berg und Handwerkslexikon, herausgegeben von Struven, Jena 1722. ein kaiserliches Rescript von dato Wien den 3ten Nov. 1776. an das königl. Oberamt in Schlesien, worin die Innungs-Artikel der Schwarz- und Schönfärber zu Breslau, wie auch die des aufgerichteten Vergleichs, zwischen ihnen und den Waid- Schön- und Rheinischfärbern, wie auch den Leinwandreißern daselbst bestätiget worden.

Leopold ꝛc.

„Liebe getreue, demnach Wir auf unsers kö„niglichen Ober-Amts-Collegii unterthänigstes Gut„achten vom 16ten Dec. vorigen Jahres denen N. „N. Aeltest- und Jüngsten Schwarz- und Schönfär„bern in unserer Stadt Breßlau, die Kaiser- und „Königliche Gnade gethan, und ihnen ihre verfaßte „Innungs-Articul, und Inserirung derentwegen zwi„schen ihnen und denen Waid- Schön- und Rhei„nischfärbern, denn auch denen Leinwandreisern „daselbst aufgerichtet, verglichen, gehorsamst ange„rathener maßen nicht allein allergnädigst confirmiret „und bestätiget, sondern auch solche Zunft für das „Hauptmittel in Unserm Herzogthum Schlesien in „Gnaden declariret. Jedoch also und dergestalten, „daß dasselbe ihre Mitmeister und Handwerksgenos„sen anders nicht, als in denen das Handwerk pro„prie et praecise angehenden Sachen, nicht aber „in andern causis civilibus, et mixtis, für die

„Hauptlade zu fordern und zu evociren befugt seyn „sollen. Als geben Wir solches Ew. Liebden und „euch zur Nachricht, und damit Sie und ihr diese „von uns gnädigst declarirte Hauptzunft der Schwarz „und Schönfärber zu besagten Breßlau bey erwähn„ten ihren Innungsarticuln, und denen dabey inse„rirten beeden Vergleichen, auch solch Unser darüber „erfolgten gnädigsten Confirmation, auf allen bedör„fenden Fall allerdings zu schützen und zu handhaben, „es auch weiters unsern Rathmannen daselbsten zur „Wissenschaft zu insinuiren wissen mögen, gnädigst „anfügen wollen. Wir verbleiben u. s. w. Gegeben „Wien, den 3ten Nov. 1676.“

„Ad Mandatum.“

„praest. 24 Febr. 1677.“

Leinwandschneider, will im Grunde eben so viel sagen, als Leinwandmeister. Einige aber wollen hin und wieder mit diesem Nahmen auch die Schaumeister belegen, welche ein, nicht nach der Leggeordnung richtig, und überhaupt schlecht befundenes Stück Leinen, damit es nicht ins Ausland zum Verkaufe gebracht werde, durchschneiden, und also der gute Nahme der Leinwandmanufactur an einem Orte oder in einer Provinz nicht leide. In einigen Provinzen aber auch, wo der Bauer sich gewöhnlich fast ganz in Leinen oder Warp kleidet, (ausgenommen an feyerlichen Tagen,) wird oft auch der Dorfschneider, der selten Tuch, sondern fast stets Leinwand und Warp für die Bauern verarbeitet, zum Unterschiede von andern Schneidern, ein Leinwandschneider, im Mecklenburgischplatten Lin'nlüürä genannt.

Leinwandstempel, ist in engerer Bedeutung dasjenige zeitschaftähnliche Instrument, mittelst dessen

sen das obrigkeitliche Zeichen auf die zu erkaufende, oder zu bleichende Leinwand, entweder von eigentlich dazu bestellten Officianten, wie bey der Legge, oder von den Accisebedienten, mit Schwärze gedruckt wird; in weiterer Bedeutung aber nennt man dies Zeichen selbst auch einen Stempel. Man findet hiervon in den Artikeln **Leinwandhandel** und **Leinwandlegge** etwas mehr.

Leinwandzeichnen, oder **das Zeichnen der Leinwand**, ist auf zweyfache Art zu betrachten, nähmlich als das Zeichen der Leinwand, wenn sie zur Bleiche gebracht wird, damit man seine Stücke wieder erkenne, und das Zeichnen der zu gewissen Absichten schon zubereiteten Leinwand, z. B. der Hemden, des Tischzeuges, der Handtücher, Bettlaken u. d. gl. mehr.

Was erstlich das Zeichnen der Leinwand zur Bleiche betrifft, so hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß die Figuren oder Buchstaben mit solcher Farbe auf die Leinwand gebracht werden, daß weder Büke noch Bleiche sie vertilgen könne. Am gewöhnlichsten zeichnet man die Leinwand, mit bloßem Röthstein oder Röthel; dieses ist aber nicht allemahl gut, indem solche Zeichnung zuweilen so sehr verwittert, daß man kaum eine Spur davon sehen kann, wenn die Leinwand von der Bleiche wieder abgenommen werden soll, besonders, wenn sie verschiedener Umstände halber, z. B. des Regenwetters wegen, länger als gewöhnlich auf der Bleiche hat liegen müssen. In dieser Hinsicht, und damit man die Leinwand sicher zeichnen könne, ohne zu befürchten, daß die Zeichnung ausgehe, hat man schon im Jahr 1757 in den nützlichen Sammlungen eine Anleitung gegegeben, sicherer zu verfahren. (*) Hier heißt es:

(*) Im 37ten Stück, Col. 579.

dem man alsdann den Knoten befestiget hat, führet man die Nähenadel in einer Diagonal, die durch die vier Faden, von oben bis unten mitten durchgehet; gehet unter den beyden Faden von unten bis oben wieder hinauf, und durchkreuzt die zweite Diagonal über der ersten, welches ein Andreaskreuz bildet, und welchen man also den Kreuzstich nennt. Solcher Kreuzstiche setzt man nach den gekreuzten Faden der Leinwand so viele und in der Ordnung zusammen, daß sie den verlangten Buchstaben, oder die Ziffer bilden, wie, und als man sie haben will. Es hat mit dieser Zusammensetzung der Kreuze eben die Bewandniß, als es bey dem Drillich- oder Drellweben geschiehet, wo man die Figuren aus lauter kleinen Vierecken zusammensetzt.

Wollte man aber den Drell oder Damast so bloß nach den Faden zeichnen, wie kurz vorher gezeigt ist, so würde man theils gar keine Anleitung durch die Faden finden, theils aber auch verwirrte und verzerrte Buchstaben oder Ziffern machen, da diese Art von Weberey ganz von dem Leinenweben abgehet. Es wird zu dem Ende bey dem Zeichnen dieser Art Leinwand ein Stückchen Sicht- Müller- oder Zeichentuch genommen, welches auf dem Platze, wo man seine Zeichnung anbringen will, aufgeheftet oder gerichtet wird; nach diesen sehr kennbaren Faden richtet sich die Näherinn, und zeichnet ihre Buchstaben oder Ziffern mittelst der Nähenadel und des Fadens. Ist dieses geschehen, so zieht man die Heftfaden aus dem Stückchen Zeichentuch, schneidet solches so kurz als möglich ab, und zieht alsdann die unternäheten Faden des Zeichentuches heraus. Bey Drell und Damast halte ich es für

anſtändiger, wenn man mit weißem Zwirn zeichnet, welches nicht ſo grell in die Augen fällt.

Leinweber, (der) führet ſeinen Nahmen von dem Zeuge, welches er verfertiget, weil dieſes, Leinwand zu weben, ſeine vornehmſte Beſchäftigung iſt. Er verfertiget von leinengarn, nachdem ſolches auf Rollen geſpulet, und auf dem Scherrahmen zu einer Kette geſchoren, auf ſeinem Weberſtuhl, theils leinwand, theils von baumwollenem Garne, wie auch von leinenem und baumwollenem Garne vermiſchet, ebenfalls auch von flächſenem Aufzuge und Einſchlage von Wolle, ſowohl einfarbige als auch bunte, von verſchiedenen Farben geſtreifte und gewürfelte Zeuge. Die Materialien alſo, welche der Leinweber gebrauchet, beſtehen aus flächſenem oder Heden, baumwollenem, oder wollenem, ſowohl gebleichtem als auch ungebleichtem, und auf verſchiedene Art gefärbtem Garne, wohin beſonders auch das türkiſche Garn gerechnet wird, welches wegen ſeiner ächten Farbe ſo bekannt, als berühmt iſt.

Wenn nun gleich die Lein- und Barchentweber an einigen Orten einerley ſind, auch einerley Werkzeug führen, und beiderſeits Baumwolle, Wolle und leinenes Garn verarbeiten, ſo werden ſie doch auch an vielen Orten wieder von einander unterſchieden, daß alſo jedes Gewerk ſeine beſondere lade und Auflage hat. Sie haben kein geſchenktes Handwerk, doch iſt dieſes mit Geſetzen und Ordnungen verknüpft, ſo daß die Geſellen allenthalben reiſen, und Arbeit ſuchen können. An den mehreſten Orten pflegen die Lehrlinge drey Jahre zu lernen, und die Geſellen, nachdem ſie

einige Jahre gewandert, (*) müſſen, wenn ſie das Meiſterrecht erlangen wollen, drey Jahre an dem Orte unausgeſetzt gearbeitet haben. Hübner behauptet, daß ſie kein Meiſterſtück zu machen brauchen; — dieſe Behauptung halte ich nicht für richtig, indem es jedermann bekannt iſt, daß ſie ohne dergleichen nicht zum Meiſterrecht gelangen können. Es mag aber ſeyn, daß vor einigen hundert Jahren von ihnen kein Meiſterſtück gemachet worden ſey, worüber ich mich weiterhin noch näher erklären werde. Den Meiſterſöhnen will man aber, noch ehe ſie aus der Minderjährigkeit getreten, im 22ſten Jahre ſchon, das Meiſterrecht zukommen laſſen.

Nach demjenigen, welches ich von den Leinwebern weiß, ſo beſteht unter andern auch ihr Meiſterſtück in einem Ende Leinwand, welches $1\frac{1}{2}$ Ellen breit ſeyn muß. Dieſes ſetzt die jungen Meiſter häufig in Verlegenheit, indem man ſolche Leinwand in der Haushaltung ſehr ſelten gebraucht, und ſie, im Falle ſie keinen Abnehmer dazu haben, ſolches auf ihre

(*) Die Zeit der Wanderſchaft wird von einigen auf — Jahre geſetzt, wie Hübner in ſeinem Handlexicon, und Zedler in ſeinem Lexicon angiebt. Der [illegible] aber in ſeinen alten [illegible] Verordnungen, über Gewerbe-Freiheiten und Manufacturen, vom [illegible] heißt [illegible] und Tuchmachern die Wanderſchaft eines Meiſterſohnes auf zwey, und die eines andern Meiſterſohnes auf drey Jahre, und giebt als der vornehmſten Wanderorte, Nürnberg, Augſpurg, Leipzig, Breslau und Hamburg an. S. [illegible] heißt es, die Wanderzeit auf 5 Jahre mit dem Beifatze, daß die Geſellen vorher nicht Gelegenheit haben ſollten, um dort das ſchöne Frauenzimmer kennen zu lernen.

Ich glaube aber, daß es eben ſo gut auch noch Orte in neuen Zeiten gebe, wo ſolches zu lernen. Jener mag in Halle [illegible] einen vortrefflichen Fechtmeiſter, Tanzmeiſter, welcher der Gouvernante Jean Jeannette mit Jean Jean angeführt haben. Was eine Handlung der Stadt [illegible] Qualitätsmarken, Verſiegelungsgebühren vom Leinen [illegible] ſ. [illegible] Sec. 2. §. 4.

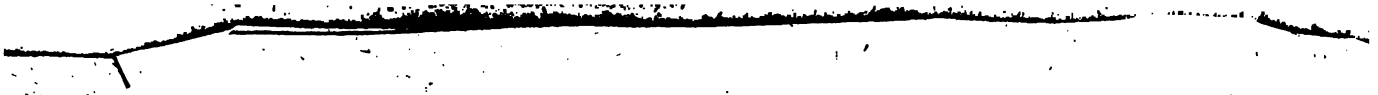
ihre eigene Koſten machen müſſen. Die Hausmütter laſſen um deswillen nicht ſo breite Leinwand machen, weil zum einem ordinairen Hemde die Leinwand nur fünftehalb Viertel, und zu Hemden einer recht ſtarken Perſon nur fünf Viertel breit ſeyn darf. Zu einem Bettlaken auf ein einſchläferiges Bette werden zwey Breiten der Leinwand, entweder von der einen oder andern Breite genommen, ſo wie man die Laken zu einem zweyſchläferigen Bette mit drey Breiten der Leinwand zuſammen ſetzt, und ſie ſind vollkommen breit. Man würde alſo in verſchiedenen Fällen von einer zu breiten Leinwand etwas abſchneiden müſſen, welche Abſchnitzel aber nicht zu Nutzen kommen können, und wodurch man nur Schaden hat.

Wenn wir uns bey der Bedeutung des Wortes **Leinweber** noch etwas aufhalten wollen, ſo iſt ſolches aus den beyden Wörtern **Lein** und **Weber** zuſammengeſetzt. Von dem Worte **Lein** habe ich S. 1 fgg. dieſes Bandes gehandelt; ich muß alſo auch von der Abſtammung des Wortes **weben** noch etwas anführen, weil vielleicht die allerwenigſten Leinweber zu ſagen wiſſen, woher ſie ſo genannt werden. Schon in den allerälteſten oberdeutſchen Schriftſtellern findet man das Wort **Weben** in allen ſeinen Bedeutungen uueban geſchrieben. Im Schwediſchen iſt wefwa, umgeben, bey dem Ulphilas waiban, bey welchem daher auch Waib eine Krone iſt; wälwa aber weben, texere, Niederſächſiſch **wewen**, **weven**, Angelſächſiſch wefan, Engl. weafe, Holländ. weeven.

Alle dieſe Ausſprachen führen den Begriff der Bewegung mit ſich, unter welchen das Wort weben auch häufig in der Bibel vorkommt, doch gewöhnlich mit

mit dem Zuſatze: leben; z. B. Leben und weben. Auch Dichter bedienen ſich deſſen, ſo wie Hagedorn z. B. ſagt: Es webet wallt und ſpielet das Laub um jeden Strauch u. ſ. w. Wenn nun zwar Diederich von Stade behauptet, daß unſer deutſches Wort Weber von dem Gothiſchen vefia, veva, umwinden, herkomme, ſo ſtehet dieſes dem vorhergeſagten keinesweges entgegen, weil auch der Begriff des Wortes umwinden, allemahl eine Bewegung vorausſetzt. Es heißet alſo weben, ſich (allenfalls ſanft) bewegen, und Weber der etwas in Bewegung bringet. Da aber nun die Leinwand, Seide, Kattun und dergleichen nicht verfertiget werden kann, wo man das Garn oder die Seide oder die Baumwolle nicht beweget, welches Bewegen weben heißt, ſo wurde derjenige, welcher dieſe Dinge in Bewegung ſetzte, um ſie zu einem Zeuge umzubilden, ein Weber genannt; als aber nach der Zeit mehrere und verſchiedene Zeuge bekannt wurden, ſo behielten zwar dieſe Profeſſioniſten ihre Stammbenennung, Weber, bey, allein, um ſich zu unterſcheiden, ſo ſetzten ſie die Nahmen ihrer Zeuge, die ſie vorzüglich verfertigten, voran, woher die Benennungen, Leinweber, Barchentweber, Kattunweber, und mehrere andere entſtanden.

Wenn die Leinweber das Garn aufgebäumet haben, ſo iſt ihre Bewegung des Körpers bey der Arbeit nicht allein ſehr einfach, ſondern ſie bleibt auch ſelbſt mit ihrer Abwechſelung immer einerley. Er tritt z. B. mit dem rechten Fuß den rechten Schämel, biegt den Leib rechts, und ſchießt mit der rechten Hand durch, da er denn mit der linken anſchlägt. Eben ſo macht ers auf der linken Seite auch, und bleibt den ganzen Tag in ſolcher gleichförmigen Bewegung, wo er nicht zwiſchen durch



denn man trocknete die Felle an der Sonne, und schlug oder rieb sie so lange, bis sie geschmeidig genug waren, so wie es noch die Amerikaner machen. Die Weberarbeit in leinen und Wolle imgleichen die Bearbeitung der wenigen Kleider, verrichteten Weiber, und wer weiß, ob nicht gar auch die Töpfer- und Schmiedearbeit; denn die Würde des deutschen Ehemanns litte das nicht, und allemahl hatte man nicht so viel Knechte, die dazu geschickt waren. (*)

Wer die Urnen selbst, und die noch häufig gefundenen Scherben derselben genau betrachtet, der wird bey vielen die Spuren und Eindrücke der Finger sehr wohl sehen, und wahrnehmen, daß es nicht große Hände und Finger gewesen, die solche verfertiget, woraus man schließen könnte, daß die Verfertiger derselben allenfalls Weiber, Mädchen oder auch Jünglinge gewesen seyn müssen. Doch dies lasse ich dahin gestellt seyn, und ich will versuchen, meine Muthmaßungen weiter auszuführen. Die angeführte Stelle aus dem Buchholz sagt, daß der ehemalige deutsche Hausvater zu stolz gewesen sey, um sich mit solchen Geschäften einzulassen, die jetzt von besondern Handwerkern betrieben werden. Die allgemeine Geschichte aber sagt uns überhaupt, daß man ehedem Knechte, oder Sclaven und Sclavinnen zu allen den Arbeiten, welche zum häuslichen Bedarf dienten, gebrauchte. Dies war zuverlässig auch noch der Fall bey den Wenden, Vandalen und andern gleichzeitigen Völkern in Deutschland. Als aber die Sachsen diese bezwungen und unterjochten, so wurden nicht allein

(*) Buchholz Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg ꝛc. Th. I. S. 102.

Ehemänner dieser Nation höchst wahrscheinlich schließen, und Tacitus Zeugniß im 25ten Buch macht diesen Schluß zur unbestrittenen Wahrheit. Er sagt ausdrücklich:

„Bey den Deutschen ist es nicht so gewöhnlich, als bey den Römern, die Knechte blos zu „Haus- und Familiendiensten zu gebrauchen, sondern jeder hätte seine eigne Familie, sein eignes „Haus, und dürfe nur von seinen Feldfrüchten „oder Viehzucht, oder bereiteten Bekleidungen, „dem Herrn etwas entrichten, man behandelte sie „nicht anders als aufgetragne Frohndienste, und „schlage sie selten, tödte sie aber, wenn sie ihren „Stand vergessend, sich ihrem Herrn widersetzen, „aber auch dies nicht aus Strenge, oder Unmenschlichkeit, sondern aus Zorn und Zähheit."

Uebrigens aber mag ihr Zustand bedauernswerth genug gewesen seyn; denn, man durfte sie fast ohne Strafe beschimpfen; sie wurden Verbrechen wegen härter als freye Leute gezüchtiget; sie nur allein konnten auf die Folter gebracht werden; sie wurden ungehindert vertauscht, verpfändet, und verkauft, und ihre, ohne Einwilligung des Herrn eingegangenen Ehen vernichtet. Solche Knechtschaft dauerte bis zur Einführung des Christenthums durch Constantin den Großen, auch nachher in verschiedener Maße, jedoch allgemein in Deutschland fort.

Der Herr Justizrath und Professor Martini vormahls in Bützow, nunmehr in Rostock, verfolgt die mecklenburgische Knechtschaft in seiner Dissertation: de natura atque indole hominum propriorum in Megapoli, bis ins fünfte

Jahr-

Jahrhundert hinauf, und zeigt sehr gründlich, daß Recht über Leben und Tod, willkührlich harte Behandlung der Knechte, Verbindlichkeit des Herren, jeden durch seinen Knecht verursachten Schaden zu ersetzen, unbezweifeltes Unvermögen, Testamente zu machen, und vermuthlich Entbehrung aller eignen Güter es ist, was er aus solchen herleitet; so wie er nicht minder bemerket, und es mit Schriftstellern beweiset, daß auch dem Herrn das Recht der ersten Nacht bey Verehligung ihrer Knechte, und nach Abschaffung dieses unsittlichen Gebrauchs, die Einforderung eines gewissen lösegeldes (Klauenthaler genannt) zugestanden, daß sie wie jede andere Sache hätte verkauft, vertauschet und sonst verwendet, nicht minder die Ausgetretenen verfolgt, zurückgefordert, und nach Willkühr bestraft werden können.

Es würde hier zu weitläuftig seyn, die Geschichte der deutschen Sclaverey auseinander zu setzen, aber nur so viel will ich noch anführen: die Obotriten, ein mächtiger wendischer Stamm, waren noch immer Heiden, als ganz Europa durch päbstliche Einflüsse zu Heldenthaten wider die Ungläubigen begeistert wurde. Auch Deutschland ließ sich hinreißen, und folgte schaarenweise der Fahne des Kreuzes; nur die Sachsen fanden die unfruchtbaren Abenteuer in Spanien und Palästina, mit ihrem zeitlichen Interesse nicht vereinbar; besser passete es ihnen, die Obotriten, als Feinde des Kreuzes, und deren Bezwingung als ein nicht minder verdienstliches Werk anzusehen; und hierzu verband sich in der Mitte des 12ten Jahrhunderts der junge Herzog Heinrich der Löwe zu Sachsen mit einigen ihm verwandten benachbarten Fürsten.

Der damahlige Beherrscher der Obotriten Niklot schlug Friedensbedingungen vor, aber hielt sie nicht, welchen Anlaß Heinrich mit Freuden ergriff, diese Wenden zu ihrer Dienstpflichtigkeit zurückzubringen, und den Tribut ansehnlich zu erhöhen. (*) Bey allen diesen hörte Niklot seinen vielfältigen, ja eidlichen Versprechen zuwider, nicht auf, die Dänen mit unaufhörlichen Befehdungen und Räubereyen zu plagen, und brachte es endlich dahin, daß Heinrich der Löwe, in Verbindung mit dem König Woldemar, die Wenden für friedlos erklärte, und zugleich durch die Hoffnung beträchtlichen Gewinnes gereizt, das Rachschwerd wider sie aufhob.

Im Jahr 1160 ward Niclot auf einer Seite von dem Heere Herzog Heinrichs, und auf der andern des Königs Woldemar angegriffen, er selbst warf sich in das Schloß Werle, und kam, in einem Ausfalle aus solchem, ums Leben. (**) Seine beyden ältern Söhne, Pribislav und Wertislav retitirten sich in die Wälder, und brachten ihre Familie zu Schiffe in Sicherheit. (Dieser Geschichtsumstand läßt mich vermuthen, daß das angezeigte Werle nicht dasjenige sey, welches sonst die Schriftsteller dafür halten; dieses allgemein für die alte ehemahlige Fürstenburg gehaltene, nunmehrige Rittergut Werle liegt ohnweit Grabow, einige Meilen von der Elbe, und ohngefähr bis zum nächsten an der Ostsee bey Wismar sind es etwa 9 Meilen. Nach der Elbe konnten die Herrn von Werle ihre Fami-

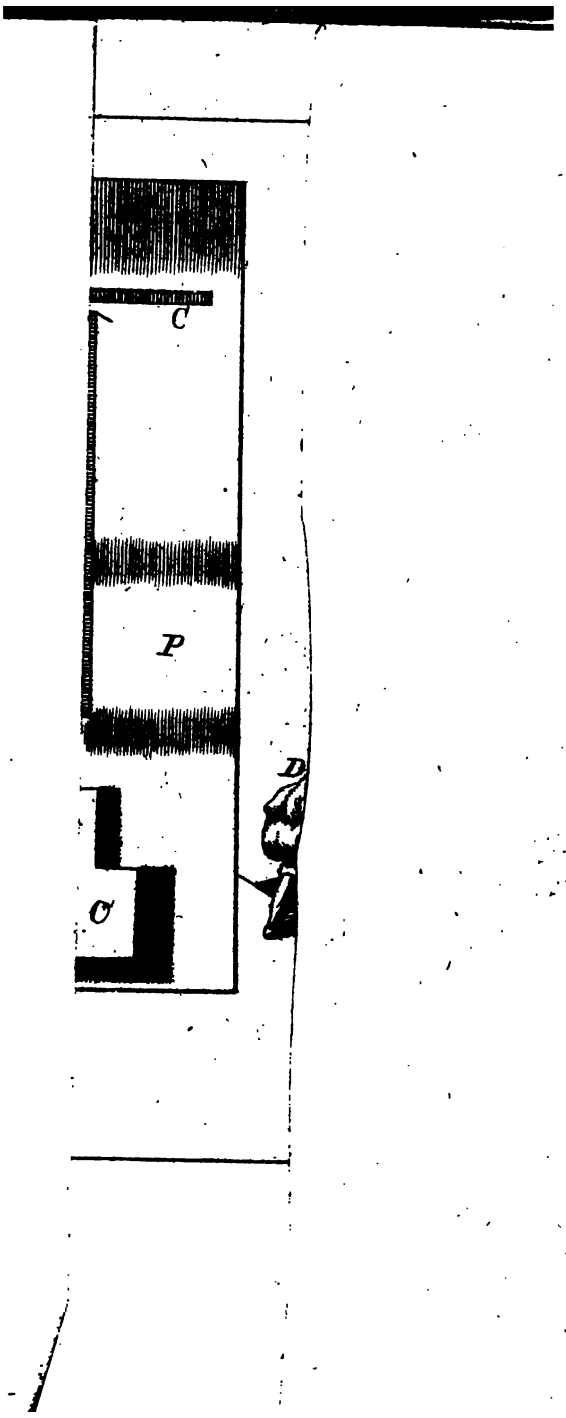
(*) *Helmold.* Chron. Slav. L. 1. cap. 68. 69.

(**) *Helmold.* l. c. cap. 87. §. 1 — 5.

milie nicht bringen, weil die gewiß damahls auch unsicher war, und so weit mitten durchs land zur Ostsee, war es wegen der feindlichen Völker noch wohl unsicherer. Es ließe sich daher füglich schließen, daß die berühmte Burg Werle an der Warne, ohnweit Bützow bey den Dörfern Wick und Kassow gelegen, wo sich an den Ufern dieses Flüsses ebenfalls noch ein Dorf dieses Nahmens befindet; auch sieht man in dieser Gegend noch Ruderа von uralten Mauern und Wällen. Hier konnte die Familien der Herrn von Werle sehr leicht eingeschifft, und in einer Nacht über Rostock zur See geschafft werden, da dieser Fluß ehedem tief ins land hinein schiffbar gewesen ist, und Rostock damahls noch nicht den Fluß mit Brücken und Mühlen bebauet haben konnte.) Die Sachsen aber bemächtigten sich des ganzen landes, und vereinigten sich endlich mit den von der andern Seite andringenden Dänen, in welcher schlimmen lage beyden benannten Prinzen nichts übrig blieb, als sich mit Herzog Heinrich zu vergleichen, der ihnen die Vestung Werle mit der umliegenden Gegend zurückgab, ihr väterliches land der Obotriten aber als eine eroberte Provinz betrachtete, und solches unter seine Krieger vertheilte, die denn viele fremde Colonisten ins land zogen, und ihnen Aecker zur Cultur gaben. (*)

Beyde Brüder wurden aber wieder unruhig, Wertislav wurde öffentlich hingerichtet, und Pribislav flüchtete nach vielen Niederlagen für seine Person nach Pommern, indem er land und leute dem Ueberwinder Preis gab. (Auch das war leichter von dem Werle an der Warne, als von

(*) *Helmold.* l. 1. c. 87. §. 3. 4.


C
P
D
O

aus einem verachteten Volke entsprossen, und dabey verächtliche Arbeiten unternehmen mußten, wozu sie nicht von eigenem Antriebe, sondern von der Gewalt ihrer Obern gezwungen wurden. Dieses konnte und durfte auf das nachherige Gewerk keinen Einfluß haben: und wenn man noch keinen Bauern in der Städten, so lange er Unterthan und Bauer ist, zum Besitz bürgerlicher Grundstücke gerne gelangen läßt, (weil dadurch nur dem das bürgerliche Eigenthum der Stadt zugewendet wird,) so kann man doch seine Kinder unter begünstigenden Umständen zu den Freiheiten als Bürger zu, und weiß sie nicht mehr von der ehemahligen unedlichen Sache leiten. Man kann jetzt zu allen nur Gold aber Seide einkaufen. —

Das vorher angeführte Edict, welches auch bey dem Übergange, daß die Magdeburgischen die neue weder noch länger, als in der Churmark Inwohner in der Wahne anderer Zünfte stimmungs mitgehen, von der ehemahligen allgemeinen Verachtung der Leinweber herzuleiten, und es unter folgende Gesetze:

Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König in Preussen, Marggraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer und Churfürst, souverainer Prinz von Oranien, Neufchatel und Vallengin, zu Magdeburg ꝛc. Herzog ꝛc. bekennen hiermit für Uns, Unsere Erben und Nachkommen, Könige in Preussen, als Herzoge zu Magdeburg, auch sonsten gegen jedermänniglich: Wie

ihre

weber in Unſerm Herzogthum Magdeburg allerunterthänigſt Klagende zu vernehmen gegeben, was Geſtalt ſich einige bisher unterſtanden ſie zu injuriiren und ihnen vorzuwerfen, daß, wenn jemand juſtificiret werden ſolle, ſie die Leiter nach dem Galgen tragen müſten, auch ſolches gerne thäthen, und mit allergehorſamſter Bitte, ſie dawider zu ſchützen, und die von Uns und Unſers in Gott ruhenden Herrn Vatern Gnaden in Unſerer Chur- und Mark Brandenburg deßfalls hiebevor publicirte Edicta auch auf ſie zu extendiren, und dieſelbe in Unſerm Herzogthum Magdeburg ebenfalls gelten zu laſſen, welche Edicta denn folgender Geſtalt lauten:

Wir Friedrich von Gottes Gnaden, König in Preuſſen, Marggraf zu Brandenburg, des heiligen römiſchen Reichs Erzkämmerer und Churfürſt, ſouverainer Prinz von Oranien, zu Magdeburg, Cleve, Jülich, Berge, Stettin, Pommern, der Caſſuben und Wenden, auch in Schleſien zu Croſſen Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürſt zu Halberſtadt, Minden und Camin, Graf zu Hohenzollern, der Mark, Ravensberg, Lingen, Mörß, Bühren und Lehrdam, Marquis zu der Vehre und Vließingen, Herzog zu Ravenſtein, der Lande Lauenburg und Bütow, auch Arley und Breda ꝛc. be-

kennen hiermit für Uns, Unſere Erben und Nachkommen, Könige in Preuſſen, als Marggrafen und Churfürſten zu Brandenburg, auch ſonſten gegen jedermänniglichen; Nachdem Uns die ſämbtlichen Damaſchken- Ziechen- und Leinweber in Unſerer Chur- und Mark-Brandenburg um Renovation eines wider diejenigen, ſo ſie injuriiren und beſchimpfen, hiebevor von Unſers in Gott ruhenden Herrn Vaters, Churfürſt Friedrich Wilhelm Gnad. Chriſtſeligſten Andenkens, publicirten Patents, allerunterthänigſt angelanget gebeten, dergeſtalt denn daſſelbe unterm Dato Poſtam, den 9ten Märtii Anno 1671 bey Unſrer Lehnscanzeley in Originali producirt, und hiernach ſtehend alſo lautet:

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden, Marggraf zu Brandenburg, des heil. Römiſch. Reichs Erz Cämmerer und Churfürſt, in Preuſſen, zu Magdeburg, Jülich, Cleve, Berge, Stettin, Pommern, der Caſſuben und Wenden, zu Croſſen und Jägerndorf Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürſt zu Halberſtadt, Minden und Camin, Graf zu der Marck und Ravensberg, Herr zu Ravenſtein, und der Lande Lauenburg und Bütow. Urkunden hiermit gegen Männiglich, denen es zu wiſſen nöthig, oder ſonſt daran gelegen; daß Uns die ſämbtliche Alt- und Jungmeiſter der Damaſchken-

Lei-

Ziechen- und Leinweber, unterthänigſt Klagende hinterbringen laſſen, wie daß ſich nun eine Zeit hero verſchiedene Perſonen unterſtanden, ſie ſowohl publice als privatim zu injuriiren und beſchimpfen, auch aufzubürden: daß ſie die Leitern zum Galgen tragen müßten, wenn einer juſtificiret worden, und daß ſie ſolches gerne thäten; wodurch ſie in mancherley Proceß gerathen, und in große Unkoſten geſetzet worden; dahero, und damit ſie mit ſolchen Injurien ferner verſchonet, und ihnen nicht weiter Proceſſe wider einen andern Injurianten zu führen verurſacht würden, ſie unterthänigſt gebeten: Wir wollen ſie in Unſern Schutz nehmen, und durch ein öffentlich Patent bey einer gewiſſen Strafe dergleichen Injurianten coerciren. Wenn Wir denn in gnädigſter Conſideration: daß in der Kaiſerlichen und des heil. Röm. Reichs Policey Ordnung, heilſamlich ſtatuiren und befehlen: daß die Leinweber und deren Kinder von keiner Gilde, Amt und Zünften, gleich andern ehrlichen Handwerkern, aufgenommen, und dazu gezogen werden ſollen, (*) dieſem ihren Suchen in Gnaden deferiret. Als verordnen Wir hiemit, daß gleich wie die Damaſchken- Ziechen- und Leinweber

(*) Vorzüglich dieſe Stelle des Edicts, und noch eine folgende machte mich aufmerkſam, und ſcheinet nicht undeutlich zu beweiſen, was ich im Vorhergehenden als Vermuthungen angab.

K.

in dieſer unſerer Churmark Brandenburg, bisher[o] für ehrliche Leute gehaleen wörden, alſo auch niemand dieſelben wegen ſolches ihres Handwerks zu ſchmähen, zu ſchimpfen, zu injuriiren; und wenn auch gleich in fremden Landen die Leinweber daſelbſt, dergleichen wie obgedacht, thun müſſen, (*) ihnen ſolches zu exprobriren und aufzurücken, keiner ſich unterfangen ſolle, bey Vermeidung hundert Reichsthaler fiscaliſcher Strafe: Geſtalt wir denn denen Magiſträten in denen Städten dieſer Unſrer Chur- und Mark-Brandenburg hiermit gnädigſt befehlen, dieſes Patent öffentlich anzuſchlagen, und die Damaſchken- Ziechen- und Leinweber dabey wieder Männiglich gebührend zu ſchützen. Urkundlich haben wir dieſes Patent eigenhändig unterſchrieben, und mit Unſerm geheimen Cammer-Canzley-Siegel bedrucken laſſen. So geſchehen, Potſtam den 9ten Märtii, Anno 1671.

Friedrich Wilhelm.

(L. S.)

Und

(*) Etwas Zuverläſſiges und beſtimmtes habe ich über dieſen Punct nicht auffinden können. Vielleicht aber würde ein Geſchichtforſcher dieſen Umſtand näher erläutern können.

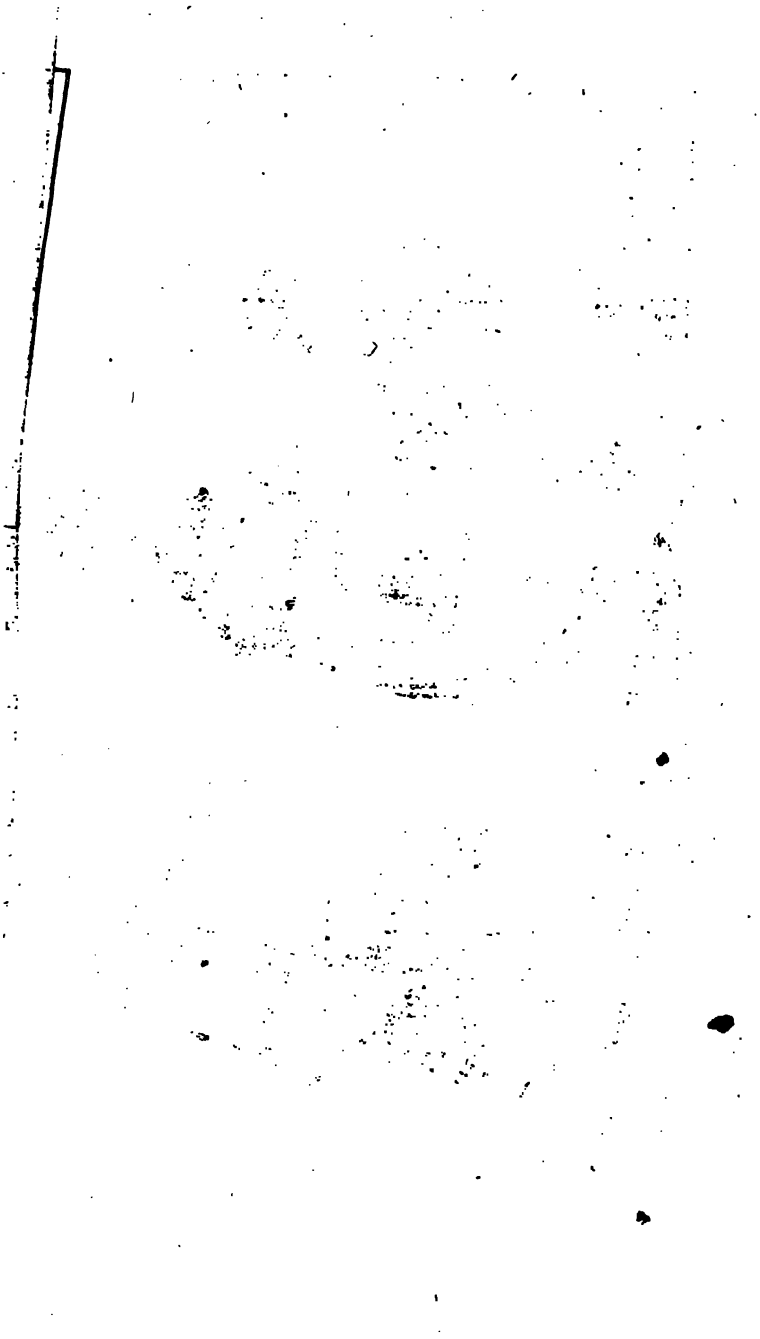
dafern ſie ſolche nicht bezahlen können, mit einer arbitrairen Leibesſtrafe zu belegen. Urkundlich unſer Unſer eigenhändiges Unterſchrift und aufgedrucktes Lehn-Siegel. Gegeben zu Poſtam den zehnten October nach Chriſti unſers lieben Herrn und Seligmachers Geburt, im eintauſend, ſiebenhundert und dreizehnten Jahre.

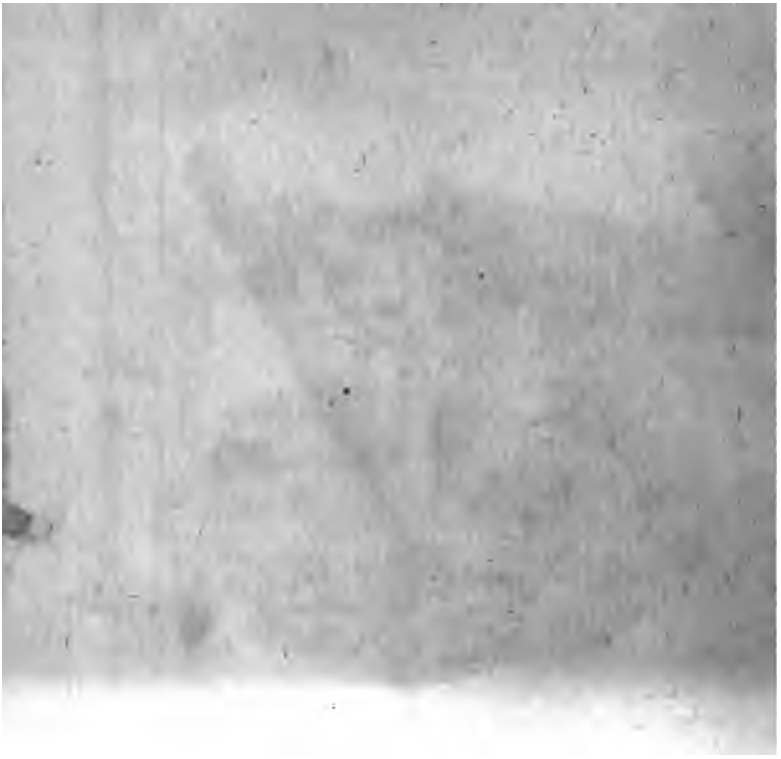
Friedrich.

(L. S.)

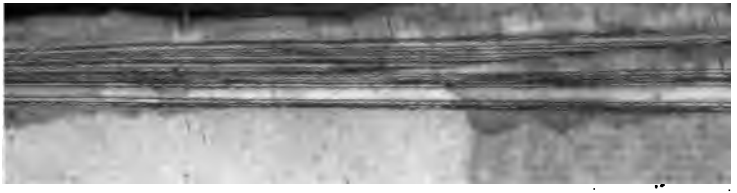
v. F. v. Fuchs.

Gleich



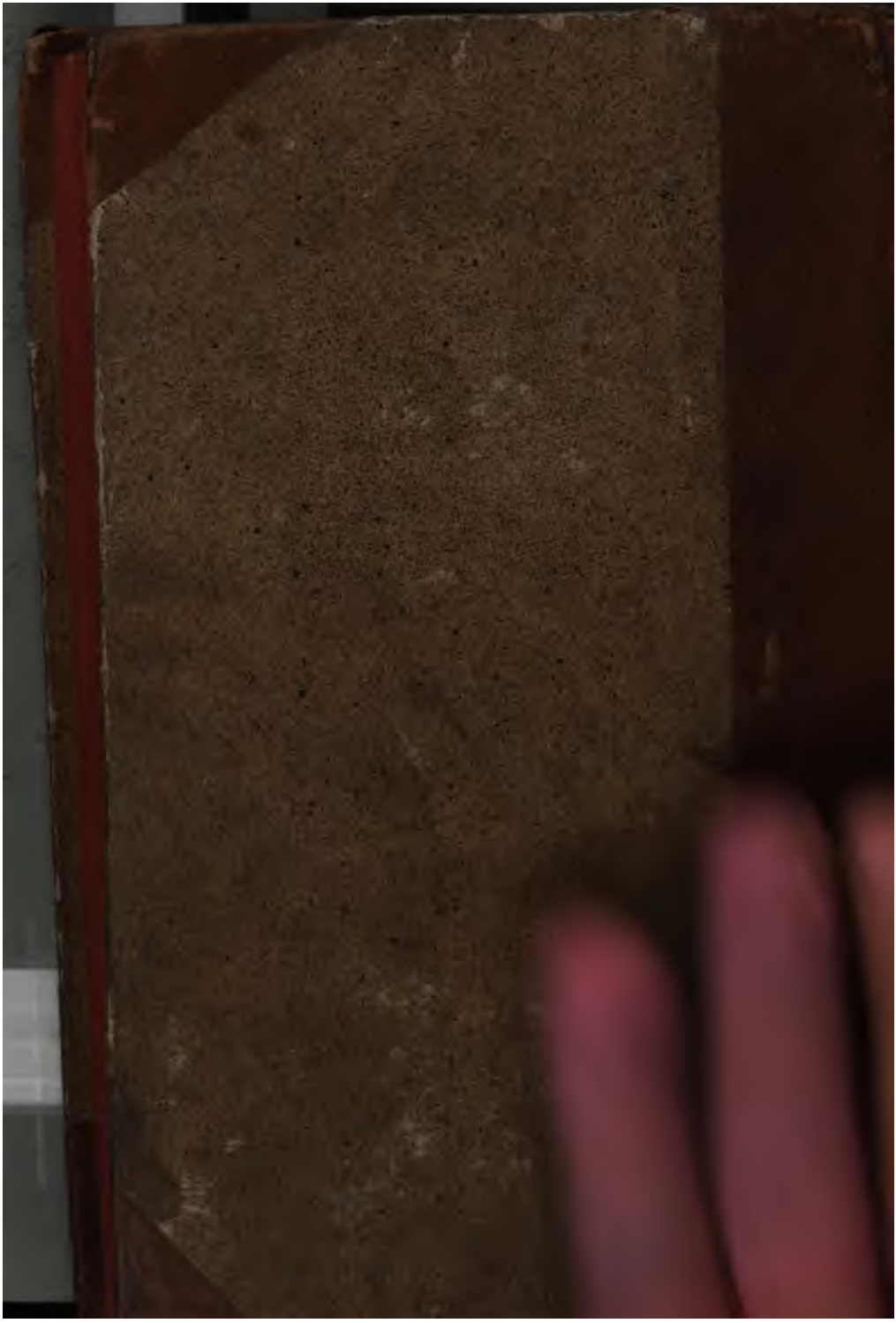


1
Fr. 4452. F. 15.



K
V. 1

STH

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.